Faber

Predigten

des

P. Matthias Faber

aus der Gesellschaft Jesu

auf die

Sonn- und Festtage des Kirchenjahres.

(Opus tripartitum.)

Aus dem Lateinischen übersetzt und herausgegeben

von

Heinrich Hoffmann und Michael Schuler,

Priestern der Diözese Würzburg.

Neue Folge.

I. Jahrgang.

1. Band.

Weihnachts- und Ostercyklus.

Würzburg.

Druck und Verlag der Stahelschen Buch- und Kunsthandlung.

1864.

Vorbericht.

Nachdem von den exquisiten Predigten des großen und vielgefeierten deutschen Kanzelredners P. Matthias Faber aus der Gesellschaft Jesu im löbl. Ferd. Schöningh'schen Verlagsinstitute zu Paderborn bereits zwei Jahrgänge, unter dem Titel: „Predigten des P. M. Faber a. d. Ges. Jes. auf die **Sonn- und Festtage des Kirchenjahres**. (Opus tripartitum.) Aus dem Lateinischen übersetzt von einem Vereine kathol. Priester. Herausgegeben von Michael Schuler, Priester der Diöcese Würzburg", in den Jahren 1861—1863 erschienen sind, hat derselbe es auf sich genommen, in Verbindung mit Hrn. Pfarrer Heinrich Hoffmann zu Maria-Limbach noch einige Jahrgänge, ganz in der praktischen Weise, Eintheilung und Form der vorausgegangenen und nunmehr im gesammten deutschen Buchhandel befindlichen Jahrgänge, zu publiziren. Der gegenwärtige Band beginnt einen weiteren Jahrgang, den **ersten** einer **neuen Folge**, und beehren sich die beiden Herausgeber, denselben ihren lieben Amtsbrüdern fern und nah, dem hochwürdigen deutschen Curatklerus, mit jener Ergebenheit und Hochachtung ehrerbietigst vorzulegen, auf welche der-

selbe so gerechten Anspruch machen darf. Die neue Folge hat sich zur Aufgabe gesetzt, über die sonn- und festtäglichen Evangelien des Kirchenjahres ebenso neue als mit großer Wähligkeit ausgesuchte Predigten des bewährten Verfassers des opus tripartitum sich einzuverleiben, und verspricht hinsichtlich der noch weiteren Jahrgänge die gleiche Gewissenhaftigkeit und geschmackvolle Auslese des Zeitgemäßen und des Besten. Der **Werth** des Dargebotenen **allein** mag die weitere Veranstaltung dieser Uebersetzung, der unabsehbaren Masse anderer Predigtwerke gegenüber, rechtfertigen. Wir sind überzeugt, er wird es vollkommen thun und allgemein befriedigen, wie solches sämmtliche Rezensionen anerkannt haben, welche die bereits früher erschienenen beiden Jahrgänge zu besprechen und ihrer wärmsten Empfehlung zu würdigen die Geneigtheit hatten.

Inhalt des ersten Bandes.

A. Weihnachts-Cyclus.

B. Oster-Cyclus.

Predigt auf den I. Adventssonntag.

Thema: Ueber die Kennzeichen der bereits im Altern begriffenen Welt.

E i n t h e i l u n g.

Daß die Welt bereits altert, zeigt sich unverkennbar

I. an der Abnahme der Heiligen;
II. an der Ueberhandnahme der Ungerechtigkeit;
III. an dem Verfalle des Glaubens;
IV. an der Verkündigung des Evangelium auf der ganzen Erde;
V. an der Verkehrtheit der Welt.

T e x t: Luk. XXI, 31. „Wenn ihr dieses geschehen sehet, so wisset, das Reich Gottes ist nahe."

Eingang.

A n d ä c h t i g e i m H e r r n V e r s a m m e l t e!

Die Antwort, welche der griechische Weltweise Aristoteles dem mächtigen Macedonierkönig Alexander dem Großen gegeben haben soll, darin bestehend, daß Aristoteles sein Buch (über die Natur) in einer Weise herausgab, daß es so gut war, als hätte er es n i c h t herausgegeben, indem er dasselbe so dunkel abgefaßt hatte, daß nur Wenige es zu verstehen im Stande waren, — dieselbe Antwort beinahe gibt unser göttlicher Heiland seinen Jüngern, als sie ihn um die Zeit der Zerstörung Jerusalems, des Unterganges der Welt und seiner (zweiten) Ankunft zum Gerichte befragten (Luc. 21, 6. Matth. 24, 3.). Denn der Herr ertheilt ihnen hierauf einen derartigen Bescheid, daß es schwer zu unterscheiden ist, welches seiner Worte auf den ersten Theil dieser Frage, welches

auf den zweiten, und welches auf den dritten Bezug habe. Es wird dieses erst klar werden, wenn sich Alles dieses wird zugetragen haben. Wenn wir nun aber doch etwas Bestimmtes daraus abnehmen, so ist es eben nur eine annähernde Angabe, keineswegs jedoch eine deutliche, feste und ausdrückliche Bezeichnung der fraglichen Zeitpunkte. Der Heiland wollte nämlich, wir sollten, ferne von eitler Wißbegierde, immerdar in der Erwartung jener traurigen Ereignisse leben.

Den ersten Punkt jener Frage nach der Zerstörung Jerusalems anlangend, so hat der Erfolg den Beweis geliefert, daß Christus in dieser Beziehung vollkommen Wahrheit gesprochen. Ebenso wird auch eintreffen, was er über den Weltuntergang und seine zweite Ankunft geweissagt hat. Wenn wir aber diese Aussprüche genau erwägen, so verkündigen sie uns zwar das Jahr, den Monat und Tag, wann es geschehen wird, nicht mit Bestimmtheit; aber sie enthalten dennoch hierüber wenigstens annäherungsweise eine Auskunft, so daß jene, welche gegen das Ende der Zeiten leben, an gewissen Merkmalen das baldige Eintreffen jener Begebenheiten erkennen, und dadurch vorsichtiger gemacht werden. Der hl. Chrysostomus schreibt (Hom. 50. über Matth. 24.) hierüber: „Gleichwie wir, wenn wir einen hochbetagten Menschen sehen, erkennen, daß er in kurzer Zeit sterben werde, aber nicht wissen, wann er von der Welt abscheiden mag: ebenso schließen wir aus dem gestörten Zustande der Welt auf deren baldigen Untergang, wenn wir auch die Zeit, wo derselbe eintritt, nicht erkennen." Und der Weltapostel drückt sich also aus: „Plötzlich wird sie das Verderben überfallen, wie der Schmerz die Schwangere" (1. Thess. 5, 3.). Wie nämlich eine Schwangere die herannahende Zeit ihrer Entbindung zwar abnehmen, allein die Woche und den Tag derselben nicht mit Bestimmtheit voraussagen kann; so ergeht es auch uns hinsichtlich der Zeit der Ankunft Christi zum Weltgerichte.

Ich glaube darum, Andächtige! mich keineswegs einer freventlichen oder unnützen Arbeit zu unterziehen, wenn ich es auf mich nehme, euch in gegenwärtiger Erbauungsstunde einige Anzeichen anzugeben, an welchen man das Altern der Welt erkennen kann. Ich werde mich dabei an die klaren Aussprüche Jesu Christi, der göttlichen Schrift und der heiligen Väter halten. — Vernehmet mich.

Erstes Anzeichen.

Das Immerseltenerwerden der Heiligen.

Als erstes Kennzeichen der bereits im Altern begriffenen Welt kann man füglich dieses annehmen, daß die Heiligen auf Erden immer spärlicher auftreten.

Dieser Meinung pflichtet auch der hl. Chrysostomus bei, da er (über Matth. 1.) also spricht: „Gleichwie das Aegypterland, sobald die Israeliten aus demselben ausgezogen waren, zerfiel, so wird auch diese Welt untergehen, wenn einmal die Heiligen auch ihr werden verschwunden sein." Desgleichen sobald Lot mit seinem Weibe und mit seinen Töchtern — den einzigen dort wohnenden Gerechten — Sodoma verlassen hatte, regnete es Feuer und Schwefel vom Himmel, die Stadt verwüstend, welche der Herr verschont hätte, wären auch nur zehn Gerechte darin gewesen.

Ein Haus stürzt zusammen, wenn seine Säulen einfallen oder wegen hohen Alters wanken. Eben so wird auch die Welt in Trümmer zusammenstürzen, wenn die Heiligen, deren Verdienste und Gebete sie stützen, sich mindern werden. Rufinus nimmt darum (in seiner Einleitung zum Leben der hl. Väter) keinen Anstand, zu behaupten: „Wer will in der That daran zweifeln, daß die Welt nur um der Verdienste der Heiligen willen fest steht?" —

Eines Tages kam der Abt Hilarion zum Abte Antonius. Da redete der Letztere Jenen also an: „Es ist gut, daß du gekommen bist, du Morgenstern, der du in der Frühe aufgehst;" worauf Hilarion erwiderte: „Heil dir, du Säule des Lichtes, die du den Erdkreis aufrecht hältst."

Bei Surius in dessen Lebensbeschreibung des hl. Dominikus lesen wir, es sei diesem in einem Gesichte vorgekommen, wie der Herr einst drei feurige Lanzen ergriffen habe, um damit die Welt als mit eben so vielen Blitzen in Brand zu stecken und zu vernichten. Als dieses die hl. Gottesmutter bemerkte, habe sie sich ihm zu Füßen geworfen und für die Welt Fürbitte eingelegt, indem sie sagte: „Wirf die Lanzen von dir, o du mein eigen Blut!" und dann die Bekehrung der Welt auf sich nahm, sprechend, es seien zwei Männer da, Dominikus und Franziskus, welche durch die Heiligkeit ihres Lebens die Welt von ihren Lasterpfaden zurückzuführen im Stande wären. Christus ward hiedurch besänftiget; und wirklich haben diese heiligen Männer durch die von ihnen gestifteten religiösen Orden die Welt sichtlich gebessert. — So erschien auch der hl. Franziskus dem Papste Innozenz III. im Traume, wie er die einstürzende Kirche zum Lateran mit seinen Schultern stützte, was den Stellvertreter Christi bewog, die Ordensregel dieses Heiligen zu bestätigen.

Und nun Geliebteste! betrachtet einmal die Welt in unseren Tagen. Ach, welch' seltene Erscheinung ist jetzt ein Heiliger auf der Erde! Wo gibt es jetzt noch solche tapferen Blutzeugen, wie ehemals? Wo Einsiedler von so bewunderungswürdiger Strenge, wie sonst? Wo Kirchenobere von solcher Heiligkeit, wie vordem? — Der Herr vertilgte einst die Stadt Sodoma, weil sich in ihr keine zehn Gerechte vorfanden (I. Mos. 18, 32.). Allein saget mir,

Andächtige! wie viele Städte wird der Herr jetzt antreffen, in denen gleichfalls kaum so viele Gerechte zu finden sind? Wer wagt es wol, zu behaupten, der zehnte Theil der Welt sei in unseren Tagen fromm und gerecht? Ich meines Theils getraue mir dies wahrlich nicht zu sagen.

Zweites Anzeichen.

Das Ueberhandnehmen der Ungerechtigkeit.

Als anderes Kennzeichen, daß die Welt altert, kann auch dieses gelten, daß die Ungerechtigkeit so sehr überhand nimmt, und die Liebe bei gar so Vielen erkaltet ist. Gleiches sagt der Heiland (Matth. 24, 12.) ganz mit denselben Worten, welche auch von den Schriftauslegern auf das Ende der Welt angewendet werden. So schreibt unter Andern der hl. Gregorius (35. Hom. üb. d. Evang.): „Wenn gleichwol das Ende der Welt von deren eigener Ordnung abhängig ist, so kann man doch auf dasselbe schließen, wenn Alles immer verderbter und sonach würdig wird, von ihren Trümmern bedeckt zu werden.“

Wenn der Mensch einmal anfängt, keine Wärme mehr zu besitzen, auf das Bett gefesselt zu sein, irrsinnig zu reden, am Stabe zu gehen, so zweifelt man nicht, daß er dem Tode nahe sei. In gleicher Weise wird auch die Welt, wenn sie in der Liebe zu erkalten, im Gutesthun zu erlahmen, vom Leben und Leiden Jesu Christi nichts mehr zu wissen, und kindisch zu werden beginnt, ihrer Auflösung nicht mehr ferne stehen. In den letzten Zeiten nämlich wird das Andenken an unsere Erlösung schwinden, und endlich wegen der Länge der Zeit fast ganz aus dem Herzen Vieler verwischt werden. Es wird das Blut Jesu Christi erkalten, und sein Gedächtniß erlöschen in Folge des weiten Abstandes der Zeiten.

Beim Propheten Daniel (2. Kap.) wird erzählt, König Nabuchodonosor habe einstmals in einem Traumgesichte eine Bildsäule geschaut, aus mehreren Stücken bestehend, golden war das Haupt, silbern die Brust, ehern der Leib, die Schenkel von Eisen, die Füße theils von Eisen theils von Thon. Aus diesem Gesichte will der hl. Vinzentius (aus dem Dominikanerorden), welcher um das Jahr 1415 lebte, die Nähe des Weltendes erschließen. Er sagt nämlich, jene Säule versinnbilde die Kirche Christi; und zwar bedeute das goldene Haupt derselben die Zeit der ersten Kirche bis zum Jahre 400 n. Chr., während welcher die Christen in Liebe gegen Gott und den Nächsten erglühten, da die Gläubigen unter sich Ein Herz und Eine Seele waren, da

sie im Gebete und im Brodbrechen verharrten, ihr Vermögen der Kirche schenkten, am frühesten Morgen zum Lobe Gottes aufstanden, alle Laster mieden und dgl. m. — Die silberne Brust bedeutet den Zeitraum des heiligen Augustinus, Hieronymus, Ambrosius, in welchem die Kirche durch die Arianer zu leiden hatte, so daß sie viel von ihrem ursprünglichen Glanze verlor; wiewol damals noch eine Menge von Heiligen sich vorfand. Der hl. Hieronymus selber bezeugt dieses (in seinem Leben des hl. Malchus), daß die Kirche, nachdem sie an die Höfe christlicher Fürsten gekommen, „sich an Macht und Reichthümern zwar vergrößert, dagegen an Tugenden verringert habe." — Der eherne Leib versinnlicht die Zeitperiode von Gregor dem Großen bis zum Jahre 1200, wo Mahomet mit seiner Irrlehre die Kirche in Afrika verheerte, und wo Christus — wie wir vorhin bereits erwähnt haben — die Welt vertilgen wollte, aber durch die Verdienste der heil. Gottesmänner Franziskus und Dominikus davon zurückgehalten wurde. Es gab damals zwar weniger Heilige; doch stand der wahre Glaube und die Redlichkeit noch in Blüthe. — Die eisernen Schenkel sind das Bild der Epoche vom Jahre 1200 ab bis auf uns, — wahrlich ein eisernes und unbändiges Zeitalter, in welchem die Menschen, wie wenn sie von Eisen wären, sich nur durch Feuer und Schläge, d. h. durch Furcht vor Strafe bändigen lassen; wo sie weder durch Wunder zu bekehren, noch durch harte Züchtigungen, als z. B. durch Krieg, Krankheiten, Hungersnoth u. s. f. zu erschüttern sind; wo sie sich gegenseitig hart, rauh, neidig behandeln, demnach wie das Eisen schwarz und unscheinlich, d. h. ganz gewöhnlich geworden sind. — Die Füße von Eisen und Töpferthon bezeichnen die Zeit des Antichrist, in welcher die Menschen im Laster verhärtet und völlig in den Koth und Schlamm irdischer Lüste versunken sein werden. Dann wird nichts erübrigen, als daß „der Stein ohne Zuthun von Menschenhänden sich losreiße und herabstürze" (Dan. 2, 34.), mit andern Worten, daß Christus aus den Himmelshöhen zum Weltgerichte herniedersteige, und die Bildsäule zertrümmere.

Drittes Anzeichen.

Die Abnahme des Glaubens.

Daß die Welt altert, läßt sich ferner auch daraus schließen, daß der Glauben auf Erden im Abnehmen begriffen, d. h. daß er ganz schwach geworden ist, und nur noch bei Wenigen anzutreffen sein wird. Auch dieses Merkmal gibt uns der göttliche Heiland selbst an, da er mit Bezugnahme auf seine zweite Ankunft

also spricht: „Wenn der Menschensohn (zum Gerichte) kommt, wird er wol Glauben finden auf Erden?“ (Luk. 18, 8.) Diese Worte erklären einige Schriftausleger vom Glauben an Gott, andere von der Treue gegen die Menschen, wieder andere von Beiden zugleich; so Theophylaktus. — Und in der That, Geliebte! wenn wir unser gegenwärtiges Zeitalter in's Auge fassen, finden wir nicht, daß man diesen zweifachen Glauben bei uns in hohem Grade vermißt?

1. Was erstlich den Glauben an Gott anbelangt, wer erkennt nicht, wie die Herrschaft der Ungläubigen und Heiden auf Erden weithin ausgebreitet ist? Wer nimmt nicht die Menge und den Einfluß der Irrlehren wahr, so daß ganze Reiche der katholischen Kirche entfremdet sind? — Vor mehreren hundert Jahren war kaum oder gar nie ein ganzes Land oder eine Provinz von der wahren Kirche abgefallen; Die Andersgläubigen lebten höchstens dann und wann, dort und da unter den Rechtgläubigen zerstreut und untermischt. Allein wo wird Christus dermalen noch seinen ungeschmälerten Glauben antreffen? — Etwa in Asien? Nimmermehr; denn dieser Welttheil ist in den Händen der Türken, Perser und anderer Ungläubigen, in den Händen der nicht unirten Griechen und Schismatiker. Oder in Afrika? Keineswegs; denn dort hausen die Muhamedaner und Wilden. Vielleicht in Europa? Hier wirst du nicht nur ganze Länder fremden und neuen Lehren angehörig, sondern auch in den wenigen reinkatholischen Reichen übergenug Andersgläubige wohnhaft finden. Oder in Amerika und Australien? Ach, wie viele Heiden wohnen noch dort! — Und unter den zur wahren Kirche Gehörigen, wie zahlreich sind nicht hier die Schein- und Namen-Katholiken, welche Gott nur mit dem Munde bekennen, aber in der That verleugnen; deren Glaube leider nur ein todter, lebloser und unfruchtbarer Glaube ist?

2. Wollen wir aber von der Treue und dem Glauben der Menschen unter sich reden, so ist leider in unseren Tagen hievon fast keine Spur mehr anzutreffen. Denn die Eitelkeit und Treulosigkeit ist unter den Menschen heutzutage so groß, daß es nicht zu viel behauptet ist, wenn man sagt: Treue und Glaube sind von der Erde ausgewandert. Ach, meine Theuersten! die alte Redlichkeit, das alte Vertrauen ist dahin. Jene goldenen Zeiten sind verschwunden, in denen man einander ohne Unterpfand, ohne Zeugen, ohne Handschrift, auf das blose Wort hin traute, lieh, bezahlte. In unseren Tagen glaubt man Niemanden mehr ohne die oben genannten Versicherungen, ja sogar sammt diesen kaum, weil man bei all' dem doch oftmals betrogen

wird. Man schämt sich heutzutage der Lüge nicht mehr; Verträge, Versprechungen werden nicht gehalten. Endlich traut man selbst seinem besten Freunde und Bekannten, selbst seinen Anverwandten nicht mehr; — Alles muß mit Zeugen, Siegel, Handschrift und Unterpfand versehen sein. Doch es muß so kommen. Eben weil man jetzt nicht auf Gott, sondern nur auf seinen eigenen Fleiß baut, darum verliert man auch bei den Menschen das Vertrauen. Hieraus mag Jeder schließen, ob wir nicht alle Ursache haben, das Herannahen des Weltendes zu befürchten.

Wir wollen hier, meine andächtigen Zuhörer! eines anderen bemerkenswerthen Umstandes, welcher mit dem bisher Gesagten in einigem Zusammenhange steht, Erwähnung thun, daß nämlich unter dem bei Daniel im Traumgesichte Nabuchodonosors aufgeführten, an vorletzter Stelle genannten Bilde von den eisernen Schenkeln jene, in der Zwischenzeit eingetretene Epoche zu verstehen ist, in welcher das heilige römische Reich unterging. Durch die vor mehr denn dreihundert Jahren entstandene unselige Glaubensspaltung wurden nämlich viele seither der katholischen Kirche zugethanen Fürsten der Religion ihrer Väter entfremdet, und in das der Kirche feindlich entgegenstehende Heerlager hinüber gezogen. Gerade hiedurch ward das gemeinsame Band, welches die Fürsten noch zusammengekettet hatte, — das Band des Glaubens, zerrissen, im Schooße des römischen Reiches Zwiespalt und Zerklüftung, somit dessen Sturz herbeigeführt. Dieser Sturz war aber für die Kirche, und sonach auch für den Glauben, von unberechenbar traurigen Folgen. Denn während beim Bestande des heiligen römischen Kaiserreichs die Kirche, als Trägerin der höchsten geistlichen Gewalt, an dem römischen Kaiser, als dem Träger der höchsten weltlichen Gewalt, besonders wenn dieser — wie er sollte — ein treuer Sohn der Kirche, folglich auch der Schirmhort für diese und deren sichtbares Oberhaupt war, eine mächtige Stütze fand: blieb sie nachmals beim Sturze des römischen Kaiserthums dieses Schutzes beraubt, und steht nunmehr wehrlos da, den Ränken, Anfeindungen und Verfolgungen treuloser und kirchenfeindlicher Fürsten preisgegeben und blosgestellt. Die Geschichte seit dem Untergange des hl. römischen Reiches liefert den traurigen Beweis, welche tiefen Wunden derselbe der Kirche schlug, wie besonders das Kirchenoberhaupt darunter litt. Denn war auch der Fortbestand des römischen Reiches der Kirche gleichwol nicht nothwendig, so war er ihr doch, das wird Niemand absprechen können, höchst förderlich und von großem Nutzen. Denn durch das einheitliche Zusammenwirken von Papst und Kaiser konnte nur immerhin das Beste für den hl. Glauben, für die Kirche, wie für die Völker selbst zu Stande gebracht werden, und wurde auch wirklich zu Stande gebracht.

Viertes Anzeichen.

Die Verkündigung des Evangelium auf der ganzen Erde.

Als viertes Kennzeichen der alternden Welt darf man wohl auch die Zeit ansehen, wann das Evangelium Jesu Christi auf dem weiten Erdenrunde wird verkündiget sein. — Auch dieses Merkmal vom baldigen Untergange der Welt entnehmen wir dem Munde unseres göttlichen Heilandes selbst; denn er sagt (Matth. 24, 14.) unumwunden: „Dieses Evangelium vom Reiche wird in der ganzen Welt allen Völkern zum Zeugnisse gepredigt werden; und alsdann wird das Ende kommen". Der hl. Hieronymus bemerkt über diese Stelle: „Das Zeichen der Ankunft des Herrn ist, wenn das Evangelium auf der ganzen Erde wird gepredigt werden, so daß sich Niemand mehr entschuldigen kann" — nämlich mit dem Mangel an Gelegenheit zur Annahme desselben. In unseren Tagen aber wird der Same des Evangelium auch in den früher unbekannten Welttheilen ausgestreut, der Glaube Jesu Christi wird durch die Missionäre überallhin getragen, er drang bereits bis in die Urwälder von Amerika, bis nach Indien, China und Japan; und kaum wird es jetzt ein Volk geben, welches keinen katholischen Glaubensprediger gesehen.

Wenn nun die Verheißung Christi in Erfüllung gegangen: wenn „Ein Hirte und Ein Schafstall geworden ist" (Joh. 10, 16.); wenn alle Völker der Erde für den Glauben an Jesus und seine Lehre gewonnen sind, d. h. die Personen aus ihnen, die sich wollen gewinnen lassen; wenn die katholische Religion den Sieg über die ganze Welt errungen hat: ist dann, Geliebte! der Zweck der Welt nicht erfüllt? ist sie dann nicht ausgebaut? kann dann nicht das Ende für sie kommen? —

Fünftes Anzeichen.

Die Verkehrtheit der Welt.

Endlich läßt sich das Altern der Welt auch daraus entnehmen, daß die Menschen das Ende der Welt am allerwenigsten vermuthen, nicht im Mindesten an das Gericht denken, so recht in den Tag hinein leben, essen und trinken, kaufen und verkaufen, pflanzen und bauen, Frauen nehmen und zur Ehe geben, wie in den Tagen Noe's und Lot's, wo der Untergang plötzlich hereinbrach. — Dieses bezeugt der göttliche Heiland eben=

falls selbst (Matth. 24, 37. 38. — Luk. 17, 27. 28.). Eben so spricht er: „Der Menschensohn wird zu einer Stunde kommen, da ihr es nicht vermuthet" (Luk. 12, 40.). Desgleichen schreibt der Weltapostel: „Wie ein Dieb in der Nacht, so wird der Tag des Herrn kommen. Wenn sie sagen: Friede und Sicherheit! da wird sie plötzlich das Verderben überfallen" (1. Thess. 5, 2. 3.).

In unseren Tagen aber nehmen wir allenthalben wahr, wie die Menschen gar nicht an das Weltgericht denken, sondern sich nur mit Speise und Trank, Kauf und Verkauf, Landwirthschaft und Bauten, Heirathen und Hochzeiten beschäftigen. Nicht ein Einziger glaubt, daß zu seinen Lebzeiten das Ende der Welt hereinbrechen und der Widerchrist kommen könne. Jedermann hält seinen gewohnten Lebenslauf ein; ißt Mittag und Abend zur herkömmlichen Stunde; legt sich des Nachts nieder, steht Morgens auf, wie immer; bebaut seine Felder, und denkt und redet zuversichtlich von der kommenden Aernte; er sorgt für seine Kinder, wie er seine Söhne befördern, seine Töchter gut anbringen, ihnen eine reiche Mitgift geben und eine schöne Erbschaft erwerben kann; gerade als wenn es auf der Welt für alle Zeit einen solchen Verlauf nehmen müßte. Was haben die Menschen kurz vor der Sündfluth und vor den Brande Sodom's Anderes gethan? Dasselbe, was man heutzutage treibt. Und dasselbe werden sie auch thun, wenn das Weltende herannahen wird. Und nun, Andächtige! wie dann, wenn **wir selbst** es wären, die zu diesen Letzteren gehörten? — Nein das sei ferne, — wird Jeder von uns ausrufen, — dies soll mir nicht begegnen! Wenn wir nun aber wollen, dieser Tag möge noch recht weit von uns entfernt sein, so benehmen wir uns auch darnach wie die Christen zu Thessalonich, die der hl. Paulus also schildert und belobt: „Ihr aber, Brüder! befindet euch nicht in Finsterniß, daß euch jener Tag (der Ankunft Christi zum Gerichte) wie ein Dieb überrasche. Denn ihr Alle seid Söhne des Lichtes und Söhne des Tages; wir sind keine Kinder der Nacht oder der Finsterniß. Lasset uns also nicht schlafen wie die Uebrigen, sondern wachen und nüchtern sein" (1. Thess. 5, 4—6.). — Zu den Schlafenden, deren der Apostel erwähnt, gehören Jene, welche in ihre Lüste und Leidenschaften versunken, an Christi Ankunft zu denken aufgehört haben. Die Wachenden sind dagegen die, welche den Tugendwerken obliegend, jenen Tag stets mit Gefaßtheit erwarten. — Wachen wir demnach, Geliebte! damit dieser Tag uns nicht unvorbereitet überrasche! Dieses ist es auch, wozu uns die Kirche in der Epistel des heutigen Sonntags ermahnt, indem sie uns die Worte des Völkerapostels zuruft: „Brüder! die Stunde ist nunmehr gekommen, wo wir vom Schlafe erwachen sollen; denn jetzt ist das Heil uns näher, als wir glauben" (Röm. 13, 11.).

Allein, werdet ihr fragen, wie soll man erwachen? Der hl. Paulus fügt unmittelbar darnach (V. 12. u. 13.) die Antwort bei, indem er schreibt: „Laßt uns die Werke der Finsterniß ablegen und mit den Waffen des Lichtes uns umkleiden; ehrbar, wie am Tage lasset uns wandeln, . . . nicht in Schlafkammern und Unzucht u. s. f." — Die Mahnstimme des Apostels hat einstmals jenes große Licht der Kirche, den hl. Augustinus, aus langem und schwerem Schlummer aufgerüttelt. Sie möge also auch uns aufwecken, denn unser Heil und des Herrn Ankunft rückt uns mit jedem Tage näher. — Der hl. Evangelist Johannes nennt die ganze Zeit der Gnade die letzte Stunde; denn er schreibt (1 Brf. 2, 18.): „Kindlein! es ist die letzte Stunde." — Einzelne heilige Männer bemühten sich darum schon in früherer Zeit, die Welt aus ihrem Schlummer aufzuschrecken, gleich als ob jene letzte Stunde bereits abgelaufen wäre, und bald ihr letzter Schlag ertönte. Sie bezeichneten zwar nicht, wie die falschen Propheten Mohomet, Esaias Stifelius u. A., ganz bestimmt die Zeit des Unterganges der Welt, wohl aber verkündeten sie, daß derselbe nahe bevorstehe. So haben z. B. der hl. Medardus um das Jahr 540; Papst Gregor um 592; der hl. Vincentius um 1415, beim Anblicke der Drangsale ihres Zeitalters das christliche Volk ermahnt, sich zur Erwartung des Tages des Herrn bereit zu halten.

Gleichwie Jemand, der eine unverschiebbare Reise mit dem frühesten Morgen vor hat, und nur noch ein Stündchen zum Schlafen erübrigt, von seinen Freunden hin und wieder, so oft eine Viertelstunde um die andere schlägt, geweckt wird, eben weil sie befürchten, die ganze Stunde möchte ausschlagen und ihren Reisegefährten noch im Schlafe ereilen: ebenso verfuhren auch jene Heiligen; sie riefen, durch die Schrecknisse ihrer Zeit, gleichsam als das Vorspiel des hereinbrechenden jüngsten Tages, aufgefordert, ihre Zeitgenossen zu wiederholten Malen, so zu sagen bei der ersten, zweiten, dritten Viertelstunde aus dem Sündenschlummer auf. Mit Recht steht also zu befürchten, daß in Bälde die volle Stunde ausschlagen werde.

Was liegt übrigens, Andächtige! im Grunde daran, wenn auch bei unsern Lebzeiten dieses Ende der Welt nicht eintritt? Muß es uns nicht genug, ja überflüssig genug sein, zu wissen, daß das Nämliche, was einstens der Welt begegnen wird, einem Jeden von uns nach Ablauf seines Lebens bevorsteht? Wird uns nicht in diesem Augenblicke der Widerchrist, der böse Geist, verfolgen, „voll großen Zorns, weil er weiß, daß er dann nur wenig Zeit hat"? (Off. 12, 12.) Wird sich nicht in unserer Todesstunde die Sonne und der Mond verfinstern, indem der Vernunftgebrauch schwindet und das Licht der Augen bricht? Werden nicht

die Sterne vom Himmel fallen, wenn Alles, was uns lieb und theuer war, in Nichts zerfließt und uns im Stiche läßt; wenn die ganze Welt von uns flieht, und am Ende in einem Augenblicke aus unsren Augen entschwindet? Wird nicht im Lande unseres Körpers große Drangsal und Angst sein in Folge der Krankheiten und der unter sich im Kampf begriffenen Säfte? Ist dieses Alles uns noch nicht genug? Wie, wenn der Richter uns entgegentritt mit zweifelhafter oder gar ergrimmter Miene? Wie, „wenn die Engel des Friedens bitterlich weinen?" (Is. 33, 7.) Wie, wenn wir vor Schreck und Jammer „den Bergen zurufen: fallet über uns, und den Hügeln: Bedecket uns!" (Luk. 23, 30.)

Schluß.

Wir sollten darum, meine andächtigen Zuhörer! nicht sowol auf den allgemeinen Weltuntergang, als vielmehr auf die besondere, einem jeden von uns bevorstehende, einstige Auflösung unser Augenmerk richten. Es möchte uns sonst ergehen, wie jenem Weisen der Vorzeit, Thales, daß wir nämlich zu den Gestirnen emporblickend, die Erde aber unter unsren Füßen nicht beachtend in die Grube fallen, uns vor der ganzen Welt lächerlich, uns selbst aber unglücklich machen. Wir wollen vielmehr das ganze Leben lang dies unser einstiges Ende vor Augen haben, und unsere ganze Erdenwallfahrt als Vorbereitung auf eine glückliche Ewigkeit gewissenhaft benützen, damit unser Tod ein guter, unser Ende ein sanftes, unser Abschied vom Leben ein glücklicher werde, auf daß der Herr, mag er kommen, wann er will, uns wohlvorbereitet finde und uns mit sich in seine ewige Herrlichkeit einführe.

Amen.

Predigt auf den II. Adventssonntag.

Thema: Ueber den Kleiderluxus.

Eintheilung.

Der Luxus in Kleidern ist in hohem Grade tadelnswerth; denn

I. er ist der Verräther einer weibischen Sinnesart;
II. er ist ein Zeichen eines leichtfertigen Herzens;
III. er ist ein Fallstrick des Bösen;
IV. er ist ein Verschwender der Zeit;
V. er ist ein Herold menschlicher Armseligkeit;
VI. er ist ein Denkmal von der Schande unserer ersten Aeltern;
VII. er beschimpft den, der ihm fröhnt;
VIII. er besteht aus dem Kothe der Erde;
IX. er beansprucht ungeheuere Kosten;
X. er kennt kein Ziel und Maß.

Text: Matth. XI, 8. „Siehe, die Leute, die sich so kostbar kleiden, sind an den Höfen der Könige."

Eingang.

Es ist kein Grund vorhanden, geliebte Zuhörer! anzunehmen, daß der Herr den kostbar gekleideten Hofleuten einen Vorwurf habe machen wollen. Sie, die zur Ehre und zum Glanze der Hofhaltung ihres Herrn und Königs reichgeschmückte und kostbare Kleider anlegen, sie, die sich ihrem hohen Amte und Stande gemäß kleiden, sie trifft der Tadel des Herrn nicht; wohl aber jene Klasse von Menschen, die im Kleideraufwande völlig ausarten, und nur darauf ausgehen, sich und der Welt recht sehr zu gefallen. Es sind das nicht die Hofleute irgend eines Königs, es sind die Hofschran=

zen, die Sklaven des Fürsten der Finsterniß, von welchem Job (41, 25.) sagt: „Er ist der König über alle Söhne des Hochmuths", wie dagegen auf der anderen Seite Christus der König der Demüthigen genannt wird.

Vortrag.

Hören wir demnach, um so recht einen Abscheu gegen diese Sünde zu fassen, **wie tadelnswürdig der Kleiderluxus sei.**

Erster Punkt.

Der Kleiderluxus verräth eine weibische Sinnesart.

Sache der Weiber ist es, sich zu schmücken und zu zieren; der Schmuck des Mannes ist inwendig, es ist das seine Urtheilskraft und Weisheit, seine Charakterstärke und Tapferkeit u. drgl. Wie man nun aber den Vogel am Gefieder, so kennt man den Mann an seiner Kleidung, und ob er eine männliche oder eine weibische Gemüthsart besitzt. — Philippus, König von Macedonien, hatte einst einen Verwandten Antipaters zum Richter erhoben. Als er aber dahinter kam und sah, wie dieser Mann, ich weiß nicht, welcher Schminke sich bediente, um sich mittelst dieses Schönfärbemittels die Bart- und Hauptthaare zu färben, entband er ihn sofort seines Amtes und sprach, der sei unwürdig eines Dienstes, welcher auf die Treue beruhe, der nicht einmal in seinen Haaren Treue an den Tag lege. — So wollte auch, um ein christliches Beispiel anzuführen, Tiburtius einen gewissen Torquatus, einen Menschen, der sein Haar lockte, nicht als Christen gelten lassen, obgleich dieser dem Richter einbekannte, er sei ein Christ. Es sprach nämlich Tiburtius zu dem Richter die Worte: „Glaubst du, hoher Herr, dieser da sei ein Christ? er, der auf so gefallsüchtige Weise die Haare seines Hauptes kräuselt. Solche Anhänger und Diener seiner Person will Christus nicht." Gewiß! Leute, die sich schminken und schmücken, die sich also zieren und salben, die sich also herausputzen und die Haare zu Löckchen drehen, sie sind Christo mißfällig, zum Eckel und Abscheu. Der Teufel ist der Vater des Stolzes. Es mögen also die Eitlen zusehen, welchem Götzen sie dienen!

Zweiter Punkt.

Der Kleiderluxus deutet auf ein leichtfertiges Gemüth.

Gleichwie ein vor dem Eingange eines Hauses hängender Strauß anzeigt, daß hier eine Weinstube sei, so verräth ein mehr

als festlicher Kleiderputz eine feile Dirne, einen lüsternen Jüngling. Daher sagt der hl. Cyprian (über die Kleidung der Jungfrauen): „Auffallender Kleiderputz und Schmuck, gefallsüchtige Leibeshaltung ziemen sich nur für feile und geile Frauenspersonen und am meisten pflegt sich die, welche am meisten von ihrer Schamhaftigkeit verloren hat.“ — Ein gewisser Eustachius erzählt uns von den Einwohnern von Syrakus, es sei bei ihnen durch ein Gesetz vorgesehen gewesen, daß die Weiber weder Goldschmuck noch Purpurgewänder trugen, und nur die feilen Personen seien hievon ausgenommen worden. Gleiche Sitte herrschte, wie Clemens von Alexandrien berichtet, in Lacedämon. Sehr weise war daher die Verordnung jenes Zaleukus, dahin lautend, daß die Weiber nur dann sich mit Goldschmuck behängen und nur dann sich in lüsterne Gewänder hüllen dürften, wenn sie darauf ausgingen, Unzucht zu treiben und sich Buhlen zu suchen (Diod. l. 12.). Ihr also, die ihr euch also zierlich und verführerisch herausputzet, thut es immerhin fort, bedient euch dieses Vorrechtes, aber verzichtet auch fortan auf eueren guten und ehrbaren Ruf!

Dritter Punkt.

Der Kleiderluxus ist ein Fallstrick des Bösen.

Ein Fallstrick für den, der ihm fröhnt, ein Fallstrick aber auch für die Uebrigen, welche denselben an Anderen lieben. Wie die Klapperschlange mit ihren Zauberaugen die Vögel, welche in ihrer Umgebung sich aufhalten, derart fesselt, daß sie dieselben in immer engeren Kreisen umziehen, bis sie in deren offenen Rachen fliegen: so lockt auch unmäßiger Kleideraufputz unerfahrene und vorwitzige Jünglinge in das Netz des Teufels, in den Schlund der Hölle. Das war ja auch der Grund, weshalb der hl. Antonius, Erzbischof von Florenz, Frauen von zu übertriebener Kleiderpracht als einen Fallstrick des Bösen in seinen Gotteshäusern nicht dulden wollte (Surius im Leben dieses Heiligen. 3. Band.).

Aber auch sich selbst zum Fallstricke werden Alle, die sich so üppig und weichlich tragen. Die Tauben machen bekanntlich, wenn sie fliegen, ein verhältnißmäßig sehr starkes Geräusch. Plinius (l. 10. c. 36.) vermuthet, es geschehe dieses daher, weil die Tauben, die sich auf ihre Farbe sehr viel einbilden, ihre Federn und Flügel allzusehr auseinanderspreizen, daher sie denn ihre Fittige, die sie selbst aus Stolz und um gesehen zu werden, übermäßig vergrößern, heftiger schwingen und zusammenschlagen müssen. Hiedurch aber werden die Raubvögel auf sie aufmerksam gemacht, fallen sie an und zerfleischen sie. So ergeht es nicht selten den allzu gefallsüchtigen, eitlen

Weibern, die mit ihren Farben so lange ein Aufsehen machen, bis sie bemerkt, die mit ihren Fittigen so stark die Flügel schlagen, bis sie angefallen werden, die sich putzen und frisieren, schminken und zieren, die ihre Reize der Welt so lange bloslegen, bis sie die Gemüther lockerer Männer derart erhitzt haben, daß sie denselben nachstellen, und das Ganze mit dem Falle solcher gefallsüchtiger Frauen endet.

Vierter Punkt.

Der Kleiderluxus ist ein Dieb der kostbaren Zeit.

Ach, wie viele Zeit stiehlt die Pflege der Kleiderpracht denen nicht ab, die ihr huldigen!

Der hl. Nonnus, Bischof von Heliopolis, sagte, als die Schauspielerin Pelagia, die anfangs ein sehr ärgerliches Leben führte, nachgehends aber eine hl. Büßerin ward, ihm über die Maßen geputzt unter die Augen trat, folgende sehr wahre Worte: Wie viel Zeit und Arbeit verwendet nicht diese Person, um ihren Leib zu schmücken und den Augen sündhafter Menschen wohlzugefallen! Und wie so gar nichts thut sie, um Gott zu gefallen und sich mit Tugenden zu zieren! (Surius im Leben der hl. Pelagia.) — Auf gleiche Weise ließ sich Thomas Morus, der Lordkanzler von England, verlauten, als er eine Frauensperson vor dem Spiegel stehen sah, und wahrnahm, wie sie ihre Zeit verschwendete mit dem Strählen und Flechten ihrer Haare, sowie mit dem Zurechtrichten ihres Kleides, bis es nach ihrer Ansicht am lockendsten und stattlichsten an ihrem Leibe saß und sich um ihre Körperformen schmiegte. Er sprach zu dem Weibe: „Wenn dir Gott für diese große Mühe nicht die Hölle gibt, so thut er großes Unrecht" (Stapleton im Leben des Th. Morus c. 12.).

Fünfter Punkt.

Der Kleiderluxus zeigt die menschliche Armseligkeit.

Er verräth so recht die Dürftigkeit des Menschen. In was immer der Mensch sich auch kleidet, mit was immer er auch sich schmückt, seien es nun Pelze oder Seidenzeuge, Linnen oder Flor, Gold oder Silber, Edelsteine oder sonst etwas dergleichen, nichts ist sein Eigenthum, Alles hat er den vernunftlosen Geschöpfen abgeborgt und abgestohlen; jemehr er sich mit diesem fremden Gute schmückt, desto mehr legt er seine eigene Armseligkeit und Dürftigkeit an den Tag. Wie — wenn nun alle diese Thiere

herbeikämen, und ihm ihr Eigenthum entreißen würden, wenn sie zurückforderten, was er sich von ihnen geliehen und angeeignet hat, wie arm, wie nackt und bloß müßte er nicht dastehen, gleich Adam im Paradiese! Wenn du dich also mit fremden Federn schmückst, was bist du stolz und aufgeblasen, o Mensch! Beschämen dich denn die Thiere nicht, denen du eben das abgeborgt hast, worauf du so unendlichen Werth legest? — Crösus, König von Lydien, fragte einstmals, als er in seiner königlichen Pracht übertrieben bunt gekleidet auf seinem Throne saß, den weisen Solon, ob er je ein schöneres Schauspiel mit angesehen habe; worauf ihm dieser entgegnete: „O ja, ich habe Haushähne, Fasanen gesehen." — Demonax sagte einstmals einem Menschen, der in sehr stolzen Purpurgewändern einherprunkte, in's Ohr: „Ei du! das hat vor dir ein Schaf getragen und war doch nur ein Schaf." Sind also Jene, die auf ihre Kleider stolz sind, nicht ebenso lächerlich, wie Jene, die in geliehenem Anzuge zuweilen umherstolzieren? Wenn du einen Affen siehst in menschlicher Kleidung, so lachst du. Bist du nicht ebenso in den Augen der Thiere verlachenswerth, wenn du so stolz bist und dir so viel einbildest auf gewisse Kleidungsstücke, Pelze, Federn und derlei Dinge, welche die Kleidung des Thieres ausmachen. Man sagt im Sprüchworte: „Affe bleibt Affe, auch in goldenen Zierrathen und Spangen." So verrathen auch die fremden Federn, mit denen sich der Mensch ziert und herausputzt, nur seine eigene Armseligkeit und Blöße. Nimm demselben seine Kleider und was ist er noch? Arm und nackt, erbarmungswürdig und hülflos.

Sechster Punkt.

Der Kleiderluxus erinnert an die Sünde unserer ersten Aeltern.

Er ist ein beständiger Vorwurf wegen des Falles, den unsere ersten Ahnen erlitten haben, ein Denkmal ihrer Schande, aber auch ein Brandmal des gesammten Menschengeschlechts. Wir wissen, wie das erste Menschenpaar, erst nachdem es gesündigt hatte, sich Kleider aus Feigenblättern machte, um sich zu bedecken, zuvor aber in Unschuld dahinlebte, rein wie die Engel Gottes, ohne sich der Blöße zu schämen. Rühmest du dich nun deines Kliederaufputzes, o Mensch, so handelst du ebenso thöricht, und ist das ebensoviel, als ob du jene Kette zur Schau trügest, womit die Gerechtigkeit den Verbrecher bestraft. Je reicher und werthvoller diese Fesseln sind, die du deinem Leibe anlegst, desto größer ist deine Schande, wie sie es wäre bei einem Verbrecher, der im Stande

ist, die Hand- und Fußschellen, die man gewöhnlichen Missethätern von Eisen anlegt, aus Gold sich verfertigen und sich damit fesseln zu lassen, als ob solches etwas weniger Entehrendes für ihn hätte und weniger verlachenswürdig wäre.

Die Kleider, in welche sich Adam und Eva hüllten, waren nichts weniger. als von Gold- und Silberstoffen, oder von Seide und feinen Linnen, sondern von Thierfellen, rauh und einfach, ungeschmückt und unbearbeitet; sie sollten eben uns und ihnen ein Denkmal unserer Sünde sein und ein Erinnerungszeichen an jenen Fall: ein Symbol der Buße. Wer dagegen statt in prunklosen Gewändern in stolzem und glänzendem Aufputze sich gefällt, der legt zwar an den Tag, daß er sich seiner ersten Aeltern schäme, erinnert aber nur um so auffallender an den tiefen Fall des Menschengeschlechtes.

Siebenter Punkt.

Der Kleiderluxus gereicht dem, der ihm huldigt, zur Schande.

Ja in der That, mehr zur Unehre, als, wie er glaubt, zur Ehre! Ein Aufzug, der nicht bescheiden ist, eine Kleidertracht, die man übertrieben nennen muß, verrathen eine hohlen und leeren, aufgeblasenen, gefallsüchtigen, eitel selbstgefälligen Menschen. Gleichwie die Tempel der alten Aegyptier außen ein ganz erhabenes und prächtiges Ansehen hatten, inwendig aber nur von Katzen, Krokodilen und Schlangen, die sie als ihre Götter anbeteten, bewohnt wurden: so stellen sich auch die Kleiderstolzen äußerlich sehr geziert und geschmückt dar, innerlich aber haust die Schamlosigkeit, leerer Dunst und dummer Stolz. Sie gleichen der Kornähre, die, je leerer sie ist, desto höher das Haupt erhebt. Ein wahrhaft Weiser wird nie einen geckenhaften Stutzer vergegenwärtigen, sondern einfach und bescheiden einherwandeln. So Elias (4. Kön. 1, 8.), so Johannes (Matth. 3. 4.) u. A. Daher ernteten sie auch die Lobsprüche einer ganzen Nachwelt. Wie ergeht es aber den Hoffärtigen, die den ganzen Tag an sich striegeln und schniegeln? Sie glauben sich Ehre und Achtung auszusäen, und ernten statt dessen Schande und Spott. Seht, spricht man, seht diesen Pfau, diese Puppe, diesen (Bild-) Stock, wie künstlich ist er bemalt! Paßt sich solches für seinen Stand? Woher nimmt er denn das Geld Alles, das er auf solchen Putz verwendet? Sind die Federn, in denen er einherstolziert, nicht den Armen ausgerupft? Woher stammt diese Person? Vom platten Land ist und bleibt sie doch. Ihr Vater ging hinter dem Pflug her; ihre

Mutter schneuzt sich noch mit der Hand. — So lauten die Stichelreden der andern Leute. Das ist die Ehre, die der Eitle aufhebt, der sich über seinen Stand, über sein Vermögen herausstaffiert.

Achter Punkt.

Der Kleiderluxus ist im Grund nichts weiter, als irdischer Koth.

Was ist Gold, was Silber anderes, als rothe oder weiße Erde. — Was ist Seide? Der Seidenwürmer Unrath. — Was sind Perlen? Nichts mehr und nichts weniger, als was die Muscheln abzusondern pflegen. — Was sind kostbare Wollenstoffe? Das Kleid der Schafe. — Was sind Fußbekleidung und Handschuhe? Thierfelle. — Was ist Zibet oder Bisam? Der Koth der Zibetkatze, des Bisamthieres.

Seht, so hat Gott den Stolz der Menschen gedemüthigt, daß sie, um ihrer Eitelkeit fröhnen zu können, an den Unrath der Thiere verwiesen sind, wie er die Schlange dazu verdammte, auf dem Boden zu kriechen und Staub zu fressen.

Neunter Punkt.

Der Kleiderluxus verursacht ungeheuere Kosten.

Er sucht als Verschwender seines Gleichen, indem er ganze Familien ruinirt und das beste Einkommen verzehrt. Wir treffen nämlich bei sehr Vielen eine solche Wuth an, sich luxuriös und immer nach der neuesten Mode zu kleiden, daß wir sagen müssen, sie kennt keine Grenzen, scheut keine Kosten, und wendet den letzten Heller dazu auf. Man hungert, dürstet, friert zu Hause, man stürzt sich in ein Meer von Schulden, man verpfändet lieber seine Seele, als daß man sich dieses Luxus entschlägt. Im Jahre 1518 lebte ein Fürst, der ein Kleid trug, das sehr luxuriös ausstaffiert, insbesondere mit Stiegliz-Gefieder verbrämt war, wie P. Jer. Drexelius (l. 3. Trism. c. 9.) berichtet. Es kostete seinem Besitzer schweres Geld. Wollte man diesen Aufwand auch den großen Herren hingehen lassen, weil sie es wenigstens zahlen können, was muß man aber dann nicht zu jenem Gebahren kleiner Leute sagen, die sich kleiden wie die Grafen und Freiherren, ohne deren Einkünfte zu genießen! Und soweit ist man jetzt gekommen. Das gewöhnliche Volk trägt sich reicher und prunkender, es entwickelt hinsichtlich des Kleiderstaates einen größeren Aufwand, als selbst

die hohen Häupter. Heutzutage sind jene Hoffärtigen, die sich üppig kleiden, nicht sowohl an den Höfen der Könige, als vielmehr unter dem gewöhnlichen Haufen, insbesondere unter dem Bürgerstande anzutreffen. Wenn sich selbst der Schatz eines Königs ausschöpfen läßt, um wie viel mehr der Kasten eines Unterthanen. Die Erfahrung und das Leben liefern täglich Beweise meiner Aussage. Eine Maße von Familien kommt an den Bettelstab in Folge des verschwenderischen Luxus in Putz und Kleidung.

Zehnter Punkt.

Der Kleiderluxus ist unersättlich.

Er überschreitet alles Maß und kennt kein Ziel. Wenige Monde vergehen, und die Tracht ist eine ganz andere, ganz neue. Die Mode wechselt fast mit jeder Woche. Nie kann man sagen, hat der Hoffärtige ausreichend schöne Kleider. Man begnügt sich nicht mehr damit, prachtvolle Gewänder in Hülle und Fülle zu haben, nein, auch der Schnitt muß ein anderer sein nach Verfluß weniger Wochen. Die eingerissene Modesucht hat die in Rede stehende Leidenschaft unersättlich gemacht, der Kleiderluxus ist durch die fremden Trachten und ausländische Schnitte endlos geworden. Immer neue Moden und Kleiderkünste werden erfunden und schatzen das Land. Was Wunder, wenn diesem Treiben ohne Ziel und Maß Gott zuweilen ein Ende macht? So schreibt Petrus Damiani an eine gewisse Gräfin Blanka von einem stolzen und hochmüthigen Weibe, es sei diese Frauensperson (Baronius will in ihr die Schwester eines römischen Kaisers erkannt haben) so üppig und eitel gewesen, daß sie mit ihren Duftessenzen und Wohlgerüchen die Luft auf ziemliche Strecke Weges derart geschwängert habe, daß man, ohne sie noch zu sehen, wußte, sie sei in der Nähe. Eine Zeit lang war sie von diesen Parfümerien und Wohldüften umflossen, dann aber suchte sie Gott mit seiner Strafe heim, und nun sonderte sie, die vorher in Wohlgerüchen schwamm, in Folge der Fäulniß und Verwesung ihres Körpers noch bei lebendigem Leibe, einen so ekelhaften üblen Geruch ab, daß sich nicht einmal mehr ihre Diener in ihre Nähe zu wagen getrauten und sie flohen wie die Pest. In diesem Zustande lebte sie noch geraume Zeit und starb zur Freude ihrer Umgebung und ehemaligen Freunde. Dann aber nahm sie das Haus der Hölle auf, der Wohnsitz des Fürsten der Unterwelt, dem sie so lange gedient hatte, ihm dem Vater des Stolzes und der Hoffart.

Schluß.

Wer demnach den Hof dieses Fürsten der Finsterniß mit Augen nie sehen, mit seinem Leibe nie bewohnen will, der lege ab die Gemeinschaft mit den Dienern desselben, d. h. mit jenen prunksüchtigen Kleidernarren, welche sich in üppige, wohllüstige, kostspielige, weichliche Gewänder hüllen, die eine weibische, verweichlichte, entnervte Sinnesart, einen leichtfertigen Geist verrathen, die ein Fallstrick des Bösen sind, Zeit und Geld vergeuden, die menschliche Armseligkeit ausprägen, ihren Träger blosstellen, ungeheuere Kosten beanspruchen, kein Ziel und Ende kennen und den ewigen Untergang nur zu sehr befördern. Fliehen wir den Kleiderluxus, der besonders heutiges Tages so rasch und allgemein überhand genommen, und es werden sich, wenn wir wieder zur alten Einfachheit zurückgekehrt sind, die Zeiten und die Menschen bessern! Amen.

Predigt auf den III. Adventssonntag.

Thema: Vom Eigenlob und der Prahlerei.

Eintheilung.

Vermeide das Prahlen und Selbstloben, denn es ist

I. schädlich und verderblich,
II. thöricht und lächerlich,
III. verhaßt und unbeliebt,
IV. verdächtig und vermessen,
V. eitel und hohl.

Text: Joh. I, 22. „Was sagst du von dir selbst?"

Eingang.

Mit Fug und Recht nannte im Evangelium, das wir vor acht Tagen verlesen haben, Christus der Herr den Johannes einen Engel. Wie so ganz ähnlich ist er doch jenem Engel, von dem wir im Buche der Richter (Kap. 13.) lesen, der zweimal von den Aeltern Simsons um seinen Namen gebeten wurde, damit sie ihn unter demselben verehren könnten, unerbittlich diese Enthüllung verweigerte und von den Menschen keine Ehre empfangen und annehmen wollte! Sehet, das Gleiche that im heutigen Evangelium der hl. Johannes der Täufer. Wiederholt gefragt, wer er sei, verweigerte er jeden Aufschluß und verrieth seine hohe Würde und Stellung zum Messias durchaus nicht, lehnte mit dieser Weigerung aber auch jede Verehrung ab, die ihm aus seinem hehren Amte erwachsen konnte, die auf der anderen Seite aber auch leicht auszuarten und alles billige Maß zu überschreiten im Stande war. Wir sehen demnach, wie der hl. Johannes alle Eitelkeit der Welt verschmäht, da er, einer der größten im Reiche Gottes auf Erden,

als man ihn fragte, wofür er sich halte, eine so demüthige Antwort ertheilt und jegliche Erklärung von der Hand weist. Nicht so handeln die Kinder dieser Welt, die da in Prahlereien und Selbstlobsprüchen, welche sie nicht einmal verdienen, so außerordentlich gerne sich ergehen. Ein solch' prahlerischer Kriegsmann war jener König von Babylon, Nabuchodonosor mit Namen, welcher in seiner Residenz umherstolzierte und sprach: „Ist das nicht Babylon, das große, welches ich gebaut habe zum Hause des Königthums, in der Größe meiner Macht und zum Ruhme meiner Herrlichkeit?" (Dan. 4, 27.) Mit Recht wird deshalb jener prahlerische König ein einsames Wild genannt, welches den Weinberg des Herrn, d. h. die Synagoge, verödete und untergrub. Einsam, wird er genannt, sagt der hl. Augustinus, „weil er dem Hochmuthe ergeben war. Denn der Stolze stellt sich immer allein und einzig hin und spricht: Ich, ich bin's! Neben mir kein Anderer!" Der Demüthige dagegen sagt gleich dem hl. Johannes: „Ich bin es nicht." — Welche Antwort, meine andächtigen Zuhörer, gefällt euch besser; die Rede dessen, der sich nur immer selbst erhebt, oder jenes, der sich bescheidet und verdemüthiget?

Es bedarf wohl keiner langen Ueberlegung.

Vortrag und Abtheilung.

Leichtfaßlich läßt sich nachweisen, wie schädlich, thöricht, verhaßt, verdächtig und eitel **Eigenlob und Prahlerei** sind. — Ich gewärtige euere Aufmerksamkeit über diese fünf Punkte.

Erster Punkt.

Eigenlob und Prahlerei sind schädlich.

Denn es zerstört dieser Fehler das Verdienst der guten Werke auf der Selle, und verwandelt sozusagen den Wein in Wasser; was zuvor schmackhaft war, wird dadurch unschmackhaft, was lobenswerth, tadelnswürdig, nicht an und für sich, aber an der Person. Wenn die Henne ein Ei gelegt hat, gackert sie so lange fort, bis man es ihr nimmt. Gleiches widerfährt bis auf's Haar dem, der sich seiner Thaten rühmt; er beraubt sich durch sein Selbstlob seines Verdienstes und nicht minder auch des Lobes, welches ihm sonst Andere gespendet hätten. Wir lesen bei Isaias (39, 6.), daß der Herr durch den Propheten dem Könige Ezechias sagen ließ: „Sieh', es werden Tage kommen, und weggeführt wird Alles, was in deinem Hause ist, und was deine Väter bis auf diesen Tag gesammelt haben, hinweg nach Babylon, so daß

nichts wird übrig bleiben." Dies war die Strafe für die Prahlerei des Königs, weil er den Abgesandten des Königs von Babylon prahlerischer Weise seine Schätze und Reichthümer gezeigt hatte. Dieser Ezechias, sagt Beda, stellt den Diener Gottes dar, welcher seiner Tugenden sich berühmt und derselben wegen dieser Ruhmredigkeit beraubt wird. Deshalb sagt auch der hl. Gregorius: „Wer seine Reichthümer öffentlich auf die Straße setzt, der wünscht derselben beraubt zu werden."

Nicht ohne Absicht verordnet der Herr im altem Bunde, man solle die Erstlings-Lämmer, die man ihm opfern würde, ungeschoren ihm übergeben; es geschah dieses, um anzudeuten, man dürfe seine guten Werke vor den Menschen nicht bloslegen, wie der hl. Gregorius (8. moral. c. 34.) erklärt. Der hl. Gregor von Tours (glor. confess. c. 32.) erzählt von einem Weibe, die mit ihrem Manne in jungfräulicher Reinigkeit lebte. Als sie nun gestorben war und man sie in's Grab legte, rief der Gatte aus: „Ich danke Gott, daß er mir die Gnade gegeben, das Weib, daß ich besaß, ihm in jungfräulicher Reinheit wieder zurückzustellen." Aber sogleich mußte er eine aus dem Grabe hervortönende Stimme hören, die sprach: „Stille, stille, Mann Gottes! Es soll kein Geheimniß ausgebreitet werden, besonders ohne befragt zu sein." Seht, das war eine gerechte Furcht, durch Ausbreitung stiller Tugenden das Verdienst für dieselben zu verlieren. Weshalb, glaubt ihr wol, befahl Elisäus seinen Diener Giezi, den er hinschickte, um einen Knaben vom Tode zu erwecken, Niemanden auf dem Wege zu grüßen? Aus keinem anderen Grunde, als damit der Diener das Werk des Mannes Gottes den Leuten nicht ausplaudere (4. Könige 4.) und dadurch das Wunder des Herrn verhindere, wie Theodoret erklärt (qu. 17.).

Zweiter Punkt.

Eigenlob und Prahlerei sind thöricht.

Ursache warum? Sie verrathen Leichtfertigkeit und Aufgeblasenheit des Geistes und verdunkeln jegliche tugendhafte oder heldenmüthige That, die anders lobwürdig wäre. Solches widerfuhr dem sonst sehr tüchtigen Marius, der aber alle seine Handlungen dadurch in tiefem Schatten stellte, daß er darauf so übermäßig pochte; daher wir denn im Sprüchwort sagen: „Eigenlob stinkt." Schon Cato sprach: „Lobe dich nicht selbst, damit du dich nicht selbst tadelst. Derlei ist Sache der Thoren, die der eitle Ruhm plagt." — Gleich wie die größeren oder kleineren Schatten den niederen oder hohen Stand, die kleinere oder größere Kraft der Sonne andeuten; so weist auch Prahlerei und Selbstlob

auf den ganz gewöhnlichen und niederen Standpunkt des sich selbst Rühmenden hin, und umgekehrt. Es ist wunderbar und räthselhaft, aber es bleibt wahr: Gibst du dir selbst Lobsprüche, so gehst du deren verlustig; weisest du sie dagegen zurück, so bleiben sie dir. Eignest du dir das Lob selbst an, so entgeht es dir, indem du dadurch verräthst, daß Andere es dir nicht schuldig; du verdienst sonach, dasselbe mit Recht zu verlieren. „Du gefällst dir in deinen Augen; besäßest du die meinigen oder die eines Dritten, du würdest dir nicht gefallen," sagte einst ein verständiger Mann zu einem Soldaten, der sich seiner Heldenthaten rühmte.

Dritter Punkt.

Eigenlob und Prahlerei machen verhaßt.

Es unterliegt dieses keinem Zweifel. Der Ruhmredige fügt seinen Zuhörern ein gewisses Unrecht zu und beleidigt sie sozusagen, indem er sie für thöricht und sinnlos hält, als wüßten sie nicht selbst, was gut und löblich auch an Anderen wäre und müßte man solches ihnen erst sagen. Der Thor, der Beschränkte, der Leichtgläubige nimmt Alles, was man ihm sagt, als baare Münze an, während der Kluge, Erfahrene und Weise solche Ruhmredigkeit verlacht und haßt. Wer sich deshalb immer selbst rühmt und hervorhebt, der legt an den Tag, daß er seinen Zuhörer für einen solchen Narren hält, daß er glaubt, bei ihm seine übelriechenden wohlfeilen Thaten theuer an den Mann zu bringen. Mit Recht that deshalb Xenophon den Ausspruch, jenes Lob sei das lästigste, das sich Einer selbst spendet. Verleumde einen Andern, und die Leute werden dir stundenlange freudig zuhören. Lobe dich aber nur einmal selbst, so wirst du finden, wie ungerne sie dich und sei es nur eine kurze Zeit lang sprechen hören. Daraus seht ihr, wie lästig und verhaßt das Selbstlob in der That ist. Darum sagt schon David (Ps. 11, 4.): „Vertilgen möge der Herr prahlende Zungen." Und im Buche der Sprichwörter (28, 35.) lesen wir: „Wer prahlt und sich groß macht, erweckt Streitigkeiten." Das sah der bereits oben erwähnte Cato nur zu wohl ein; denn auf die Frage, warum er unter so vielen Berühmtheiten die Errichtung einer Bildsäule auf dem Forum hartnäckig ausschlage, versetzte er: „Es ist mir lieber, man zweifelt, warum ich solches nicht verdient habe, als man murrt, daß man mir solches angethan" und eine Statue gesetzt hat.

Der also ist weise und wohlgefällig in den Augen der Menschen, der sich Ruhm und Ehre nicht selbsteigen zumißt, ob er gleich solches verdient hat. „So loben auch wir," sagt der hl. Chrysostomus (3. hom. in Matth.)" unsere Diener nur dann,

wenn sie unseres Befehles gewärtig Folge geleistet haben in allen Dingen, ohne daß sie dabei wähnen, etwas Großes gethan zu haben. Willst du daher deine guten Werke groß machen, so gib sie nicht für groß aus."

Vierter Punkt.

Eigenlob und Prahlerei sind ein verdächtiges Zeichen.

Wie so? Weil die von ihrer Selbstsucht Verblendeten oftmals loben, was gar kein Lob verdient, indem man nur zu gut weiß, was gemeiniglich an den Prahlern ist. Würde man die Großthaten der meisten Großsprecher an das Sonnenlicht ziehen, alsdann müßten neunundneunzig unter hundert Fällen als werth- und nutzlos, erlogen und übertrieben erkannt werden, ja das gerade Gegentheil würde sich herausstellen. Die Vieles zur Schau tragen, leisten gewöhnlich sehr wenig. „Viel Geschrei, wenig Wolle," sagt des Volkes Mund; desgleichen: „Die kleinen Hunde bellen am heftigsten." — Wir lesen bei dem alten Satiriker Lucian in seinen Dialogen von einem gewissen Evangelus aus Tarent, es habe derselbe zu einem Wettkampfe auf der Cyther Andere herausgefordert und sei dabei aufgetreten ganz mit Gold, Purpur und Edelsteinen bedeckt; auf gleiche Weise sei auch sein Saiteninstrument reich mit Gold, Edelsteinen und prächtigen Bildern, wol aus Elfenbein, geziert gewesen, so daß die Zuhörer bei seinem Hervortreten ganz erstaunt gewesen seien und voller Spannung und Hoffnung auf den Beginn gewartet hätten. Als er aber anfing zu spielen, da seien sie im höchsten Grade enttäuscht worden, denn das Spiel war ein ganz ungeschicktes, schlechtes und tölpelhaftes, so daß der Spieler endlich auch noch die Saiten zerriß und unter dem Gelächter, dem Hohn und Spotte der Anwesenden abtreten mußte. Ueberdies ließ ihn der Präfekt noch zu sich rufen und mit Geißelhieben vom Schauplatze seiner Großsprechereien hinwegpeitschen. Ihm folgte ein gewisser Eumelus mit einem ganz dürftigen Saiteninstrumente, dem aber der treffliche Künstler, ob er gleich nur in ganz schlichte Gewänder gehüllt war, und nichts aus sich machte, die lieblichsten Töne und Wohllaute entlockte.

Welcher Maulheld sieht in jenem Ersten nicht sein wohlgetroffenes Ebenbild? — Wer denkt hiebei nicht an jenen Kampf Davids mit dem Riesen Goliath, der den kleinen Hirtenjüngling verhöhnte und großsprecherisch anbarschte: „Bin ich ein Hund, daß du mit einem Stocke zu mir kommst? Komm her, und ich will dein Fleisch den Vögeln des Himmels und den wilden Thieren der Erde zu essen geben" (1. Kön. 17, 43, 44.). Aber was ge-

schah? Gerade das Gegentheil. — Die Thalmudisten behaupten, Goliath habe sich auch noch folgender Hohnworte bedient: Ich spucke vor dir aus, und du wirst in meinem Speichel ertrinken. Ich werde meinen Mund aufsperren und dich verschlucken. Dem sei nun, wie ihm wolle. Was ihm David entgegnete, wissen wir; er sprach: „Ich komme zu dir in Namen des Herrn der Heerschaaren" und tödtete ihn im ruhmreichen Zweikampfe (ebenda ff.) Desgleichen ließ König Achab dem Könige von Syrien sagen, der ihm drohte: „Der Gegürtete prahle so wenig, als der Entgürtete" (3. Kön. 20, 11.). Die Folge bewies die Wahrheit dieser Rede. Achab, der sehr schlecht gerüstet war, schlug den König von Syrien, der auf seine Streitkräfte zu sehr gepocht hatte, auf's Haupt (3. Kön. 20.). Es rühme sich daher Niemand, bis nicht jener große Tag hinter uns liegt, der Tag des Gerichtes. „Man muß, „spricht der hl. Hilarius, „Gott allein glauben, was er über sich aussagt. Denn Niemand kennt sich selbst, außer Gott." So lesen wir weiters in der hl. Schrift (1. Kön. 2, 3.): „Sprechet doch nichts Uebermüthiges aus Prahlerei; denn der Herr ist ein Gott des Wissens und offenbar sind ihm die Gedanken;" d. h. rühmet euch nicht, als besäßet ihr die Wissenschaft der Engel selbst, denn Gott ist allwissend. Darum bleibt Prahlerei verdächtig und vermessen.

Fünfter Punkt.

Eigenlob und Prahlerei sind eitle und leere Dinge.

Ohne Zweifel. Entweder ist es gegründet oder es ist ungegründet. Ist nichts daran, weswegen du dich lobst, nun denn, dann rühmst du dich über etwas, was gar nicht besteht; dein Thun ist eitel. Verdienest du dagegen einiges Lob, so gehört es nicht dir, sondern Gott, der dir Anlage und das sonst noch dazu Erforderliche gegeben hat. Daher fragt der Apostel Paulus (1. Cor. 4. 7.): Was besitzest du, das du nicht empfangen hast? Wenn du es nun aber erhalten hast, warum prahlest du, als ob du es nicht empfangen hättest?" Ja sogar das ist von Gott, daß du nur willst, irgend etwas Gutes oder Großes zu vollbringen. Und obgleich jedes gute Werk lobwenswerth ist, wie auch der Apostel Paulus (Röm. 2, 10.). sagt: „ Preis, Ehre und Heil Jedem, der das Gute thut;" — so sollen wir denn doch die Ehre und den Ruhm von Gott erwarten, der ja die Quelle und Wurzel alles Guten ist So wollte Gott auch, Adam solle jeglichem Thiere einen Namen geben, sich selbst aber nicht; er sollte seine Benennung von Gott empfangen. Auf gleiche Weise sollen auch wir die Anderen ehren, uns selbst aber sollen wir keineswegs loben,

sondern solches von Gott erwarten als der Quelle des Ruhmes und der Ehre, wie er ja auch die Quelle selbst war von dem, was von uns mit der Hülfe dessen, der das Wollen und Vollbringen gibt, geschehen ist. Von Gott der Anstoß, von Gott der Abschluß — von ihm auch die Krone. Das Eigenlob der Menschen ist demgemäß so leer und hohl, wie wenn ein Kind sich seiner schönen Schrift rühmen wollte, nachdem der Lehrer ihm die Hand geführt hat. Trefflich sagt der Prophet Isaias (10, 15.): „Darf denn auch die Axt prahlen gegen den, der sie führt? oder darf sich rühmen die Säge gegen den, von welchem sie gezogen wird?" Deshalb sagt der hl. Bernardus: „Niemand, meine Brüder, wolle gelobt werden in diesem Leben; was du immer an Ehre hier empfängst, ohne es auf Gott überzutragen, das raubst du ihm" (13. Rede über das Hohelied). Es ist dieses also gleichsam ein Gottesraub. Lassen wir deswegen Gott seinen Ruhm und seine Ehre unangetastet, d. h. eignen wir uns nichts zu, was doch er der Hauptsache nach vollendet hat; denn er spricht bei dem Propheten Isaias (42, 8.): „Meine Ehre werde ich keinem Anderen überlassen."

Schluß.

So laßt uns denn, geliebte Zuhörer, beobachten, was der hl. Isidor über die Demuth lehrt! Er sagt: „Die sich äußerlicher Dinge wegen rühmen, werden hierin leicht von den Thieren zu Schanden gemacht. Du bist mit großer Leibeskraft ausgerüstet. Aber was ist das gegen die Stärke des Elephanten? Du bist tapfer und muthig. Aber der Löwe läßt dich hierin weit hinter sich zurück, und heißt es von ihm: Der Löwe, das tapferste unter den Thieren, scheut keinen Gegner. Zeichnest du dich durch die Gabe des Gesanges aus, sieh', die Nachtigall und eine Menge anderer Singvögel übertreffen dich als wahre Wunder im Gesange. Hast du vielleicht eine schöne Leibesgestalt? Aber der Pfau übersteigt deine Schönheit weitaus; ja eine Masse von anderen Vögeln dürfen sich ihrer Schönheit rühmen. Bist du etwa ein geschickter Künstler? Aber die Bienen sind es in noch höherem Grade. Die Kunstfertigkeit eines Malers, eines Baumeisters hält keinen Vergleich gegen die ihrige aus. Rühmst du dich deiner Spitzen- und Florkleider? Sieh' doch nur auf das so überausfeine Gewebe einer einzigen Spinne. Bist du eitel auf deine Gelenkigkeit und Schnelligkeit der Füße, so übertrifft dich hierin das nächste beste Häslein oder die flinke Gemse. Du hast etwa ein scharfes Auge; aber bei weitem so scharf nicht als das des Adlers. Du hörest scharf; aber schärferes Gehör besitzt noch der Esel." So unser Heilige.

Dieses mochte wol der Vorläufer des Herrn, der hl. Johannes erwogen haben. Er gab sich für nichts aus und nannte sich nur „die Stimme eines Rufenden in der Wüste"; alle Ehre jedoch schlug er aus, verdiente daher von Christus nachmals um so mehr gelobt und um so höher gestellt zu werden. Der hl. Johannes kannte sehr wohl jene Vorschrift des hl. Geistes im Buche der Sprüchwörter (27, 2.): „Loben möge dich ein Andrer, nur nicht dein Mund; ein Fremder, nur nicht deine Lippen." — Gleiches that Christus; die Wunder, die er wirkte, schrieb er nicht sich, sondern seinem himmlischen Vater zu.

Möchten dieses Verhalten doch ja Alle nachahmen, möchten sie nicht sich, sondern Gott die Ehre zuschreiben, dann würden zuverlässig auch *sie* von Christus gelobt und beim letzten Gerichte mit Ruhm bedeckt werden! Ja, lassen wir künftig alle Großsprecherei, alles Prahlen und Selbstloben, denn es ist solches Treiben schädlich, thöricht, verhaßt, verdächtig, vermessen, leer und eitel! Beziehen wir dagegen alles Große und Gute auf Gott, schreiben wir unsere verdienstlichen Werke dem Herrn zu, und er wird sie dafür uns zuschreiben im Himmel, wohin ich euch Alle führen möchte! Amen.

Predigt auf den IV. Adventssonntag.

Thema: Ueber die erhabene Würde des Menschen.

Punkte.

I. Der Mensch ist eine Welt im Kleinen.
II. Er ist König der Erde.
III. Ein Ebenbild.
IV. Ein Bruder.
V. Ein Gast Gottes.
VI. Einigermaßen selbst ein Gott.
VII. Ein Erbe des Himmelreiches.

Text: Luk. III, 4. „Stimme des Rufenden in der Wüste."

Eingang.

Bei den alten Römern war es Sitte, daß die Vornehmen und Edlen des Volkes ihren Kindern eine goldene Kapsel in der Form etwa einer Wasser- oder Seifenblase an die Brust hingen, wie uns solches Pierius (l. 41.) u. A. berichten. Hiedurch wurden die jungen Edelleute einestheils daran erinnert, wie vergänglich das Glück, wie gebrechlich der Mensch sei, in Wahrheit nicht mehr als eine Seifenblase; andererseits sollten sie, durch das Gold, aus welchem die Kapsel verfertiget war, an ihre vornehme Abkunft erinnert, eingedenk sein ihres ausgezeichneten Standes, und nichts verüben, was ihrer Würde und Ahnenschaft zur Schande gereichen müßte, indem sie sich zu Verbrechen und Schändlichkeiten hinreißen ließen oder sich mit den niederen Sklaven gemein machten. Auf diese Art war die in Rede stehende goldene Kapsel ein Amulet, welches eine zweifache Wirkung äußerte: ein Talisman gegen den Stolz in Ansehung der äußeren Form der Kapsel, insoferne sie einer

Seifenblase nicht unähnlich schien; ein Talisman gegen die Gemeinheit der Gesinnung, insofern die Kapsel aus Gold bestand und ein Zeichen edler Abkunft war.

Auf ähnliche Weise hat auch Gott den Menschen ausgerüstet. Einerseits ward er geschaffen als eine Seifenblase, so armselig und schwach; dieses darum, daß der Mensch demüthig bleibe; andererseits schuf er ihn höchst edel, schön, mächtig, weise, reich und gottähnlich, auf daß der Mensch seiner edlen Abstammung, seiner erhabenen Würde eingedenk, nichts vollbrächte, was seiner unwürdig wäre. — Beides scheint mir der Vorläufer Christi sehr wohl erwogen zu haben, da er sich zweimal „eine Stimme" nennt. Insoferne nämlich die Stimme etwas Hohes bezeichnet und ausspricht, ist sie selbst von hohem Werthe. Insoferne sie aber nichts weiter ist, als ein Hauch, eine Schallwelle, heißt sie von geringer Bedeutung. Eine Stimme ist Johannes der Täufer, aber als eine dem Worte Gottes vorhergehende, auf den Messias hinweisende Heroldsstimme ist er eine goldene Stimme zu nennen. Auf gleiche Weise ist auch der Mensch nichts weiter als eine Seifenblase, ein unbedeutendes Gefäß der Schöpfung an und für sich; Werth erhält der Mensch erst durch andere hinzukommende Umstände.

Darum laßt uns heute sprechen:

Vortrag und Abtheilung.

Ueber die erhabene Würde des Menschen, daraus hervorgehend, daß der Mensch eine Welt im Kleinen, der König der Erde, ein Ebenbild, ein Bruder, ein Gast Gottes, ja einigermaßen selbst ein Gott und Erbe des Himmelreiches ist.

Wahrlich, ein Gegenstand, werth euerer gespanntesten Aufmerksamkeit!

Erster Punkt.

Der Mensch — eine Welt im Kleinen.

Das ist er — eine Welt im Kleinen, wie ihn Merkurius Trismegistus (in Asclep.) nennt. Er hat von allen Creaturen etwas in sich und zumeist das Bessere. Von den Engeln hat er den Verstand, den Geist; mit den Thieren gemein hat er das Gefühl und die Empfindung; mit den Pflanzen das Leben, mit den unbelebten Wesen hat er das Sein, das Existiren gemeinsam. Er trägt in sich gleichsam die Elemente der Welt. Nicht geringes Vergnügen gewährt es dem Besitzer eines Gartens, wenn er unter den Blumenbeeten, die er selbst bepflanzt, bebaut, begossen und zu solchem Flore herangezogen hat, einherwandelt und sich

von jeder Gattung eine Blume wählt, die er dann abpflückt und zu einem duftenden Sträußchen bindet. Eine gleiche Auslese hielt auch Gott der Herr im Garten seiner Schöpfung. Dieser Strauß, dieser Ausbund der Schöpfung ist der Mensch, den der Allmächtige zu seiner Freude schuf, von allen Blumen der Welt das Beste sich erlesend. So ward denn der Mensch gebildet, eine neue Schöpfung, eine kleine Welt, eine Auswahl und ein Auszug des Schönsten und Besten, was die Welt kennt und hat. Alle Creaturen mußten hier ihren Zoll leisten, jede das Herrlichste, was sie besaß, und hiemit ward der Eine Mensch ausgerüstet und bereichert, so daß der Herr selbst sagt (Sprüchw. 8, 31.): „Meine Wonne ist es, bei den Menschenkindern zu weilen.“ Und in der That bedurfte es von Seite Gottes, um diesen auserlesenen Strauß zu bilden, wenn ich so sagen soll, einer gewissen Art von Vorbereitung. 1) Schuf er ihn ganz zuletzt gleichsam als die Vollendung und Krone all' seiner Werke. 2) Nicht ohne alle Ueberlegung und Erwägung schuf er ihn; denn er sprach nicht kurzweg: „Es werde“ (der Mensch)! sondern: „Laßt uns den Menschen machen (I. Mos. 1, 26.).“ Er schuf ihn also mit einem gewissen Aufwande von Zeit. 3) Ward der Mensch gebildet gleichsam mit Hülfe und unter Mitwirkung aller drei göttlichen Personen, da wir lesen, Gott habe gesprochen: „Lasset Uns den Menschen schaffen.“ 4) Endlich legte Gott bezüglich der übrigen Geschöpfe nur den Keim und ließ dieselben dann sich selbst erzeugen und selbst heranwachsen. Gott ließ, wie die Gottesgelehrten und Naturkundigen sagen, das Thier-, Pflanzen- und Steinreich sich aus sich selbst entwickeln. Erst nach diesen Tagen oder Schöpfungsperioden bildete der Allmächtige den Menschen und bildete ihn selbsteigenhändig, wenn der Ausdruck erlaubt ist. — Hiedurch wollte Gott sich den Menschen auf's engste verbinden, auf's innigste verpflichten, und, wie der hl. Ambrosius schreibt, sich seine Liebe erwerben; fürwahr, der stärkste Sporn und Antrieb, Gott entgegenzulieben! Wie? welch' eine Ehre! Gott bewirbt sich um die Freundschaft des Menschen! Und welche Künste, welche Liebesdienste wendet er zu diesem Behufe nicht an! Es unterliegt keinem Zweifel, Gott wollte sich im Menschenherzen eine Wohnung zubereiten, sonst würde er ihn gewiß nicht so reich und herrlich ausgestattet haben. Schweres Unrecht fügt demnach derjenige seinem Schöpfer zu, der sich dem Bösen, der sich den untergeordneten Geschöpfen liebend in die Arme wirft und von Gott abkehrt.

Plinius (l. 7. c. 29.) erzählt uns: Nach der Besiegung des Königs Darius fand Alexander der Große unter der Beute auch ein goldenes mit Edelsteinen reich verziertes Behältniß. Auf die Frage, welchem Gebrauche dieses kostbare Gefäß gedient habe, antwortete man ihm, König Darius habe darin seine Salben und

Essenzen aufbewahrt. „Wie?" versetzte darauf Alexander: „So soll es denn fortan auch für mich das Werthvollste aufbewahren!" Und er nahm das Kästchen und verschloß das herrliche Gedicht Homers, dessen „Ilias" darin. — Um wie viel mehr muß nicht der so reich ausgestattete Mensch seinen Leib zur Wohnung Gottes freihalten, und nicht dazu, daß sich die niederen Creaturen darin festsetzen? Die Gnade des hl. Geistes hat ein Anrecht auf dieses Gefäß, nicht aber die irdischen Wohllüste und Vergnügungen.

Zweiter Punkt.

Der Mensch — der König der Erde.

Hiezu ward er von Gott geschaffen. Darum führte ihm der Ewige die Thiere der Erde vor, um sie als seine Unterthanen kennen zu lernen und ihnen ihren Namen zu geben. Es geschah, und siehe da! Alle neigten vor ihm das Haupt zum Zeichen der Unterwürfigkeit und des botmäßigen Gehorsams, ihr Blick senkte sich zur Erde seit dieser Zeit im Paradiese, wie uns Moses Barcephas erzählt. Dem Adam selbst aber gab Gott den Namen, und der Herr hieß ihn Adam. Niemanden sollte der erste Mensch gehorchen, außer Gott. Er sollte der Herr der sichtbaren Schöpfung sein. Darum schuf ihm auch der Allmächtige vorher erst die Erde, damit er sofort bei seiner Entstehung ein Reich habe, darüber er herrsche. Die Erde aber ward eingerichtet zum herrlichsten Palaste dieses Königs, reich an Allem, was ein solcher König vonnöthen hat, ausgestattet mit den überfließendsten Ergötzlichkeiten. Das Paradies aber ward anfänglich der ergötzlichste Königssitz, den die Welt kennt; und dort wurde Adam eingeführt wie in eine Residenz; Alles sollte ihm dienen, wie es denn auch wirklich geschah. Gott gab ihm anmuthige Haine zum Schattendache, liebliche Fluren zum Lustwandeln, Seen zum Fischfange, Forste zur Jagd. Die Elemente sollten allein sein Reich begrenzen, die Berge ihm Thürme, die Gestirne ihm Lichter sein; der blaue Himmel war sein Königszelt. Endlich gab er ihm die Engel selbst zu Wächtern und Dienern. Und Alles das geschah, um den ersten Menschen von der ungeordneten Liebe zu den Creaturen abzuziehen. Gott machte den Menschen absichtlich zum Herrn der Erde und legte ihm die übrigen Wesen zu Füßen, auf daß er ja erkennen möge deren Niedrigkeit und den Abstand zwischen ihm und ihnen, damit er um so sicherer dem Uebernatürlichen und Höheren zustrebe. Und in der That fand Adam, als ihm Gott die Geschöpfe vorführte, nichts, was ihm ähnlich war. Hieraus mußte er wahrnehmen, daß nichts auf der Welt vorhanden, das er als seiner ebenbürtig ohne Unehre lieben könnte oder dürfte;

denn nur die Aehnlichkeit erweckt Zuneigung und Liebe. So fand er denn Alles weit unter sich und seinem Stande.

Wir lesen (Florim. Remund. de Orig. haer. l. 4. c. 16.), wie König Erich von Schweden im Jahre 1567 die Tochter eines Scharfrichters geliebt und sich mit ihr verlobt habe. Die Hochzeit ward auch wirklich zu Stockholm abgehalten. Aber nicht bloß die Verwandten des Königs, sondern Alle protestirten dagegen als einer unstandesgemäßen Heirath. Dem König gedieh diese Verbindung tief unter seinem Range zu unaussprechlicher Schmach und Schande. — Aber ein noch viel größerer Unglimpf ist es für den Menschen, wenn er sein Herz an irdische Dinge heftet, er mag sich nun dem Fraß und der Völlerei, oder der Wohllust, oder dem Geize oder sonst etwas anderem ergeben. Vernehmen wir hierüber den heil. Basilius; er sagt (hom. 10. hexam.): „Das Thier, o Mensch, ist zum Dienen geboren. Was begibst du dich nun in den erbärmlichen Dienst dieser Sklavenwelt? Was machst du dich zum elenden Sklaven der Sünde?" Demgemäß sagt auch der Herr (Ps. 4. 3.): Ihr Menschenkinder, wie lange soll" — nach dem Hebräischen — „meine Ehre zu Schanden sein? Wie sehr liebt ihr die Nichtigkeit und gehet der Lüge nach?"

Dritter Punkt.

Der Mensch — ein Ebenbild Gottes.

Das macht die Muschel kostbar, daß sie eine Perle in sich trägt; gleicherweise verleiht auch dem Menschen der Umstand so bedeutenden Werth, daß es ein Geist ist, ein gottentsprungener, ganz vorzüglicher Geist, was der Mensch in seinem Leibe beherbergt: ich meine die menschliche Seele. O mit welchen ausnehmenden Fähigkeiten und Eigenschaften ist sie nicht ausgerüstet? Erstlich ist sie begabt mit Verstand und Vernunft. Dann währet sie ewig. Ferner hat sie einen freien Willen, nach welchem sie handelt und sich mehr verdienen kann, als die Engel besitzen. Endlich ist sie fähig, sich anzueignen und zu erwerben Weisheit und Tugend, ja die Gnade und Glorie Gottes selbst, Dinge, welche Alles, was auf Erden Preis und Werth hat, weit übersteigen. Was ist es denn, was die Menschen auf Erden so sehr anstreben?

1) Glanz und Ansehen, Adel des Geschlechtes; 2) die größtmöglichste Freiheit im Handeln; 3) Reichthümer und Schätze; 4) ein langes Leben, um all' dieses zu genießen. — Seht das Alles ward dem Menschen ohnehin verliehen. Er besitzt 1) den Adel, ein Kind Gottes zu sein. Er erfreut sich 2) der größten Ungebundenheit, er hat seinen freien Willen. Er ist 3) ein Erbe

des Himmels, also reich wie kein anderes Wesen; endlich steht ihm 4) das ewige Leben bevor, seine Seele heißt unsterblich.

Daher, daß der Mensch so hohen Werth hat, kommt es denn auch, daß Gott und Satan um auch nur eine einzige Seele sich gleichsam streiten. Sie zu retten hat Gott seinen Königsthron im Himmel verlassen, hat sich gleichsam seiner Gottheit entäußert und ist wie der letzte unter den Menschen geworden. In der That gibt Christus der Herr auch der menschlichen Seele den Vorzug vor der gesammten Schöpfung, indem er spricht (Matth. 16, 26,): „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber an seiner Seele Schaden leidet? Oder was kann der Mensch geben um seine Seele zu lösen?" Nur der Tod des Gottmenschen konnte der Kaufpreis sein, die verlorene Seele des Menschen für sich wieder zu gewinnen. Auf der anderen Seite ist es der Teufel, welcher, um eine Seele zu erlangen, eine ganze Welt zu geben verspricht. „Dies Alles", sagt er, „will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest" (Matth. 4, 9,). Laßt uns hieraus erkennen, wie sorgfältig und ängstlich wir auf unsere Seele Acht zu nehmen haben! Wer bewacht nicht auf's sorgfältigste den Glanz und Ruhm, den Adel seines Geschlechtes, seine Freiheit, sein Leben, sein Erbtheil? Und was ist das Alles gegen den Werth einer einzigen menschlichen Seele? Und dennoch geben wir sie nicht selten hin um den Spottpreis eines augenblicklichen Genusses, um die elendeste Creatur, um ein wahres Nichts! O der Verblendung!...

Vierter Punkt.

Der Mensch — ein Bruder Gottes.

Das zu sein ist er gewürdigt worden in der Fülle der Zeit. Er ist vermöge der Menschwerdung Gottes gleichsam ein Bruder Christi des Gottmenschen geworden. Sagt er nicht selbst bei Johannes (20, 17.) dieses aus? Dort heißt es: „Gehe (Magdalena nämlich) hin zu meinen Brüdern und sag' ihnen, daß ich auffahre zu meinem Vater und zu euerem Vater." Und im Hebräerbriefe lesen wir (2, 17.): „Darum mußte er in Allem seinen Brüdern gleich werden." Demzufolge erkühnte sich der hl. Bernardus in einem Anfluge hoher Begeisterung auszurufen: „Ich glaube nicht, daß mich Christus verschmähen wird, da er Bein von meinem Gebeine, Fleisch von meinem Fleische ist." Das erste Menschenpaar wollte einst Gott gleich werden und ließ sich in Folge dieser Begierde vom Bösen überlisten, so daß Gott nachmals, um unsere ersten Aeltern zu rügen, zu ihnen sprach: „Siehe, Adam ist geworden, wie Einer aus uns" (I. Buch Mos.

3, 22.). Wie nun aber? Können wir, seit das ewige Wort Fleisch annahm, nicht Gleiches sagen? Gott, ist er nicht geworden wie Einer aus uns? Wer stellt es in Abrede? Hat sich Christus nicht selbst zu oft wiederholten Malen den Sohn des Menschen (Adams) genannt? Allerdings. Nun denn! Wem springt diese Verwandtschaft Christi mit einem Jeden aus uns nicht in die Augen? Ja, er ist wahr und wahrhaftig unser Bruder, unser leiblicher Bruder geworden. Durch die Menschwerdung Christi ward die menschliche Natur dermaßen erhöht, daß es fortan die Engel nicht mehr wie bisher im alten Bunde, zulassen wollten, von Menschen Ehrenbezeugungen anzunehmen, wie wir solches in der Offenbarung des hl. Johannes (19, 10.) lesen, wo es heißt: „Thue es nicht, (mir die althergebrachte Verehrung zu zollen,) ich bin dein und deiner Brüder Mitknecht." Seht, Geliebte! wie die heil. Engel es nicht für eine Entwürdigung ansehen, unsere Gefährten zu heißen! Warum? Weil sie in uns die Brüder Christi, des Gottmenschen, verehren. Nun erklärt es sich, warum es heißt, wir würden mit Christus im Himmel zusammenthronen (Matth. 19, 28.). Ja, sitzen werden die Seligen im Himmel, sitzen bei Christus, wie die Offenbarung des hl. Johannes mehrmals anführt, während es von den Engeln Gottes immer nur heißt, daß sie vor dem Throne Gottes stehen. Richten und thronen werden die Menschen, während von den Engeln nur gesagt wird, daß sie gehorchen und dienen. Dieser Verwandtschaftsgrad des Menschen mit Christus, dem Sohne Gottes, war ganz hauptsächlich die Quelle des Neides von Seite Satans; er sah dieses voraus. Deshalb suchte er Adam zu verderben (cfr. S. Bern. serm. 1 de adventu). Sein Plan war, die menschliche Natur derart zu verderben und zu beflecken, daß Gott davon abstehen müßte, dieselbe anzunehmen.

Wolan denn! Wenn sich Christus mit Freuden herbeiläßt, ein Mensch zu heißen, wenn die heil. Engel um der Menschwerdung Gottes willen der menschlichen Natur solche Ehre erweisen, ja sogar vor deren neuen Würde gleichsam zurücktreten, wenn der Fürst der bösen Geister uns also heftig beneidet, dann könnt ihr ermessen, wie hocherhaben diese Würde und Stellung des Menschen sein muß. Wie sehr müssen wir uns aber auch auf der anderen Seite in Acht nehmen, eines solchen Bruders nicht unwürdig zu werden! Darum schreibt der heil. Papst Leo: „Erkenne, o Mensch, deine Würde und hüte dich, da du nun einmal der göttlichen Natur gleichsam bist theilhaftig geworden, daß du nicht in Folge unwürdiger Gemeinschaft (mit Satan und den anderen irdischen Creaturen nämlich) herabsinkest zur alten Werthlosigkeit!" — Wem ist es unbekannt, wie unliebsam, ja kränkend es für die Adelsgeschlechter ist, wenn Einer aus ihrer Familie sich mit einer

Nichtebenbürtigen verheirathet? Sie schließen ihn zuweilen ganz und gar von ihrer Familie aus, enterben ihn, oder doch seine Nachkommen und nennen ihn nicht mehr ihren Verwandten. Wir haben bereits vernommen, wie König Erich sich mit einer Person vermählte, die weit unter seinem Stand und Range war. Ein Graf, der mit dem Könige im verwandtschaftlichen Grade verbunden war, machte demselben deshalb solche Vorwürfe, daß er von Erich getödtet wurde. Solche Erbitterung herrschte in der königlichen Verwandtschaft. Was glaubst du nun wol, wird Christus, unser Bruder, sagen, wenn du dich, der du nun zu seiner göttlichen Familie gleichsam gehörest, herabläßt, dich gemein zu machen und zu verbinden mit der niedersten Gesellschaft. Das aber thut, wer sich der Sünde der Unzucht, der Trunkenheit u. s. w. ergibt. Ein solcher Mensch würdigt sich herab unter das Thier.

Fünfter Punkt.

Der Mensch — ein Gast Gottes.

Die Wahrheit dieses Satzes leuchtet auf der Stelle ein, wenn wir in Erwägung ziehen, wie Gott der Herr den Menschen, sofern er im Christenthum steht, zur innigsten Vereinigung mit ihm heranzieht, indem er ihn an seinem Tische Theil nehmen läßt; diese Vereinigung des Menschen mit Gott ist sogar die engste und innigste, die sich denken läßt: die Vereinigung des Leibes mittelst der Nahrung. — Nicht die letzte Ehre wäre es, wenn ein König Jemanden Bestandtheile seiner fürstlichen Tafel zukommen ließe. Solches that König David dem Urias gegenüber als ein Zeichen seines hohen Wohlwollens, ob es gleich hier nur zum Scheine geschehen war. Wir lesen (2. Kön. 11, 8.): „Urias ging aus dem Hause des Königs, und man brachte ihm Speise vom Könige nach." Gleiche Wohlwollensbezeigung widerfuhr von Seite des Königs Nabuchodonosor dessen dienenden Knaben (vgl. Dan. 1.). Eine noch weit namhaftere Ehre ist es jedoch, wenn der König einen seiner Unterthanen an seine königliche Tafel selbst zieht, wie solches von Seite der Königin Esther dem Amon geschehen war, der sich dessen also rühmt: „Die Königin Esther hat keinen Andern zum Mahle mit dem Könige eingeladen, als nur mich, und auch morgen werde ich mit dem Könige bei ihr speisen" (Esth. 5, 12.). Noch bedeutender aber würde die Ehre, wenn ein solcher König sich herabließe, seinem Gaste die Speisen höchsteigenhändig vorzulegen, ihm das Brod zu brechen, ihm den Wein zu kredenzen. Solches that Joseph, Vicekönig von Aegypten, seinem jüngsten Bruder Benjamin als dem vor allen anderen auserkorenen Lieblinge (vgl. I. Mos. 43, 34.). Ungleich größer noch

wäre die Auszeichnung, wenn dieser König dich würdigte, in deinem Hause Einkehr zu nehmen und dort zu speisen, wie solches von Seite Christi bekanntlich dem Zachäus begegnete. Diese Ehre aber erhöht noch der Umstand, wenn dieser König die bestmöglichsten Speisen und Delikatessen, den feinsten ausländischen Wein seinem Gaste vorsetzen würde. Solche Speisen legte Gott den Israeliten in der Wüste vor; alle kamen weither und aus den fernsten Gegenden; er bewirthete sie mit dem Brode der Engel, mit Manna vom Himmel, so daß die Kinder Israels verwundert ausriefen: „Man hu?" d. h. „Was ist das?" Gleiches widerfuhr durch Habakuk dem Daniel in der Löwengrube; aus weiter Ferne brachte ihm der von einem Engel geführte Prophet Habakuk Nahrungsmittel an den Ort, wo Daniel in Babylon gefangen lag, so daß dieser freudig ausrief: „Du gedachtest meiner, o Gott, und verläßt nicht, die dich lieben" (Dan. 14, 37.). Aber was ist das Alles, wenn wir es vergleichen mit der Art und Weise, wie Gott den Menschen zu Gaste ladet und wie er ihn bewirthet? Er zieht ihn in der heil. Kommunion an seine höchsteigene Tafel und legt ihm sich selbst als eine vom Himmel gekommene Speise vor, wie sich deren nur die Seligen im Himmel erfreuen mögen. Welch' eine Würde! Welch' eine Auszeichnung! Wer rechnet sich diese Huld und Gnade nicht zur höchsten Ehre an? Wer sollte sich nicht eines derartigen Vorzuges für unwürdig bekennen? König David ließ Miphiboseth, den Sohn des Jonathas, täglich an seiner Tafel Theil nehmen. Aber Miphiboseth sprach (II. Kön. 9, 8.): „Wer bin ich, dein Knecht, daß du schauest einen todten Hund, wie mich?" — Wie nun? Was sollen wir dazu sagen, wir, die wir geladen sind zu einem mehr als königlichen, zu einem göttlichen Tische, zum Tische Christi, unseres Gottes selbst? Wer mag sich noch unterstehen, befleckt diesem Tische zu nahen? Wenn es schon bei den Juden für eine Sünde angesehen wurde, mit ungewaschenen Händen sich zur Tafel niederzulegen, um wie viel größer muß nicht das Verbrechen sein, Christus mit unreinem Herzen zu empfangen und unwürdig als Gast Gottes zu seinem Tische hinzutreten?

Sechster Punkt.

Der Mensch — einigermaßen selbst ein Gott.

In diesem Sinne sagt auch die heil. Schrift (Ps. 81, 6.): „Götter, sprach ich, seid ihr." D. h. der Mensch kommt der Gottheit so nahe, daß man ihn mit einem etwas stärker gegriffenen Ausdrucke im weiteren Sinne einen Gott nennen kann. Dieses aber hauptsächlich darum:

1. Vor allen Dingen ist er begabt mit Verstand und Vernunft, einem Geiste, der ihn befähigt, ich möchte fast sagen, Alles zu erforschen und zu ergründen, den Umkreis des Himmels und der Erde, den Lauf und die Größe der Gestirne, alle Künste und Wissenschaften u. dgl.; und dieses bis auf den Grad, daß ein gewisser Archimedes sich in Wahrheit rühmen konnte: Man gebe mir einen Punkt außerhalb der Erde, und ich werde diese mit einer einzigen Hand aus ihren Fugen heben. — Demzufolge könnte man den Menschen allmächtig heißen.

2. Es hat derselbe Gewalt über die bösen Geister, sie zu überwinden und zu binden, wie solches von vielen Heiligen geschehen ist, so z. B. vom hl. Antonius, vom hl. Macharius, dem einst, wie wir im Leben der Väter (l. 7. Kap. 13.) lesen, der böse Geist zurief: „Große Gewalt erleide ich von dir, Macharius!" Gleiches lesen wir von einem hl. Benediktus, Bernardus und anderen kirchlichen Beschwörern besonders der ersten Zeit des Christenthums.

3. Die Priester besitzen die Gewalt, die Gnade Gottes zu ertheilen, den Himmel zu öffnen, von Sünden zu befreien und anderes Hiehergehöriges. So also spenden sie den an der Seele Todten das Leben, und zwar das Leben der Gnade, welches ein ewiges Leben ist und dem Menschen Antheil gibt an Gottes unendlichen Vollkommenheiten.

4. Viele Heilige haben die augenfälligsten und größten Wunder gewirkt, darüber die Welt in Erstaunen gerieth; es waren dies oft sogar noch größere Wunder, als wie sie Christus gewirkt hatte. Wir finden es als etwas ganz Gewöhnliches bei den Heiligen Gottes, daß sie Blinde sehend, Taube hörend, Kranke gesund, Todte wieder auflebend machten; sie berührten Schlangen, ohne von ihnen beschädigt zu werden und leisteten überhaupt nicht selten Dinge, welche die natürlichen Menschenkräfte weit übersteigen.

5. Endlich erfreuten sich viele Heilige des Ansehens und der Gewalt, die wider Gott und seine hl. Kirche wüthenden Tyrannen und Machthaber zu bändigen und niederzukämpfen. So that Moses an Pharao, und wir lesen, daß Gott zu dem ersteren sagte (II. Mos. 7, 1.): „Ich habe dich wie einen Gott über Pharao gesetzt." Gleiche Gewalt übte Johannes über Herodes aus; Basilius über den Kaiser Valens, Ambrosius über den Kaiser Theodosius und die Kaiserin Justina; Papst Leo über Attila, den Hunnenkönig, welcher die Geißel Gottes genannt wurde und Rom mit dem Untergange bedrohte. Ebenso auch Athanasius dem Kaiser Konstantius gegenüber 2c. 2c. Wer könnte aussprechen, wie sehr das Alles die Kraft eines einzigen Menschen übersteigt. Hören wir deshalb den heil. Chrysostomus über diesen Punkt. Er sagt (hom. 15. in ep. I. ad Timoth.): „Siehe, mit welcher Ehre uns

Gott bekleidet hat, indem er uns eine solche Macht beilegte. Ich, sagt er, habe Himmel nnd Erde erschaffen; mit derselben Macht aber rüste auch ich dich (o Menschenkind!) aus, daß du die Erde zu einem Himmel umgestaltest. Ich habe deinen Leib so schön gebaut. Dir überlasse ich ein vorzüglicheres Amt — die Schönheit deiner Seele darzustellen. Ich rief, und es standen da Kräuter, Gewächse und Fruchthölzer. Rede auch du, daß dieses Land seine Frucht hervorbringen möge und es wird reifen, was du verlangst. Ich habe den Drachen sich bilden lassen, aber ich spotte seiner (des Teufels); auch dich beneide ich nicht um dieselbe Gewalt; auch dir gab ich die Macht, ihn zu verachten, wenn du nur willst; dein ist die Herrschaft über ihn; du vermagst ihn zu fangen wie einen kleinen Sperling. Ich lasse die Sonne aufgehen über Gute und Böse; an dir ist es, mich hierin nachzuahmen, und dein Gutes den Gerechten wie den Gottlosen zukommen zu lassen. Ich entzündete am Himmel die Lichter; lasse auch du dein weit helleres Licht leuchten, denn es ist dir gegeben worden, dieses zu vollbringen; verbreite demnach das Licht der Wahrheit über die, welche in der Nacht des Irrthums umhertappen. Ich beherrsche die Heerschaaren des Himmels; auch du setze dich nieder auf meinen königlichen Sitz und throne an meiner Seite mit mir 2c. 2c." — Ist das nicht eine Macht und Herrschaft, wie sich deren Gott im Himmel selbst erfreut. Eine Weisheit, fast über Alles! Eine Gewalt, fast ohne Grenzen! Eine Herrschaft, fast ohne Ende! Ja, der Mensch ist hier schon auf Erden fast so zu sagen, ein Gott! Noch mehr aber dort im Reiche der seligen Geister, wenn er an Gottes Macht im Himmel vollkommen Theil nimmt.

Siebenter Punkt.

Der Mensch — ein Erbe des Himmelreiches.

Die höchste Würde indessen erreicht der Mensch, wenn er verklärt sein wird. Hier ist der Gipfelpunkt seiner Größe, daß er geladen ist zum Hochzeitmahle Christi, um ewig im Himmel daran Theil zu nehmen. Hieran erinnert uns bereits schon die aufwärts, zum Himmel ragende, nach oben blickende Gestalt des Menschen. Deshalb ruft Philo aus: „Als die einzige himmlische Pflanze auf Erden erschuf Gott den Menschen; die Häupter aller übrigen neigen sich dem Boden zu." Darum bezeugt uns auch Ambrosius ausdrücklich, daß der Umstand, daß Gott den aus Erde gebildeten Menschen für den Himmel erschuf, aus dem der gefallene Engel auf ewige Zeiten verwiesen ward, die Quelle des Neides wurde für Satan, und die Wurzel aller von ihm herstam-

menden Feindseligkeiten. „Deshalb schuf und schmückte Gott den Himmel vor der Erde,“ sagt Ferus, „um uns zu zeigen, die Erde sei nur eine vorübergehende Herberge für den Menschen, dieser aber vorzugsweise geschaffen, um von dem Himmelreiche Besitz zu ergreifen. — Dünkt es dich keine große Ehre zu sein, wenn ein König einen anderen Menschen derart zu sich erhebt, daß er ihn zum Genossen seiner Herrschaft macht? Seht, zu einem solchen Mitregenten hat Gott den Menschen gemacht, als er ihn zu seinem Erben im Himmel ernannte.

Schluß.

Es bedarf nicht mehr der Wiederholung, was Alles Gott der Herr aus dem Menschengeschlechte gemacht hat. Wenn es nun außer Zweifel gesetzt ist, wie hoch die Würde und Erhabenheit des Menschen gipfelt, so hütet euch wohl, geliebte Christen! diesen Glanz euerer Menschenwürde in den Staub zu treten, zu schwärzen und zu verunreinigen durch den Koth gemeiner Verbrechen und Laster. Wen ekelt nicht die Person des Kaisers Konstantin, der Bilderstürmer genannt, über die Maßen an? Bekanntlich war es die einzige Freude und der höchste Genuß für ihn, an dem übelriechenden Unrathe der Thiere sich zu ergötzen, und Gleiches zu thun befahl er auch seinen Untergebenen. Man glaubt es fast gar nicht, wenn man uns erzählt, wie dieser gewaltige Fürst seine Nahrung in dem schmutzigen Abgange der Pferde fand; und doch gaben ihm seine Zeitgenossen aus keinem anderen Grunde als aus diesem den Namen „Stercorius“ oder „Caballinus“, Benennungen, die sich auf diese seine gemeine Liebhaberei bezogen. Nicht um nicht viel besser, sondern noch weit schmutziger steht der Mensch da, welcher seiner erhabenen Würde so wenig eingedenk ist, daß er sie mit dem Unrathe der Sünde befleckt, daß er sich von den himmlischen Gütern abkehrt und den irdischen, kothigen Gelüsten dieser Welt zuwendet. Ein solcher würdigt sich noch weit tiefer herab; ein solcher erniedrigt sich noch weit entsetzlicher, handelt noch um vieles gemeiner und ekelhafter. Wie abscheulich ist nicht das Betragen jenes Konstantinus! Abscheulicher jedoch das Gebahren des Sünders, der da seine hohe Menschenwürde vergißt, und nimmer bedenkt, daß er eine Wunderwelt im Kleinen, ein König der Erde, ein Ebenbild, ein Bruder, ein Gast Gottes, ja so zu sagen ein Gott und Erbe Gottes im Himmelreiche selbst ist.

Wolan denn, ich habe euch auseinandergesetzt, welch' hohe Würde ihr in der Schöpfung einnehmet. An euch ist es nun, ihrer würdig zu sein oder würdig zu werden. Amen.

Predigt auf den Sonntag nach dem heil. Weihnachts-Feste.

Thema: Vorschriften für den Wittwenstand.

Eintheilung.

I. Vorschrift: Fasse einen festen Vorsatz, in deinem jetzigen Stande zu verbleiben.
II. Vorschrift: Liebe die Einsamkeit, fliehe die Welt.
III. Vorschrift: Fliehe die Lustbarkeiten.
IV. Vorschrift: Bete unausgesetzt.
V. Vorschrift: Kleide dich einfach.
VI. Vorschrift: Bescheide dich mit weniger Nahrung.

Text: Luk. II, 37. „Es war eine Wittwe von etwa vierundachtzig Jahren, die den Tempel nie verließ und Gott mit Fasten und Beten Tag und Nacht diente."

Eingang.

Das soeben verlesene Evangelium berichtet uns von vier durch Heiligkeit ihres Lebens sehr berühmten Personen, welche bei der Darstellung und Aufopferung Christi im Tempel zugegen gewesen: Maria, die Gottesgebärerin, und Joseph, ihr jungfräulicher Gemahl, dann Anna, eine Wittwe und der greise Simeon, muthmaßlich ebenfalls ein Wittwer, da ihn die besondere Gnade Gottes zu einem so hohen Lebensalter aufgespart hatte. Wenn wir nun diese vier heiligen Personen recht in's Auge fassen, so kommt es uns vor, der kunstfertige Pinsel des Evangelisten Lukas habe gewiß nicht ohne Absicht das Paar Turteltauben sammt den zwei jungen Tauben, von denen (2, 24.) kurz vor der Schilderung der Darstellung Jesu im Tempel die Rede ist, dem lieblichen Gemälde bei-

gefügt. Ja sie sind ein Typus (Vorbild) der vier Personen, die uns in dem lieblichen Gemälde des hl. Evangelisten vor Augen geführt werden. Die zwei jungen Tauben, wer erräth nicht, daß hierunter Joseph und Maria, die keuschen, jungfräulichen Gatten, verstanden werden, keusch, wie man sich nur immer ein junges Taubenpärchen denkt? In den beiden Turteltauben aber werden uns zweifelsohne die beiden anderen Personen, die verwittweten Augenzeugen des heutigen Vorganges, Simeon und Anna versinnbildet. So hat denn Christus nebst dem im Gesetze vorgeschriebenen Taubenpaare noch zwei weitere und weitaus vorzüglichere Taubenpaare in den Tempel mit sich hinaufgeführt: Joseph und Maria, Simeon und Anna.

Für heute wollen wir bei der letzteren, der Wittwe Anna stehen bleiben, wollen uns diese Turteltaube im Geiste vergegenwärtigen, und sie den Wittwern oder Wittwen zum Beispiele und zur Nachahmung vorführen.

Vortrag.

Ihr errathet unschwer, daß von einigen **Lehren über den Wittwenstand** im Nachfolgenden die Rede sein wird.

Der Umstand, daß ich im Zusammenhalte mit den Eigenschaften der Turteltaube aus eben diesem Vergleiche die Eigenschaften zu entwickeln gedenke, welche Christus den Wittwen zu- und vorgeschrieben wissen will, mag unserer Standesrede den gehörigen Reiz verleihen, so daß er euerer Aufmerksamkeit auf's wirksamste zu Hülfe zu kommen gewiß nicht verfehlen wird.

I.

Fasse einen festen Vorsatz, in deinem Stande zu verbleiben.

Wenn die Turtel ihres Genossen beraubt ist, so gattet sie sich (nach Bart. Angl. l. 12. c. 34.) nicht mehr mit einer anderen ihres Geschlechts, sondern verbringt, gleich einer Wittwe, ihr übriges Leben in der Einsamkeit, ohne je wieder an eine zweite Paarung zu denken. — So gereicht auch der Wittwe weitaus zum größten Ruhme und ist ihre herrlichste Zierde der Vorsatz, dem Wittwenstande getreu zu bleiben und aus Liebe zur Keuschheit sich nicht mehr zu vermählen. Wo dieser Vorsatz und diese Liebe zur Keuschheit fehlt, da kann man mit Fug und Recht behaupten, solche Wittwen seien zwar dem Leibe, nicht aber dem Geiste nach verwittwet. Gott indessen sieht auf das Herz. Und der hl. Apostel

Paulus schreibt: Halte in Ehren die Wittwen, die es in Wahrheit sind" (1. Timoth. 5, 3.). Hiezu bemerkt der hl. Chrysostomus und Ambrosius, daß es Wittwen geben könne, die, ohnerachtet sie keinem Gatten verbunden sind, dennoch keine wahren Wittwen heißen. Gleichwie nämlich nicht der Abgang eines Gemahles, sondern die Liebe zur Reinigkeit die Jungfrau ausmacht, so besteht auch das Wesen der Wittwenschaft nicht darin, daß man keinen zweiten Gatten mehr besitzt, sondern darin, daß man, gleich den Jungfrauen, seine Keuschheit Gott angelobt. Es gibt nämlich auch solche Wittwen, die sich deshalb nicht wieder verehlichen, um desto freier leben zu können, um keinem Ehegatten mehr unterthan zu sein. Wittwen dieser Art, oder solche, die es nur aus dem Grunde sind, weil sie keine Männer zur Ehe mehr bekommen, sind weniger Wittwen dem Geiste nach, als vielmehr leichtfertige Frauen, die dem Herzen nach verbunden äußerlich ohne Band sind, weil sie den Zaum des Mannes fürchten. — Ganz anders geartet war die Wittwe Anna, von der unser hl. Text redet. Jung war sie zur Wittwe geworden, kaum erst sieben Jahre vermählt, wie das Evangelium erzählt. Sie war vierundachtzig Jahre alt geworden und hatte in diesem langen Leben gewiß oftmals Gelegenheit zur Wiederverehlichung gefunden. Sicherlich ein Zeichen ihres unerschütterlich stehenden Entschlußes, Wittwe zu verbleiben, um Gott all ihre Zeit widmen zu können! Und das that sie denn auch in aller Treue. — Mit demselben Schmucke edler Wittwenschaft war auch jene heldenmüthige Judith geziert, die noch im jugendlichen Blüthenalter stehend, von edlem Geschlechte, großer Schönheit, bedeutendem Reichthume war, deshalb ohne Zweifel von einer Menge von Freiern und Großen umgeben wurde, welche nach ihrer Hand strebten. Und dennoch schlug sie jede zweite Gemahlschaft aus, und, was ihre Tugend noch erhöhen muß, geschah dies in einer Zeit und einem Jahrhunderte, wo der Wittwenstand der allgemeinen Anschauung nach noch nicht jenen ehrenvollen Rang einnahm, wie solches heutzutage der Fall ist.

Will nun eine Wittwe diese Zierde des Wittwenstandes erhöhen, will sie ihr Verdienst vergrößern, so verpflichte sie sich zu diesem Stande durch ein Gelübde; es wird sie ein solches Versprechen, daß sie Gott geleistet hat, derart stärken, daß sie noch einmal so leicht ihre Reinigkeit bewahren und den Lockungen des Fleisches widerstehen kann, da sie sich gleichsam der Gewalt, über sich selbst zu verfügen, und der Schlüssel dazu freiwillig begeben hat. Daher denn der hl. Augustinus in seinem Buche: „Ueber das Gute des Wittwenstandes" also schreibt (cap. 5.): „Weit, weit vom Unerlaubten ist, wer sich durch ein freiwilliges Gelübde verpflichtet und es bei sich dahin gebracht hat, daß ihm selbst auch manches Erlaubte unerlaubt ist, nicht weil es das Gesetz ihm

verbietet, wohl aber weil es ihm die Liebe zu Gott anräth." — Dann ist aber auch eine solche Wittwenschaft Gott sehr angenehm, vorausgesetzt, daß man seinen Stand hält, indem man in diesem Falle Gott nicht nur das Werk aufopfert, sondern auch weil man ihm den Willen überläßt, indem man selbst der Macht und der Freiheit, es zu thun, sich begibt; auf diese Art überhändigt man Gott nicht allein die Früchte, man überläßt ihm den ganzen Baum. Doch muß wiederholt gesagt werden, daß solches nicht aus zeitlicher Rücksicht geschehen darf, so z. B. um einer desto größeren Freiheit genießen, um den Kindern eine reichere Aussteuer mitgeben zu können. Nein, willst du von Gott Lob einernten und dir Verdienste erwerben, dann mußt du dir diesen Stand erwählen aus Liebe zur Keuschheit und damit du Gott besser dienen könnest.

II.

Liebe die Einsamkeit, fliehe die Welt.

Bekanntlich liebt die Turteltaube die Einsamkeit, flieht die Orte, wo viele Menschen zusammenkommen, begibt sich nur um der Speise willen auf die Felder und in die Gärten hinaus, und kehrt so bald wie möglich in ihre Einsamkeit zurück. — Das ist auch eine weitere Eigenschaft der wahren Wittwe: sie hält sich am liebsten zu Hause auf und vermeidet das öffentliche Leben, es sei denn, der Dienst Gottes oder der Erwerb der Nahrung ruft sie hinaus. Wittwen, welche das Gegentheil thun, rügt der Apostel Paulus (1. Timoth. 5, 13.) als „müssig von Haus zu Haus sich umhertreibend, und nicht nur müssig, sondern auch als geschwätzig und vorwitzig, plaudernd, was sich nicht ziemt." Der hl. Hieronymus, jener ausgezeichnete Lehrmeister der Wittwen, schreibt in seinem Briefe an Furia: „Gehe nicht oft in die Oeffentlichkeit." Und (epist. 96.): „Was thut eine Wittwe in Familiencirkeln? was unter Dienerschaaren?" Auch der hl. Ambrosius schreibt den Wittwen vor: „Sage nicht, ich bin so allein. Die Keuschheit liebt das einsame Wesen; die Scham sucht die Verborgenheit, die Unscham die Zusammenkünfte." — Eine solche einsame Turteltaube war unsere Prophetin Anna, „deren Aufenthaltsort," wie der hl. Ambrosius in seinem Buche: „Ueber die Wittwen" schreibt, „der Tempel war, deren Unterredung im Gebete, deren Leben im Fasten bestand." Wenn, wie der hl. Evangelist Lucas sagt, jene Anna vom Tempel zu Jerusalem nie wegkam, wenn sie dem Gebete Tag und Nacht oblag, wann, frag' ich, hatte sie Zeit, im Oeffentlichen noch mit der Welt zu verkehren? — Auch Judith war von dieser Art. Nach dem Abscheiden ihres Gatten, heißt es, „hatte sie sich obenauf in ihrem Hause ein abgesondertes Gemach eingerichtet, worin sie abgeschlossen

mit ihren Mägden sich aufhielt" (Jud. 8, 5.). So bewohnte sie also nach der Sitte der Alten im obersten Theile des Hauses ein Gelaß, wol darum, um so wenig Besuch als möglich empfangen zu müssen. Ueberdies lebte sie dort oben in der Höhe noch, wie der hl. Text sagt, „abgeschlossen," hinter Schloß und Riegel, also wie in der Clausur eines Klosters, um ja recht unzugänglich zu sein für Jedermann. Und in der That! die Reinigkeit kann nicht genug verwahrt sein; denn nicht nur äußere Feinde stellen ihr nach, sie hat auch an ihrem eigenem Fleisch einen Verräther und Ueberläufer.

III.

Fliehe die Lustbarkeiten.

Die Turteltaube, die den Genossen ihres Lebens verloren hat, pflegt nimmer sich auf grüne Zweige niederzulassen; auch flieht sie verwesliche Leichen und dergleichen Dinge, die einen üblen Geruch absondern. — So soll auch eine Wittwe den Vergnügungen und eitlen Lustbarkeiten der Welt abgestorben sein; sie soll bedenken, wie die eine Hälfte ihres Lebens, der Gemahl, bereits im Grabe modert und daß auch sie bereits der Welt zur Hälfte abgestorben sein soll. Der Apostel aber schreibt (1. Timoth. 5, 6.): „Die ein üppiges Leben führt, ist lebendig todt;" dem Leibe nach am Leben, der Seele nach todt. Denn gleichwie die Seele das Leben des Leibes ausmacht, so die Gnade Gottes das Leben der Seele; hat sich Gott von uns, da wir in die Sünde fielen, getrennt, so ist unsere Seele in Wahrhet todt, weil von Gott, dem Leben der Seele, verlassen. Nicht umsonst sagt der weise Salomon im Hohenliede (2, 12.):

„Für die Reben sind gekommen
Des Beschneidens Tage nah,
Auch die Turtel ward vernommen
Schon im Lande dort und da."

Das will besagen: Wenn die Turteltaube ihre Stimme ertönen läßt, wenn die Klagen der Wittwenschaft beginnen, dann erheben sich auch die Tage des Beschneidens der üppig emporschießenden Reben und Ranken, dann ist es an der Zeit, dem Ueberflusse, den eitlen Possen, den weltlichen Thorheiten Lebewohl zu sagen; dann soll sich die Wittwe allen ausgelassenen irdischen Freuden entziehen, soll sein wie abgeschnitten von der Welt und abgeschieden vom Leben. — So geartet wenigstens war, um nur ein Beispiel anzuführen, die hl. Elisabeth, Gattin des Landgrafen Ludwig von Thüringen, die bei dem Tode ihres Gemahles ausrief; „So ist denn mein Bruder," so nannte sie ihren Ehegatten, „todt! Nun sind auch mir alle Freuden der Welt in ihm genommen." Und in der That, wie Raderus (Bavaria Sancta p. 1.) schreibt, widmete Elisabeth, nachdem sie zur Wittwe geworden war, ihre

ganze noch übrige Lebenszeit ohne Ausnahme Gott. Gleichwie die Turteltaube nach dem Verluste ihres Gefährten nur Seufzer ausstößt und ihren Gatten gleichsam beweint, also soll auch die wahre Wittwe das Andenken an ihren geschiedenen Eheherrn nie außer Acht kommen lassen; jederzeit soll sie dessen Tod beklagen und betrauern, den Jubeltönen der Welt entsagen und weit müssen hinter ihr liegen die Lockungen irdischer Freude. — In diesem Geiste sprach Noëmi, als sie den Verwandten, die sie mit dem Namen Noëmi — d. i. die Schöne, Liebliche, Holdselige — begrüßten und bewillkommneten, antwortete (Ruth, 1, 20.): „Nennet mich nicht Noëmi, d. h. die Schöne, sondern heißet mich Mara, d. i. die Bittere, denn mit Bitterkeit hat mich der Allmächtige überhäuft." Warum? — weil er sie das Opfer ihres Gatten und ihrer beiden Söhne bringen ließ. — Ein Beispiel ewiger Gattenliebe und Treue führt auch der hl. Hieronymus (contra Iovin.) auf. Martia, die Tochter des Cato, hatte ihren Mann verloren. Als sie denselben nun lange genug betrauert, fragten sie die anderen Frauen, welcher Tag denn ihrer Trauer wol ein Ende machen würde. Sie aber entgegnete: „Der letzte meines Lebens." Es höre demnach jegliche Wittwe auf, Anspruch zu machen fortan auf den Namen „die Schöne, die Liebliche, die Holdselige, die Süße;" denn ach, jede Wittwe ist ja vom Allmächtigen in den Stand der Trauer und der Bitterkeit versetzt worden.

IV.

Bete unausgesetzt.

Die Turtel stößt, statt des Gesanges, Klagen und girrende Seufzer aus, und dieses fast ohne Aufhören. — So möge auch die Wittwe sich den Seufzern des Gebetes hingeben und nicht den wilden Klängen üppiger Lieder, froher Musik; hat sie denn nicht auch stattsam Grund, über ihre Vereinsamung zu klagen, und ihr Loos Gott anzuempfehlen? Auch dieser Umstand ist dem hl. Paulus nicht entgangen, denn er schreibt (I. Timoth. 5, 5.): „Eine wahre Wittwe die verlassen ist, setzt ihr Vertrauen auf Gott, und läßt nicht ab mit Beten und Flehen Tag und Nacht." — Einen ähnlichen Ausspruch des Herrn finden wir in dem bekannten Gleichnisse von jenem ungerechten Richter, „der weder Gott fürchtete, noch Menschen achtete. Es war auch in derselben Stadt eine Wittwe, die zu ihm kam und sprach: Schaffe mir Recht wider meinen Gegner! Lange Zeit wollte er nicht daran. Zuletzt aber sprach er bei sich selber: Wenn ich auch weder Gott fürchte, noch um Menschen mich kümmere, so will ich doch dieser Wittwe Recht schaffen, weil sie mir so überlästig ist, damit sie zuletzt nicht komme, und es mir zu arg mache" (Luk. 18, 2—5.). Seht da die Eigenschaft einer wahren Wittwe; inständig, Tag und Nacht liegt sie Gott mit Ge-

beten und Seufzern an, und in der That hat sie alle Ursache dazu; denn die Widersacher, die Bedränger der Wittwen und Waisen hören nicht auf, sie zu unterdrücken und zu verletzen. Der hl. Augustinus (epist. 121 c. 16.) schreibt in seinem Briefe an Proba eine an Kindern wie an Schätzen reiche Wittwe: „Ja du bist sehr begütert, aber bete nur immerhin, gleich als wärest du arm, denn noch hast du die Reichthümer der Ewigkeit nicht, jene Schätze, die keinen Verlust befürchten lassen. Du hast auch Söhne und Enkel, eine zahlreiche Familie; aber bete nur immerhin, gleich als wärest du verlassen; denn alles Irdische ist ungewiß, selbst wenn es uns zu unserem Troste bis an's Ende unseres Lebens verbleibt." Ueberhaupt ist den Wittwen fast nichts übrig, das sie noch mit glühender Liebe umfassen könnten oder sollten, außer die Liebe zu Gott; hiemit ist ihnen aber auch jeglicher Gegenstand genommen, über den sie sprechen könnten, da alles Andere für sie gleichsam todt sein soll. So nun können sie ihre ganze und ungetheilte Liebe auf Gott übertragen, Grund genug, Tag und Nacht im Gebete mit dem Allerhöchsten zu verkehren und ihm die Angelegenheiten des Herzens vorzutragen. Die Vermählten haben dafür einen Entschuldigungsgrund, wenn sie mehr zu Hause als in der Kirche verweilen. Hat sich dieses Band, welches sie an den Gatten knüpfte, indessen gelöst, dann sind die Wittwen wiederum Bräute Gottes und verpflichtet, in seinem Hause die meiste Zeit zu verbringen. Einige Naturkundige behaupten, das Eisen lasse sich, wenn ein Diamant in nächster Nähe liege, vom Magnete nicht anziehen, verbinde sich dagegen, nach Entfernung des Diamantsteines, sofort mit dem Magnete. Gleiches soll man auch an der Wittwe wahrnehmen. Konnten sie, als ihre Gatten noch am Leben und in ihrer Nähe weilten, sich nicht so innig, als sie eigentlich sollten, mit Gott im Gebete vereinigen, so hindert sie nach dem Tode des Gemahls gewiß nichts mehr, sich mit Gott auf's innigste zu verbinden und beständig mit ihm umzugehen im Gebete wie im Wandel. — Von dieser Art war die Wittwe Anna, von der das heutige Evangelium berichtet. Sofort nach der Hinwegnahme ihres Gatten vereinigte sich dieselbe mit Gott, jenem himmlischen Magnetsteine, auf's engste und hing ihm jederzeit an, was der hl. Evangelist mit den Worten besagt: „Sie verließ den Tempel (fast) nicht und diente Gott mit Fasten und Beten Tag und Nacht" (Luk. 2, 37.).

V.

Kleide dich einfach.

Die Turteltaube trägt ein Kleid von aschgrauem Gefieder. — Aehnlich dieser schlichten Einfachheit im Aeußern, besonders im Aufzuge sei die Kleidung der Wittwe, nicht buntfarbig, nicht leichtfertig herausgeputzt, nicht in reichen Gewändern trete sie auf,

denn ihr ziemt nur die dunkle Farbe der Trauer und Buße. Die dagegen anders einhergehen, mit geschminktem Antlitze, mit geschmückter Kleidertracht und Pracht, sie wälzen mit Recht den Verdacht auf sich selbst, als wollten sie einem Anderen gefallen, als wollten sie zu einer neuen Ehe schreiten. Daher schreibt der Apostel Paulus (1. Cor. 7, 34.): „Die Verheirathete sorgt für das Irdische wie sie dem Manne gefallen." Nun denn, warum sucht auch noch die Wittwe zu gefallen; zu welchem Ende putzt man sich so sehr heraus? Eine putz- und gefallsüchtige Wittwe ist demnach offenbar keine wahre Wittwe im Geiste des Christenthums. Die wahre Wittwe legt mit dem Gatten auch allen Prunk und Flitter in das Grab — So that jene Wittwe Salvina, an die der hl. Hieronymus also schreibt: „Du hast mit zugleich in das Grab deines Gatten gelegt alle Lustbarkeiten der Welt; deine über dem Grabhügel des Gemahles vergossenen Thränen haben die Schönheit deines rosigen und lilienweisen Angesichts entstellt; an die Stelle des schimmernden Gewandes und der goldgeschmückten Fußbekleidung hast du ein dunkelfarbiges Gewand und schwarze Schuhe angethan." — Wenn demzufolge eine Wittwe an eine zweite Ehe nicht mehr denkt, alsdann wird sich dieselbe auch nicht mehr gefallsüchtig und eitel herausputzen. Denn wofür sollte sie sich noch so ausgesucht zieren. Wo man keinen Wein verkauft, hängt man auch keinen Fichtenstrauß vor die Thüre. Wer seine Sachen im Freien verkauft, braucht keinen Laden. Eine Wittwe, die sich allzu zierlich kleidet, verdächtigt sich selbst, als stehe sie zum Verkaufe, und schmücke sich dieselbe, um Liebhaber anzulocken, wie jene Wittwe Thamar gethan, welche die Wittwengewänder ablegend sich mit einem Schleier bedeckte und in buhlerische Kleider hüllte, um unter dieser Verkleidung von ihrem Schwiegervater fleischlich erkannt zu werden (cfr. I. Buch Mos. 38.). Aehnliches that Jezabel, die auf gleiche Weise, um nicht Wittwe zu bleiben, den zum König über Israel gesalbten Jehu anzulocken bemüht war, indem sie die Augen mit Schminke bemalte, das Haupt zierte und durch das Fenster schaute, als Jehu einzog (vergl. IV. Buch d. König 9, 30.). Aber sie ward vom Fenster herabgestürzt und eine Beute der Hunde.

Nicht so das Betragen der klugen Wittwen. Sie bilden sich nach dem Beispiele jener hochherzigen Judith, die ausgenommen die hohen Festtage des Herrn in einfachen Wittwenkleidern einherging, und harte Bußgewänder trug, nicht selten auch ihr Haupt mit Asche bestreute (s. Jud. 8, 6. u. 9, 1.).

VI.

Bescheide dich mit geringer Nahrung.

Die Turteltaube weidet sich nicht an dem Fleische verendeter Thiere, sondern begnügt sich zu ihrem Unterhalte mit wenigen

Getraidekörnlein. — Würde der Apostel Paulus eine gleiche Mäßigkeit nicht auch von den Wittwen beanspruchen, sicherlich wären ungeschrieben geblieben die Worte: „Die ein üppiges (schwelgerisches) Leben führt, ist lebendig todt" (1. Timoth. 5, 6.). „Denn," sagt Theodoret, „übermäßige Genüsse begraben den Geist; er liegt im Leibe wie in einem Grabe bestattet und schweigt." — Auch Sophokles sagt von einem Schlemmer: „Ich glaube nicht, daß er am Leben ist, ich halte ihn vielmehr für eine Leiche." — Die Nahrung der Wittwen sei daher mäßig und bescheiden. Aber auch ungewürzt und ohne vielerlei Beimischungen; sie bestehe nicht aus Zuthaten und Reizmitteln, welche die Sinnlichkeit des Fleisches und Blutes wachrufen und entflammen. — Außerdem schreibt noch der hl. Ambrosius den Wittwen Folgendes vor: „Bemerket wohl, wie viel die Trunkenheit den Frauen zu schaden vermag, da der Wein sogar Männer (Holofernes) dergestalt überwältigt, daß sie von Weibern leicht überwunden werden können. Seid darum mäßig, ihr Wittwen, haltet euch ferne vom Weine, damit ihr euch frei von der Unzucht erhaltet. Diese wird dich nicht versuchen, wenn du dich vom Weine nicht verführen läßt. Hätte Judith (mit Holofernes) getrunken, sie würde auch mit ihm eingeschlafen sein." — Auch die Enthaltsamkeit von Fleischspeisen räth der hl. Hieronymus den Wittwen an. Er schreibt an die bereits oben erwähnte Wittwe Salvina: „Die dem Fleische fröhnen, mögen Fleisch genießen: solche, die einem Manne verbunden sind und Kinder und Nachkommenschaft zu erzielen haben. Du jedoch, die du alle deine Freuden zugleich mit deinem Eheherrn begraben hast, sollst nichts für nothwendiger erachten, als in Fastenübungen auszuharren." — Die Turteltaube trägt einen schwarzen oder dunkeln Streifen am Halse, der einem Ringe nicht unähnlich ist. Es sei dies den Wittwen ein Zeichen, nüchtern und mäßig, enthaltsam und die Faste liebend zu sein, und eben nicht Alles, was sich genießen läßt, auch zu genießen. Einen solchen Ring am Halse trugen Anna und Judith, denen das Fasten zur langen, lieben Gewohnheit war geworden.

Schluß.

Es seien euch daher, die ihr verwittwet seid, die Turteltauben ein Beispiel. Gleich ihnen vermählet euch nicht zum zweiten Male, liebet die Einsamkeit, ferne vom Geräusche der Welt, fliehet die Lustbarkeiten, betet ohne Unterlaß, kleidet euch einfach und schlicht und seid enthaltsam in Speise und Trank. Das sind die Eigenschaften, die eine wahre Wittwe zieren; das sind die hauptsächlichsten Vorschriften, denen ihr nun nachleben wollet. Dann werdet ihr aber auch für würdig befunden werden, gleich jenen reinen Turteltauben im Tempel des Allerhöchsten, im Himmel, Gott vorgestellt zu werden — mein lebhaftester Wunsch, mein innigstes Gebet. Amen.

Predigt auf den I. Sonntag nach der Erscheinung.

Thema: Was Christus vom zwölften bis zum dreißigsten Jahre seines Lebens gethan.

Eintheilung.

I. Er verdemüthigte sich.
II. Er übte den Gehorsam aus.
III. Er nahm vor der Welt zu an Weisheit und Tugend.
IV. Er ging seinem Nährvater im Geschäfte an die Hand.
V. Er bewarb sich um die Kirche, als um seine Braut.

Text: Luk. II, 51. 52. „Er zog mit ihnen hinab und kam nach Nazareth, und er war ihnen unterthan und nahm zu an Alter und Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen."

Eingang.

„Drei Dinge", spricht Salomon (Sprüchw. 30, 18. 19.), „sind mir zu schwer, und das vierte verstehe ich gar nicht: Den Weg des Adlers am Himmel, den Pfad der Schlange über Felsen, die Bahn des Schiffes in Meeresmitte und des Mannes Weg in der Jugend." Die drei ersten sind aus dem Grunde so schwer zu begreifen, weil sie keine Spur hinter sich zurücklassen, der man nachgehen könnte. Aber weshalb denn auch das vierte: Des Mannes Weg in der Jugend, die doch nimmer so spurlos verläuft? Der hl. Ambrosius antwortet uns hierauf; er sagt (l. de Sacram. c. 5.): „Christus ist der Mann, dessen Wege in der Jugend uns nicht bekannt sind." Er ist es, der schon in der Jugend den Namen Mann verdiente, wie denn auch Jeremias (31, 22.) von der Mutter des Herrn und dem Messias weissagt: „Ein Weib wird einen Mann umschließen."

Ueberhaupt bezieht sich diese ganze salomonische Stelle auf Christus, den Erlöser der Welt. Unbegreiflich ist der Flug dieses Adlers zur Sonne, seine Himmelfahrt; unbegreiflich, wie der eilende Weg der Schlange über Felsen, ist die Auferstehung des Herrn aus dem Felsengrabe; unbegreiflich ist sein Wandeln über die feuchte Wasserstraße des wogenden Meeres, überhaupt seine Wunderthätigkeit. Am verborgensten aber ist uns der Weg dieses Mannes in seiner Jugend, ehe er anfing zu lehren und Wunder zu wirken, ich meine die Zeit von seinem zwölften bis zum dreißigsten Jahre, wovon uns nichts Schriftliches überliefert worden ist. — Oder wie — war er etwa während dieser Zeit müssig? Gewiß nicht! Nachdem er in den drei letzten Jahren seines irdischen Wallens so Vieles und Großes geleistet, wie könnten wir annehmen, er sei während voller achtzehn Jahre unthätig gewesen! Wie nun, geliebte Freunde! können wir denn über diese Jugendjahre Christi so gar Nichts erfahren? Sollten wir über dieses Jugendleben des Menschensohnes nicht einen einzigen erbauenden Vortrag halten können?

Doch nein! Wir haben ja dich, o hl. Evangelist Lukas! der du uns ausführlicher als die anderen einige Züge aus dem Jugendalter Jesu mitgetheilt hast. Würdige uns, nur einige Krümchen von dem Brode des ewigen Lebens, das vom Himmel herabgestiegen ist, um uns zu speisen, uns, die wir hier versammelt sind, mitzutheilen! Nur einige Sonnenblitze in dieses heilige Dunkel! Nur einige Akkorde in dieses tiefe Stillschweigen!

So höret denn die inhaltsschweren Worte dieses hl. Erzählers über die Jugendjahre unseres Herrn und Heilandes: „Er zog mit ihnen hinab und kam nach Nazareth und war ihnen unterthan, und nahm zu an Alter und Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen.“

Genug der Andeutungen über diesen wichtigen Lebensabschnitt des Menschensohnes! — Versenken wir uns in diese lieblichen Züge mit verständnißinniger

Betrachtung.

Was Christus vom zwölften bis zum dreißigsten Jahre seines Erdenwallens gethan?

I.

Er verdemüthigte sich.

„Er zog mit ihnen hinab nach Nazareth,“ — wo er im väterlichen Hause der Welt unbekannt im Verborgenen lebte.

— Matth. Raderus (in seinem Buche „Lustgarten der Heiligen," I. Theil) erzählt uns folgende Begebenheit. Der hl. Johannes Calybita, Sohn eines Senators zu Konstantinopel, zog sich als Jüngling ohne Vorwissen seiner Aeltern in ein Kloster zurück und brachte daselbst einige Zeit zu, um sich in der Wissenschaft des Heiles unterrichten zu lassen. Später kehrte er im Bettlerkleide in das Haus seines Vaters zurück, woselbst er ohne erkannt zu werden in einem Winkel der Vorhalle viele Jahre zubrachte; so lebte er dahin, von Hausgenossen wenig beachtet, nicht selten auch verhöhnt, bis er endlich, dem Tode in's Auge sehend, seine Mutter zu sich bitten ließ, und sich ihr gegenüber durch ein Evangelienbuch, das er einst von ihr erhalten hatte, als ihren Sohn zu erkennen gab. — That, geliebte Zuhörer, etwas Aehnliches, nur in weit vollkommenerem Grade, nicht auch Christus? Gewiß, die Demuth des hl. Johannes Calybita ist nur ein Schatten von der Demuth, die unser göttlicher Erlöser ausübte, und die, ohne ein Wunder zu sein, dennoch ein wahres Wunder ist. Nachdem Jesus ohne Wissen seiner Aeltern einige Zeit im Tempel zugebracht, und sich mit göttlichen Dingen beschäftigt hatte, kehrte er wiederum in das väterliche Haus zurück, um daselbst achtzehn Jahre lang in einer niederen Hütte verborgen zu bleiben, unerkannt und gering geschätzt von den Seinigen, den Menschen; er, der stets das Angesicht seines Vaters sah, er, der im Himmel thront und Alles mit dem Glanze seiner Majestät erfüllt, er duldete es, daß man ihn für den Sohn eines Handwerkers, eines Zimmermannes hielt. Erst gegen die Neige seines Lebens offenbarte er sich, das Evangelium, das er von seinem himmlischen Vater überkommen hatte, in der Hand, als den Sohn des Allerhöchsten. — Ohne Zweifel hätte Christus schon zu jener Zeit Wunder wirken können, aber er zeigte seine Wunderthätigkeit erst gegen Ende seines Lebens; die Verwandlung des Wassers in Wein auf der Hochzeit zu Kana in Galiläa war sein erstes Wunder. Ohne Zweifel hätte Christus schon in frühester Zeit auftreten und lehren können, aber er that es nicht v o r seinem dreißigsten Lebensalter. Seine Tiefe Demuth war sozusagen das einzige Wunder, indem er, obgleich Gott von Ewigkeit her, dennoch wie jeder Andere befunden werden wollte.

Saget nun, meine Freunde, wenn einer aus uns sich, sei es nun durch Wissenschaft oder durch hohe Abstammung oder auf sonst eine Weise hervorthun könnte, käme aber in eine Gegend, wo man seine Weisheit nicht versteht, seinen edlen Stand nicht kennt, wo man ihn für einen unwissenden oder unbedeutenden Menschen ansieht: wie tief würde das nicht seine Seele kränken, wie sehnlichst würde ein solch' Verkannter nicht wünschen, es möchte sich ihm doch eine Gelegenheit darbieten, wo er den Glanz seiner Gelehrt-

heit um sich verbreiten, wo er seine hohe Abstammung darthun könnte!

Auf daß nun ein Jeder lerne, seinen Stolz zu überwinden, wollte der Sohn Gottes so lange Zeit unerkannt, verborgen und wenig geachtet in Nazareth dahinleben. Wohl möglich, daß Jene, welche die Worte der Hirten und Weisen, die Aussagen Simeons und Annas über das Jesukind mit angehört hatten, sich nicht Geringes von dem Knaben schon in seiner Jugend versprachen. Was aber geschah denn Großes von Seite des Sohnes Mariens? Nichts — in den Augen der Welt. Daher erklärt es sich denn, daß die Leute auf allerlei Reden kommen mußten und wol unter sich sagten: Wie hat doch dieses Kind unseren Erwartungen so gar nicht entsprochen. Schon ist er zum Knaben, schon zum Jünglinge herangewachsen, und noch hat er nicht einmal die Schulen der Meister besucht, um die heiligen Schriften zu studieren; müssig sitzt er daheim.... Doch demüthig nahm Christus all' diese und derlei Urtheile hin, und das viele Jahre, wie der hl. Bonaventura richtig bemerkt.

Wir dagegen? Wie groß ist nicht unsere eitle Ehrbegierde! Kaum eine Stunde lang können wir unsere vermeintlichen und geringen Vorzüge unerwähnt lassen. Die kleinste Zurücksetzung oder Vernachlässigung scheint uns unerträglich; eine einzige Unbild, ein scharfes Wort bringt uns auf. Wem muß nicht dieses Eine Beispiel Jesu völlig von seinem blinden Stolze von Grund aus heilen! Was hat dich denn, mein Christ, so tief verletzt? — Ich bin, sagt Einer, von edler Abkunft und dieser niedrige Mensch verlacht und mißachtet mich. Aber bist du denn edler und vornehmer, als Christus, der es demüthig duldete, geringschätzig nur als der Zimmermannssohn behandelt zu werden? — Ich bin, versetzt ein Zweiter, so viele Jahre den Wissenschaften obgelegen, habe so viele schwierige Prozesse geführt, so viele verdienstliche Arbeiten gethan, und nun wird mir dieser rohe und unwissende Mensch, dieser emporgekommene Neuling vorgezogen und zu den ehrenvollsten, einträglichsten Aemtern befördert, während ich, vergessen und verschollen, übergangen werde und nun in Armuth und Niedrigkeit mein Leben verseufzen muß. Aber bist du denn auch größer und besser als der Sohn Gottes, der voll der Weisheit und Gnade alle Gelehrten der Welt hätte unterrichten können, der voll der Macht, Wunder zu wirken, seine Gottheit zu beweisen, unendliche Verdienste aufzuzeigen im Stande war, und dennoch bis in sein dreißigstes Jahr in Verborgenheit leben, den Lehrern zuhören, über Keinen sich erheben, und Jedermann an Ehre und Ansehen nachstehen wollte? — Ich bin, spricht ein Dritter, unschuldig, habe Niemanden ein Weh gethan, dessenohnerachtet schmäht man mich und werde bald dieses, bald jenes Fehlers bezichtigt; man bringt mich un-

schuldiger Weise um meine Ehre. Nein! ich bitte — erging es denn deinem Heilande besser? Deuteten sie nicht auf ihn mit Verachtung und Spott und sprachen (Joh. 1, 47.): „Kann denn von Nazareth auch etwas Gutes kommen?"

Also gedulde dich, schweige bescheiden und demüthig und freue dich, wenn du durch derlei Verdemüthigungen deinem Jesus ähnlich wirst, der die Tugend der Demuth in so ausnehmender Weise ausgeübt hat.

II.

Er übte die Tugend des **Gehorsams.**

„Er war ihnen unterthan," — d. h. er übte die Tugend des Gehorsams, diese aber eignete er sich sozusagen auf die vollendetste Weise an, und zwar deshalb, um den geistigen Kampf mit Satan auf das sicherste auszufechten. Durch den Gehorsam nämlich, in welchen er sich nachmals dem Kreuzestode unterzog, überwand er den Teufel, den Rebellen gegen Gott. Der Gehorsam aber war die erste Bedingniß zum Kampf und Siege über Satan, wie überhaupt der Gehorsam das erste ist, wodurch die Kriegsleute zum Kriegsdienste eingeübt werden, da sie vor allen Dingen lernen müssen, auf jeden Wink ihres Obersten zu achten und darnach zu handeln. — Gleiche Botmäßigkeit erwies auch Christus seinem himmlischen Vater, indem er seinen Aeltern gehorchte; eine würdige Vorbereitung auf jenen vollkommenen Gehorsam, den Christus mit seinem Tod am Kreuze besiegelte, welches der Gipfelpunkt dieser seiner Tugend war.

Fassen wir nun aber einmal die in's Auge, denen Jesus unterthänig war. Er war unterthänig denen, die weit unter ihm standen, er, der höchstgebietende Gott folgte Menschen und zwar einem armen Handwerksmanne, seinem Pflegevater. Ach, wie schwer würde uns eine derartige Unterwürfigkeit fallen. — Er war gehorsam denen, die er an Weisheit unendlich übertraf. Es läßt sich denken, daß Jesus von seinem Nährvater Joseph so Manches aufgetragen wurde, das zwar an und für sich nicht sündhaft war, von dem indessen der Menschensohn einsah, es würde dieser Befehl besser unausgeführt bleiben, oder auf eine andere Weise befolgt werden. Dennoch zeigte er sich in Allem erbötig und opferte dem blinden Gehorsam seine bessere Einsicht in das Wesen der Dinge. Dies ersehen wir auch aus dem heutigen Evangelium, wo er sagt, er müsse im Hause seines Vaters verweilen, nichts destoweniger aber sich der Vorschrift der Aeltern fügte und mit ihnen nach Nazareth zurück pilgerte. — Und wie lange dauerte diese Fügsamkeit? Er gehorchte noch ihm achtzehnten Jahre, wo die junge Welt sich ge-

wöhnlich sehr unbescheiden nnd widerspänstig verhält. Er gehorchte noch im vierundzwanzigsten Lebensalter, wo die jungen Leute ihre Aeltern oft kaum mehr um Rath fragen, einen Stand ergreifen, sich verheirathen und selbstständig zu werden suchen. Er gehorchte noch im dreißigsten Jahre, wo sich Alle von der Botmäßigkeit der Aeltern frei machen. —

Endlich leistete Jesus in allen Stücken Gehorsam, selbst in den niedrigsten häuslichen Dienstleistungen, die arme Familie Josephs konnte sich wol keine Dienstboten halten; aber es that auch nicht noth, denn Christus unterzog sich allen Diensten und Handreichungen, und wir dürfen annehmen, daß er seine Aeltern sogar darum anging, sie möchten doch ja über ihn verfügen bei allen Verrichtungen des Hausstandes. —

So lebte denn Jesus unter der Regel seiner Aeltern, gehorsam, wie der unterwürfigste Mönch in seinem Kloster. Und so war denn Alles, was er vollbrachte in Ansehung des heiligen Gehorsams, den er ausübte, heilig. — Das ist die zweite Tugend, deren er im älterlichen Hause pflog.

III.

Er nahm vor der Welt zu an **Weisheit und Tugend.**

„Er nahm zu, wie an Alter, so an Weisheit und Gnade vor Gott und den Menschen,“ — nicht etwa, indem er die Schulen der Lehrer besuchte, sondern indem er zu Hause darüber nachdachte, was er dereinst lehren und predigen wolle.

Da der hl. Thomas von Aquin noch den Studien oblag, ward er von den Mitschülern seines beständigen Stillschweigens wegen der stumme Ochse genannt. Als er aber nachgehends einstmals einen öffentlichen Vortrag hielt, sprach er mit solcher Weisheit, daß sein Lehrer, Albertus Magnus, verwundert ausrief, dieser stumme Ochse werde dermaleinst mit seinem Gebrülle die ganze Welt erfüllen. Und es traf ein. — War nicht etwas Aehnliches auch bei Christus der Fall? Still und schweigsam verbrachte er den größten Theil seines Lebens; als er aber auftrat und öffentlich lehrte, da rief das Volk voll Erstaunung (Mark. 1, 22.): „Dieser spricht wie Einer, der Macht hat, und nicht wie unsere Schriftgelehrten.“

Es fragt sich nun aber, wie man sich dieses, daß es heißt: „Er nahm, wie an Alter, so an Weisheit und Gnade vor Gott und den Menschen zu,“ um nicht irre zu gehen, vorstellen muß. Hatte er nicht von seiner Empfängniß an die Fülle der Weisheit in sich? — Ich antworte: Der Evangelist will damit besagen:

Seine Weisheit trat mit dem zunehmenden Alter immer mehr an den Tag. Er übte also die ihm innewohnende Weisheit von Tag zu Tag immer mehr aus, dabei aber glich er jedem anderen Menschenkinde, welches zunimmt. In der Krippe wimmerte er, wie ein Säugling; dann redete er wie ein Kind, und endlich offenbarte er, doch immer während dieser Zeit stufenweise, seine hohe, himmlische Weisheit auf's Vollkommenste. Nehmen wir ein Gleichniß von der Sonne. In der Morgenröthe ist die Sonne noch verborgen, beim Aufgange nur zum Theile sichtbar, dann steigt sie auf in sozusagen zunehmender Klarheit, bis sie Mittags im vollsten Lichte strahlt, und bei Untergange wieder an Glanz zu verlieren scheint, obschon sie immer die ganze lichtausgießende Sonne ist und verbleibt. So ließ denn auch der Erlöser, im Schooße seiner Mutter verborgen, wie die Sonne in der Morgenröthe, nur einen Schimmer seines Lichtes blicken, den nur wenige Menschen wahrnahmen, nämlich Maria und Joseph, Zacharias, Elisabeth und Johannes, der letzteren Sohn. Bei der Geburt zeigte er, gleich der Sonne beim Aufgange, sich bereits deutlicher: die Herrlichkeit Gottes umstrahlte die Hirten und leuchtete den Weisen des Morgenlandes. Allmählig offenbarte sich Christus, der am Himmel immer höher vorrückenden Sonne gleich, immer klarer, so z. B. dem greisen Simeon, der Prophetin Anna, den Schriftgelehrten im Tempel zu Jerusalem. Im dreißigsten Jahre stand die Sonne der göttlichen Weisheit Christi auf ihrem Höhepunkte und leuchtete in vollem Glanze vor Aller Augen. „Das Volk, das ehedem in Finsterniß gewandelt, sah ein großes Licht" (Isa. 50, 10.). Endlich neigte sich dieser himmlische Tagesstern zum Untergang; dies geschah bei seinem Leiden und Sterben, wo sich mit der Sonne auch der Ruhm seiner Heiligkeit und Weisheit am Kreuzesholze zu verfinstern schien. — Die Worte des Evangelisten Lukas, der da sagt: „Er nahm zu an Weisheit," sind demnach so zu verstehn: Er schien vor den Augen der Welt an Weisheit zuzunehmen.

Indessen entfaltete sich das menschliche Seelenleben Jesu nicht bloß scheinbar in der Uebung und Kundgebung seiner Weisheit nach außen, sondern auch wahrhaft durch innere Zunahme an Weisheit, entsprechend der Zunahme an leiblichem Alter, vermittelst der Wahrnehmungsfähigkeit und thatsächlicher, fort und fort sich mehrender Wahrnehmungen der in rein menschliche Erkenntniß fallenden Gegenstände. Der Evangelist kann hier auch nur von der menschlichen Natur Christi reden, bezüglich der Christus selbst sagt, daß der Vater größer sei als der Sohn.

Wir aber sollen uns hieraus die Lehre abziehen, gleichfalls mit den Jahren in der Weisheit d. h. in der Wissenschaft des

Geistigen und Göttlichen zu wachsen. Wenn nämlich Jesus, der schon im ersten Augenblicke seiner Empfängniß alle Weisheit besaß, auch hierin sich derart selbst entäußerte, daß er (wir mögen nun eine der beiden Auslegungen annehmen, welche wir wollen) der Welt das Beispiel gab, immer mehr an Weisheit zu wachsen, oder daß er die Weisheitsquelle seiner göttlichen Natur in ihrem Einströmen auf seine menschliche Natur einigermaßen beschränkte, und diese zur Aufnahme und Aneignung äußerer Erkenntniß auf die natürliche Thätigeit des Lernens und Betrachtens anwies; wenn Christus fortwährend das göttliche Gesetz erwog und dem Unterricht der Lehrer zuhörte: um wie viel mehr finde ich es für uns angezeigt, darin fortzuschreiten, die wir einer immer besseren Erkenntniß Gottes so dringend bedürfen. Sage demnach Keiner, er wisse bereits zur Genüge, was er zu thun und zu lassen habe, überhaupt was ihm zum Heile nothwendig sei. Denn auch Christus wußte es, aber dies war ihm nicht genug, er ließ es auch in der Ausübung an dem Tag treten. Wir aber, wollten wir also sprechen, würden uns nur selbst betrügen, und es träfe uns das Wort des hl. Paulus (Röm. 1, 22.): „Sie gaben sich aus für Weise, aber sie sind zu Thoren geworden." — Leider auch nehmen viele in der Weisheit zu, aber es ist dies nur eine Weisheit der Welt; sie nehmen zu in der Arglist, in Lug und Trug, in irdischen Kenntnissen; vor Gott aber und in seiner Erkenntniß sind sie unwissende Thoren. So lasset uns denn bemüht sein, in der seligmachenden, himmlischen Weisheit immer mehr vorzuschreiten, denn es heißt ausdrücklich von Christus, daß er zugenommen haben in der W e i s h e i t v o r G o t t.

IV.

E r g i n g s e i n e m N ä h r v a t e r **im Geschäfte an die Hand.**

C h r i s t u s ü b t e d a s G e s c h ä f t s e i n e s V a t e r s a u s und zwar 1.) s e i n e s h i m m l i s c h e n V a t e r s. — Worin aber besteht das Geschäft dieses himmlischen Vaters? Christus macht uns damit selbst bekannt; er sagt (Joh. 15, 1.): „Mein Vater ist der Landmann, der den Acker bebaut." Dies that denn auch Christus, wie er es selbst von sich aussagt (Joh. 5, 17.). Und an einer anderen, erst eben verlesenen Stelle fragt Christus seine ihn suchenden Aeltern (Luk. 2, 49.): „Wußtet ihr nicht, daß ich in dem sein muß, was meines Vaters ist?" Wie nun Christus das Geschäft seines Vaters mit dem eines Landmannes vergleicht, so sagt er auch von sich selbst (Matth. 13, 3.): „Es ging ein Sämann aus, den Samen auszustreuen." So stellt sich denn

Christus selbst als einen Landmann dar. Zu diesem Werke war er Mensch geworden und übte es schon in dieser seiner Jugend, indem er das Feld, das er später mit dem Samen seiner göttlichen Lehre zu befruchten gedachte, zur Aufnahme desselben vorbereitete. Einstweilen pflügte er diesen Acker dadurch, daß er die Seelen derjenigen, mit denen er als Jüngling verkehrte, theils durch innere Erleuchtung, theils durch äußere Zusprachen anleitete, sich selbst zu erkennen, Gott zu fürchten und um ihr ewiges Heil besorgt zu sein. Dies vollbrachte er weniger durch Säen, d. h. durch weise Lehren, als durch Pflügen, d. h. durch weise Fragenstellungen; mit einem Worte, er öffnete einstweilen die Herzen. — Er eggte den Acker, d. h. er bereitete durch sein heiliges Beispiel die Seelen der Menschen zur Bekehrung vor und gab ihnen heilsame Gedanken ein, das Wort Gottes hören zu wollen. — Er düngte denselben gleichsam durch seine gottseligen Uebungen, durch häufiges Beten, Weinen, Nachtwachen, Fasten und andere Werke der Abtödtung, die er seinem himmlischen Vater für das Heil der Seelen aufopferte, denen er diese seine Verdienste überließ. Endlich besäte er ihn auch schon einigermaßen, dort und da die Körnlein himmlischer Weisheit ausstreuend auf dem Wege der Unterhaltung. O welch' eine heilbringende Wirksamkeit!

Indessen, sind denn nicht auch wir Kinder eines Landmannes? War nicht Adam unser Vater? Ist unsere Seele nicht das zu bebauende Feld? Sollen wir nicht Früchte der Tugend hervorbringen, das Unkraut der Sünden und Laster ausrotten und den Thau der Gnade Gottes aufnehmen? So lasset uns also diesen Acker unverweilt düngen durch Gebet und den Empfang der hl. Sakramente, aufpflügen durch die Buße, eggen durch die Werke der Abtödtungen, besäen durch Anhörung des göttlichen Wortes! Wie weit sind wir aber mit der Bestellung dieses Ackers vorgediehen? Ach, viele Jahre, aber wenig Früchte! Je älter der Baum, desto umfangreicher. Und wir? Die Hirsche setzen mit jedem Jahre ihrem Geweihe ein neues Ende an. Und wir? Wir schreiten, statt in den Tugenden, in den Lastern fort. O wie unähnlich sind wir darin Christus, unserem Meister! —

2.) Auch das Geschäft seines irdischen Nährvater's übte Jesus aus. — Er stellte dem hl. Joseph, seinem Pflegevater, seine Dienste und Beihülfe zur Verfügung, wie dies zu entnehmen ist aus den Worten seiner Mitbürger, die da, als er nachmals in seiner Vaterstadt predigte, sagten (Mark. 6, 3.): „Ist dieser nicht der Zimmermann? der Sohn Mariens?" Auch läßt sich der hl. Justinus über unseren Heiland also vernehmen (Dial. contra Thryphonem): „Er pflegte, da er unter den Menschen lebte, Pflüge und Joche zu verfertigen, wodurch er uns die Gerechtigkeit und die Flucht des Müssigganges predigte." Es war

nämlich billig und gerecht, daß der Sohn dem Pflegevater im Geschäfte an die Hand ging und einen Theil der Arbeit selbst übernahm, um so sein Brod zu verdienen. Dann aber wollte uns Jesus lehren, uns jederzeit mit einer nützlichen Beschäftigung abzugeben, und Gebet und Arbeit abwechseln zu lassen. So unterwarf sich denn auch Christus jenem Gesetze, das der ewige Vater dem Adam und dem gesammten Menschengeschlechte gab: „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod essen (1. Mos. 3, 19.). Auch that er es, um seine Demuth zu zeigen, indem er sich der Handarbeit durchaus nicht schämte. So zeigte er denn, wie man Gebet und Arbeit ganz gut verbinden könne und müsse, gleich jenen Machabäischen Soldaten, von denen geschrieben steht (2. Mach. 15, 27.): „Sie kämpften mit der Hand, beteten aber zum Herrn im Herzen." Auf diese Weise errangen sie einen glorreichen Sieg. Denn, sagt der hl. Augustinus (de opere Monach.), es verträgt sich ganz gut miteinander, „daß die Hand arbeitet, das Herz aber, oder die Zunge betet."

Wenn der hl. Justinus uns überliefert, Christus habe sich mit Verfertigung von Pflügen und Jochen beschäftigt, so liegt darin auch noch ein Geheimniß. Der Pflug deutet hin auf das Kreuz, mit dem der Heiland die Welt wie mit einem Pfluge umkehrte, auf daß sie ewige Früchte trage. Das Joch aber sinnbildet seine Lehre, das Gesetz der Gnade und des Evangelium, jenes Joch, von dem der Erlöser selbst sagt, daß es leicht sei und seine Bürde süß.

V.

Er bewarb sich um die Kirche, **als um seine Braut.**

Endlich suchte sich Christus eine Braut, die Kirche, und er bewarb sich durch manchfache Dienstleistungen um die Liebe derselben. Diese Braut Christi ist zunächst die menschliche Seele, zu der er schon durch den Propheten (Oseas 2, 20.) spricht: „Ich verlobe mich mit dir in Treue." Dieses Bestreben von Seite des Herrn erkennen wir besonders aus den Worten unseres heutigen Textes, wo es heißt: „Er nahm zu an Wohlgefallen bei den Menschen," d. h. er suchte sich die Liebe und Zuneigung der Menschen zu erwerben durch Tugenden, gute Sitten, Anmuth und Wohlgestalt. Wie herablassend war doch sein Umgang mit den Menschen! Nicht anders, wie ein Bräutigam mit seiner Braut, ging er mit Jedermann um. Er liebte die Menschen, ohne darauf zu sehen, ob sie auch ihm ihre Gegenliebe schenkten. Sagt ja schon Seneka (epist. 9.): „Willst du geliebt werden, so liebe selbst zuvor." O wie sehr suchte Christus die Freundschaft der Leute! Wie menschenfreundlich

grüßte er Alle! Wie liebreich sprach er sie an! Wie achtbar redete er von ihnen! Wie einnehmend verzieh er die von ihnen erlittenen Unbilden! Wie sanftmüthig ertrug er ihre Beleidigungen! Wie eifrig belehrte er die Unwissenden! — Gleich einem Bräutigame betrug er sich aber auch mit einer entzückenden Bescheidenheit und voll des Anstandes; seine Sitten waren gefällig, ebenso seine Haltung; sein Einherschreiten war voll Grazie, seine Kleidung einfach und anmuthig, seine Sprache wohllauttönig, seine Mienen und Gebärden einnehmend. Gleich denen, welche lieben, unterzog er sich allen Dienstleistungen, und that, was er den Menschen nur — wie man zu sagen pflegt — an den Augen absehen konnte. Die Liebe zur Dina bewog den Sichem dahin, daß er sich um ihretwillen der Beschneidung unterwarf. Aus Liebe zu Rahel diente der Patriarch Jakob dem Laban vierzehn Jahre als Knecht. Aber noch weit mehr that Christus aus Liebe zur Menschheit; er stieg vom Himmel und ward der Diener von Allen sein ganzes Leben lang; er ertrug für diese seine Braut alle Entbehrungen, Geißelstreiche, die Dornenkrone, Faustschläge, das Anspeien, das Kreuz und den Tod. Mit solcher Mühe bewarb sich Jesus um unsere Liebe, die wir, gegen ihn über, nichts als armseliges Erdengewürme sind. Und wie? Wir versagen ihm so oft die Gegenliebe? Wir Armselige — ihm, dem unendlich Reichen? Wir Elende — ihm, dem Glückseligen? Wir, die Niedrigen, die Thoren, die Häßlichen — ihm, dem Edelsten, dem Weisesten, dem Schönsten? Wir winzigen Menschen verweigern unsere Gegenliebe dem großen Gott? Staunet, o ihr Himmel! Gott sucht das Wohlgefallen der Menschen und bestrebt sich, in ihrer Huld zu wachsen. Der Mensch dagegen sucht die Gnade Gottes nicht, und bemüht sich nicht, darin zuzunehmen!

Erwäget einmal, Geliebteste! wie es wol dem Patriarchen Jakob zu Muth gewesen wäre, wenn er nach so vielen Arbeiten und Nachtwachen, nach vierzehn Jahren der härtesten Dienstbarkeit bei Rahel keine Gegenliebe, vielmehr Widerwillen und Abneigung gefunden hätte! Würde er sich nicht mit Fug und Recht darüber auf's Bitterste beklagt und all seine Mühen und Arbeiten als vergeblich verwünscht haben? Zweifeln wir daher nicht, daß dieses auch bei Christus der Fall sei, wenn wir ihm den Rücken kehren und der Welt unsere Liebe zuwenden! Ja er wird uns die härtesten und gegründetsten Vorwürfe darüber einst machen, er wird mit Salomons Worten zu uns sprechen (Eccle. 2, 18.): „Ich verwünsche all' meinen Fleiß, womit ich so emsig unter der Sonne mich abmühte." So rief dieser König aus, als er mit Aufwand namenloser Mühen, Sorgen und Schätze zu seiner Ergötzung Paläste, Parke, Fischteiche, Obstgärten, Weinberge angelegt, zahllose Diener und Sklavinnen sich angeschafft, Sänger und Sänge-

rinnen, Gold und Silber sich in Unmenge erworben, und doch keine Befriedigung des Herzens gefunden hatte. Ja groß war der Schmerz, als sich Salomon getäuscht fand. Aber unvergleichlich größer ist das, was Christus für uns geleistet und gelitten hat, unsere Liebe zu erwerben. Darum wird auch unbegreiflich sein sein Schmerz und Zorn, wenn er die Mühe vergeblich sieht, mit der er sich um unsere Seele, als um seine Braut, beworben hat.

Schluß.

Aber da sagt mir vielleicht in seinem Herzen einer der Zuhörer, er liebe ja Christus den Herrn. Wie? denkt man bei sich, haben wir nicht sammt und sonders in der hl. Taufe uns mit Christus vermählt und ihm Treue gelobt? Haben wir nicht, gleich den klugen Jungfrauen, die Lampe zur Hand genommen, um unserem Bräutigam entgegenzuziehen mit lebendigem Glauben und glühender Liebe? — Ich weiß das, Andächtige! Aber ich fürchte sehr, daß es Viele gibt, die das blos sagen, aber nicht thun, und denen Christus zurufen könnte (Richt. 16, 15.): „Wie kannst du sagen, du liebest mich, da doch dein Herz nicht mit mir ist?" Du Stolzer! wie kannst du sagen, du liebest Christum, da du dich weigerst, mit ihm Niedrigkeit und Zurücksetzung demüthig zu ertragen? Dein Herz umflattert den Götzen des Ruhmes, der Ehren und Würden. — Du Geiziger! wie kannst du sagen, du liebest Christum, da dein Herz bei den Schätzen und Gütern der Welt verweilt, und du dem Nothleidenden aus Liebe zu Christus Nichts von deinem Ueberflusse verabreichest? — Du Unkeuscher! wie kannst du sagen, du liebest Christum, da dein Geist sich in unreinen Lüsten aufhält? Selbst wenn du im Gotteshause bei mir verweilest, ist dein Herz bei dem Gegenstande deiner Wohllust. — Du Feindseliger! Zielen deine Gedanken nicht einzig auf Befriedigung deiner Rachsucht, ohne daß du, wie Christus will, deinen Feinden verzeihest? — Du Schlemmer und Völler! Wo ist dein Herz? Bei den Schüsseln und Bechern!

Wie könnt ihr sagen, ihr liebet Christum, da euer Herz so weit von ihm weg ist? — Darum lasset uns Alle uns um die Liebe und Gnade Christi unverzüglich bewerben, und es vergehe in unserem Herzen für alle Zeit die eitle Liebe zur Welt!

Amen.

Predigt auf den II. Sonntag nach Erscheinung.

Thema: Lehrstücke aus dem heutigen Evangelium, den in demselben auftretenden Personen abgenommen.

Eintheilung.

Von den im heutigen Evangelium auftretenden Personen lernen wir, und zwar:

I. von Christus — die Zeit und Art seiner Freigebigkeit und Hilfeleistung;
II. von der seligsten Jungfrau Maria — die Macht ihrer Fürbitte und ihre mütterliche Sorgfalt;
III. von den Jüngern — den festen Glauben an Christus;
IV. von den Brautleuten — Mäßigung im Genusse der Hochzeitsfreuden;
V. vom Speisemeister — wie man Gott mehr, als der Welt dienen müsse; und
VI. von den Dienern — die Eigenschaften des Gehorsams.

Text: Joh. II, 7. „Schöpfet jetzt ein, und bringet davon dem Speisemeister!"

Eingang.

Andächtige Zuhörer!

Wie uns das heutige Sonntags-Evangelium (Joh. 2, 6.) erzählt, standen im Hause der Brautleute von Kana „sechs steinerne Wasserkrüge zu den bei den Juden üblichen Reinigungen" der Hände und Gefäße in Bereitschaft.

Eben so viele Personen treten auch in dem heutigen evangelischen Abschnitte auf, von denen wir den guten Wein einer heilsamen Belehrung schöpfen können. Schon der Prophet Isaias (12, 3.) hat uns Christen im neuen Gnadenbunde aus weiter Ferne weissagend zugerufen: „Ihr werdet mit Freuden Wasser schöpfen

aus den Quellen des Heilandes." — Die „Quellen des Heilandes" aber sind Christi Lehren und Wunder, sein Lebensvorbild, die Sakramente und seine Heiligen. „Wir schöpfen mit Freuden", weil sie, obwol dem Anscheine nach so zu sagen Wasser, so lange sie nämlich von den Verkündigern des göttlichen Wortes dargereicht werden, sich hingegen in Wein verwandeln, sobald wir daraus schöpfen, d. h. sie in die Wohnung unsres Herzens tragen und davon trinken; gerade so wie das Wasser, welches nach dem heutigen Evangelium von den Dienern eingeschöpft, in das Haus des Bräutigams gebracht und durch die Wunderkraft Christi in Wein verwandelt ward.

Möge sich darum Niemand weigern, von diesem Wasser zu schöpfen! — Weil aber nicht zu jeder Zeit Gelegenheit geboten ist, davon zu schöpfen, so thuet, Geliebte! dieses jetzt in diesem Augenblicke. Die Hausfrauen pflegen sich wenigstens einmal wöchentlich mit Wasser zum Gebrauche in der Küche vorzusehen. Thue dies auch ein Jeder von euch zum wenigsten einmal in der Woche: d. h. Jeder hole sich das Wasser heilbringenden Unterrichtes aus der Predigt zu seinem Gebrauche, um davon zu trinken und sich zu laben.

Wir wollen uns daher, Andächtige! in gegenwärtiger Erbauungsstunde die sechs Krüge mit dem Wasser heilsamen Unterrichts füllen, d. h. ohne Bild: Wir wollen heute näher betrachten, welch' wichtige Lehren wir aus dem Benehmen der sechs im eben verlesenen Evangelium auftretenden Personen sowol zu unsrer Erbauung als zur Nachahmung ableiten können.

Abhandlung.

I.

Was lernen wir von Jesus Christus?

Die Hauptperson der heutigen Begebenheit ist unstreitig unser göttlicher Heiland. — Was zeigt uns nun sein Benehmen Lehrreiches? — Ich antworte:

1. Wir ersehen an Christus, wie er zuletzt in der größten Noth hilft. — Der Herr läßt uns nämlich vielseitig in Mißgeschick, Trostlosigkeit und Elend gerathen, bis wir zur Einsicht gelangen, daß menschlicher Weise keine Hoffnung mehr übrig sei, man sonach einzig und allein von Gott Rettung zu erwarten habe; damit wir so erkennen, wie wir nicht auf uns selber, oder auf Menschen, sondern nur auf Gott vertrauen, und ihm allein danken müssen. Aus diesem Grunde hat der Herr im heutigen Evangelium seinen Beistand und sein Wunder so lange verschoben,

und wollte nicht einmal auf die Fürbitte seiner jungfräulichen Mutter eher Hilfe leisten, als bis der Weinvorrath gänzlich zu Ende gegangen war. Denn hätten die Brautleute den Mangel des Weines nicht erkannt, so würden sie auch die Wohlthat Christi, welcher ihnen den Wein mittelst eines Wunders beischaffte, unbeachtet gelassen haben. Wir lesen darum nirgends in der hl. Schrift, daß Christus, während er doch alle Arten von Wundern wirkte, je einen Wahnsinnigen geheilt habe; denn ein solcher erkennt seinen krankhaften Zustand nicht, und würde somit auch nach wieder erlangtem Vernunftgebrauche der ihm zu Theile gewordenen Wohlthat nicht die gebührende Anerkennung gezollt haben. —

Ganz auf dieselbe Art verfährt Gott mit uns. Weil wir nämlich die Wohlthat und das alljährlich sich erneuende Wunder, durch welches uns der Herr mittelst der Vervielfältigung der Feldfrüchte speist, nicht erkennen, sondern dies für etwas ganz Natürliches und Nothwendiges ansehen; deshalb läßt es Gott bisweilen zu, daß wir vor Wiederkehr der Aernte Mangel an Nahrung leiden, oder daß das Getraide auf der Flur zu Grunde geht. Wir sollen nämlich hieraus lernen, daß Gott es ist, der uns das tägliche Brod gibt; daß wir sonach ihn anrufen, auf ihn hoffen, und uns ihm dankbar erweisen sollen. Dies erfuhr die keusche Susanna an sich selber. Denn fälschlich angeschuldigt und zum Tode verurtheilt, blickte sie mit Thränen zum Himmel empor; endlich da sie bereits zum Tode hinausgeführt ward, erweckte der Herr den hl. Geist in dem Jüngling Daniel, welcher sie denn auch befreite (Dan. 13, 45. u. ff.). — So lehrt also die Noth kräftig beten. Das kräftige Gebet aber bringt sichere Hilfe von Oben. —

2. Aus dem heutigen Wunder entnehmen wir aber auch, mit welcher Freigebigkeit Christus seine Hilfe spendet. — Denn er ersetzte den Mangel des Weines durch sechs große steinerne Krüge voll Weines, von denen jeder zwei bis drei Maß hielt (Joh. 2, 6.), demnach durch eine reichliche Menge, und überdies des vortrefflichsten Weines. So hatte der Heiland auch bei anderen Gelegenheiten, wie uns der hl. Johannes (6, 1—15.) und der hl. Markus (8, 1—9.) erzählen, Tausende von Menschen mit wenigen Broden und Fischen der Art gesättigt, daß noch eine Menge übrig blieb; und diese dargereichte Speise war so gut und schmackhaft, daß die Leute ihn aus Dankbarkeit zu ihrem Könige machen wollten (Joh. 6, 15.).

Daraus leuchtet unverkennbar hervor, wie geneigt Gott ist, Jedem in Fülle zu geben, und wie er immerhin gern alle Menschen auch mit zeitlichen Gütern sättigte, wenn ihnen dieses nicht schädlich wäre. Weil jedoch die Wenigsten von diesem Ueberfluß den rechten Gebrauch zu machen wissen, so entzieht er uns denselben hin und wieder, und läßt dagegen Mangel und Noth über uns

kommen. Gleichwie nämlich das israelitische Volk zur Zeit des Ueberflusses, wie es im 5. Mos. (32, 15.) heißt, „da es wohlbeleibt war, sich dem Herrn widersetzte, und Gott seinen Schöpfer verließ"; und wie der Prophet Oseas (10, 1.) sagt, „nach Maßgabe der Menge seiner Frucht die Altäre gemehrt, und gemäß des Ertrages seines Landes an Götzenbildern Ueberfluß hatte:" mit anderen Worten, wie dieses Volk, je üppiger es lebte, desto aufgelegter zum Dienste fremder Götter war: so ergibt sich auch heutzutage das christliche Volk den Lastern, wenn es an zeitlichen Gütern Ueberfluß hat. Würden sich dagegen die Christen gleich den Hochzeitsgästen im heutigen Evangelium zu mäßigen wissen, sie würden auch gleiche Freigebigkeit von Seite Gottes erfahren, welcher nach den Worten des Völkerapostels (Röm. 10, 12.) „reich ist gegen Alle"; wie solches Job an sich selbst erfuhr, der, nachdem er seiner sämmtlichen Habe war beraubt worden, von Gott zuletzt wieder Alles und doppelt zurück erhielt (Job 42, 12.).

3. Endlich lernen wir noch, von wem die Glaubenssätze der katholischen Kirche gutgeheißen werden müssen, nämlich von dem Speisemeister, d. h. vom Papste, welcher der oberste Diener der Kirche, oder wie er sich selbst aus Demuth nennt, „der Knecht der Knechte Christi" ist. Dieser muß zuerst den Wein der Lehre verkosten (Joh. 2, 9.) und gutheißen; denn er besitzt die Vollmacht und Befähigung dazu, d. h. den Beistand des heiligen Geistes.

II.

Was lernen wir von der heiligsten Gottesmutter?

Eine wichtige Rolle bei dem heutigen Vorgange spielt auch die seligste Jungfrau und Gottesmutter Maria. — An ihr erkennen wir deutlich:

1. die hohe Wirksamkeit ihrer Fürsprache. Denn auf ihr Bitten wirkte Christus sein erstes Wunder, und offenbarte seine göttliche Herrlichkeit; was er damals noch nicht zu thun, sondern auf eine andere Zeit aufzusparen beschlossen hatte, wie aus seinen Worten zu entnehmen ist: „Meine Stunde ist noch nicht gekommen" (Joh. 2, 4.). So nämlich erklären der hl. Cyrillus, Ambrosius und Andere diese Stelle. — Ferner erlangte Maria nur auf die wenigen Worte hin: „Sie haben keinen Wein" (Joh. 2, 3.), um was sie bat. Sie häufte keine Menge von Beweisgründen an, kleidete ihre Anrede nicht in zierlichen Prunk; — nein, der Erhörung gewiß, gab sie ihrem göttlichen Sohne nur einen Wink über den eintretenden Mangel an Wein. Und obgleich

sie eine Antwort erhalten hatte, welche anscheinend abschlägig lautete, so zweifelte sie dennoch nicht im Mindesten an der Gewährung der Bitte, sondern sagte vielmehr zu den Dienern: „Thut nur, was er euch sagen wird" (Joh. 2, 5.); d. h. sie sollten nur immerhin nach dem Befehle Jesu handeln, weil sie über den wahren Sinn der Worte ihres Sohnes im Klaren war, und mit Gewißheit die Erhörung von Seite Christi voraussah. Wenn sie endlich eine solche Bitte vorzutragen sich getraute, die von ihrem Sohne ein Wunder begehrte, um wie viel mehr wird sie uns gewöhnliche, dem Gange der Natur nicht zuwider laufende Wohlthaten erlangen? Wenn der Heiland auf die Fürbitte der noch hienieden wallenden Pilgerin sein erstes Wunder wirkte, was wird er nicht jetzt auf den Fürspruch der Verklärten thun?

2. Ferner finden wir hierin einen Beleg für die mütterliche Sorgfalt Mariens um die Nothleidenden und Bedrängten. Denn sogar ungebeten stand sie für die Hilfsbedürftigen ein, und beseitigte den Mangel an Wein. Der heil. Bernardin von Siena sagt: „Wenn Maria dies ungebeten erwirkt, was wird sie erst zu Stande bringen, wenn sie gebeten wird? Vermag sie dies als Erdenwanderin, was wird sie erst jetzt vermögen, da sie im himmlischen Heimathlande herrscht? Konnte sie so viel bei ihrem Sohne, da dieser dem zeitlichen Tode unterworfen war; was wird sie erst jetzt können, da er den Tod überwunden hat?" Und der heil. Bernardus läßt sich hierüber also vernehmen: „Wenn die hl. Jungfrau Mitleid fühlte mit der drohenden Beschämung Jener, die sie zu Tische luden; so wird sie noch weit mehr Mitleid empfinden gegen uns, wenn wir sie andächtig anrufen." — Jedoch, Geliebteste! müssen wir, damit wir wirklich erlangen, um was Maria für uns bittet, die Ermahnung wohl beachten, welche sie jenen Aufwärtern gab: „Alles, was er euch sagt, das thuet" (Joh. 2, 5.). Denn das Nämliche ruft sie auch uns vom Himmel herab zu, durch unseren Gehorsam und durch Befolgung der Gebote ihres göttlichen Sohnes mit ihrer Fürbitte mitzuwirken. Die unzweifelhafte Folge wird dann sein, daß, wenn wir vollbringen, was Christus will, der Heiland auch dasjenige thut, was wir begehren, und daß das Wasser unserer Trübsal sich alsbald in den Wein des süßesten Trostes verwandelt.

III.

Was lernen wir von den Jüngern?

Auch von den Jüngern Christi, welche auf der Hochzeit zu Kana gegenwärtig und die Augenzeugen seines ersten Wunders

waren, können wir ein Lehrstück ableiten, wie fest wir nämlich nach ihrem Vorbilde an Christus glauben sollen. Denn da die Jünger an die Gottheit Christi glaubten, und daß er ein heiliger Mann und der verheißene Messias sei, (hatten sie ja schon vorher geglaubt, weil sie ihm nachfolgten,) da sie, sage ich, an ihn glaubten, nachdem sie dieses sein erstes und einziges Wunder sahen (Joh. 2, 11.): wer sollte nunmehr nicht an ihn glauben wollen, wenn er die zahlreichen und herrlichen Wunderthaten betrachtet, die sowol Christus selbst, als auch die Heiligen durch seine Kraft gewirkt? Sie sind die Beweise, und so zu sagen die Siegel, welche uns den Glauben an seine Gottheit bestätigen. Wenn demnach die Jünger Jesu bei dem Anblicke dieses Einen Siegels heute sofort an Christus, als Gott, geglaubt haben: um wie weit mehr müssen wir an ihn glauben, da wir solcher Beweise und Siegel, welche seine Gottheit beglaubigen, eine zahllose Menge vor Augen haben?

IV.

Was lernen wir von den Brautleuten?

Ein überaus liebliches, zur Nachahmung ganz wohl geeignetes Bild stellt sich ferner an den Brautleuten zu Kana unseren Blicken dar,

1. bestehend in der Mäßigkeit bei Zubereitung des Mahles und beim Hochzeitsschmause selbst. — Denn sie schafften den Wein zu diesem Zwecke nur in einer bestimmten und geringen Menge an; so daß man, als dieser frühzeitig verbraucht war, das Mahl hätte aufheben, und vielleicht durstig vom Tische hätte aufstehen müssen, würde nicht Christus aus theilnehmender Liebe diesem Mangel an Wein abgeholfen haben. So kam es denn auch, daß die geladenen Gäste die Grenze der Mäßigkeit gewiß nicht überschritten; wie an den Jüngern des Herrn zu ersehen ist, welche nach Beendigung des Hochzeitmahles an Christus glaubten, folglich auch vollkommen nüchtern waren. Dasselbe konnte man auch an dem Mahlvorsteher abnehmen, welcher, nachdem er den von Christus verwandelten Wein verkostet hatte, diesen noch recht gut von dem früheren zu unterscheiden wußte, was doch Betrunkene nicht vermögen. — Aus dem letzteren Grunde stellen die Wirthe gewöhnlich zuerst guten Wein auf, und später geringeren; denn wenn die Gäste trunken geworden, sind sie nicht mehr im Stande, einen Unterschied herauszufinden, weil bereits ihre Sinne stumpf und unbrauchbar geworden.

Ganz auf gleiche Art müssen auch die Mahlzeiten unter Christen geeigenschaftet, d. h. mäßig und nüchtern sein; wie man

sich zur Tafel niedersetzte, eben so soll man wieder aufstehen, — sittsam, des Vernunftgebrauches und der Sinne mächtig. Denn sonst, in dem Falle nämlich, wenn diese Mäßigkeit mangelt, pflegt den Christen dasselbe zu begegnen, was einstmals (nach II. Mos. 32, 6.) den Israeliten widerfuhr, von denen die hl. Schrift sagt: „Das Volk setzte sich nieder, zu essen und zu trinken; und sie standen auf, zu spielen." Dieses „Spielen" bezeichnet aber den Götzendienst, die Tänze um das goldene Kalb, und wie Andere wollen, die Unzucht. Hiezu kommen noch die Streitigkeiten, was stillschweigend durch die Worte angedeutet ist: „Das Volk setzte sich, . . . und sie standen auf"; das will sagen: Man setzte sich einig nieder, stand aber unter sich getheilt auf; das Volk lagerte sich gläubig, und es erhoben sich Götzendiener. Leider! ist dasselbe hin und wieder auch bei den Gastmahlen der Christen wahrzunehmen. Als Freund, und sozusagen Ein Herz und Eine Seele, begibt man sich zu Tische; und als Feind, wie Hund und Katze, erhebt man sich; als Menschen setzen sie sich nieder, und als wilde Thiere stehen sie auf, wie wenn sie aus dem Taumelbecher der Zauberin Circe getrunken hätten. — Nichts davon zu reden, daß durch übertriebenen Aufwand und allzugroße Zubereitungen bei Hochzeiten die Eheleute und selbst das Gemeinwesen eine schwere Last aufgeladen erhalten. Darum hat schon der griechische Weltweise Plato für dergleichen Schmausereien ein Maß vorgezeichnet, indem er schreibt: „Der Aufwand richte sich nach dem Vermögen. Aber trinken bis zur Unmäßigkeit, schickt sich auch sonst niemals."

2. Aus der bei dem heutigen Hochzeitmahle herrschenden Mäßigkeit folgte selbstverständlich auch die Sittsamkeit der Hochzeitgäste. Nirgendswo geschieht Meldung, daß unter den Theilnehmern an der heutigen Familienfeier Stolz, Lärm, Streit, Tanz, ausgelassenes Gelächter, Unmäßigkeit oder dergleichen, — wohl aber, daß Gehorsam, Nüchternheit, Gläubigkeit, Liebe, Vertrauen u. s. w. geherrscht habe. Ueberdies erklärt der heil. Gaudentius, Bischof von Brescia, ein Zeitgenosse des hl. Ambrosius, ein Schriftsteller von Bedeutung, es sei ein Mahlvorsteher als Aufseher über das Betragen, und zwar ein Priester, zugegen gewesen. Er sagt nämlich (tract. 9): „Wenn bei den Juden eine Hochzeit gehalten ward, so wurde — so viel uns auf dem Wege mündlicher Ueberlieferung bekannt geworden — Einer aus dem Priesterstande beigegeben, die Zucht und Ordnung gebührend aufrecht zu erhalten, und für die Ehrbarkeit unter den jungen Eheleuten Sorge zu tragen. Zugleich hatte er die Zubereitung zum Gastmahle, die Bedienung und Aufeinanderfolge zu regeln, und wegen dieses Geschäftes hieß er Küchen- und Speisemeister, d. h. Vorsteher des Speisesaals." Hieraus geht hervor, daß bei der heutigen Feier Alles mit Sittsamkeit, Würde und Anstand vor sich ging, wie es

sich für eine von Gott geheiligte Verbindung geziemt. — So berichtet auch die hl. Schrift von der Hochzeit des Tobias: „Man hielt ein Mahl, und pries Gott" (Tob. 7, 17.); desgleichen wieder: „Man hielt ein Hochzeitmahl in der Furcht des Herrn" (Tob. 9, 12.).

Ganz besonders aber sollte dieses den Christen zur Nachfolge dienen. Die Kirchenversammlung zu Laodicäa um das Jahr 364 gibt in ihrem 53. Canon folgende Vorschrift: „Wenn Christen auf eine Hochzeit gehen, so sollen sie nicht einen wüsten Lärm aufschlagen oder tanzen, sondern züchtig und eingezogen ihr Abend- oder Mittagsmahl einnehmen, wie es Christen zusteht." — Allein, geliebte Zuhörer! wie himmelweit sind doch der Erfahrung gemäß die Hochzeitschmausereien unter Christen hievon unterschieden? Während diese heiliger sein sollten, als jene der Anderen, sind sie vielmehr meistens das Gegentheil. Man bemerkt dabei Niemanden, der das Mahl segnet; Alle fallen ohne vorausgegangenes Tischgebet über die vollen Schüsseln her, wie die Thiere über den Trog; man denkt an nichts und redet von nichts, als wie man seinen Bauch recht mästen will; Possenreißer mit ihren zweideutigen Zoten dürfen dabei nicht fehlen; man hört wirres Geschrei und das Lärmen der Betrunkenen; man steht auf, um zu tanzen, nicht selten auch, um unter sich zu hadern und zu streiten.

Als das Hochzeitmahl zu Kana vorüber war, offenbarte Christus seine Herrlichkeit, und seine Jünger glaubten an ihn. In unseren Tagen zeigen die Hochzeitgäste am Ende ihre Schmach, so daß ihnen Niemand glaubt. Wie gut wäre es, wenn auch jetzt irgend Jemand zum Mahlvorsteher, als Ueberwacher des sittlichen Benehmens, aufgestellt würde, wie solches bei den Juden gar löblicher Weise der Fall war.

Doch da höre ich Jemanden einwenden. Man entgegnet nämlich, auch bei der heutigen Hochzeit geschehe Erwähnung von Unmäßigkeit, indem im Evangelium (Joh. 2, 10.) der Ausdruck vorkomme: „Wenn sie (die Hochzeitgäste) trunken geworden sind u. s. w." Doch hierauf erwidere ich: Diese Worte gebraucht nicht Christus, sondern der Mahlvorsteher; und auch dieser spricht sich nicht billigend darüber aus, sondern erwähnt nur, wie es in der Welt gewöhnlich geht. Die Welt pflegt hiernach sich bei Gastgelagen vollzutrinken; aber umgekehrt pflegt Gott dergleichen Trunkenbolde zu verdammen; denn der heil. Paulus schreibt (1. Cor. 6, 10.) ausdrücklich: „Säufer werden das Reich Gottes nicht besitzen." — Weiter dürfen wir nicht übersehen, daß das Wort „Trunkenheit" in der heil. Schrift keineswegs immer so viel als Hineinschütten von Getränken bis zum Uebermaße, sondern häufig nur so viel als Trinken zur Genüge bezeichnet; denn beim Propheten Aggäus (1, 6.) läßt der hl. Seher Gott sprechen: „Ihr

trinket, und werdet nicht trunken", d. h. des Trinkens nicht satt; und im hohen Liede Salomon's (5, 1.) sagt der hl. Geist: „Trinket, und berauschet euch!" — Wer aber möchte die Behauptung wagen, hierin liege eine Aufmunterung oder ein Befehl zum Trinken in Uebermaß? Das Wort „berauschen" heißt an vielen Stellen der hl. Schrift so viel als fröhlich sein.

V.

Was lernen wir von dem Mahlvorsteher?

Auch das Benehmen des Speisemeisters ist für uns sehr lehrreich, denn wir lernen von ihm, wie man Gott mehr dienen müsse, als den Menschen. — Die Welt nämlich stellt zuerst den guten Wein auf, dann erst den geringeren. Gott aber thut gerade das Gegentheil. Die Güter der Welt gewähren zwar, oder versprechen wenigstens irgend welche Annehmlichkeit, aber am Ende lassen sie eine weit größere Bitterkeit zurück, z. B. Armuth, Krankheiten, Reue, Scham, Gewissensbisse, die Hölle. Gleichwie die Flüsse, so lange sie in ihren Betten rinnen, süß sind; hingegen, wenn sie sich zuletzt in das Meer gestürzt, bitter werden: eben so führen die Genüsse der Welt, nachdem sie eine Zeit lang süß und annehmlich gewesen, zu Bitterkeit; sie reißen den Menschen mit sich fort in das überaus herbe Meer der ewigen Verdammniß. Dagegen wird das Meerwasser, welches durch unterirdische Gänge die Quellen speist und den Binnenseen zuströmt, allmählich gleichsam durchgeseiht, verliert seine Bitterkeit und wird süß. Dieselbe Bewandtniß hat es mit jenen Gütern, welche Gott seinen Dienern verleiht, als da sind Trübsale, Armuth, Krankheiten, Nahrungssorgen u. dgl. Der hl. Chrysostomus sagt darum: „Alle Ströme sind in ihrem Rinnsal süß, dagegen wenn sie in das Meer eingemündet sind, werden sie bitter." — Dies empfand der gottlose König Antiochus, welcher im Gefühle seines baldigen Todes sagte: „In welch' große Trübsal bin ich gekommen, und in welches Meer von Traurigkeit jetzt versenkt, — ich, der ich einst fröhlich und geliebt war in meiner Herrschaft!" (1. Mach. 6, 11.) Dieselbe Wahrnehmung machte auch jener reiche Prasser im Evangelium, welchen Vater Abraham also anredete: „Denke daran, mein Sohn, daß du in deinem Leben Gutes empfangen hast, Lazarus hingegen Uebles; nun aber wird dieser getröstet, du dagegen gepeinigt" (Luk. 16, 25.). — Willst du aber wissen, was das für ein Wein ist, der den Verworfenen gereicht wird, so vernimm, was Moses (5. Buch. 32, 32. u. 33.) darauf antwortet: „Ihre Trauben sind Trauben von Galle, ihre Beeren überaus bitter. Ihr Wein ist Drachengalle und unheilvolles Natterngift." —

Möchtest du den Wein der Auserwählten kennen lernen, so soll dir statt meiner der Prophet Isaias (25, 6.) hierüber Auskunft geben, welcher sagt: „Der Herr der Heerschaaren wird auf diesem Berge allen Völkern ein Mahl bereiten von geläutertem Wein."

Wie thöricht, ja wie unsinnig handeln also Jene, welche eine solche vergängliche Süßigkeit mit einer ewig währenden Bitterkeit vertauschen! Der weise Salomon ertheilt uns darum in seinen Sprüchwörtern (23, 31. 32.) den Rath: „Betrachte den Wein nicht, wie er so goldig ist, wie seine Farbe im Glase blinkt. Lieblich schleicht er hinunter, aber zuletzt sticht er, wie eine Schlange." Was hier vom Weine gesagt ist, das gilt auch von allen übrigen Genüssen, welche die Welt darbietet.

VI.

Was lernen wir von den Dienern?

Endlich lernen wir auch den Dienern oder Aufwärtern des Hochzeitmahles im heutigen Evangelium etwas ab, — nämlich einen vollkommenen Gehorsam; und zwar:

1. einen blinden Gehorsam. Als sie den Auftrag erhielten, eine so reichliche Menge Wassers einzuschöpfen, so gehorchten sie dessenungeachtet, obgleich sie den Grund dieses Befehles nicht begriffen. Der Gehorsame folgt dem Befehlenden, wie der Blinde seinem Führer; es liegt ihm ferne, neugierig zu forschen, warum er dahin oder dorthin geführt wird.

2. Lernen wir von jenen Dienern auch den schleunigen Gehorsam, wie aus dem hl. Texte zu ersehen. Christus heißt ihnen: „Füllet die Krüge mit Wasser" (Joh. 2, 7.); — und augenblicklich füllten sie dieselben. Der Heiland gibt ihnen den Auftrag: „Schöpfet nun, und bringet dem Speisemeister davon" (V. 8.). Sogleich thaten sie es. — Erkennet hier jene schöne Botmäßigkeit, die auch der heidnische Hauptmann Cornelius an seinen Leuten rühmt: „Sage ich zu diesem: Geh! so geht er; zu einem anderen: Komm! so kommt er; und zu meinem Knechte: Thu das! so thut er's" (Matth. 8, 9.).

3. War die Folgsamkeit, die uns jene Aufwärter lehren, auch eine pünktliche. Denn kaum daß ihnen befohlen worden war, die Krüge zu füllen, so füllten sie dieselben bis oben (Joh. 2, 7.). Sie scheuten nicht die Mühe des Einschöpfens, noch war ihnen die Beschwerde des Tragens zu viel. Beauftragt, dem Speisemeister davon zu bringen, thaten sie es, ohne ihm etwas von dem eben geschehenen Wunder zu erzählen, weil sie hiezu keinen Auftrag besaßen.

4. Endlich zeigte sich an ihnen eine freiwillige Folgelei-

stung. Denn obgleich sie die Diener ihres Herrn, des Bräutigams, und nicht Christi und der hl. Gottesmutter waren, so gehorchten sie dessen ungeachtet den Befehlen dieser letzteren mit Freude und Bereitwilligkeit.

Schluß.

Ihr habt nun, geliebte Andächtige! wie ich glaube, aus den Krügen des heutigen Evangeliums das Wasser einer heilsamen Belehrung geschöpft; und aus dem heutigen Vortrage von den bei dieser unserer evangelischen Begebenheit betheiligten sechs Personen Vieles gehört, was euch theils zur Erbauung, theils zur Nachahmung dienen kann; so habt ihr z. B. vom Heilande seine Hilfeleistung in der größten Noth und die Freigebigkeit seines Beistandes; von Maria die Macht ihrer Fürbitte und ihre Muttersorge für Bedrängte; von den Jüngern die Festigkeit des Glaubens; von den Brautleuten ihre Mäßigkeit und Sittsamkeit; von dem Speisemeister den Vorzug des Dienstes Gottes vor dem Dienste der Welt; von den Dienern die Eigenschaften des Gehorsams kennen gelernt. — Es erübrigt nur noch, daß Jeder von diesem heilsamen Wasser mit nach Hause nehme, und auch seinem Mitmenschen davon zum Verkosten mitbringe, der Vater seinen Kindern, der Hausherr seinen Angehörigen, damit ihr auf diese Weise Alle mit Einem Munde den Herrn und Heiland preisen und verherrlichen möget, der an alle Handlungen seines thatenreichen Lebens immer eine überaus schöne Lehre zu knüpfen verstanden hat. Amen.

Predigt auf den III. Sonntag nach Erscheinung.

Thema: Wie die Genugthuung zu geschehen habe.

Eintheilung.

Die Genugthuung muß geleistet werden:

I. schon auf dieser Welt;
II. reichlich;
III. in dem Stücke, worin man gesündigt;
IV. öffentlich, wenigstens bei öffentlichen und schweren Vergehen;
V. von dem Sünder selbst;
VI. unausgesetzt.

Text: Matth. VIII, 4. „Opfere die Gabe, welche Moses vorgeschrieben hat."

Eingang.

Geliebte in Andacht Versammelte!

Zu den vielen frevlen und gotteslästerischen Behauptungen, welche der Glaubensneuerer Calvin aufzustellen sich nicht entblödete, gehört auch diese: „Was hätte uns denn Christus gewährt, wenn für unsere Sünden noch eine zeitliche Strafe erfordert würde?" — O der des Abschneidens würdigen Zunge, die dergleichen nur aussprechen kann! Was uns also Christus leistete, wäre nicht viel? Mit Gott versöhnt, vom ewigen Tode befreit, der göttlichen Gnade theilhaftig zu werden; durch diese Gnade Anspruch auf das ewige Leben zu erlangen, und für eine unendliche Schuld nur einige wenige Heller zu zahlen, das sollte nicht viel heißen? Wem ist ferner unbekannt, daß die Genugthuung unserer Seits selbst eine Gabe Gottes sei, die uns der Tod Christi erworben hat? Weiter: erhöht es den Heiligen ihre Herrlichkeit nicht weit mehr,

wenn sie für ihre Sünden auf irgend eine Art Genugthuung geleistet, als wenn sie gar nichts hiefür gethan haben? Ist es nicht rühmlicher und der Gerechtigkeit entsprechender, seine Schuld bezahlt, als sie geschenkt erhalten zu haben? Um alles Weitere mit Stillschweigen zu übergehen, fragen wir Calvin, aus welchem Grunde Christus der Herr den Aussätzigen an die Priester verwiesen, um nach der Vorschrift des alten Testamentes (III. Mos. 14, 2 u. ff.) seine Gabe zu opfern? Warum war denn der Heiland so hart und unbarmherzig, daß er von dem armen Aussätzigen, nachdem er ihn geheilt hatte, noch irgend eine Gabe verlangte?

Doch lassen wir das bei Seite, Andächtige! stellen wir vielmehr an uns die weit ersprießlichere Frage: In welcher Weise die Genugthuung, welche jeder Sünder, dem es mit seiner Buße aufrichtig Ernst ist, nothwendig leisten muß, zu geschehen habe? — Hierauf werde ich euch in Folgendem etwas eingehender antworten. — Vernehmet mich.

Beantwortung.

Die Genugthuung muß geleistet werden:

I.

noch in diesem Leben.

Und zwar deshalb, weil jenseits im Reinigungsorte eine strengere Abtragung der Schuld erfordert wird. Denn beim weisen Sirach (15, 17.) heißt es: „Gott hat dir Wasser und Feuer vorgelegt; strecke deine Hand aus nach dem, was du willst.“ Hiemit ist stillschweigend angedeutet, man solle die Reinigung durch das zuerst genannte Mittel, nämlich durch das Wasser des gegenwärtigen Lebens erwählen. Denn wer weiß es nicht, daß die Reinigung durch Wasser eine viel gelindere ist, als die Läuterung mittelst des Feuers? Diese letztere aber wird im Fegfeuer vor sich gehen. Darum erschaute auch der Prophet Jeremias (1, 11 u. 13.) in einem Gesichte zuerst einen Stab, dann einen glühenden Topf. Der hl. Chrysostomus (22. Hom. an das Volk) bemerkt hierüber: „Siehst du, wie der hl. Seher erstlich einen Stab, und später einen über und über glühenden Topf erblickt; hiemit will er darthun, daß jenen Sünder, welcher die Züchtigung mit dem Stabe nicht erträgt, das Feuer aufnehmen wird.“ — Der königliche Sänger fleht (Ps. 6, 1.) deshalb um Hinwegnahme eines solchen brennenden Topfes; denn er betet zu Gott: „Herr! strafe mich nicht in deinem Grimme“, d. h. in der Hölle; „noch züchtige mich in deinem Zorne“, d. h. im Reinigungsorte; denn

der Zorn ist nur vorübergehend, der Grimm dagegen währt beständig wie in der Hölle. So erklären der hl. Augustinus und Gregorius bei Bellarmin diese Stelle. Eben dieser Bellarmin erzählt (letzte Pred. a. d. 4. Adv.-Sonnt.): Es sei einst ein vornehmer, überaus zarter Jüngling gewesen, welcher eine höchst strenge Lebensweise erwählt habe. Darüber von seinen Freunden zur Rede gestellt, daß er nämlich seine zarte Körperbeschaffenheit nicht schonte, gab er zur Antwort: eben im Bewußtsein seiner Schwäche habe er diese Strenge sich erkoren; „denn", fuhr er fort, „in der Erwägung, ein so zarter Leib werde die Strafen des Fegfeuers und der Hölle nicht wohl ertragen können, habe ich verzärtelter Mensch die geringeren Strafen in diesem Leben mir erwählt, um jenen schwereren dort im jenseitigen Leben zu entgehen."

II.

Die Genugthuung ist **reichlich** zu leisten.

Du weißt nämlich nicht, christlicher Freund! eine wie große Strafe dir Gott für jede deiner Sünden vorbehalten hat. So groß diese Strafe auch immer sein mag, wenn sie nur eine endliche ist, muß sie im Vergleiche mit der erlassenen Schuld als eine geringe angesehen werden; denn zwischen Endlich und Unendlich gibt es gar kein Verhältniß.

Gott sprach einst im alten Bunde zu dem Judenvolke: „Nach der Zahl der vierzig Tage, in denen ihr das Land auskundschaftetet, soll ein Jahr auf einen Tag gerechnet werden; und vierzig Jahre soll euere Missethat vergolten werden" (IV. Mos. 14, 34.). Origenes schreibt über diese Schriftstelle: „Wenn einem jeden Sünder ein Jahr als Strafe für die Sünde eines einzigen Tages zugemessen würde, so stünde zu befürchten, es möchten für uns, die wir tagtäglich Sünden begehen, zur Büßung der Strafen nicht einmal Jahrhunderte, oder auch Jahrhunderte von Jahrhunderten nicht ausreichend sein. Glaube aber ja Niemand, dies sei der Barmherzigkeit Gottes zuwider. Denn wenn dem Körper eine Wunde geschlagen wird, wenn der Mensch ein Bein bricht, so ist dieses im Laufe einer Stunde, ja einer Minute geschehen; die nachmalige Heilung dagegen erfordert lange Zeit und ist von dauernden Qualen und Schmerzen begleitet." Darum flehten die Söhne Israels zum Herren: „Wir haben gesündiget; vergilt uns, wie es dir gut dünkt; nur errette uns jetzt!" (Richt. 10, 15.). Wahrhaft büßende Seelen haben es darum immer für etwas Geringes angeschlagen, was ihnen als Buße und Genugthuung auferlegt ward.

Cäsarius erzählt, eine Frauensperson habe, von einem Geistlichen in engerer Unterredung über die Höllenstrafen in Schrecken versetzt, diesen gefragt, welches Loos jene Frauenspersonen erwarte, die in sündhaftem Umgange mit Männern lebten, und von diesem gleichsam im Scherze zur Antwort erhalten, diese könnten keine Vergebung erlangen, wenn sie nicht in einen glühenden Ofen kämen. Darauf habe jene in der Meinung, es sei dies im Ernste gesprochen gewesen, sich in einen glühenden Ofen geworfen; da erschien denn ihre Seele Einigen in Gestalt einer Taube zum Himmel emporfliegend, während ihre Leiche, gleich einer Selbstmörderin an ungeweihter Stätte beerdigt, von himmlischem Lichtglanz umstrahlt ward.

Etwas Aehnliches begegnete einst einem Anderen, welcher dem hl. Antonius von Padua (wie in dessen Leben erzählt wird) beichtete, er habe seine Mutter mit dem Fuße getreten. Denn als der Heilige ihm sagte, dieser Fuß dünke ihm nicht mehr werth, als abgenommen zu werden, schnitt sich der Büßer den Fuß ab; wiewol er durch Vermittlung des hl. Antonius nachmals seinen Fuß von Gott wieder zurückerhielt.

Kaiser Otto IV., von Papst Innocenz III. mit dem Bannstrahl getroffen, später aber davon losgesprochen, zeigte auf dem Todesbette einen solch' bußfertigen Sinn, daß er seine Diener beauftragte, seinen Nacken, als den der elendesten Kreatur, die Gott erschaffen, mit Füßen zu treten.

Von Salomon, dem Könige der Juden, sagt eine Ueberlieferung, welche Beda (bei Pineda de rebus Salom. l. 8. c. 1.) aufbewahrt, er sei aus bußfertiger Gesinnung nach Art öffentlicher Büßer fünfmal durch die Straßen Jerusalems gezogen, mit fünf Ruthen zum Tempel gekommen, und habe die Gesetzgelehrten aufgefordert, ihn damit zu schlagen. Weil jedoch diese sich weigerten, Hand an den Gesalbten Gottes zu legen, habe er sich selbst damit scharf gegeißelt.

Mancher wundert sich vielleicht, warum Nikodemus eine so reichliche Menge Spezereien, wie die Schrift sagt (Joh. 19, 39.) „hundert Pfund Myrrhe und Aloe“, auf die Einbalsamirung des entseelten Leibes Christi verwandte. Aber der hl. Thomas von Aquin (p. 3. qu. 51. art. 2. ad 2.) erklärt, dies sei nicht nur der Volkssitte gemäß geschehen, sondern habe als Symbol auch noch den geheimen Grund gehabt, dadurch anzudeuten, der wahre Büßer müsse sich durchaus und reichlich mit der bitteren Buße der Genugthuung salben, um völlig von derselben durchdrungen, und für die Zukunft an allen seinen Sinnen und Gliedern, durch welche die Sünde gewöhnlich Eingang findet, und in denen sie sich niedergelassen, vor der Verwesung bewahrt zu werden.

Das bisher Angegebene mag uns zur Lehre dienen, daß unsere Genugthuung eine **reichliche** sein müsse.

III.

Die Genugthuung hat ferner in jenen Stücken zu geschehen, worin man sich versündiget hat.

Wenigstens ist dieses sehr rathsam. Denn der hl. Chrysostomus schreibt (11. Hom. üb. Matth.): „Je nachdem die vorausgegangene Beleidigung war, ebenso muß auch die nachfolgende Versöhnung sein. Hast du in Gedanken gesündigt, mußt du auch in Gedanken Versöhnung suchen. Hast du deinen Nebenmenschen aber durch Worte gekränkt, so gehe hin, und leiste ihm auf diese Art Genugthuung. Hast du Jemanden thätlich mißhandelt, so erstatte ihm, um was du ihn gebracht hast, — und du hast Buße gethan. Hast du vielleicht einen Schwächeren ungerechter Weise gezüchtigt, so schenke ihm etwas, was die Unbild aufwiegt. So steht es im alttestamentlichen Gesetze (II. Mos. 21, 26, 27.): „„Wenn Jemand seinen Knecht schlägt, und ihm einen Zahn ausbricht, so soll er ihn freilassen."" Dies ist so zu verstehen, daß die Sünde der Ungerechtigkeit durch eine Wohlthat aufgehoben werden muß. Außerdem, wenn du jenen, den du durch die That beleidigt hast, nicht auch durch die That versöhnst, betest du vergeblich zu Gott. Denn was hast du für einen Nutzen, wenn Einer Gott für dich bittet, aber ein Anderer beim Herrn gegen dich spricht? Wenn auf des Ersteren Fürsprache dir Gott Barmherzigkeit erzeigen will, so läßt dies der Einspruch des Letzteren nicht zu."

Mit Recht hält man Jenen für einen Thoren, welcher eine Wunde am Arme hat, und seinen Fuß verbindet. Ebenso würdest auch du eine ganz vergebliche Mühe auf dich nehmen, wenn du Beleidigungen zu vergeben, oder fremdes Gut zurückzuerstatten hättest, dagegen statt dessen deine Schuld mit Fasten, Beten und Almosengeben abtragen wolltest. — In gleicher Weise hatten einst nach dem Berichte der göttlichen Geschichtsurkunde (IV. Mos. 31.) die Juden, da sie doch die Madianitischen Frauen, welche für sie die Gelegenheit zur Abgötterei und Unzucht waren, hätten umbringen sollen, die Männer getödtet, die Frauen aber am Leben gelassen. „Hierüber (heißt es dort V. 15. u. 16.) ward Moses zornig und sagte zu ihnen: Warum ließet ihr die Frauen bei Leben? Sind es nicht diese, welche die Söhne Israels auf Balaams Rath hintergingen, und euch zur Sünde wider den Herrn verführten?"

IV.

Die Genugthuung hat ferner, wenigstens bei offen begangenen schweren Sünden, öffentlich zu geschehen.

Dieses darum, damit die Uebrigen hiedurch erbaut und aufgemuntert werden, ein Gleiches zu thun. — Eine derartige Buße forderte Gott von König Achab (3. Kön. 21.); denn er sprach zu dem Propheten Elias (V. 29.): „Hast du nicht gesehen, wie sich Achab vor mir demüthigte?" Was brauchte Elias des Königs Verdemüthigung zu sehen, wenn Gott sie schaute? Aber der Herr wollte, Achab's Buße sollte auch den Menschen bekannt werden, sonst wäre sie ihm nicht wohlgefällig gewesen. Darum haben im alten Testamente wahre Büßer auch öffentlich Buße gethan; sie zerrissen ihre Gewänder (3. Kön. 21, 27. — Esth. 4, 1.); legten den Kleiderschmuck ab (II. Mos. 33, 6.); zogen ein härenes Gewand an (3. Kön. 21, 27. und an vielen anderen Stellen); bestreuten ihr Haupt mit Asche (Esth. 4, 1. — Klagel. 21, 27.); gingen gesenkten Hauptes einher (3. Kön. 21, 27.); erhoben auf den Straßen ein lautes Klagegeschrei (Esth. 4, 1.). —

Aber auch in der ersten christlichen Kirche kam eine solche öffentliche Bußübung häufig vor; so namentlich nach Tertullian's Angabe, „daß einzelne Ehebrecher und andere große Sünder, mit Asche bestreut und sich bis zur tiefsten Schmach erniedrigend, inmitten der Versammlung der Gläubigen sich vor frommen Wittwen, vor den Priestern niederwarfen, Alle zu Thränen rührten, die Fußstapfen Aller küßten, Aller Kniee umfaßten, und so wieder in die Kirche aufgenommen wurden."

Eine solche Buße wirkte einstmals Heinrich II., König von England, der Verfolger des hl. Thomas, des Erzbischofs von Canterbury, welcher diesen zwar nicht ermorden ließ, wol aber durch eine im Jähzorn ausgestoßene unbedachtsame Bemerkung die Veranlassung dazu gab. Denn er begab sich barfuß und in einer elenden Kutte zum Dom von Canterbury an das Grabmahl des hl. Thomas, benetzte zuerst den Ort, wo der Martyrer war getödtet worden, mit Thränenströmen, legte sich vollständig an dem Grabe nieder, ließ sich hierauf von dem anwesenden Bischofe und mehr denn achtzig Ordensgeistlichen Ruthenhiebe auf den entblößten Rücken geben, und brachte die ganze Nacht daselbst im Gebete zu (Baronius z. J. 1174).

Auf der Kirchenversammlung zu Toledo war — wie erzählt wird — ein Bischof, Namens Potamius, welcher, weil er eine Frauensperson unvorsichtiger Weise berührt hatte, sich zuerst selber in ein Gefängniß einschloß und neun Monate darin Buße that; dann offenbarte er den versammelten Vätern jenes Kirchenrathes

seine Sünde, wofür er von diesen zur beständigen Buße auferlegt bekam, sein Leben mit niedrigen Diensten hinzubringen; während die Väter dessen ungeachtet erklärten, es sei mit ihm milder verfahren worden, als es die Strenge der Bußvorschrift erheischte (Bellarmin, letzte Pred. a. d. 4. Adv.-Sonnt.).

V.

Weiter muß die Genugthuung **von dem Sünder selbst** geleistet werden.

Und zwar durch eigene und freiwillige Züchtigung, ohne darauf zu warten, bis Gott ihn durch Kreuz und Widerwärtigkeiten schlägt. Denn durch diese selbstgeleistete Genugthuung wird der Sünder auf eine leichtere und angenehmere Art von seiner Schuld befreit werden. Man muß gewissermassen der Hand Gottes die Zuchtruthe entwinden, und seiner Strafe zuvorkommen; denn der strafende Arm des Herrn ist allzu hart und schwer; wie der hl. Sänger David (Ps. 31, 4.) bezeugt, indem er sagt: „Schwer lag Tag und Nacht deine Hand auf mir." Gott hatte nämlich den David wegen des von ihm begangenen Ehebruchs mit vielen Schlägen heimgesucht, z. B. durch den Tod seines Kindes, durch die blutschänderische Entehrung seiner Tochter Thamar, durch die Ermordung seines Sohnes Amnon, durch Absalon's Aufruhr und dessen trauriges Ende. Diese Züchtigungen meint König David, wie Bellarmin bemerkt, an der eben angeführten Stelle unter „der schwer auf ihm lastenden Hand Gottes."

Wie wuchtig diese göttliche Hand sei, erhellt auch daraus, daß sie (nach 2. Mos. 32, 28.) dreiundzwanzigtausend Israeliten, welche das goldene Kalb angebetet hatten; ferner (2. Kön. 24, 15.), weil David aus Hochmuth seine Leute zählte, siebenzigtausend von seinem Volke; ebenso die siebenzig Söhne Achab's (4. Kön. 10, 7.) tödtete. Aus diesem Grunde betet Job zu Gott (Job 13, 21.): „Halte deine Hand ferne von mir!" Und der Weltapostel schreibt (Hebr. 10, 31.): „Schrecklich ist es, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen."

Ein Sklave, der nach einem Vergehen aus freien Stücken sich selbst als Gefangenen stellt, um Gefängniß bittet, und sich selber darin einschließt, erlangt sicher leichter Vergebung, und wird eher wieder daraus entlassen, als ein anderer, welcher durch den Richterspruch seines Herrn zum Kerker verurtheilt wird. Ebenso wird ohne Zweifel auch Gott durch die eigene und freiwillige Züchtigung eines Sünders schneller versöhnt, als wenn er diesen selbst bestrafen muß. Wer demnach seine Bestrafung bis dahin aufschiebt, „der flieht" — wie Job (20, 24.) sich ausdrückt —

„vor eisernen Waffen, und der eherne Bogen wird ihn überfallen;" denn durch eine Kanonenkugel wird man gewiß schwerer verwundet, als durch den Hieb oder Stoß eines Schwertes. — Und gleichwie die Hirsche, während sie sich von Federn erschrecken lassen und vor ihnen fliehen, so daß sie eben dadurch erst in die Schlingen gerathen und darin umkommen: ebenso verfallen auch die Menschen, wenn sie der Züchtigung durch sich selbst ausweichen, der Strafe von Seite Gottes. Der Bartscheerer läßt den, welchen er scheeren soll, seine Haare selber auskämmen, um ihm nicht, im Fall er es thäte, dieselben auszuraufen. Nimm dich also wohl in Acht, mein Christ! daß Gott dich dereinstens nicht zurechtrichten muß; besorge dieses vielmehr jetzt schon selber.

VI.

Gut und heilsam endlich ist es auch, die Genugthuung beständig und andauernd, — **sein ganzes Leben lang** zu leisten.

Zum Wenigsten, so oft wir unserer begangenen Sünden gedenken, oder abermals neue begehen. Der hl. Ambrosius schreibt (üb. Ps. 118, 25.), Adam habe nach dem Falle lebenslängliche Buße gethan. Und König David, das Muster wahrer Büßer, „haftete" dennoch, wiewol er vernommen hatte, daß seine Sünden ihm vergeben seien, „am Boden" (Ps. 118, 25.), indem er lange unausgesetzt mit seinem Angesichte im Staube lag. Eben deshalb betet er in seinem Bußpsalm (50, 4. u. 5.) zum Herrn: „Wasche mich immer mehr von meiner Ungerechtigkeit, und reinige mich von meiner Sünde; . . . . denn meine Missethat schwebt mir immerdar vor Augen." Desgleichen klagt seine hl. Harfe (Ps. 37, 18.): „Mein Schmerz (über meine Sünden) ist allzeit vor meinem Angesichte," verläßt mich also nie; und wieder (ebendas. V. 4.) weint er: „Kein Friede wohnt in meinen Gebeinen in der Erwägung meiner Missethaten." In gleichem Sinne äußert sich auch der Weltapostel (Röm. 9, 2.): „Ich trage tiefe Trauer und ein beständiges Leid in meinem Herzen." Der heil. Paulus legte das Andenken an seine Sünden nie ab, da er ihrer so oft erwähnt. Die Geschichte berichtet, daß der hl. Petrus und Arsenius, die hl. Maria Magdalena, Maria von Aegypten, Thais und noch viele andere heilige Büßer und Büßerinnen ein Gleiches gethan haben. Die letztgenannte Thais namentlich wagte es auf Anordnung des heil. Abtes Paphnutius nie, Gott beim Namen zu nennen, oder ihre Hände zum Himmel auszustrecken; das Einzige, was sie sprach, war das reuevolle Flehen: „O du mein Erschaffer! erbarme dich mein!" Sie schloß sich auch drei Jahre lang in ihre Zelle

ein, und sagte: „Ich kann vor Gott bezeugen, daß ich in der Zeit, seit welcher ich in meine Zelle gegangen bin, mir alle meine Sünden, wie eine Bürde, vor Augen stellte, und immerdar weinte, so oft ich sie betrachtete.“ Darum bedient sich der genannte heilige Abt des treffenden Vergleichs: „Wie der Schatten den Körper, also begleite dich die Zerknirschung allenthalben hin.“ — Der Grund liegt darin: So oft wir einmal Genugthuung leisten, ein ander Mal aber wieder sündigen, zerreißen wir, während wir das Kleid unserer Seele an einer Stelle ausbessern, fortwährend dieses Gewand an einer anderen Stelle von Neuem. Hören wir darüber den hl. Chrysostomus (Hom. 20. über d. Römerbrief); er sagt: „Geradeso, wie wir in unseren Wohnungen verfahren, da wir denn das Alte immer durch Neues ersetzen, so mache es auch du an dir selber. Hast du heute gesündigt, so hast du deine Seele geschwächt. Doch verzweifle keineswegs, aber werde nur nicht rückfällig, sondern frische dieselbe wieder auf, indem du in dich gehest, Thränen vergießest, beichtest und dich guter Werke befleißigest.“

Schluß.

Geliebte Andächtige! Es ist uns Allen hinreichend bekannt, daß die Genugthuung ein wesentliches und unerläßliches Erforderniß zum würdigen Empfange des heil. Bußsakramentes ist; denn Tertullian (de poen. l. 6.) sagt: „Verwegen ist es, keine Genugthuung zu leisten, und dennoch Verzeihung seiner Sünden erwarten zu wollen;“ und der hl. Kirchenrath von Trient (sess. 6. can. 30. d. justif.) erklärt: „Wenn Jemand sagt, dem büßenden Sünder werde die Schuld und ewige Sündenstrafe in der Art erlassen, daß keine zeitliche Strafe mehr zurückbleibe, welche entweder in diesem Leben, oder im Reinigungsorte dort gebüßt werden müsse, so sei er im Banne.“

Die heutige Betrachtung hat uns nun darüber belehrt, in welcher Weise diese schuldige Genugthuung zu geschehen habe, daß sie nämlich, um einen kurzen Rückblick auf das Gesagte zu werfen, noch in diesem Leben, hienieden im Reiche der Erbarmung zu leisten sei, wo die Sühne jedenfalls leichter ist, als im jenseitigen Reiche der Gerechtigkeit; — daß sie ferner reichlich geschehen müsse im Anbetrachte unserer vielfachen Beleidigungen Gottes; — daß sie weiter am Gerathensten in jenen Stücken geschehe, in welchen man sich vergangen hat; — daß sie öffentlich vorgenommen werden müsse, besonders wenn man auch öffentlich gesündigt und Aergerniß gegeben hat, damit durch unsere offene Buße der Mitmensch wieder erbaut werde; — daß sie dann vom Sünder selbst zu leisten sei,

indem sie eine persönliche Handlung ist, welche man ebenso wenig durch einen Anderen verrichten lassen kann, als ein Anderer für uns beichten, Reue und Leid erwecken kann. Endlich, daß sie beharrlich sein müsse, wie dies zu jedem anderen Tugendwerke erforderlich ist, damit sie uns vor dem Rückfall bewahre.

So lasset uns denn in dieser Weise Genugthuung leisten, indem wir sowol die von unserem Beichtvater verhängte Buße gewissenhaft verrichten, als auch die von Gott uns zugeschickten Leiden und Trübsale als Strafen erkennen und als solche übernehmen; als auch indem wir uns selber Bußwerke auflegen. Lasset uns auch die von der Kirche geöffneten Gnadenschätze der Ablässe eifrigst benützen, damit wir so auf dieser Welt schon unsere Schuld abtragen, und nicht dort im Orte der Läuterung in so lange zu leiden haben, bis der letzte Heller abgezahlt ist (Matth. 5, 26.)! Amen.

Predigt auf den IV. Sonntag nach Erscheinung.

Thema: Die zwölf Verfolgungen der christlichen Kirche von Seite der Heiden.

Abtheilung.

Die christliche Kirche hatte durch die heidnischen Kaiser folgende Verfolgungen zu bestehen:

Die erste unter Kaiser Nero;
die zweite unter Domitian;
die dritte unter Trajan;
die vierte unter Adrian;
die fünfte unter Mark Aurel;
die sechste unter Severus;
die siebente unter Maximin;
die achte unter Decius;
die neunte unter Valerian;
die zehnte unter Aurelian;
die eilfte unter Diocletian und Maximian;
die zwölfte unter Julian.

Text: Luk. VIII, 24. „Siehe, es erhob sich ein gewaltiger Sturm auf dem Meere, so daß das Schifflein von den Wellen bedeckt wurde.“

Eingang.

Geliebte Andächtige!

Ehe sich ein Sturm auf dem Meere erhebt, gehen in der Regel gewisse Anzeichen vorher, welche dessen baldigen Ausbruch zum Voraus verkündigen; so sind, wie Plinius bezeugt, z. B. die

Delphine bei ruhiger See sehr munter, die Meermuscheln klammern sich an, die Meerigel hängen sich fest, oder wühlen sich unter den Sand. Die gütige Vorsehung Gottes fügt dieses so, damit die Seefahrer und Schiffleute, hiedurch aufmerksam gemacht, sich vorsehen und der Gefahr ausbeugen, oder diese, wenigstens als gewarnt, gleichmüthiger ertragen.

Was bedeuteten aber die nach dem heutigen Evangelium sich brausend erhebenden Wogen und der gewaltige Sturm? Was verkündete er anderes zum Voraus, als daß ein zweiter, noch weit wilderer Sturm in der Kirche ausbrechen, die Fluthen der Verfolgungen sich erheben würden; damit Jene, welche, wenn der Sturm losbricht, sich im Schifflein der Kirche Christi befinden, den Muth nicht sinken lassen möchten? Denn in den ersten drei Jahrhunderten bedeckten die tobenden Wellen der Verfolgungen das Schifflein Christi öfters der Art, daß es mehr als einmal nach menschlicher Berechnung dem Versinken nahe war. Der Heiland aber schien inzwischen, wie in dem heutigen Seegemälde, zu schlafen, und seine Kirche ganz außer Acht zu lassen. Am Ende aber, durch die Bitten und Drangsale der Seinigen aufgeweckt, erhob er sich und gebot den Winden; und allmählig ward Ruhe, bis zuletzt nach Beendigung jeglicher Verfolgung große und allseitige Stille sich einstellte.

Durch Gottes Gnade genießen wir zwar in unseren Tagen dieses Friedens; doch dürfen wir dabei nicht vergessen, wie viele und große Gefahren und Bedrängnisse unsere heilige Mutterkirche schon bei ihrem Entstehen zu erdulden hatte. Wir werden hieraus die Großthaten unseres Gottes kennen lernen, welcher unter solcher Ungunst der Zeitumstände unseren heiligen Glauben auf eine so wundersame Art verbreitete, und den Götzendienst vertilgte; — wir werden einsehen, wie viele Ströme von Blut der Aufbau der Kirche gekostet hat; — wir werden uns überzeugen, wie alle Weisheit und Macht wider Gott und sein Werk nichts ausrichtet; wir werden finden, wie gut, wie glücklich und ruhig wir in unseren Tagen dahin segeln.

Lasset uns darum, meine andächtigen Zuhörer! in der heutigen Erbauungsstunde im Geiste auf die ersten drei Jahrhunderte der christlichen Kirche zurückblicken, und unsere Betrachtung darüber anstellen, wie viele und wie ungestümme Fluthen während jener Zeit die Kirche Christi bestürmten, oder wie viele und schwere Verfolgungen die Kirche durch das Heidenthum zu bestehen hatte; — gewiß ein eben so anziehender, als belehrender Stoff.

Vortrag.

Erste Verfolgung.

Unter Kaiser Nero.

Die erste Verfolgung brach unter Nero, dem sechsten, römischen Kaiser (v. 64—68 n. Chr.), über die christliche Kirche herein. — Dieser Herrscher schien in den zwei ersten Jahren seiner Regierung gut gesinnt und ein Feind des Blutvergießens zu sein; so zwar, daß er, da er der Gewohnheit gemäß das Todesurtheil eines Verbrechers unterschreiben sollte, ausrief: „O daß ich die Buchstaben nicht kennete!“ — Allein es währte nicht lange, so war er gänzlich umgeändert und hart; nur die Weichlichkeit der unnatürlichen Wollust verblieb ihm, wornach er den Jüngling Sporus in ein Weib umzuwandeln suchte, ihn verschneiden, in einen Schleier hüllen, aussteuern und in festlichem Hochzeitgepränge sich zuführen ließ und wie sein Weib behandelte. (Es machte deshalb damals Jemand den treffenden Witz, es wäre gut für die Menschheit gewesen, wenn Domitius, Nero's Vater, ein solches Weib gehabt hätte). Erstlich zeigte sich Nero als Wütherich gegen die Glieder seiner Familie. Denn er ließ seine Mutter Agrippina ermorden; eilte dann herbei, ihre Leiche zu besichtigen, rührte sie an, sagte Manches zu ihrem Lobe, Andres zum Tadel für sie, und, da er inzwischen Durst bekommen hatte, trank er angesichts ihres Leichnames. Auch seines Vaters Schwester ließ er umbringen; desgleichen sein Weib Oktavia, nachdem er sie mit mancherlei Kränkungen überhäuft und in die Verbannung verwiesen hatte. Desgleichen tödtete er seine Gattin Poppäa durch einen Fußtritt. Ueberdies schaffte er weit und breit die wohlhabendsten und tugendhaftesten Männer aus dem Wege. Er sprach den Wunsch aus, es möchte sich bei seinen Lebzeiten die Erde mit dem Feuer vermischen. Hiezu trug er auch einigermassen bei; denn er ließ die Stadt Rom anzünden, und sah vom Thurm des Mäcenas aus mit Freuden dem Brande zu, welcher sechs Tage und sieben Nächte währte, indem er mittlerweile im Schauspieleranzuge den Brand von Troja aus Homer deklamirte.

Dies sei nur darum erwähnt, damit offenkundig werde, wer, und was für ein Charakter Derjenige gewesen, welcher die erste Christenverfolgung herbeiführte. Denn Tertullian machte den Römern dieses zum Vorwurf; indem er sagt: „Befraget nur eure Geschichtsbücher! Dort könnt ihr finden, wie zuerst Nero gegen den christlichen Glauben, welcher damals zu Rom erblühte, mit kaiserlichem Schwerte raste. Indessen bei einem solchen Urheber unserer Verdammung können wir uns nur deren rühmen; denn wer diesen Wüthrich kennt, der wird einsehen, daß Nero immer

nur irgend ein großes Gut zum Tode verurtheilt hat." — Von diesem Brande aber, den er eigentlich selbst ansteckte, nahm Nero einen Vorwand und eine Veranlassung zur Verfolgung der Christen; gleichsam als hätten sie diese Brandstiftung verübt; wiewol er selbst, nach dem Zeugnisse des Geschichtschreibers Suetonius, der unleugbare Urheber derselben gewesen. Um jedoch den Verdacht dieses Verbrechens und den dadurch auf ihn geworfenen Haß von sich abzuwälzen, schob er, wie Tacitus berichtet, die Schuld auf die Christen, und verhängte die ausgesuchtesten Strafen über sie. So ließ er sie z. B. in Thierfelle einnähen und den Hunden vorwerfen, oder an's Kreuz schlagen, oder in Pech eingewickelt an Pfähle binden und anzünden, um damit bei Nacht die Stadt zu beleuchten. Er ließ auch den hl. Petrus kreuzigen und den hl. Paulus durch das Schwert hinrichten. — Endlich durch häufig wiederkehrenden Aufruhr in Schrecken gesetzt, vom römischen Senate als Feind des Staates erklärt, aus seinem Palaste vertrieben, und wohl wissend, daß man ihm, als dem Gegenstande allgemeinen Hasses, nach dem Leben strebte, legte dieses Ungeheuer Hand an sich selbst, und durchbohrte sich mit Beihilfe des Sporus, unter dem Ausrufe: „Schändlich hab' ich gelebt, noch schmählicher will ich enden."

Sehet also, Geliebte! Christus erhob sich, gebot dem Meere und den Winden, — und es herrschte große Stille; d. h. unter den fünf folgenden Kaisern Galba, Otho, Vitellius, Vespasianus und Titus war die Kirche von Verfolgung befreit.

Zweite Verfolgung.

Unter Kaiser Domitian.

Die zweite Verfolgung der Christen brach unter Domitian, dem zwölften römischen Kaiser (v. J. 81—96), aus. Dieser Herrscher schaffte, wie das Gerücht ging, erstlich seinen Bruder, den Kaiser Titus, bei Seite. Nachdem er vorher zu bestimmten Stunden Fliegen zu fangen und sie mit spitzigen Griffeln anzuspießen gewohnt war, wüthete er nachmals gegen die Christen. Den hl. Evangelisten Johannes ließ er in ein Faß voll siedenden Oeles werfen, und als ihm dieses keinen Schaden zufügte, in die Verbannung auf die Insel Pathmos wandern. Den Papst Cletus tödtete er um des Glaubens willen. Antipas litt zu Pergamus den Martyrtod u. s. w.

Endlich aber, von solch übermäßigem Hochmuth erfüllt, daß er sich den Beinamen „Herr und Gott" beilegte, und deshalb sowie auch wegen seiner Grausamkeit bei Allen verhaßt geworden, tödtete ihn ein gewisser Stephanus, der Beschützer der von ihm

verbannten Flavia Domitilla; seine Leiche ward von Todtengräbern, wie die eines Ringkämpfers, schmählich bestattet. So berichten Suetonius, Dio Cassius und Philostratus. Ueber sein Umkommen war der römische Senat der Art erfreut, daß er die von dem Verstorbenen errichteten Bildsäulen und Bögen umstürzte, dessen Bildnisse und Schilde herabriß und auf dem Boden zertrümmerte, und die Ueberschriften und alle Erinnerungen an ihn allenthalben vertilgte.

Unter seinem Nachfolger Nerva kehrte abermals eine friedliche Zeit für die Kirche wieder; denn dieser erließ ein Edikt, welches verbot, Jemanden wegen Unglaubens, d. h. wegen der christlichen Religion, anzuklagen; er rief sogar die Christen aus ihrer Verbannung zurück.

Dritte Verfolgung.

Unter Kaiser Trajan.

Diese ruhige Zeit nach Domitian's Tod währte indessen für die Kirche nicht lange. Denn nach der nur zweijährigen Regierung des gegen die Christen milden Kaisers Nerva bestieg als vierzehnter römischer Kaiser Trajan (98—117) den Thron, unter welchem die dritte Christenverfolgung wüthete. Er verbannte den Papst Clemens, weil er den Göttern zu opfern sich weigerte, mit noch vielen andern Christen nach Pontus; er ließ den hundertzwanzigjährigen Bischof von Jerusalem, Simeon, den Sohn des Cleophas, den man den Bruder, d. h. Vetter Jesu Christi, nannte, kreuzigen; er ließ den heldenmüthigen Ignatius, Bischof von Antiochien, den Löwen vorwerfen; Onesimus, den Schüler des Apostels Paulus, Bischof von Ephesus, steinigen u. s. w. Als er einst sein Heer musterte, fand er unter demselben eilf Tausend Christen, welche er, weil sie den Göttern nicht opfern wollten, nach Armenien verbannte. Auch fünf christliche Jungfrauen verdammte er zum Scheiterhaufen, ließ ihre Asche mit Erz vermischen und Badgefäße daraus anfertigen. Allein die Rache Gottes blieb nicht aus: Alle, die jenes Wasser anrührten, wurden von Blindheit und Schwindel ergriffen, liefen noch eine Strecke fort und stürzten dann zusammen. Sobald Trajan dieses bemerkte, ließ er diese Waschbecken einschmelzen und in Bilder und Statüen umformen, welche jene fünf jungfräulichen Blutzeuginnen darstellten. Darnach wurden sie an den öffentlichen Badeplätzen aufgestellt. Dem Plinius, Statthalter von Bithynien, welcher die Christen in einem Briefe an den Kaiser in Schutz nahm, daß sie nämlich nicht ungesetzlich handelten, nur frühe vor Tags aufstünden, Christus als Gott priesen, Zucht und Ehrbarkeit liebten,

und den Lastern abhold wären, schrieb Trajan zurück, „sie sollten nicht aufgesucht werden; würden sie jedoch angeklagt und überwiesen, so sollten sie bestraft werden.“ Auch dem Tiberian, Statthalter in Palästina, welcher ihm berichtete, er sei nicht im Stande, die Christen zu tödten, welche sich aus freien Stücken zur Todesstrafe stellten, sowie allen seinen Statthaltern trug Trajan auf, sie nicht mit dem Tode zu bestrafen, wie uns Suidas erzählt. Er starb endlich nach dem Berichte des Dio Cassius bei Selinnt an einer Krankheit oder an Gift. Im letzten Regierungsjahre dieses Kaisers erlitt Phocas den Martyrtod. Dieser hatte ihm die Verdammung, und nach Verlauf von drei Tagen vorhergesagt, was auch nach der Geschichte eintraf; denn er sprach zu ihm: „Trajan! steig' hinab in die tiefsten Tiefen des Abgrundes, und eile den dir bereiteten Qualen zu! Dort wirst du in ewiger Nacht und peinlichen Flammen brennen. Noch drei Tage wirst du im Lichte der Sonne wandeln, nach deren Ablauf aber wird Todesdunkel dich umfangen, denn das unschuldig vergossene Blut kann nicht länger mehr unbestraft bleiben.“

Vierte Verfolgung.

Unter Kaiser Aelius Adrianus.

Unter Trajan's Nachfolger auf dem Kaiserthrone, unter Aelius Adrianus, dem fünfzehnten römischen Kaiser (v. 117—138) war die vierte Verfolgung der christlichen Kirche. Zuerst vertilgte und vertrieb Adrian die aufrührerischen Juden von Jerusalem völlig, so daß sie diese Stadt nicht wieder zu betreten wagten, und die Weissagung des Propheten Isaias (33, 17.): „Sie werden ihr Land von Ferne sehen“, in Erfüllung ging. Später kehrte er die Waffen gegen die Christen, weil er sie für Abkömmlinge der Juden ansah. Um seinem Vorgänger Trajan in allen Stücken nachzufolgen, wüthete er mit der größten Grausamkeit gegen die Christen, so daß bei Verurtheilung der Gläubigen keine Rechtspflege eingehalten ward, diese vielmehr auf jede Anklage hin ohne alle weitere Untersuchung zum Tode geschleppt wurden. Solcher Frevel schmerzte sogar einen der kaiserlichen Statthalter in Asien, Serenius Granianus, so tief, daß er an den Kaiser schrieb, es sei im höchsten Grade ungerecht, um des wüthenden Volksgeschreies willen so viel unschuldiges Blut zu vergießen, und die Christen ohne irgend ein verübtes Verbrechen, nur um des christlichen Namens und Glaubens willen, zu verurtheilen. Hiedurch anders gestimmt, schrieb Adrian an dessen Nachfolger Minutius Fundanus, Proconsul in Asien, die Christen sollten in Zukunft, wenn man ihnen kein Verbrechen nach-

weisen könnte, nicht mehr verurtheilt werden. (Euseb. v. Cäsarea in s. Chronik).

Während der Regierung dieses gekrönten Wüthrichs erlangte (wie Beda meldet) der hl. Dionysius die Martyrerpalme; eben so ward Eustachius, vorher Placidus genannt, mit seiner Gemahlin Theopista und seinen Söhnen den Löwen vorgeworfen; und als diese dem Eustachius kein Leid zufügten, ward er in einen glühenden ehernen Ochsen eingeschlossen und starb so als Martyrer; desgleichen Papst Evaristus, ferner Faustinus und Jovita, auch Papst Alexander mit seinen Gefährten, welcher den größten Theil der römischen Senatoren zum christlichen Glauben bekehrt hatte; dann Symphorosa mit ihren sieben Söhnen und noch Andern.

Adrian selbst verblutete sich auf dem Landgute Tiburtium fast zu Tode. Bald darnach fiel er in Abzehrung und Wassersucht, und verlangte aus Lebensüberdruß zu sterben. Weil er aber Niemanden fand, weder einen Arzt, noch einen Bedienten, der ihn aus der Welt schaffte, machte er seinem Leben durch Aushungern ein Ende; nicht sowol deshalb, weil er Servianus, einen ganz braven Mann, hatte umbringen lassen, wie Dio Cassius und Spartian melden, als vielmehr wegen der entsetzlichen Metzelei der Christen.

Unter Kaiser Antonin dem Frommen, der ihm auf dem Throne folgte, athmete die Kirche vier und zwanzig Jahre wieder freier.

Fünfte Verfolgung.

Unter Kaiser Mark Aurel.

Auf eine längere Ruhe der christlichen Kirche folgte unter dem siebzehnten römischen Kaiser Marcus Aurelius (v. J. 161—180) eine neue, — die fünfte Christenverfolgung. Namentlich waren es die Proconsuln dieses Kaisers, welche allenthalben gegen die Christen wütheten, und zwar mehr auf Grund eines früheren, als eines von Mark Aurel erlassenen Ediktes, welches jede fremde Religion verbot. Später gab dieser Kaiser auch selbst ein Gesetz, wornach Alle den Göttern opfern, die sich Weigernden verurtheilt und zwar mit den härtesten Qualen gemartert werden sollten, wie sein Schreiben an den Statthalter von Gallien beweist, welches Eusebius (Kirch.-Gesch. 4. B. 1. C.) anführt.

Unter Mark Aurel's Scepter erlitten außer Anderen auch der hl. Polykarp, ein Schüler des hl. Johannes, Bischof von Smyrna, ferner der hl. Justin der Martyrer, dann die Felicitas mit ihren sieben Söhnen, und die Heiligen Gervasius und Pro-

tasius den Martyrtod; letztere zur Zeit des Krieges mit den Marcomannen, weil die Götzenpriester den Sieg über diese für unmöglich erklärten, so lange jene Männer nicht beseitigt wären. Nachdem aber Mark Aurel durch den Beistand und das Gebet der Christen mit Hilfe Gottes den Sieg über die Marcomannen davon getragen hatte, indem auf der Christen Gebet hin für sein Heer, welches Wassermangel litt, ein Regen erfolgte, während über das feindliche Heer sich ein fürchterlicher Hagel mit Blitz und Donner entleerte, stellte er, durch dieses Wunder bewogen, die Verfolgung ein, und gab sogar den Befehl, Jeden, der einen Christen um des Glaubens willen anklagte, lebendig zu verbrennen. Dieses bezeugt sein an den Senat hierüber erlassenes Schreiben, welches der hl. Justinus aufbewahrt hat, und worin es unter Anderem heißt: „Wir gestatten darum von nun an diesen Leuten, Christen zu sein, damit sie nicht etwa auch gegen uns ein ähnliches Rachegeschoß erflehen" u. s. w.

Weil der Kaiser jedoch in seiner Treulosigkeit beharrte, starb er zuletzt in Pannonien eines traurigen Todes, nämlich durch freiwilliges Aushungern; wie Julius Capitolinus berichtet: „Man sagt, er habe freiwillig den Tod gesucht, da er sah, daß sein Sohn in seine Fußstapfen eintreten werde." — Ein Gericht Gottes ließ es aber zu, daß zur Strafe für so viel vergossenes Christenblut dessen höchst nichtswürdiger und grausamer Sohn Commodus, der ihm auf dem Throne nachfolgte, viele Bürger Roms, den Senat, die Vornehmen und Statthalter unter fürchterlichen Qualen tödtete, die Christen hingegen in keiner Weise belästigte, wie Baronius erzählt.

So hat denn Christus zu wiederholten Malen dem Meere und den Winden Ruhe geboten; denn unter Kaiser Commodus erhielt die Kirche abermals auf dreizehn Jahre eine friedliche Zeit, während welcher sich der heilige Glaube in wunderbarer Weise weiter verbreitete.

Sechste Verfolgung.

Unter Kaiser Septimius Severus.

Nach des Commodus Tode gelangte **Septimius Severus** (v. J. 192—211) zur Kaiserwürde, und unter ihm begann die **sechste** Verfolgung der christlichen Kirche. Von einer ganz unbedeutenden Ursache nahm er Veranlassung zur Verfolgung der Christen. Denn als er aus Gallien zurückkehrend, in Rom triumphirend seinen Einzug hielt, und ein öffentliches Freudenfest feierte, nahmen die Christen an diesem allgemeinen Jubel, als der christlichen Eingezogenheit widersprechend, allein keinen Antheil; ja ein

christlicher Soldat trug mitten unter den übrigen mit Kronen geschmückten Soldaten, gleichsam als ziemte es sich aus Ehrfurcht vor dem Heilande für einen Christen nicht, eine Krone auf dem Kopfe zu tragen, diese in seiner Hand. Dadurch kamen die Christen bei dem übermüthigen Gewalthaber in Ungnade, jener Soldat in's Gefängniß; und es brach in Folge dessen eine grimmige Verfolgung der Christen aus. Tertullian, welcher zu jener Zeit lebte, schreibt hierüber: „Also deshalb sind die Christen Feinde des Staates, weil sie den Kaisern weder eitle, noch erlogene, noch freventliche Ehre erzeigen; weil sie als Bekenner der wahren Religion deren Feste mehr durch ein gutes Gewissen, als durch Ausgelassenheit feiern. Also eine solch' wichtige Pflicht ist es, Freudenfeuer anzuzünden, und Ruhebetten auf den öffentlichen Plätzen zu errichten, auf der Straße zu schmausen und zu zechen, die Stadt mit dem Dampfe einer Schenke zu erfüllen, den Wein auf den Boden sickern zu lassen und mit dem Straßenkothe zu vermischen, truppenweise von einer Beschimpfung, Unverschämtheit und Wollust zur anderen umherzuziehen; die allgemeine Freude drückt sich also durch eine allgemeine Schmach aus?" (Apolog. 35. K.) Derselbe Schriftsteller sagt (in dems. Buche) über jene Verfolgung weiter: „Mit Kreuz und Marter belegt ihr die Christen; mit Haken zerfleischt ihr allenthalben deren Rücken. Preisgeben müssen wir uns Pfeilen, Nägeln und Pflöcken, wir legen unseren Nacken auf den Block, lassen uns den wilden Thieren vorwerfen, auf Scheiterhaufen verbrennen, zu Schachtarbeiten verurtheilen, auf Inseln verbannen." — Und weil die christlichen Bekenner gemeiniglich an Pfähle gebunden und angezündet wurden, so gab man ihnen darauf bezügliche Spottnamen, z. B. Rebstöcke u. dgl. In dieser traurigen Lage kamen die Christen auf den Gedanken, sich mit Geld von derlei Quälereien loszukaufen. Ueberhaupt war jene Verfolgung so schrecklich, daß einige die Ankunft des Antichrist für nahe bevorstehend hielten. In dieser Periode erlitten Papst Victor, Leonides, der Vater des Origenes, und viele seiner Schüler, Irenäus, Potamiana, Perpetua, Felicitas und andere den Martyrtod. Inzwischen aber wuchs die Zahl der Christen mit jedem Tage immer mehr, so daß der bereits erwähnte Tertullian (a. a. O. letzt. Kap.) sagen konnte: „So oft wir von euch abgemäht werden, sprossen wir um so zahlreicher nach. Das Blut der Martyrer ist der Same der Christen."

Endlich nicht so fast durch körperliche Krankheit, als durch Schwermuth aufgerieben, weil er sah, daß sein Sohn Antonin ihm nach dem Leben strebte, und schon einige Male Mordversuche gegen ihn gemacht hatte, starb Severus zu York in Britannien. Sein Nachfolger ließ, wie Herodian erzählt, dessen Aerzte und Dienerschaft umbringen, weil sie seinen Vater so lange hätten leben lassen.

Hierauf ließ die Verfolgung der Christen, wenigstens die offene und bisher übliche, auf ungefähr drei und zwanzig Jahre nach. Namentlich war es Kaiser Alexander, welcher gegen die Christen günstig gestimmt war, und Christum als Gott auf jegliche Art verehrte, — jedoch zugleich mit seinen Göttern. Er ahmte auch die Sorgfalt der Christen bei der Weihe der Priester und bei der Wahl der obrigkeitlichen Personen nach. Doch hatte er einige Rechtsgelehrte, die den Christen feind waren, unter anderen einen gewissen Ulpian, an seiner Seite, welche es bewirkten, daß mehrere christliche Bekenner des Martyrtodes starben, unter diesen die hl. Jungfrau Cäcilia mit ihrem Bräutigam Valerianus und ihrem Bruder Tiburtius.

Siebente Verfolgung.

Unter Kaiser Maximin.

Allein schon unter Alexanders Mörder und Nachfolger auf dem römischen Kaiserthrone, unter Maximinus Thrax begann eine neue Verfolgung der Christen, — die siebente. Aus Haß gegen die Familie seines Vorgängers, von welcher ihm bekannt war, daß sich viele Christen darunter befanden, verfolgte er die christlichen Bekenner; besonders aber hatte er es auf die Kirchenvorsteher abgesehen. Unter diesen starben die Bischöfe Pontianus und Antherus von Rom des Martyrtodes. Weil er aber auch gegen die Heiden ohne Auswahl grausam verfuhr, ihnen fälschlich Verbrechen andichtete, Unschuldige tödtete, Alle ohne Ausnahme verurtheilte, und unter entsetzlichen Qualen morden ließ, darum stellte der römische Senat sowohl öffentlich in den Tempeln, als auch im Stillen, desgleichen die Frauen mit ihren Kindern Gebete an, Maximin möge die Stadt Rom niemalen sehen. Der Senat fiel von ihm ab, und die Soldaten, seiner Grausamkeit satt, ermordeten ihn auf seinem Zuge von Deutschland nach Italien bei einer vergeblichen Belagerung von Aquileja, eben so seinen Sohn, einen überaus schönen jungen Mann unter dem allgemeinen Rufe, von diesem nichtswürdigen Geschlechte soll man nicht einmal einen Hund behalten. Der Bote, der die Nachricht von Maximin's traurigem Ende brachte, eilte, seine Pferde mehrmals wechselnd, in vier Tagen von Aquileja nach Rom. Die Häupter der Ermordeten wurden auf Stangen gespießt, zuerst den Bewohnern von Aquileja gezeigt, und dann nach Rom gesandt. Hier wurden sie unter ungeheuerem Zusammenlauf allgemeiner Freude und Jubel aufgenommen und ausgestellt. Hierauf wurden auch alle Freunde Maximin's umgebracht, und in die Kloaken geworfen. So berichten Julius Capitolinus und andere Geschichtschreiber. —

Die Verfolgung durch Maximin währte übrigens nicht länger, als drei Jahre (v. 235—238.). Nachher gelangte die Kirche unter den Kaisern Gordianus und Philippus Arabs wieder auf zwölf Jahre zur Ruhe und Frieden. Dieser Philipp war der erste christliche Kaiser, denn in seinem vierten Regierungsjahre (dem Jahre 1000 nach Erbauung Roms, 249 nach Christi Geburt) nahm der Kaiser das Christenthum an. Unter ihm verbreitete sich die christliche Religion weit und breit; während der heidnische Aberglaube sehr in Abnahme gerieth.

Achte Verfolgung.

Unter Kaiser Decius.

Mit Messius Decius, dem 30. römischen Kaiser (reg. v. 249—251.), beginnt die achte Christenverfolgung; denn nach dem Berichte des Eusebius (K.-Gesch. 6. B. 39. C.) „war er aus Haß gegen seinen Vorfahrer Philipp (welcher, wie wir vorhin hörten, ein Christ gewesen) der Urheber einer neuen Verfolgung der christlichen Kirche." Weil unter Kaiser Philipp der christliche Glaube sich weit und breit Bahn brach und den heidnischen Aberglauben von Tag zu Tag immer mehr zurückdrängte, war Decius von Zorn und Grimm erfüllt, und gab im Wahne, der Rathschluß Gottes könne durch menschliche Gewaltthat vereitelt werden, den Befehl zu einer höchst grausamen Verfolgung Aller, welche Christen hießen. So berichtet Gregor von Nyssa. In dieser Verfolgung ging, wie Dionysius von Alexandrien bemerkt, die bekannte Weissagung des Heilandes, daß nämlich „auch die Auserwählten, wenn es möglich wäre, zum Irrthum verleitet werden würden" (Matth. 24, 24.), beinahe in Erfüllung; weil nach dem Ausdrucke des hl. Hieronymus „dieser Feind (Decius) es listig genug anstellte, durch langsame Todesqualen die Seele, und nicht den Leib, zu tödten." Wirklich zog es Origenes, welcher vorher mit flammender Begier nach dem Martyrthum dürstete, später vor, den Göttern zu opfern. Es geschah damals, wo er in sehr große Noth kam, da die heidnischen Verfolger ihn nöthigten, sich entweder von einem geilen Aethiopier schänden zu lassen, oder den Göttern Weihrauch zu streuen. Eine That, die er später mit vielen Thränen bereute (Epiphanius haeres. 64.). Ueberhaupt hatte die Kirche den Schmerz, zu sehen, daß Viele in Folge der Härte und langen Dauer der ausgesuchtesten Martern vom Glauben abfielen, und entweder den Götzen opferten (man nannte solche „Opferer und Räucherer"), oder wenigstens Christum verleugneten, indem sie sich vom Opfern mit Geld loskauften (diese hießen „Libellaten", weil sie sich von der kaiserlichen Obrigkeit

einen Sicherheitsbrief, als wären sie keine Christen, oder vom Opfern dispensirt, verschafft hatten).

Nach dem Zeugnisse des hl. Cyprian (de lapsis), eines gleichzeitigen Schriftstellers, brachte diese Verfolgung übrigens nur Jene zum Falle, meist solche, welche vorher schon die Lust und Sinnlichkeit unterjocht hatte; so daß, je befleckter ihr Leben gewesen, desto schmählicher ihr Abfall war. Dies hatte Cyprian aus dem Lebenswandel der Christen vorhergesehen, da auf die Sitten derselben der lange Friede einen verderblichen Einfluß geübt hatte (8. Brief).

Während dieser Verfolgung starben in den verschiedenen Welttheilen Unzählige eines glorreichen Martyrtodes; Andere wurden zerstreut und begaben sich in Einöden, so z. B. der hl. Georg der Wunderthäter und der hl. Paulus, der erste Einsiedler. In diese Periode gehören auch die sieben Schläfer, welche von ihren Verfolgern in eine Höhle eingeschlossen wurden und dort im Herrn entschlummerten. Papst Fabian wurde um jene Zeit mit der Martyrerkrone geschmückt. Die Geistlichen von Rom waren entweder in die Gefängnisse gewandert oder entflohen, so daß ein Jahr lang und darüber keine Papstwahl vorgenommen werden konnte.

Gott wollte indessen eine so grausame Tyrannei nicht länger geduldig ansehen. Kaiser Decius gerieth, da er den dritten Monat seines zweiten Regierungsjahres angetreten hatte, bei einem Feldzuge gegen die Gothen sammt seinem Sohne, den er bereits zum Cäsar ernannt hatte, in einen ihm vom Feinde gelegten Hinterhalt, und kam während eines hitzigen Kampfes der Seinigen in einem Sumpfe, in welchen er mit seinem Pferde im wirren Kampfgetöse gesprengt worden, elend um's Leben, so daß seine Leiche nicht einmal mehr aufzufinden war. Sein Sohn blieb todt auf dem Schlachtfelde liegen. Ob dieser Verfolgung der Christen erlitten die Römer eine so empfindliche Niederlage, daß sie damals zum ersten Male den Scythen zinsbar wurden. Hierauf traten die Christen wieder aus ihren verborgenen Winkeln hervor, darunter auch der hl. Cyprian, welcher um jene Zeit sein Buch „von den Abgefallenen" verfaßte, in welchem er gleich von vorneherein sagt: „Sehet, geliebteste Brüder! nun ist der Kirche der Friede wieder geschenkt. Lasset uns also Gott dafür preisen u. s. f." Schaarenweise kehrten auch zu jener Zeit die Abgefallenen zur Kirche zurück und flehten inständig um Wiederaufnahme; dies geschah unter Gallus, dem Nachfolger des Decius.

Neunte Verfolgung.

Unter Kaiser Valerian.

Aber nicht lange darnach, schon unter Kaiser **Valerianus** (v. J. 253—260), welcher nach der nur zweijährigen Regierung

des Gallus zur Herrschaft gelangt war, begann eine neue Verfolgung der Christen, — die neunte. Dionysius von Alexandria sagt bei Eusebius (K.-G. 7. B. 9. C.): „Zu Anfang seiner Regierung behandelte dieser Kaiser offen und vor Aller Augen die Christen auf's Beste und Freundlichste. Sein Palast war ganz mit frommen christlichen Bekennern angefüllt, und förmlich eine Kirche. Allein am Ende brachte ihn ein Lehrer und Häuptling der ägyptischen Zauberer durch seinen verderblichen Rath auf Abwege, und bewog ihn, nicht nur die unschuldigsten Menschen und heiligen Gottesmänner als Gegner und Bekämpfer der abscheulichen und fluchwürdigen Zauberkünste (denn allerdings besitzen und besaßen allzeit die Christen Kraft und Macht genug, durch ihre Gegenwart, ihren Anblick, ihren Geist und ihr Wort allein schon die schändlichen Nachstellungen der bösen Geister zu zerstreuen) hart zu verfolgen und dem Tode zu überliefern, sondern auch die unlauteren Gebräuche mitzumachen, die unheiligen Zauberkünste zu treiben, an den abscheulichen Geheimnissen Theil zu nehmen, arme Knäblein zu schlachten, und die Kinder der unglücklichen Aeltern zu opfern."

Während dieser Verfolgung litten Papst Stephanus, Papst Xystus, der Diakon Laurentius, der Bischof Cyprian und noch Andere den Martyrtod; unter diesen namentlich jene dreihundert christlichen Glaubenshelden, welche sich lieber in einen glühenden Kalkofen stürzen, als dem heidnischen Götzen Jupiter Weihrauch anzünden wollten, und die deshalb „die weiße Schaar" genannt wurden.

Nachdem Valerian noch drei und ein halbes Jahr gegen die Christen gewüthet hatte, gerieth er in Mesopotanien während eines Krieges mit dem Perserkönig Sapor in Gefangenschaft und in des letzteren Hände, welcher sich die acht Jahre lang, die er noch lebte, desselben, so oft er zu Pferde stieg, als eines Fußschemels bediente, und ihn trotz der Bitten vieler befreundeten Könige nicht freigab, bis er ihm endlich als hohen Siebenziger die Haut abziehen und ihn in Salz legen ließ nach dem Zeugnisse Konstantin's des Großen (or. ad. s. coet.). Valerian's Sohn, Gallienus, um die Freiheit seines Vaters, dem er ganz unähnlich war, wenig besorgt, nahm alle gegen die Christen erlassenen Edikte zurück, stellte die Verfolgnng ein, und traf noch andere den Christen günstige Anstalten. Unter ihm und seinem Nachfolger Claudius ward in der Kirche abermals auf einige Zeit Ruhe.

Zehnte Verfolgung.

Unter Kaiser Aurelianus.

Die glücklichen Tage des Friedens, welche der christlichen Kirche einige Zeit waren beschieden gewesen, mußten aber leider

bald einer neuen, der zehnten Verfolgung weichen, welche unter der Regierung des Kaisers Aurelianus (v. 270—275.) über die Bekenner des christlichen Glaubens hereinbrach. Gleich zu Anfang seiner Herrschaft stand Aurelian, durch schlimme Rathgeber zu einer Verfolgung der Christen aufgehetzt, bereits im Begriffe, einen Befehl gegen diese zu unterzeichnen, als er durch eine höhere Gewalt daran verhindert ward, indem sein Arm plötzlich ganz schwach und gelähmt wurde. Wiewol er nun zwar damals von seinem Vorhaben abstand, währte es denn doch nicht lange, so nahm er die Verfolgung der Christen von Neuem auf, wobei unter Anderen Papst Felix und der fünfzehnjährige Jüngling Agapitus nebst sehr Vielen als Opfer fielen.

Nach vier Jahren aber wurde er auf einem Marsche zwischen Byzanz und Heraklea, von einem dichten Gefolge umgeben, plötzlich durch einen niederfahrenden Blitzstrahl erschreckt, und nicht lange darnach von seinen Leuten ermordet. Sein ruchloses Blut sammelte sich in dem Geleise der dort fahrenden Wägen.

Sein Nachfolger Tacitus machte der Verfolgung in sämmtlichen zum römischen Reiche gehörigen Provinzen ein Ende, so daß auf mehrere Jahre die Kirche Christi des erwünschten Friedens genoß.

Eilfte Verfolgung.

Unter Kaiser Diocletian.

Die eilfte, zugleich die längste, schwerste und blutigste Verfolgung der Christen entstand unter Kaiser Diocletianus und Maximianus Herkuleus (v. J. 284—305.). Unzählige christliche Bekenner wurden unter den ausgesuchtesten Qualen zu Tode gemartert, die heiligen Bücher der Christen ausgespäht und oft unter offenbarem Widerstand von Seite des erzürnten Himmels selber verbrannt. Als nämlich die kaiserliche Obrigkeit mit frevelnder Hand die heiligen Bücher in's Feuer warf, ergoß sich auf einmal aus wolkenlosem Himmel ein Platzregen, welcher das Feuer auslöschte, während ein fürchterlicher Hagelschlag, gleichsam für die Christen kämpfend, die von den Heiden bewohnte Gegend verheerte. Dies trug sich nach Baronius i. J. 303 in einer Colonie von Afrika zu.

Endlich legten Diocletian und Maximian an einem und demselben Tage die Regierung nieder, der erstere zu Nikomedien, der letztere zu Mailand, und zogen sich in's Privatleben zurück; aus Kummer und Verzweiflung darüber, weil sie sahen, daß es ihnen nicht gelungen war, den christlichen Namen zu vertilgen, also, wie Constantin (in der mehrerwähnten Rede an die Versammlung

der Heiligen) sagt, in Folge der göttlichen Rache; wiewol sie nämlich allenthalben vergebliche Siegeszeichen wegen Ausrottung des Christenthums errichtet hatten; und weil umgekehrt bei dem immer größeren Emporblühen der christlichen Religion fast alle Werke, welche die beiden Kaiser innerhalb der zwanzig Jahre vollbracht hatten, untergingen, und selbst die Geschichte sie nicht mehr kennt, — zur gerechten Strafe für die Wuth, mit welcher sie gegen die heiligen Urkunden der Christen verfahren waren.

Wie groß die Zahl der christlichen Bekenner gewesen, welche unter Kaiser Diocletian des Martyrtodes starben, läßt sich daraus entnehmen, daß nach Ausweis des römischen Martyrerverzeichnisses in einem einzigen Monate siebzehn tausend Christen hingeschlachtet wurden. Ueber diese vorletzte Verfolgung schreibt Severus: „Während dieses Sturmes floß fast die ganze Welt vom heiligen Blute der Martyrer; denn man stürzte sich gleichsam um die Wette in den ruhmvollen Kampf für den Glauben, und suchte zu jener Zeit mit weit größerer Begier den Tod mittelst glorreichen Martyrthums, als man jetzt die bischöfliche Würde anstrebt. Nie ward die Welt durch Kriege mehr erschöpft, nie haben wir einen herrlicheren Triumph gefeiert, als damals, wo eine zehnjährige Niederlage uns nicht zu besiegen vermochte."

Aus den Martyrer-Akten der hl. Anysia bei dem gelehrten Karthäuser Laurentius Surius (am 30. Dezember) läßt sich ersehen, daß unter diesen beiden kaiserlichen Unholden ein Edikt veröffentlicht worden, wornach es einem Jeden, der nur wollte, ohne Strafe gestattet war, einen Christen zu tödten. Desgleichen waren alle Gefängnisse mit Christen so überfüllt, daß sich für Verbrecher gar kein Platz mehr fand. Da die Metzelei den ganzen Tag fortging, so ermüdeten die Henker und mußten von Zeit zu Zeit durch andere abgelöst werden; die Schwerter wurden stumpf, wie Eusebius, als Zeitgenosse, selbst gesehen zu haben angibt.

In diese Epoche fällt das Martyrthum des hl. Sebastianus, Cosmas und Damianus, des Papstes Cajus, des Mauritius mit seiner ganzen thebaischen Legion, des Romanus, des Papstes Marcellinus, des Januarius, Vincentius und der hl. Jungfrau Agnes. —

Später erneuerte der Cäsar Galerius Maximianus, nachdem er den Titel Augustus angenommen hatte, die Verfolgung wieder. Doch zuletzt ward er von Gott mit einer höchst schmerzlichen und abscheulichen Krankheit geschlagen, seine Seite ging in Fäulniß über und wuchsen Würmer darin. Da gingen ihm die Augen auf; er erkannte, daß dies die Folge seiner Unmenschlichkeit gegen die Christen sei; er ließ von seiner Strenge nach, gestattete denselben freie Religions-Uebung, und bat sie, gleich jenem

gottlosen Antiochus, dessen die hl. Schrift (1. Machab. 6.) Erwähnung thut, zu ihrem Gotte für sein und des Staates Wohl zu flehen (Euseb. K.-G. 8. B. 28. u. 29. C.).

Als jedoch Maximianus Herkuleus aufs Neue nach der Herrschaft strebte und deshalb Constantin dem Großen, der bereits im Besitze der Kaiserkrone war, Nachstellungen bereitete, ward er von letzterem zu Massilia eingeschlossen, und machte, an seine Rettung verzweifelnd, seinem Leben mittelst des Strangs ein Ende; nach Anderen ward er auf Befehl Constantin's erdrosselt; wie ihm der hl. Viktor, den Maximian wegen des christlichen Bekenntnisses enthaupten ließ, geweissagt hatte, indem er zu den Soldaten sprach: „Meldet dem Kaiser Maximian, noch in diesem Jahre werde er aus dieser Welt scheiden" (Surius in dessen Leben, 8. Mai). Diocletian dagegen, unstreitig durch ein Gericht Gottes bis auf jene Zeit aufbewahrt, nämlich bis zum eilften Regierungsjahre Constantin's, in welchem sich das Christenthum unter diesem katholischen Kaiser wunderbar hob, während das Heidenthum völlig sank, damit jener zu seinem größten Verdrusse sehen möge, wie die christliche Religion, welcher er den Untergang geschworen hatte, in schönster Blüthe stand, kam in jenem Jahre elend um's Leben, nämlich aus Todesfurcht, da er in der Vermuthung, von Constantin mit einer schimpflichen Todesart belegt zu werden, freiwillig Gift nahm. Eben dieser Kaiser Constantin war es auch, welcher den Maxentius, den Eidam Maximian's, der gleichfalls die Christen zu Rom verfolgte, unter andren den Papst Marcellus zum Dienste der kaiserlichen Pferde verurtheilte, auf seinem Heereszuge nach Rom beim ersten Anblicke der Art in Schrecken versetzte, daß er und das feindliche Heer sofort die Flucht ergriff, und wegen der Enge der Milvischen Brücke an der Flucht gehindert, in die Tiber stürzte und ertrank; bei welcher Gelegenheit auch Maxentius nach vergeblichem Versuche, durch die Abgründe des jenseitigen Ufers zu entkommen, von den Fluthen desselben Stromes verschlungen ward.

Inzwischen verfolgte Maximin, von Galerius Maximianus zum Cäsar ernannt, die Christen im Morgenlande, und ließ unter anderen die Heiligen Katharina und Menna um des Glaubens willen hinrichten. Später aber spendete er dem Gotte der Christen Lob, und erließ eine Verordnung, welche den Christen vollkommene Freiheit gewährte. Endlich starb er, von einer tödtlichen und schrecklichen Krankheit ergriffen, da ihm die Augen aus dm Kopfe flossen, eines elenden Todes, und legte sterbend das Geständniß ab, daß er dieses Leiden als eine wohlverdiente Strafe für seine gegen die Christen verübte Grausamkeit erkenne. Nach Anderen soll er sich bei Tarsus, um nicht lebendig in die Gefangenschaft des Licinius zu gerathen, erhängt haben. Seine Diener,

seine Verwandten, selbst seine Kinder kamen schmachvoll um's Leben; seine Bildsäulen, Titel und Ueberschriften wurden verwischt, umgestürzt und entehrt. Die Kirche feierte einen glänzenden Triumph.

Endlich gehörte auch Licinius, den Galerius zum Cäsar im Morgenlande erwählt hatte, zu den Verfolgern der Christen; denn er entfremdete viele dem Glauben, und tödtete noch mehrere, so z. B. die vierzig kappadocischen Kriegsleute, den Bischof Blasius von Sebaste und Andere. Um das morgenländische Reich von diesem Tyrannen zu befreien, überzog ihn Constantin mit Krieg, schlug ihn zu wiederholten Malen, nahm ihn jedoch auf seine Bitten zu Gnaden auf und wies ihn nach Thessalonich in's Privatleben; ließ ihn aber, da er bald darauf wieder Neuerungen begann, umbringen. So erzählt Eusebius. Johannes, ein Priester von Nikomedien, dagegen sagt bei Surius, Licinius sei nach Gallien verbannt worden, dort einer schweren Krankheit erlegen, und unter dem Geständnisse, den wahren Gott von sich gestoßen zu haben, aus der Welt gegangen.

So gingen innerhalb eines Zeitraums von wenigen Jahren sechs grausame Verfolger der Kirche zu Grunde. Dagegen ward unter dem christlichen Kaiser Constantin dem Großen, welcher nahezu zwei und dreißig Jahre das Scepter führte, der Kirche der längst ersehnte Friede wieder geschenkt. Denn Constantin bekehrte sich in seinem siebenten Regierungsjahre, nachdem ihm wunderbarer Weise ein Kreuz am Himmel erschienen war, zur christlichen Religion, und ließ mitten in Rom das Zeichen des Kreuzes errichten mit der Inschrift: „Durch dieses heilbringende Zeichen, das Sinnbild wahrer Stärke, habe ich euere Stadt vom Joche der Tyrannei erlöst, den Senat und das römische Volk in Freiheit gesetzt, und ihm die alte Größe und seinen früheren Glanz wieder gegeben.“ So Eusebius im Leben Constantin's (1. B. C. 31.).

Zwölfte Verfolgung.

Unter Kaiser Julian dem Abtrünnigen.

Die zwölfte und letzte Christenverfolgung ward von Kaiser Julian dem Abtrünnigen (v. 361—363.) angefacht. Sie gehört wol nicht zu den unmittelbaren, blutigen Verfolgungen, denn es floß dabei kein Christenblut; aber die Verfolgung war eine feinere, mittelbare, indem die christliche Religion durch die geistigen Waffen beißenden Spottes, durch Herabsetzung ihrer Gebräuche, durch Entwürdigung ihres göttlichen Stifters, durch Verdächtigung des reinen Lebens der Christen u. dgl. Nergeleien

bekämpft wurde. Julian, im Christenthume erzogen, und früher selbst dessen Bekenner, fiel bald von dem wahren Glauben ab, öffnete die Götzentempel wieder, opferte den heidnischen Göttern, und schlug überhaupt in einen abgesagten Feind der christlichen Religion um; daher sein Name „Apostat" oder „Abtrünniger." Er drückte die Christen anfänglich durch harte, unerschwingliche Steuern; dann suchte er sie durch Schmeicheleien zu verlocken, durch List und Betrug zum Abfalle zu verleiten. Aus Haß gegen die Christen zeigte er sich den Juden geneigt, wollte ihnen die Stadt Jerusalem zurückstellen, ihren Tempel wieder aufbauen, um die Weissagung Christi zu entkräften und lächerlich zu machen. Allein von Oben herab ward er an seinem Vorhaben verhindert. Er verfaßte selbst eine Schrift in sieben Büchern, welche den bittersten Hohn gegen das Christenthum ausgoß, und dem Heidenthume den Vorzug gab. — In einem Kriege gegen die Perser ward er endlich in wehrlosem Zustande von einem Pfeil getroffen, den eine unbekannte Hand ihm durch den Arm in's Herz schoß. Tödtlich verwundet, füllte der Kaiser seine Hand mit dem aus der Wunde strömenden Blute, schleuderte dasselbe gegen den Himmel unter dem frevelnden Ausruf: „Galiläer, du hast gesiegt!" (Theodoret K.-G. 3. B. 25. C.). Mit einem solchen Tode beschloß verdientermaßen der ruchlose Apostat sein gottvergessenes Leben. — Von dieser Zeit an war endlich die Kirche Christi vor der Verfolgung der Heiden sicher, und blieb es.

Schluß.

Andächtige Zuhörer!

Aus dem, was wir bisher vernommen haben, geht deutlich, ja unleugbar hervor, daß die Kirche Christi jenes Schifflein sei, welchem die Sturmesfluthen nichts anhaben können; daß sie jenes Haus sei, welches nicht auf Sand, sondern auf einen Fels gebaut ist (Matth. 7, 26.), welches darum den tobenden Wogen trotzt; daß sie jenes Senfkorn sei, welches zu einem unermeßlichen Baume heranwuchs (Matth. 13, 32.), unter dessen Schatten die Völker der Erde sich sammelten; daß sie jener Sauerteig sei (ebend. V. 33.), welcher die Welt durchsäuerte.

Gleichwie aber die Kirche aus allen diesen Verfolgungen der Heiden siegreich und in neuem Glanze strahlend hervorging, zum Beweise, daß sie, von Gott selbst gestiftet, erhalten und verbreitet, der menschlichen Macht nie unterliegen kann, weil der Herr „mit ihr ist alle Tage bis zum Ende der Welt" (Matth. 28, 20.), und nach seiner Verheißung „die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen werden" (Matth. 16, 18.): so haben auch die im Laufe

der späteren Jahrhunderte durch Irrlehrer und Neuerer heraufbeschworenen Stürme der Kirche zwar tiefes Weh, aber nie einen Nachtheil gebracht; gleich der Sonne trat sie allzeit wieder freundlich und ungetrübt aus den Wetterwolken hervor. Zwar schwankte das Schifflein der Kirche hie und da, doch es sank nie und wird nie sinken.

Dies erfüllt uns, Geliebte, einestheils mit tiefer Ehrfurcht vor unserer hl. Mutterkirche; andrerseits gewährt es uns die trostvolle Zuversicht, daß die Stürme, welche der hl. Kirche und ihrem Oberhaupte in unseren Tagen drohen und in alle Zukunft drohen werden, den Felsen des hl. Petrus nicht erschüttern, und spurlos vorübergehen, vielmehr die Welt in der Ueberzeugung bestärken werden, daß Gottes Werk über alle Zeitverhältnisse erhaben dasteht, und Christi Wort ewig wahr bleibt: „Ihr werdet zwar Bedrängniß haben; doch seid getrost; ich habe die Welt überwunden" (Joh. 16, 33.). Amen.

Predigt auf den V. Sonntag nach Erscheinung.

Thema: Warum ist dem Menschen der freie Wille verliehen?

Eintheilungsgründe.

Der Mensch hat den freien Willen:

I. zur größeren Vervollkommnung des Weltalls;
II. zum größeren Ruhme des Schöpfers;
III. zur Ehre des Menschen selbst;
IV. zur Freude Gottes;
V. zur Prüfung des Menschengeschlechtes.

Text: Matth. XIII, 27. „Herr! hast du nicht guten Samen auf deinen Acker gesä't? Woher hat er denn das Unkraut?"

Eingang.

Das heutige Evangelium nimmt zwar den Allerhöchsten gegen den Vorwurf in Schutz, als sei er der Urheber der Sünde in der Welt, indem es sagt, Gott habe unmittelbar nur guten Samen auf den Acker der Welt gesäet, der böse Same des Unkrauts, welches sich darauf befinde, sei von Satan hineingestreut. Allein, meine andächtigen Zuhörer! wenn wir unter dem Acker den Menschen selbst verstehen, hat Gott da nicht schlechten Samen auf diesen Acker gesäet dadurch, daß er demselben den freien Willen verlieh, vermöge dessen er sündigen kann? Hat der Herr demnach nicht wenigstens mittelbar die Sünde hervorgerufen?

Ist also — fragen wir mit dem Weltapostel — „bei Gott etwa eine Ungerechtigkeit? Das sei ferne!" (Röm. 9, 14.) — Gott hat den freien Willen in uns gelegt, auf daß dieser den Waizen guter Werke erzeuge, wiewol er außerdem aus sich selber beides, sowol Waizen, als Unkraut hervorzubringen im Stande

ist. Wenn nun dieser freie Wille wirklich Unkraut erzeugt, so liegt die Schuld an uns.

Vortrag.

In heutiger Betrachtungsstunde soll uns demnach, Geliebteste! die Frage beschäftigen, warum dieser Same des freien Willens, der Waizen und Unkraut, Gutes und Böses hervorzubringen vermag, dem Menschen von Gott ist mitgetheilt worden.

Vernehmet die Antwort hierauf in Folgendem.

Beantwortung.

I. Punkt.

Der Mensch besitzt die Willensfreiheit zur Vervollkommnung des Weltalls.

Der Schöpfer ließ dem Menschen seine freie Willensthätigkeit zur größeren Vollkommenheit und zum Schmucke der Schöpfung, aber auch des einzelnen Menschen selber. Denn es gehört nothwendig zur Vollständigkeit der Schöpfung, daß wenigstens ein oder das andere Geschöpf im Besitze der Freiheit sei. Ein solches aber ist der Mensch, der nach Gottes Ebenbild geschaffen und zum Beherrscher des Weltalls gesetzt ist. Damit dieser nun das Recht, sich der Geschöpfe zu bedienen, ausüben kann, mußte er mit der freien Willensthätigkeit geziert sein.

Schon die Erdenfürsten haben an ihren Höfen zweierlei Bedienstete. Einige derselben sind gekauft oder gefangen; andere sind freigeboren, so diejenigen, welche dem Fürsten irgendwie nahe stehen, z. B. die Höflinge, die Freiherren, die Grafen. Ueber die Ersteren hat der Fürst eine unumschränkte Gewalt, der jene, gleichviel ob sie wollen oder nicht, untergeben sind. Den Letzteren gebieten die Fürsten fein und artig, nicht sowol befehlsweise, als vielmehr durch blose Winke und Andeutung ihres Willens, denn sie nehmen eine höhere Ehrenstufe und eine den Fürsten näher kommende Stellung ein.

So bedient sich Gott der übrigen Geschöpfe mittelst des Befehles, er zieht und nöthigt sie zu dem, was er will. Den Menschen dagegen, als den Unterkönig über die Kreaturen, wollte Gott zur Vollziehung seiner Befehle nur auf freundliche Art einladen und bestimmen, aber keineswegs zwingen. Es bekundet also eine höhere Würde, mithin auch eine größere Wohlthat, daß Gott den Menschen sich selbst und seiner freien Wahl überläßt, und ihn nur ganz sanft zum Guten anlockt; das ist viel mehr, als wenn er ihn mit Gewalt dazu dränge. Gesetzt, der Kaiser ließe in seinem

Reiche bekannt machen, es sei seine Willensmeinung, irgend eine Nation möge nach Oesterreich, ein in jeder Beziehung glückliches Land, einwandern, sich dort ihren Wohnsitz wählen, und statt ärmlich dahin zu leben, sich bereichern und Ueberfluß haben; dünkt es uns nicht unbillig, wenn er hiezu Zwangsmittel gebrauchen wollte? Gott legt uns nun im Himmel die Wohnungen der Seligkeit vor, und verspricht sie; aber er nöthigt Niemanden, sie in Besitz zu nehmen, er läßt vielmehr Jedem freie Wahl, es zu thun oder nicht. Um jedoch dem Menschen zur Erreichung seines ewigen Heils und zur Vermeidung des Verderbens behilflich zu sein, legt ihm Gott, wenn ich so sagen soll, sanfte Bande an, nämlich die Hoffnung und Verheißung der höchsten Reichthümer für den Fall des Gehorsams; die Androhung der größten Strafen für den Fall der Unfolgsamkeit; ebenso die helfende Gnade, sein und der Heiligen Beispiel u. s. f. Dies sagt auch Gott beim Propheten Oseas (11, 4.) durch die Worte: „Mit menschlichen Banden zog ich sie, an Seilen der Liebe;" mit anderen Worten: Nicht wie Thiere will ich sie an mich ziehen mittelst hänfener Seile, sondern wie Menschen, sie einerseits anlockend durch die Hoffnung auf die unendliche Herrlichkeit, andererseits sie schreckend durch die Drohung ewiger Bestrafung und Beschämung. Diese letztere Art, an sich zu ziehen, ist jedenfalls weit edler, als die andere, eine höhere Stufe der Vervollkommnung dieser Welt.

II. Punkt.

Der Mensch besitzt die Willensfreiheit zur größeren Ehre Gottes.

Dem Menschen ist der freie Wille zu größerer Verherrlichung Gottes verliehen. Denn Gottes Allmacht und Weisheit tritt viel heller an das Licht, wenn der Mensch, obgleich sich selbst und seinem Willen überlassen, Gottes Vorsehung dennoch nicht umkehren, oder die von ihr gesetzte Ordnung nicht stören kann, so daß irgend etwas sich zutragen könnte, was dem Willen des Schöpfers geradezu entgegen wäre.

Gott hält nämlich die Menschen innerhalb der Gränzen seiner Vorsehung eingeschlossen, wie der Forstmann das Wild in seinem Reviere einkreist, welches er nach allen Seiten hin umzingelt hält, hier durch Schlingen, dort durch Hunde, anderswo durch Treiber und Schützen u. s. f., so daß es, wenn es den Netzen entgeht, in die Gewalt der Hunde fällt, und im Falle es aus diesen sich rettete, einem Kugelregen nicht ausweichen kann. — Ebenso kann Niemand, wenn auch im Besitze seiner Willensfreiheit, der Hand Gottes entfliehen. Denn sollte es ihm auch gelingen, der Barm-

herzigkeit Gottes zu entkommen, so wird ihn dessen Gerechtigkeit erreichen. Gott wünscht zwar und mahnt dazu beständig, alle Menschen möchten in den Schooß seiner Erbarmung fliehen. Weil jedoch Manche diese verschmähen, werden sie von Gottes Gerechtigkeit erreicht, so daß in dieser Weise Gott nicht allein als gnädig, sondern auch zugleich als gerecht erscheint.

Papst Julius II. ließ einstmals von Michael Angelo, einem sehr berühmten Maler seiner Zeit, das jüngste Gericht malen. Weil aber dieser Künstler auf einzelne Bischöfe und Kardinäle nicht gut zu sprechen war, so versetzte er diese auf seinem Gemälde in die Hölle. Der Papst, wiewol er dies bald inne ward, ließ es sich nicht merken, um den Maler nicht irre zu machen und so die Vollendung des Gemäldes zu hindern, bis das Bild fertig wäre, indem er bei sich dachte: Er soll nur erst sein Werk zu Ende bringen, dann wird er im Gefängniß büßen, daß er seinen Haß gegen die Kirchenfürsten auf dem Gemälde ausgedrückt hat. — Eben so verfährt auch Gott. Nach seinem Willen sollen wir zwar für die Ewigkeit arbeiten und nur Schönes zu Tage fördern, — zu unserem Vortheile, nicht aber zu unserem Nachtheile, noch auch um Jemanden der Verachtung preiszugeben. Obgleich nun Viele manches Ungeeignete, ja sogar Schändliche und Schädliche, sie und Andere Beschimpfende hervorbringen, läßt es Gott geduldig geschehen, damit das Werk seiner Vorsehung, aus Schatten und Licht bestehend, um so herrlicher in's Auge falle. Am Ende aber, beim Gerichte, wird er das ganze Gemälde sehen lassen, und einem Jeden vergelten nach Verdienst, je nachdem er eben an seiner Seele malte. So wird es kommen, daß Gottes Vorsehung, Weisheit, Macht, Güte und Gerechtigkeit ganz augenscheinlich zu Tage treten, welche Eigenschaften sonst weniger bekannt geblieben wären. Es wird sich alsdann herausstellen, daß Gott sich selbst genügt, und seiner Geschöpfe nicht bedarf. Gottes Güte, Milde und Barmherzigkeit wird sich zeigen, da er die Sünder, die zur Besinnung kamen, so gnädig aufnahm; ebenso Gottes Liebe und Freigebigkeit, welche so viel für unsere Bekehrung gewirkt hat; desgleichen seine Langmuth, welche die Verirrungen der Menschen so lange geduldig ertragen, und auf unsere Buße gewartet hat; nicht minder Gottes Weisheit, welche aus den Sünden der Menschen so viel Gutes zu gewinnen wußte, wie z. B. aus Adam's Sünde so viele Kämpfe und erstaunliche Thaten der Heiligen, mittelst welcher sich diese aus der Hölle in den Himmel, aus der Verbannung in das wahre Heimathland, aus dem Elende in die ursprüngliche Glückseligkeit verhalfen. Endlich wird Gottes Gerechtigkeit ersichtlich werden, indem er die Ungehorsamen und Verstockten zuletzt verdientermaßen zur Bestrafung zieht. — All' dieses wäre

sonst wie im Grabe verborgen geblieben, hätte der Mensch nicht Freiheit gehabt, zwischen Gut und Bös zu wählen.

III. Punkt.

Der Mensch hat die Willensfreiheit zu seinem eigenen Ruhme.

Daß der Mensch mit Freiheit des Willens ausgestattet ist, gereicht ihm selbst zum Ruhme. Denn es unterliegt keinem Zweifel, daß es etwas Größeres ist, wenn sich der Mensch durch sein eigenes Bemühen die Seligkeit erwirbt, als wenn er dieselbe ganz umsonst und ohne irgend ein Verdienst erlangt. Das Erstere bringt ihm Lob ein, das Letztere nicht. Der hl. Bernhard schreibt darum: „Dem Menschen ist das Vermögen zu sündigen gegeben, nicht damit er deshalb auch sündige, sondern damit er um so ruhmwürdiger erscheine, wenn er nicht sündigt, da er doch sündigen konnte." So erhält Mancher vom Kaiser oder vom Papste einen Degen zum Geschenke, nicht damit er ihn zu einem Morde mißbrauche, sondern auf daß er sich durch Vernichtung der Feinde Ruhm erwerbe. Der hl. Geist spendet darum (Eccli. 31, 8. 10. 11.) jenem Reichen Lob, welcher die ihm von Gott verliehenen Reichthümer zur Befriedigung seiner Genußsucht und Lüste mißbrauchen konnte, aber nicht mißbrauchte, sondern sie vielmehr gut, z. B. zum Almosen an Arme verwendete. Die treffende Stelle bei Sirach lautet: „Glückselig der Reiche, der unbefleckt befunden ward, . . . der sündigen konnte, und nicht sündigte, der Böses zu thun vermochte, und es nicht that; darum sind seine Güter im Herrn gefestigt, und seine Almosen wird die ganze Gemeinde der Heiligen rühmen." — Dadurch nämlich wird die Freude der Gerechten unvergleichlich mehr erhöht, wenn sie sehen, daß sie sich diese Herrlichkeit durch ihre Hände und ihren Fleiß verdient haben. Das will der Prophet Isaias (9, 3.) durch die Worte andeuten, die von dem Predigtamte der Apostel weissagen: „Sie werden sich vor dir erfreuen, wie man sich in der Ernte freut; wie Sieger über die geraubte Beute frohlocken, wenn sie dieselbe unter sich theilen." — Wie groß mag nämlich die Freude der Apostel im Himmel sein, wenn sie die reiche Ernte betrachten, welche sie als Arbeiter im Predigtamte dem Herrn gewonnen; wenn sie die Beute schauen, welche sie durch ihre vielen Kämpfe und Mühen errungen haben! — Freut und rühmt sich ja doch auch der Landmann, wenn seine Felder, die er gut und fleißig bebaut hat, ihm eine reichere Ernte einbringen. Gleiches findet auch auf die Apostel und Lehrer der Kirche seine Anwendung; mit seligen Gefühlen werden sie ausrufen: Diese alle sind meine Kinder, die ich meinem

Herrn Jesus Christus gezeugt habe. So nennt schon der hl. Paulus die Christen von Philippi, welche er zum Glauben bekehrt hatte, „seine Freude und seine Krone" (Philipp. 4, 1.). Und in seinem Sendschreiben an Philemon, einem vornehmen Mann von Colossä, empfiehlt und versöhnt er diesem seinen Diener, der ihm vorher entlaufen und untreu gewesen war, unter der Bezeichnung, daß er ihn Christus dem Herrn im Gefängnisse erzeugt habe; seine Worte sind: „Ich bitte dich für meinen Sohn, den ich in meinen Banden zeugte, — für Onesimus" (Philem. 1, 10.). Welch' ein Ruhm war es doch für den Weltapostel, dem Herrn während seiner Gefangenschaft einen untreuen und flüchtigen Knecht gezeugt, und ihn in einen trefflichen Mann, oder wie ihn Paulus nennt, „in einen nützlichen und treuen Diener" (Col. 4, 7.) umgewandelt zu haben! — So erschien auch der hl. Amandus, als er nach seinem Hinscheiden in den Himmel einging, der seligen Adelgundis, welche abwesend war, während ihres Gebetes, in herrlicher Gestalt, rings umschwebt von weißgekleideten Männern. Als sie nun fragte, wer denn jener Verehrungswürdige wäre, auf welchen die Alle in den weißen Gewanden ihre Blicke geheftet hielten, vernahm sie eine Engelsstimme, welche antwortete: „Es ist Amandus, der bei Gott Geliebte, wie er aus der Welt in den Himmel hinüberwandert, umgeben von all' den heiligen Seelen, die er durch Wort und Beispiel in aller Tugend unterwies, darum von ihnen wie ein Vater geehrt wird, und nun mit ihnen in solcher Herrlichkeit in die ewigen Freuden Gottes einzieht" (Leben der hl. Adelgundis).

Wenn schon natürliche Aeltern beim Anblicke der von ihnen erzeugten Kinder nicht geringe Freude empfinden, so werden sich gewiß auch geistige Aeltern, welche durch ihre Mühen und Anstrengungen Kinder für den Himmel und für das ewige Leben geboren haben, sich beim Anblicke dieser ihrer vielen geistigen Söhne erfreuen. Gäbe es nun, Andächtige! keine Freiheit des Willens, so wäre auch eine solche Freude undenkbar; nun aber ist sie noch größer, als jenes freudige Gefühl, welches leibliche Aeltern bei dem Anblicke ihrer Nachkommen empfinden, die sie nicht durch Frömmigkeit, sondern nur auf natürlichem Wege ins Dasein gerufen.

IV. Punkt.

Die Willensfreiheit des Menschen bereitet Gott Freude.

Der Mensch mit seinem freien Willen gereicht ferner dem Schöpfer zur Freude und sozusagen zu Ergötzen, so daß der Herr an seinen freien Geschöpfen ein ganz besonderes Wohlgefallen hat. Schon jene geschaffenen Wesen, welche

dem Naturtrieb der Nothwendigkeit (ihrem Instinkte) folgen, machen dem Erschaffer Freude; denn da Gott nach Erschaffung der Welt Alles, was er gemacht hatte, betrachtete, fand er, „daß es gut war", wie die Schöpfungsgeschichte (I. Mos. 1, 25.) besagt. Nachdem jedoch Gott auch den Menschen erschaffen hatte, und nun seine ganze Schöpfung vollendet und mit Einem Blicke überschaute, da sah er, wie der hl. Text bemerkt, „daß Alles sehr gut war" (ebend. V. 31.), mit anderen Worten: bei weitem besser und schöner, und dieses um des Menschen willen, der mittelst seines freien Willens als Ebenbild Gottes dastand. Deshalb spricht der Herr nach den Worten Salomon's (Sprüchw. 8, 31.), wenn er vom Menschen redet, ganz anders, wie von den übrigen Geschöpfen, denn er sagt: „Ich spielte auf dem Erdkreis, und es ist meine Lust, bei den Menschenkindern zu sein." Und warum, Andächtige? Nicht wahr, weil diese aus freiem Willen handeln, und hienach Gott gehorsamen, ihn ehren und preisen, während die übrigen Geschöpfe mehr dem Naturtriebe folgen und Gott aus Zwang dienen. Wer weiß aber nicht, daß freiwillige Dienste viel angenehmer sind als erzwungene? Freut es die Aeltern nicht viel mehr, wenn ihre Kinder aus freien Stücken ihnen die Hand küssen, als wenn solches ihnen erst geheißen werden muß? — So macht es uns gewiß Vergnügen, die geheime Naturkraft zu beobachten, wenn wir z. B. mittelst des Magnetes Eisen nach allen Richtungen hin bewegen, wenn wir viele auf ein Papier gelegte Nadeln mit Hilfe eben dieses Magnetes bald gerade in die Höhe stellen wie eine Reihe Soldaten, bald wieder niederwerfen, bald im Kreise tanzen lassen, bald emporrichten. Würden wir unsere Hand dazu nehmen, so würde uns all' dieses solche Ergötzung nicht bereiten. Auf dieselbe Weise gereicht es auch Gott zu hohem Wohlgefallen, wenn er den Willen der Menschen auf wunderbare und unbekannte Art, ohne Anwendung von Gewalt, sondern einzig durch sanfte Mittel, als da sind innerliche Einsprechungen, Rath, Beispiele, Wohlthaten, Verheißungen, Drohungen u. dgl. an sich zieht, und sie nach Gutbefinden, wozu er will, bewegt und antreibt. Wir haben unsere Freude an jenen wenigen Thieren, welche unsere Gebräuche und Geberden nachmachen, oder sich zur Nachahmung derselben abrichten lassen, z. B. an Affen, Hunden, Papageien u. s. w. — Ambrosius erzählt, er habe im Palaste des Herzogs Somei einen Affen gesehen, welcher zu allerlei Dingen abgerichtet war, daß man ihn nur „den Meister Hans, der Alles kann", nannte. Er tanzte nach der Pfeife, kletterte am Stock hinauf, kroch seinem Herrn mit erstaunlicher Behendigkeit durch die Beine, trug die Speisen zur Tafel u. s. w. — Warum sollte nun Gott nicht auch ein Wohlgefallen an jenem seiner Geschöpfe finden, welches sichvermöge seiner Willensfreiheit in allen Stücken

dem göttlichen Willen gleichförmig machen, dem Herrn in allen Dingen dienen, ihn so in seiner Weise nachahmen kann, und sich zu allen dem Allerhöchsten wohlgefälligen Diensten unterweisen läßt? Dieses ist es, was der hl. Papst und Martyrer Xystus (dem sein Diakon Laurentius im Martyrtode nachfolgte) vielleicht durch die Worte sagen wollte, welche der hl. Augustinus anführt, und die also lauten: „Gott überließ dem Menschen den freien Willen, damit dieser durch ein reines und sündenloses Leben seinem Gotte ähnlich werden möge" (d. nat. et grat. c. 64.). Denn der Mensch allein kann sich durch seinen freien Willen bis zur Gleichförmigkeit Gottes vervollkommnen, er darf nur vollbringen, was Gott will, und nachahmen, was der Herr thut. Dies aber nimmt Gott sicherlich mit Wohlgefallen auf, wie ja auch wir ein Vergnügen daran finden, selbst von Thieren nachgeahmt zu werden. Denn in einem solchen Menschen sieht Gott als in einem Spiegel den Wiederschein seiner Herrlichkeit und seines göttlichen Wesens. Ein solcher Spiegel war außer Gott selber hauptsächlich die Menschheit Jesu Christi, von welchem der ewige Vater sprach: „Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe" (Matth. 3, 17.). Je mehr wir durch Nachahmung Gottes diesem Spiegel ähnlich werden, ein desto größeres Wohlgefallen hat Gott an uns.

V. Punkt.

Der freie Wille ist für den Menschen ein Mittel zur Tugendübung.

Dem Menschen dient sein freier Wille endlich als Mittel zur Uebung der Tugend, indem sich ihm, wenn es ihm nur darum zu thun ist, hiedurch Gelegenheit bietet, seinen freien Willen zu eigener höchster Verdienstlichkeit Gott zu schenken, um ihn gleichsam zu opfern, und auf diese Weise gewissermaßen unfähig zum Sündigen zu werden.

Mancher spricht vielleicht bei sich selbst: O hätte mir Gott lieber die Freiheit zum Sündigen benommen! — Allein, mein lieber Freund! ich frage dich: Warum benimmst du dir diese Freiheit nicht selber? Du kannst dies ja eigenmächtig thun und dir dadurch nicht wenige Verdienste erwerben; hätte Gott es gethan, so wäre dein Verdienst dahin. — Wie Gott nämlich wollte, daß wir die göttlichen Geheimnisse durch den Glauben, und nicht durch das Verständniß erkennen sollten, damit eben dieses unser Erkennen für uns verdienstlich werde: so ist es auch sein Wille, daß wir zu unserem eigenen Vortheile vom Verbotenen abstehen. Wie wir demnach unseren Verstand durch den Glauben gefangen geben, so sollen wir dies auch mit unserem Wil-

len durch den G e h o r s a m thun. — Ein Beispiel mag die Sache deutlicher machen. Ein Vater gibt seinem Sohne, da er noch klein ist, ein Schwert zum Geschenke. Er will aber, daß der Sohn dieses Schwert aufhebe und ihm einstens wieder zustelle, so daß er sich dasselbe nur umlegt, wenn es dem Vater gefällt. In gleicher Weise hat Gott uns zwar den freien Willen gegeben, dessen ungeachtet aber verlangt er von uns: „Mein Sohn! schenke mir dein Herz" (Sprüchw. 22, 26.).

Als der Sohn des Kaisers Decius von seinem Vater zur Kaiserwürde erhoben werden sollte, weigerte er sich, sie anzunehmen, indem er sagte: „Damit ich, wenn ich ein stolzer Kaiser werde, nicht verlerne, ein demüthiger Sohn zu sein." — Warum verzichtest denn du, mein Christ, nicht Gott zu Liebe auf deinen freien Willen, um über dem Verlangen nach willkürlicher Herrschaft den Gehorsam gegen Gott nicht zu verlernen? That dies ja doch Christus, der Sohn Gottes, selbst, da er sich gewissermaßen seines eigenen Willens entäußerte, um den Willen seines himmlischen Vaters zu vollbringen; denn er sagt von sich: „Ich bin vom Himmel herabgekommen, nicht um meinen Willen zu thun, sondern den Willen dessen, der mich gesandt hat" (Joh. 6, 38.). Eben dies bewies er auch thatsächlich; denn er verzichtete auf seinen Willen, welcher vor dem Leiden zurückbebte, und gab dem Willen seines Vaters nach, wie die Worte bekunden, die er im Oelgarten sprach: „Doch n i c h t m e i n, sondern d e i n Wille geschehe" (Luc. 22, 42.). Er läßt auch an Alle die Einladung ergehen, ein Gleiches zu thun: „Wer mir nachfolgen will, der verläugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich, und folge mir nach" (Luc. 9, 23.). Man verleugnet aber sich selbst, wenn man sich seines Willens begibt, und diesen Gott weiht, so daß jener nicht mehr eigenmächtig herrscht, und dem göttlichen Willen nicht zuwiderhandeln kann. — Dieses befolgte der keusche Jüngling Joseph von Aegypten; denn als ihn seine Gebieterin zu einer sündhaften That verführen wollte, gab er die schöne Antwort: „Wie sollte ich ein so großes Uebel thun und wider meinen Gott sündigen?" (I. Mos. 39, 9.) Ja sogar der sonst gottlose Balaam, welchem Gott die Mahnung gegeben: „Fluche dem Volke (der Juden) nicht, denn es ist gesegnet", erwiderte dem Könige Balak, welcher ihn nachmals beauftragte, die Juden zu verfluchen, standhaft: „Wenn Balak mir sein Haus voll Silber und Gold gäbe, so könnte ich das Wort des Herrn, meines Gottes, nicht übertreten" (IV. Mos. 24, 13.). — Sehet, Andächtige! alle diese Männer erklären, sie könnten dem Befehle und Willen Gottes nicht zuwiderhandeln. Wer hat sie denn gezwungen? S i e s e l b s t; sie legten ihrem Willen einen Zaum an. Warum thun nun nicht auch w i r dasselbe? Können wir es viel-

leicht nicht? — Ich frage dich, mein Christ! gesetzt, du gingest mit einer Flinte bewaffnet, durch einen Wald dahin, und sähest zufällig einen Hirsch in deiner Nähe stehen: sagte dir hier dein Inneres nicht sogleich: Ach, eine schöne Beute! und wie leichtlich zu erobern? Du aber hältst dich zurück, und befiehlst dir, nicht auf den Hirsch zu schießen, und wärest selbst durch große Versprechungen nicht dazu zu bringen. Nun sage mir, wer hätte dann deinen Willen so gebunden und im Zaum gehalten? Nicht wahr, du selber, indem du dir die dem Wildfrevler angesetzte Strafe vorstelltest? — Weiter: wie Viele gibt es, welche sich vom Weine enthalten, weil er ihnen zu theuer ist, obgleich sie Gelegenheit genug haben, sich solchen zu verschaffen? Woher kommt das? Nicht wahr, weil eben der hohe Preis des Weines sie abschreckt, und sie die Gaumenlust bezähmen macht?

Wenn wir demnach in diesen, wie in ähnlichen Dingen unserem Willen einen Zaum anlegen, und uns gewissermaßen unserer Freiheit entäußern können: warum thun wir nicht das Nämliche, so oft wir wissen, Gott habe uns dieses oder jenes untersagt, und es komme uns eine Uebertretung zu hoch zu stehen?

In der That, Geliebteste! jede Todsünde ist uns von Gott auf's Strengste verboten und kommt uns allzu theuer. Unser Wille soll darum die Freiheit, eine solche zu begehen, lieber nicht besitzen: das sei unser Wille. Wenn du demnach nebst deinem Eheweibe eine andere Frauensperson siehst, so mache dir keine Gedanken auf deren Besitz, denn sie ist für dich ein verbotenes Wild. Wenn du an verbotenen Tagen Fleisch vorgesetzt erhältst, oder eine Gelegenheit zur Unmäßigkeit bemerkest, bezähme deine Gaumenlust und opfere deinen Willen; es kommt dich sonst theuer zu stehen, denn du mußt es mit der Hölle bezahlen.

König Saul hatte (1. Kön. 14.) mittelst eines albernen und unbesonnenen Gebotes sein Heer beschworen, bis in die Nacht nichts zu genießen. Und dennoch ging das Heer, obgleich von Hunger gequält, an dem Honig vorüber, den es ringsum auf den Feldern bemerkte; es ließ ihn unberührt. „Keiner that" — so erzählt die hl. Schrift (a. a. O. V. 26.) — „die Hand zu seinem Munde, denn das Volk fürchtete den Schwur." — Eben so gab der Soldat, welcher den Absalon am Eichbaume hatte hangen sehen, dem Heerführer Joab, der ihn tadelte, daß er ihn nicht durchbohrt hätte, zur Antwort: „Wolltest du auch tausend Silberlinge in meine Hände wägen, so würde ich dennoch meine Hand nicht an des Königs Sohn legen; denn wir hörten es, wie der König dir und Abisai und Ethai gebot, und sagte: Behütet mir den Jungen Absalon" (2. Kön. 18, 12.); — mit anderen Worten: Ich kann um keinen Preis dazu gebracht werden, das Gebot meines Königs zu übertreten.

Ich weiß daher nicht, meine andächtigen Zuhörer! wie wir uns vor Gott werden entschuldigen können, wenn wir unserem Willen keine Gewalt anthun, während doch die eben genannten Personen solches thaten, wo es sich indessen nicht um das Himmelreich, oder um das Höllenfeuer, sondern nur um den Grimm und Unwillen eines sterblichen Königs handelte.

Schluß.

Geben wir also, Geliebteste! unseren Eigenwillen zum Dienste Gottes gefangen; wie auch der Wille der seligen Himmelsbürger für Gott gefangen ist, so daß er nichts anderes, als nur das Gute, wollen kann. Sprechen wir sonach täglich mit wahrer Andacht und aus dem tiefsten Grunde unseres Herzens nach, was uns der Heiland in seinem vortrefflichen Gebete in den Mund legt durch die Worte: „Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden!" (Matth. 6, 20.) Amen.

Predigt auf den VI. Sonntag nach Erscheinung.

Thema: Ueber das Wachsthum der katholischen Kirche.

Abtheilung.

Die katholische Kirche nahm zu und wuchs

I. an apostolischen Männern;
II. an verschiedenen geistlichen Orden;
III. an Gesetzen und Strafen;
IV. an heiligen Gebräuchen;
V. an Wissenschaft;
VI. an Heiligen;
VII. an Tugenden und deren Uebung.

Text: Matth. XIII, 31. „Das Himmelreich ist gleich einem Senfkörnlein."

Eingang.

Geliebte in Andacht Versammelte!

Die heiligen Kirchenväter geben dem Gleichnisse des heutigen Sonntagsevangelium eine manchfache Deutung. So verschieden indessen diese Erklärungen auch sind, so widersprechen sie einander doch keineswegs, und laufen sämmtlich so ziemlich auf Eins und Dasselbe hinaus; müssen sonach auch alle mit Ehrfurcht aufgenommen werden.

Die Heiligen Hilarius, Ambrosius und Gregorius verstehen unter dem Himmelreiche und dem Senfkörnlein Christum den Herrn; der heilige Chrysostomus die Kirche; der heilige Augustinus den Glauben; der heilige Hieronymus die Verkündigung des Evangelium. Alle diese Erklärungen sind unter sich miteinander verwandt und von einander abhängig.

Unter allen diesen Auslegungen hat aber jene des heiligen Chrysostomus, welcher unter dem Senfkörnlein die Kirche Christi versteht, das Meiste für sich. Gleichwie nämlich das Senfkorn, an sich zwar das kleinste von allen Samenkörnern, zu einem Baume heranwächst, welcher höher ist, als alle Pflanzen: so wuchs auch die Kirche von einem ganz geringen Anfange zu einem Reiche heran, welches das ausgedehnteste von allen, und über den ganzen Erdkreis verbreitet ist. Gleichwie ferner das Senfkörnlein viele und unterschiedliche Körpertheile wenigstens nach der in ihm schlummernden Kraft in sich schließt, wie z. B. Stamm, Rinde, Aeste, Zweige, Blätter, Blüthen und Früchte; indem es alles dieses aus sich hervorbringt, wenn es gesäet ist: ebenso wuchs auch die christliche Kirche, wiewol in ihrem Beginne unbedeutend, klein und verachtet, allmählig heran, hat zugenommen und herrliche Früchte hervorgebracht; Alles das sind Dinge, welche die Kirche dem Senfkorne, von dem wir eben gehört haben, verähnlichen.

Das nun ist es, Geliebte! was wir für heute ausführlicher kennen lernen wollen; und ich werde euch daher jetzt darlegen, **in welchen Stücken** die christliche Kirche gleich einem Senfkorne im Laufe der Zeit immer mehr zugenommen hat. — Vernehmet mich!

Vortrag.

I. Punkt.

Die Kirche nahm zu an apostolischen Männern.

Das Senfkorn enthält der Kraft nach bereits den Baumstamm in sich, zu welchem es heranwächst. — Ebenso schließt auch die Kirche apostolische Männer in sich, welche im Glauben fest begründet und vollkommen erstarkt sind, welche bei allem Ungemach einen ungebrochenen Muth, zur Erduldung jeglicher Marter Unerschrockenheit besitzen; sie begreift in sich Kirchenobere und Seelenhirten, die sich durch Gelehrsamkeit und Frömmigkeit auszeichnen, die als der Stamm der Kirche die übrigen schwächeren Gläubigen mit Kraft und Stärke aufrecht erhalten, sie durch den Saft ihrer Lehre und ihres Beispiels nähren, und in dieser Weise in Christus, als der Wurzel, gründend den ganzen Baum der Kirche tragen und stützen. — Für die Kirche waren aber solche Männer Bedürfniß, welche eine geistliche Gerichtsbarkeit besaßen zur Leitung der Gläubigen, zur Verwaltung des Predigtamtes, zur Ausspendung der heiligen Sakramente u. s. f., eben so, wie jede Heerde einen Hirten haben muß, welcher eigens für dieselbe aufgestellt ist. Dasselbe gilt auch für uns, theils da-

mit wir, im Falle man Jedem, der sich zum Predigtamte und zur Sakramentenspendung eindrängt, glauben müßte, wie sich der Weltapostel (Ephes. 4, 14.) ausdrückt „nicht wie Kinder seien, die (gleich Meereswellen) hin- und herfluthen und von jedem Winde der Lehre hin- und wiedergetrieben werden durch die Schalkheit der Menschen, durch die arglistigen Kunstgriffe der Verführung zum Irrthum;" — theils damit durch diese apostolischen Männer den Kindern der Kirche das Brod des Wortes Gottes gebrochen, gleichsam vorgekaut und dargereicht werde. Solche Männer hat der Heiland seiner Kirche nach und nach in größerer Anzahl zugesandt, so daß nicht nur die Städte daran keinen Mangel leiden, sondern auch alle volkreicheren Dorfschaften in der ganzen Kirche mit eigenen Seelsorgern und Predigern versehen sind, welche überdies sich in wunderschöner Gliederung unter einander ordnen, so daß sie alle vom Oberhaupte der Kirche abhängig und im Glauben wie im Gehorsam unter sich verbunden sind. Daher kommt es denn auch, daß sich nicht leicht Jemand ohne die gesetzliche Sendung in das Seelsorgeramt eindrängen oder Irrlehren ausstreuen kann; denn dergleichen Wölfe werden alsogleich von ihrer vorgesetzten geistlichen Oberbehörde ergriffen und zurechtgewiesen. Um nur unser deutsches Vaterland als Beispiel anzuführen, so hat dasselbe mehrere apostolische Nuntien, viele Erzbischöfe, denen wieder allenthalben die einzelnen Bischöfe untergeordnet sind, jene gar nicht gerechnet, welche unmittelbar unter dem Papste und unter anderen außerhalb Deutschland gelegenen erzbischöflichen Stühlen stehen. Jeder dieser Bischöfe ist über zahlreiche Aebte, Pröpste, Prioren, Dekane gesetzt; diese wieder über mehrere Pfarrer, welche letzteren in alle Gegenden so zweckmäßig vertheilt sind, daß nicht ein einziges Schäflein zu finden ist, welches nicht seinen geistlichen Hirten aufweisen könnte.

Auf diese Männer richtet nun die Kirche vorzugsweise ihr Augenmerk, daß sie — im Gegenhalte zu jenen der Irrgläubigen — gleich Wolken sind, gefüllt mit dem Wasser himmlischer Weisheit zur Bethauung der Gläubigen; daß sie Bäume seien, welche ein zweifaches Leben zeigen — nämlich das des Glaubens und der Liebe; — daß sie sich nicht mit den Blättern der Worte begnügen, sondern auch Früchte guter Werke bringen; daß sie kein stürmisches, sondern ein ruhiges Meer sind; daß sie keine Irrsterne, sondern Fixsterne, feststehend auf dem Fels des Glaubens, daß sie gewissermassen als Polarsterne glänzen, nach welchen sich die übrigen Gläubigen zu richten im Stande sind.

Hierin nahm endlich die Kirche zu nicht nur der Menge, sondern auch der Stärke, Macht und Würde nach in den Päpsten und Bischöfen; so zwar, daß diese auch durch ihre besonderen Bemühungen und Kräfte die Kirche gegen die Feinde derselben

zu vertheidigen vermochten, da nämlich in manchen Ländern die Bischöfe zugleich auch weltliche Fürsten waren. Mit Bezug hierauf läßt der Prophet Zacharias Gott sprechen (9, 8.): „Ich will mein Haus mit Kriegsleuten von mir umgeben, welche (Wache haltend) auf- und abgehen; und der Dränger soll nicht mehr über sie kommen.“

II. Punkt.

Die Kirche nahm zu an geistlichen Orden.

Das Senfkorn enthält in sich sehr viele Aeste. Dies sind am Baume der Kirche die verschiedenen religiösen Orden und klösterlichen Genossenschaften, so wie deren Stifter durch die große Menge und Manchfaltigkeit ihrer Satzungen und Regeln, welche alle auf höhere Vollkommenheit abzielen. Wie die Aeste den Baum, so zieren und stützen solche Orden die katholische Kirche auf erstaunliche Weise. Sie zieren, sage ich, die Kirche, weil sie eine höhere Lebensaufgabe, die jedes Hinderniß der Vollkommenheit entfernt, und der Nachfolge Christi ganz nahe kommt, anstreben, und sich hiezu durch ein Gelübde verbindlich machen. In dem Punkte sind sie alle einander gleich, daß sie die drei evangelischen Räthe befolgen und die Gelübde der Armuth, Keuschheit und des Gehorsams ablegen. In anderen Punkten sind sie von einander abweichend und ungleich, indem einzelne sich zu gewissen besonderen Räthen verpflichten. Einige Orden nämlich beobachten das strengste Stillschweigen, um der Betrachtung und dem Lobe Gottes ungestörter obliegen zu können, mit Moses auf dem Berge für jene betend, welche wie Josua in den Niederungen kämpfen (2. Mos. 17, 10.). Andere verbinden mit dem beschaulichen Leben das thätige, widmen sich den Werken geistiger und leiblicher Barmherzigkeit zum Troste und zum Nutzen ihrer Nebenmenschen; unter diesen verlegen sich einige mit ungetheiltem Eifer auf die Heilung und Pflege der Kranken; andere sammeln Almosen zur Loskaufung der Gefangenen; andere geben sich mit Ausspendung der heiligen Sakramente, mit dem Predigtamte, dem Unterrichte der Jugend, mit Bekehrung der Ketzer und Ungläubigen ab, und segeln zu diesem Zwecke in die entferntesten Welttheile; wieder andere liegen mit größerem Eifer dem Nachtwachen, Fasten, der Enthaltung von Fleischspeisen, und sonstigen strengen Uebungen der Abtödtung durch Bußgürtel und rauhe Kleidung ob.

Die religiösen Orden sind aber auch eine Stütze der Kirche; indem sie, frei von tausenderlei irdischen Sorgen, in der Tugend immer weiter fortschreiten, auf diese Weise durch ihr Beispiel die

im weltlichen Stande Lebenden erbauen, durch ihr Gebet vertheidigen, durch ihren Unterricht und in Predigten belehren, bekehren und zur Frömmigkeit ermuntern. Denn wo sind mehr Heilige anzutreffen, als in den Ordenshäusern und Klöstern? Wo gibt es mehr Gelehrte, welche die nützlichsten Bücher geschrieben, Ungläubige bekehrt, Ketzer und Schismatiker widerlegt haben, als unter den Mönchen? Woher wurden immer die heiligsten Bischöfe und Päpste genommen? Aus den religiösen Genossenschaften. In die Klöster flogen also von allen Seiten her zahllose Vögelein, um hier Ruhe, Schatten und Schutz vor den Räubern der Welt zu finden. In ihnen bauten sie ihr Nest, und förderten gottselige Werke zu Tage. Hier sangen sie, gleich den Vögelchen, unausgesetzt Tag und Nacht, nämlich das Lob Gottes im heiligen Chorgebete.

Diese Aeste sind aber alle unter sich auf's engste und unzertrennlich verbunden, nicht etwa durch menschlichen Glauben, natürliche Liebe und weltliche Gesetze, wie Staaten und politische Vereine, sondern durch den göttlichen Glauben, die übernatürliche Liebe und die kirchlichen Satzungen.

III. Punkt.

Die Kirche nahm zu an Gesetzen und Strafen.

Das Senfkörnlein enthält, wenn auch noch schlummernd, zahlreiche Zweige und Ruthen, welche aus ihm hervorsprossen. — Dasselbe sind aber an der Kirche die Gesetze und Strafen, deren nach und nach immer mehrere wurden; wodurch es kam, daß sie in den Schranken der Milde, aber auch Gerechtigkeit erhalten blieb, was ihr zu solchem Nutzen und Schmucke gereichte. — Denn wir müssen nur immer daran festhalten, daß die Kirche Aehnlichkeit hat mit einem Königreiche. In jedem Reiche und wohlgeordneten Staate aber muß es nebst dem natürlichen Gesetze nothwendig auch noch andere Satzungen zur Regelung der einzelnen Stände geben, damit alles seinen gehörigen, ruhigen und geordneten Gang gehe. Es ist außer allem Zweifel, daß besonders Salomon's Hof diese Eigenschaften besaß, weil dort alle Bediensteten an die genauesten Vorschriften gebunden waren (3. Kön. 4.). Darum mußten denn auch in der Kirche nebst dem Gesetze des Evangelium, als der allgemeinen Richtschnur, auch andere besondere Vorschriften bestehen, damit Ordnung werde in allen Dingen. Weil ferner die Christen nur zu häufig ihre Pflichten vergessen, so müssen sie auch häufig daran gemahnt, durch gesetzliche Vorschriften auf den rechten Weg eingeschränkt oder zurückgeführt, und durch Strafmittel dazu vermocht werden.

Unter dem Beistande des heiligen Geistes, welcher die Kirchenvorstände leitet, hat nun auch die Kirche im Laufe der Zeit an solchen Verordnungen immer mehr zugenommen, so daß sie mit denselben wie mit einem Walle rings umgeben ist, wodurch die Kraft und die Tugendstärke ihr bewahrt wurde.

Indessen legen die Kirchengebote nicht sowol eine neue Last auf, sondern sie bestimmen nur die Zeit genauer, wann ein göttliches Gebot zu erfüllen ist. Es ist nämlich erstens ausgemacht, daß man dem göttlichen Rechte zufolge von Zeit zu Zeit dem Gottesdienste obliegen muß. In diesem göttlichen Rechte ist aber hiefür eine Stunde nicht angegeben. Es war sonach nothwendige Folge, daß die Kirche diese Zeit bestimmte; und so gebot sie denn die Heiligung der Sonn- und Festtage. — Zweitens liegt im göttlichen Gesetze die Verpflichtung zur Darbringung eines Opfers an Gott. Diese Verbindlichkeit geht aber im Allgemeinen auch das Volk an. Es ist somit auch nothwendig, daß dieses hin und wieder dem Opfer anwohne. Es war sonach ganz passend, daß die Kirche hierüber eine Anordnung traf, welche diese Pflicht des Meßopfers für die Sonn- und Feiertage festsetzte. Drittens ist gewiß, daß wir nach göttlichem Rechte zum Fasten (schon Adam mußte im Paradies jenes lieblichen Apfels entrathen) und zur Enthaltung vom Genusse der Fleischspeisen gehalten sind, wenn gleich in eben diesem göttlichen Rechte über die Zeit, sowie über die Art des Fastens nichts Näheres bestimmt ist. Die Kirche bezeichnet nun durch ihr Gebot hiefür die Vorabende einzelner Feste, die Quatembertage, die vierzigtägige Faste und einen oder den andern Tag der Woche. Dasselbe läßt sich bezüglich der heiligen Beichte und Communion sagen. Beides hat nämlich Christus anbefohlen. Allein er hat dafür keine bestimmte Zeit vorgeschrieben. Sehr zweckmäßig hat darum die Kirche die Anordnung getroffen, daß wenigstens einmal im Jahre alle Christen, welche das erforderliche Alter haben, zur heiligen Beichte gehen, und um das Osterfest die heilige Communion empfangen.

Wie gesagt also, Andächtige! diese Kirchengebote bürden den Christen keine neue Beschwerden auf; im Gegentheile sie erleichtern vielmehr die durch das Gebot Gottes auferlegte Last; denn sie bestimmen die Zeit zur Erfüllung dieses letzteren, so daß wir uns hierüber nicht mit Unruhe und unter Beängstigung des Gewissens zu befassen brauchen.

Diese kirchlichen Vorschriften gereichen demnach den Gläubigen zu großem Vortheile. Denn dasselbe, was ein Wall und eine Ringmauer für eine Stadt, ein Zaun für einen Garten, eine Wache für ein Kriegsheer ist, das sind diese Gebote für die Kirche.

Nicht minder nothwendig und heilsam sind ihr aber auch die kirchlichen Strafen (Censuren), gleichsam die Zuchtruthen, welche die Bösen im Zaume halten. Denn auch die Staaten müssen im Allgemeinen besonders durch zwei Dinge erhalten werden, — durch Belohnungen und durch Strafen. Da nämlich die Widerspenstigen sowol sich selber, als auch Anderen schaden, darum ist es für sie und Andere von Vortheil, wenn sie mittelst strenger Zucht zurechtgewiesen werden. Mit dergleichen Strafgesetzen ward die Kirche gleichfalls nach und nach ausgerüstet; und sie führt über ihre Heerde den Hirtenstab, jene „wachsame Ruthe", wie sie der Prophet Jeremias (1, 11.) erschaut hat.

IV. Punkt.

Die Kirche nahm zu an Ceremonien.

Das Senfkörnlein enthält in sich auch bereits schon die Rinde, welche den Stamm rings umgibt und ihm theils zum Schmucke, theils zum Schutze gereicht. — Was die Rinde für den Baum ist, das sind für die katholische Kirche die in ihr üblichen heiligen Gebräuche und Ceremonien, durch welche sie theils geschmückt, theils in der Frömmigkeit und Religiosität erhalten wird. Denn erstlich sind die Glaubensgeheimnisse hoch erhaben und schwer verständlich. Es ist darum von Vortheil, wenn der Schwäche der menschlichen Erkenntniß zu Hilfe gekommen, und ihr mittelst sichtbarer Zeichen und Ceremonien die Erfassung der geistigen Dinge erleichtert wird. Denn auch „das Unsichtbare an Gott wird", wie der heilige Paulus bezeugt (Röm. 1, 20.), „durch die geschaffenen Dinge erkennbar und ersichtlich." Ferner nachdem die Liebe und Andacht in den Herzen der Meisten erkaltet, war es von sehr großem Belange, daß, um diese auf's neue zu erwecken, eine gewisse Pracht in äußeren Ceremonien und eine Feierlichkeit der Feste eingeführt ward. In diesen Festlichkeiten und Ceremonien aber hat die Kirche allmählig zugenommen und nun ihren Glanzpunkt erreicht. Denn auch diese äußeren Gebräuche haben nach und nach eine bessere und herrlichere Gestalt und immer neuen Zuwachs erhalten. So beliebte man schon sehr frühzeitig den Kirchengesang und mit großem Nutzen einzuführen; dieser wurde, wo es thunlich war, vom einfacheren Choralgesang in die sanftere und feierliche Figuralmusik umgewandelt. Die Tempel erhielten allmählig Orgeln, welche man mit Recht als durch eine besondere Wohlthat Gottes zur Verherrlichung des Dienstes und der Wohnungen des Herrn erfunden ansehen darf. Hiezu kam die Erbauung prachtvollerer Gotteshäuser, welche nicht nur häufiger wurden, sondern auch immer

schöner sich gestalten; desgleichen der Schmuck der Altäre, die weit kostbarere Pracht der heiligen Gefäße und kirchlichen Kleinodien, die vervielfältigte Ordnung und Zierde der ceremoniellen Dienste u. s. f. Alles dies mochte der heilige Seher Isaias in prophetischem Geiste vorhergeschaut haben, da er den Herrn mit Bezug auf die heilige Kirche sprechen läßt: „Ich werde dich zur Pracht machen für alle Zeiten und zur Freude von Geschlecht zu Geschlecht" (Js. 60, 15.); in der Art nämlich, daß der Glanz und die Herrlichkeit der Kirche in Allen, die in ihr leben, oder sie schauen, Freude erweckt. In gleicher Weise sagt der Prophet Zacharias (14, 20. u. 21.), da er die Menge und Pracht der heiligen Gefäße vorhersieht: „In jenen Tagen werden die Geräthschaften im Hause des Herrn den Schalen vor dem Altare gleich sein; und alle Geschirre in Jerusalem und Juda werden dem Herrn der Heerschaaren heilig sein;" — dies will nach der Erklärung des Nikolaus von Lyra und des Cornelius a Lapide so viel sagen, als: In der Kirche wird es eine Menge Kelche, Patenen, Ciborien, Monstranzen, Rauchgefäße und anderer zum Dienste Gottes geheiligter Gefäße geben, denn Alles wird zuletzt auf den Altar Bezug haben.

V. Punkt.

Die Kirche nahm zu an Gelehrtheit und Wissenschaft.

Das Senfkörnlein enthält in sich schon den Schirm und Schmuck der zahllosen Blätter. — Diese versinnbilden an der Kirche die Lehre und die Wissenschaft des Evangelium. Der Prophet Isaias (11, 9.) sah im Geiste ein dereinstiges so hohes Wachsthum hierin in der Kirche vorher, daß er sagte: „Die Erde ist voll der Erkenntniß des Herrn, wie Gewässer, die den Meeresgrund bedecken;" mit anderen Worten: Wie das Meer, das sein Ufer überschreitet, das nahe gelegene Land bedeckt, so wird auch die heilige Wissenschaft und die Erkenntniß Gottes und göttlicher Dinge sich in der Kirche ergießen, und gleich einer Fluth auf Alle überströmen, wenn sie sich nur den Lehrern und Predigern nähern wollen.

Zeugen hiefür sind die zahllosen, in jedem Zweige der heiligen Wissenschaft höchst bewanderten Kirchenlehrer. Zeugniß geben auch die fast in unendlicher Menge von ihnen verfaßten überaus gelehrten Werke; welche zu berechnen schwerer fallen wird, als die Blätter an einem Baume zu zählen. Diese Gelehrtheit und Wissenschaft verherrlichte die Kirche Gottes immer mehr und mehr, und nun steht sie in solchem Glanze da, daß sie im Vollscheine sich zu befinden und nicht mehr weiter zunehmen zu können scheint.

Denn außer sehr vielen besonderen Kirchenversammlungen einzelner Länder und Provinzen wurden in der katholischen Kirche bis jetzt achtzehn (und wenn man jene von Sardica dazurechnet, neunzehn) allgemeine Kirchenversammlungen gehalten, wozu die christlichen Kirchenoberen, einige Bischöfe persönlich, andere durch ihre Stellvertreter, aus allen bedeutenderen Völkern des ganzen Erdkreises an Einem Orte zusammenkamen und sich in der nämlichen Lehre einigten.

VI. Punkt.

Die Kirche nahm zu an heiligen Männern.

Das Senfkorn zeigt zur Frühlingszeit Blüthen in reichlicher Fülle. — Und betrachten wir die Kirche; hat nicht auch sie solcher Blüthen in Menge? Wer sind dies aber sonst, als die Heiligen, welche durch die Gottseligkeit des Wandels und durch denkwürdige Wunder glänzen, welche in überaus großer Anzahl und aus allen Ständen sich vorfinden und die katholische Kirche schmücken? — Aus diesem Grunde konnte der Prophet Isaias (35, 1.) von der Kirche weissagen: „Sie blüht gleich einer Lilie." Gleichwie nämlich die Lilien sich in kurzer Zeit vervielfältigen und bald den ganzen Garten anfüllen (wenn sie nicht mit der Wurzel ausgerottet werden), so hat sich auch die Kirche mit Heiligen vermehrt. Darum fügt der erwähnte heilige Seher bald darauf (V. 2.) hinzu: „Sie sprosset reichlich." Der einzige heilige Benedikt, Franz von Assisi, Dominikus, Ignatius von Lojola haben der Kirche unzählige, durch Heiligkeit ausgezeichnete Männer geschenkt. Oder was sind die vielen von ihnen in der katholischen Kirche allenthalben errichteten Klöster und Ordenshäuser sonst, als Genossenschaften und Wohnungen heiliger Männer? Und wer vermag sie zu zählen? Verbreitet sich der Wohlgeruch dieser Blüthen nicht über die ganze Kirche, und erquickt er sie nicht? Gereichen dieselben ihr nicht zu einer bewunderungswürdigen Zierde?

Doch lasset uns zu Ende eilen.

VII. Punkt.

Die Kirche nahm zu an Tugenden und deren Ausübung.

Das Senfkorn enthält endlich auch schon die Früchte in sich. Diese sind in der Kirche die Tugenden und Tugendwerke. Dieselben sind aber so zahlreich und so geeigenschaftet,

daß sie der Welt eine ganz neue Gestalt gegeben haben. Hierauf bezieht sich des heiligen Sehers Isaias prophetisches Wort: „Siehe, ich schaffe neue Himmel und eine neue Erde" (Is. 65, 17.); — „neue Himmel," d. h. geistliche Männer; „eine neue Erde," d. h. Weltleute, die in einem neuen Leben wandeln. Betrachten wir die Erstgenannten, so ist bekannt, wie alle Geistlichen die Keuschheit, die Ordenspersonen überdies noch die Armuth und den Gehorsam angeloben. Fassen wir die Letzteren ins Auge, so finden wir bei ihnen einen regen Eifer in den Tugenden und guten Werken, wie wir ihn bei den Juden oder Heiden vergeblich suchen. In der Kirche Christi steht allenthalben der Geist des Gebetes in schönster Blüthe. Alle Ordens- und Weltgeistlichen bringen Gott des Tages siebenmal (Ps. 118, 164.) in den sieben Tagzeiten des Breviers das Lobopfer des Gebetes; die Laien beten am Morgen, Mittag und Abende zu Gott, und werfen sich beim Klange der Gebetglocke auf die Kniee, Viele hören täglich die heilige Messe; anderer Andachten zum heiligsten Sakramente oder zur Zeit allgemeiner Drangsal nicht zu gedenken. In der Kirche werden öffentliche Gebete für die Abgestorbenen, Kranken und Bedrängten angestellt; in den Händen Vieler bemerkt man den Rosenkranz u. dgl. m. Bei den Gläubigen ist das häufige Fasten im Schwunge; und in jeder Woche wird ein oder zwei Tage auch die Enthaltung von Fleischspeisen beobachtet. Und was soll ich von dem unter den Christen üblichen Almosen sagen? Wem wäre unbekannt, wie allein durch die Liebesgaben frommer Personen allenthalben und gleichsam um die Wette Bischofssitze, Stiftspfründen, Abteien, Klöster, Spitäler und Krankenhäuser in sehr großer Anzahl gegründet wurden? In der Kirche besteht der öftere und andächtige Empfang der heiligen Sakramente, die Anhörung des Wortes Gottes und noch viele andere Uebungen christlicher Frömmigkeit, welche im Gegenhalte zu dem Eifer der Heiden, Juden und Andersgläubigen in der That zu der Erklärung berechtigen, es sei „ein neuer Himmel und eine neue Erde" geworden. Das erkennen freilich Jene nicht, glauben auch nicht an unsere heiligen Uebungen und unseren Tugendeifer; darum irren sie auch in der sie umgebenden Finsterniß, ohne zum Ziele zu gelangen.

Schluß.

Wir aber, geliebte im Herrn Versammelte! wir, sage ich, die wir so glücklich sind, diesem Himmelreiche der Kirche, welches nach der Gleichnißrede unseres Herrn und Heilandes im heutigen Evangelium dem Senfkörnlein ähnlich ist, anzugehören, wir wollen aus allen Kräften Gott dafür preisen und verherrlichen. Wir

wollen uns aber auch befleißigen, daß die Kraft und das Wachsthum, welches diesem Senfkorn inne wohnt, auch an uns Allen recht klar und augenfällig zu Tage treten möge durch frommen, heiligen und gottseligen Wandel, durch Glaube und Tugendwerke zu unserem eigenen Seelenheile, zur Erbauung für Andersgläubige, zur Ehre Gottes und zum Ruhme der von ihm gestifteten Heilsanstalt der Kirche! Amen.

Predigt auf den Sonntag Septuagesima.

Thema: Erklärung des evangelischen Gleichnisses.

Zergliederung.

1. Welches ist der Zweck und Sinn der heutigen Gleichnißrede?
2. Wer ist unter dem Hausvater zu verstehen?
3. Was bedeutet der Weinberg?
4. Wie ging der Hausvater aus?
5. Was bedeutet sein fünfmaliges Ausgehen?
6. Wer sind die Arbeiter?
7. Warum sind Einige um Lohn gedungen, Andere nicht?
8. Was stellt der Lohn und die bedungene Münze vor?
9. Wann wird der Lohn ausbezahlt?
10. Warum werden die Letzteren zuerst abgelohnt, und warum bekommen sie mehr bei doch kürzer dauernder Arbeit?
11. Was bedeutet das Murren der Ersten?
12. Wer ist der Verwalter des Weinbergs?

Text: Matth. XX, 4. „Gehet auch ihr in meinen Weinberg."

Eingang.

Ich glaube, andächtige Zuhörer! etwas nicht ganz Unzweckmäßiges zu thun, wenn ich der Parabel des heutigen Evangelium ein anderes Gleichniß voranschicke.

Ein Landmann soll — so erzählt man sich — einstens auf seinem Sterbebette, in der Absicht, um seine Söhne zur Arbeit-

samkeit und zum fleißigen Betriebe des Feldbaues anzuspornen, folgenden Kunstgriff ersonnen, und zu ihnen gesprochen haben: „Meine Kinder! Ich scheide jetzt zwar von der Welt; ihr aber werdet, wenn ihr das, was ich in unserem Weinberge verborgen habe, suchet, Alles finden." In der Meinung, es sei ein Schatz dortselbst begraben, wühlten die Söhne nach dem Hintritte des Vaters den ganzen Weinberg um. Zwar fanden sie keinen Schatz; aber der Weinberg, so sorgsam umgegraben, brachte reichliche Früchte ein.

Machen wir nun, Geliebte! die Anwendung. Daß Christus unser Vater ist, weiß jedes Kind. Er schied von uns, da er in den Himmel heimkehrte. Aber er hinterließ uns einen Acker, — einen ungemein schönen Weinberg — ich meine, sein heiliges Evangelium, und in diesem einen kostbaren Schatz, nämlich sein Leben und seine Lehre.

Was haben nun wir, seine Kinder, zu thun? — Wollen wir diesen Schatz unseres Vaters heben: nun denn! so lasset uns nur im Evangelium recht nachsuchen; dort ist der Schatz sicherlich hinterlegt. Und wenn wir dort auch kein Gold und Silber finden, so werden wir daselbst doch heilsame Lehren antreffen, die mehr werth sind, als Gold, wenn wir uns nur die Mühe geben wollen, sie aufzusuchen.

Auf denn, Andächtige! lasset uns an die Arbeit gehen, und diesen Schatz suchen! Oder: Lasset uns das heutige Evangelium Satz für Satz durchgehen, und die erhabenen Lehrstücke vernehmen, welche es enthält.

Homilie.

I. Was hat das ganze Gleichniß des heutigen Evangelium überhaupt für einen **Zweck?**

Bevor wir die einzelnen Züge des heutigen Evangelium uns genauer ansehen, drängt sich uns wol vor Allem die Frage auf, welches der Zweck sei, den der Heiland durch diese Gleichnißrede erreichen will.

Die Antwort darauf läßt sich aus dem Vorausgegangenen ableiten. Der Heiland hatte nämlich früher (Matth. 19.) den Ausspruch gethan, seine Apostel, welche, wie sie sagten, um Christi willen Alles verlassen hatten, würden als Richter auf zwölf Thronen sitzen, die zwölf Stämme Israel's zu richten (ebend. V. 28.). Hiemit gab er nicht undeutlich zu verstehen, daß ihnen der Vorzug vor den Vätern des alten Testamentes eingeräumt werde. Er setzt darum gleich darauf (V. 30.) hinzu: „Viele aber, welche die Ersten sind, werden die Letzten, und welche die Letzten sind, werden die Ersten sein."

Um dieses nun deutlicher darzuthun, fügt Christus das heutige Gleichniß hinzu, welches klar zeigt, daß die Arbeiter im neuen Bunde, welche der Zeit nach zwar die Letzten sind, dem Verdienste nach jenen im alten Testamente vorgehen, und die Ersten sein werden. Darauf zielen jene Worte Jesu Christi hin, wo er sagt: „Selig die Augen, welche sehen, was ihr sehet; denn ich sage euch: Viele Prophete und Könige wollten sehen, was ihr sehet, und sahen es nicht" (Luc. 10, 23. 24.); desgleichen jener Ausspruch des Völkerapostels: „diese alle" — die Väter des alten Bundes — „wiewol durch das Zeugniß des Glaubens bewährt, haben die Verheißung nicht erhalten, weil Gott etwas Besseres für uns ausersehen hatte" (Hebr. 11, 39. u. f.). — Wir haben also hinreichenden Grund, Gott zu danken, daß er uns lieber im neuen Bunde, als im alten, in seinen Weinberg berufen wollte, wo wir bei kürzerer und geringerer Arbeit viel mehr Gewinn ziehen können, als uns dort möglich gewesen wäre.

II. Wer ist unter dem **Hausvater** zu verstehen?

Es fragt sich weiter: Wer ist unter dem Hausvater zu verstehen? — Ich antworte: Dies ist Gott Vater gemeint, welcher seine Kirche, die er ins Leben rief, nicht nur als Herrscher und König, sondern auch als Hausvater mit besonderer Sorgfalt und Umsicht lenkt, und uns als seine Hausgenossen und Mitbürger zu behandeln würdigt, wie der heilige Paulus bezeugt, indem er schreibt: „Ihr seid nun nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Mitbürger der Heiligen und Hausgenossen Gottes" (Ephes. 2, 19.).

Dieser himmlische Hausvater hat aber nicht Eine, sondern drei sehr große, sehr ungleiche und unter sich getrennte Familien. Die erste bildet die seiner Kinder; die zweite die der Freigelassenen; die dritte die der Sklaven. Die erste Familie wohnt im himmlischen Palaste Gottes, die zweite im unteren Theile des Hauses, die dritte in unterirdischen Gewölben und Gefängnissen. Zur ersten gehören die Seligen, zur zweiten wir, zur dritten die Verdammten. Die erste speist Gott mit Honig und Ambrosia, d. h. er tränkt sie mit dem Born der Wonne; die zweite nährt er theils mit Honig, theils mit Galle, welche gleichmäßig, aber nicht unlieblich untermischt sind; die dritte sättigt er mit der Galle der Bitterkeit, mit dem Brod der Trübsal und dem Wasser der Thränen. — Dieses ist jene dreifache Familie, von welcher der heilige Paulus schreibt: „Im Namen Jesu müssen sich alle Kniee beugen Derer, die im Him-

mel, die auf der Erde und die unter der Erde sind" (Philip. 2, 10.).

III. Was bedeutet der **Weinberg?**

Ferner entsteht die Frage: Was bedeutet der Weinberg? — Die Antwort lautet: Der Weinberg ist die Kirche Gottes; und zwar aus folgenden Gründen:

1) Ein Weinberg ist angefüllt mit Rebstöcken, die nach einer bestimmten Ordnung angepflanzt sind. So ist auch die Kirche mit Gläubigen bevölkert, und steht da „wie ein wohlgeordnetes Heerlager" (Hohesl. 6, 9.).

2) Jeder Weinstock ist an einen Pfahl gebunden; eben so sind auch die Seelen der Gläubigen am Stabe des Kreuzes oder an den Verdiensten Jesu Christi befestigt, ohne welche sie keine Kraft besäßen, und ohne welche alle ihre Trauben, d. h. die Früchte ihrer guten Werke, gleichsam am Boden verfaulen würden.

3) Die Weinstöcke tragen Trauben, welche anfänglich zwar noch hart und saueren Geschmackes sind, die sich aber nach und nach, wenn sie zur Reife gelangt sind, mit süßem Safte füllen und endlich auf der Kelter lieblichen Wein träufeln. Gerade so bringen auch die Gläubigen Früchte guter Werke, oder sollten sie doch bringen. Diese sind zwar anfänglich auch bitter und hart, denn sie laufen unserer Sinnlichkeit zuwider; allein durch die Uebung und Gewohnheit werden sie allmählig süß und der Art reif und vollkommen, daß sie durch ihre Kraft und Schönheit auch auf Andere erfreulich und stärkend einwirken und so den Wein des guten Beispiels geben.

Dieses ist jener Weinberg, von welchem schon der Prophet Isaias (5, 2. u. ff.) redet. Seinen Zaun bildet der Schutz der heiligen Engel, dann das Gesetz, die Gebote Christi und der Kirche. Der Wartthurm für die Hüter ꝛc. ist das Papstthum, in welchem der oberste Wächter der Kirche Wache hält, und Alles ringsum überschaut und leitet; dann die heilige Schrift, zu welcher wir in allen Zweifeln und Verlegenheiten unsre Zuflucht nehmen, womit wir uns für alle Fälle vorsehen können. Wie nun aber der Wächter eines Weinbergs auf dieser seiner Höhe ein scharfes Auge haben muß; eben so muß auch der, welcher die heiligen Schriften auslegt, Gelehrsamkeit besitzen. Die Kelter ist das Kreuz Christi und sein sanftes Joch, unter dessen Druck der überaus süße Saft der Geduld und anderer Tugenden hervorträufelt; diese Kelter ist endlich der Altar oder das Opfer des Altares, durch welches gleichsam unausgesetzt das kostbare Blut Jesu Christi zu unserer Reinigung ausgepreßt wird; indem

da unblutiger Weise vor sich geht, was einstens auf der Kelter des Kreuzes blutiger Weise geschehen ist.

IV. Wie ging der Hausvater aus?

Eine weitere Frage ist: Auf welche Art ging der Hausvater aus? — Hierauf läßt sich antworten: Es gibt eine doppelte Thätigkeit Gottes. Die Eine geht nach Innen, da z. B. der Sohn vom Vater gezeugt wird, da der heilige Geist von beiden zugleich ausgeht. Weil nun diese Thätigkeit uns in keiner Weise bekannt wird, so sagt man, sie gehe im inneren Wesen Gottes selbst vor; bei ihr bleibt Gott in sich selbst, ohne sich nach Außen zu entwickeln. —

Die andere Thätigkeit Gottes erstreckt sich dagegen nach Außen. Dieser zufolge wirkt Gott auch außer sich, und gibt sich seinen Geschöpfen kund. Diese Thätigkeit Gottes begann in der Schöpfung und setzt sich bis auf den heutigen Tag fort; von dieser sagt man, Gott trete aus sich heraus. Im heutigen Evangelium ging also der himmlische Hausvater in so fern aus, als er — sei es durch innerliche Gemüthseinsprechungen, sei es durch die Stimme seiner Prediger, sei es durch die Beispiele Anderer, oder auf sonstige Weise — Arbeiter beruft, sich in den Weinberg seiner Kirche zu begeben.

V. Was bedeutet das fünfmalige Ausgehen des Hausvaters?

Wichtig ist auch die weitere Frage, die sich hieran knüpft: Was hat das fünfmalige Ausgehen des Hausvaters für einen Sinn? Oder warum ging er gerade fünfmal nach Arbeitern aus? — Ich antworte: Gott hat zwar zu allen Zeiten seine Kirche mit allem Nothwendigen versehen, und immerdar Jedermann, der zu ihm seine Zuflucht nahm, liebreich aufgenommen; indessen hat er doch zu gewissen Zeiten offen und äußerlich vor aller Welt die Menschen durch die Hirten und Propheten der Kirche zu sich berufen, je nachdem es die Gelegenheit und das Bedürfniß mit sich brachten. Obgleich die Kirche schon mit Adam und seinen Söhnen ihren Anfang nahm, so erwuchs sie doch erst unter Abraham durch bestimmte Gebräuche und Gesetze zu einer eigentlichen und förmlichen Kirche.

Der fünfmalige Ausgang des Hausvaters hat mehrfache, sehr sinnreiche Auslegungen erfahren, die wir jetzt hören wollen. So sagt

1) der gelehrte Salmeron: Der erste Ausgang des himmlischen Hausvaters um die erste Tagesstunde bedeutet das Zeit-

alter Abraham's, mit welchem Gott einen Bund bezüglich seiner Verehrung schloß.

Der zweite Ausgang um die dritte Stunde bedeutet die Zeit des Moses, vierhundert Jahre später; in welcher wieder sehr viele Arbeiter — die Priester und Leviten, in Gottes Weinberg gesandt wurden, und der Gottesdienst, sowie die Kirche vervollkommnet ward. —

Der dritte Ausgang um die sechste Stunde bedeutet das Zeitalter David's nach Ablauf von weiteren vierhundert Jahren; welchem die Verheißung von Christus zu Theil wurde, unter dem sehr viele Propheten auftraten, der Gottesdienst an Glanz gewann, von dessen Sohn der Tempel erbaut ward, wozu David schon den erforderlichen Aufwand herbeigeschafft hatte. —

Der vierte Ausgang um die neunte Stunde bezeichnet die abermals vier Jahrhunderte darnach eintretende Epoche der Wanderung in die Babylonische Gefangenschaft und der Rückkehr nach Jerusalem. Denn um diese Zeit wurden Jeremias, Ezechiel, Daniel, Zacharias, Aggäus, Malachias, Esdras, Nehemias, Zorobabel, Jesus, Sohn des Josedech, in den Weinberg Gottes entsendet; damals wurde der Tempel wieder aufgebaut und der Gottesdienst von Neuem hergestellt.

Der fünfte und letzte Ausgang um die eilfte Stunde versinnbildet die Zeit der Ankunft Jesu Christi; um welche die Schriftgelehrten und Pharisäer noch müssig auf dem Markte standen, und darum mit Recht den Vorwurf des Heilandes hören mußten: „Wehe euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler! die ihr den Menschen das Himmelreich verschließet! Denn ihr gehet selbst nicht hinein, und lasset auch Jene, die hinein wollen, nicht dorthin gelangen" (Matth. 23, 13.).

Damals nämlich sandte Christus die meisten Arbeiter in seinen Weinberg, die Apostel und übrigen Hirten der Kirche; hinsichtlich deren der Herr sprach: „Bittet den Herrn der Aernte, daß er Arbeiter in seine Aernte senden wolle!" (Matth. 9, 38.)

2) Der berühmte Cardinal Bellarmin und mit ihm noch Andere sagen, unter diesem fünfmaligen Ausgange des Hausvaters seien die fünf Weltalter angedeutet, somit die ganze Zeit, in welcher die Welt in ihrem dermaligen Zustande fortbestehen, und der Weinberg der Kirche bebaut werden soll. Diese Zeit wird als ein einziger Tag bezeichnet; denn nach den Worten des heiligen Sängers „sind tausend Jahre vor Gottes Augen eben so viel wie der gestrige Tag" (Ps. 89, 4.). — „Von diesem Tag" — erklärt Bellarmin — „bildet die erste, zweite und dritte Stunde die Zeitperiode von Erschaffung der Welt an bis zu Noe. Die vierte, fünfte und sechste Stunde den Zeitraum von Noe an bis zur Berufung Abrahams. Von Abrahams Berufung bis zur Gesetzgebung durch Moses verlief die

siebente, achte und neunte Stunde; und von Moses bis zur ersten Ankunft Jesu Christi die zehnte und eilfte Stunde. Von Christi erster Ankunft auf Erden an bis zu dessen zweiter währt die zwölfte und letzte Stunde. Und zwar wurden in der ersten Stunde dieses großen Tages Adam, Seth, Henoch; in der dritten Noe, Sem, Melchisedech; in der sechsten Abraham und die übrigen Patriarchen; um die neunte Moses und die Propheten; um die eilfte die Apostel und deren Nachfolger berufen. Dies ist es, was der heilige Augustin (2. B. g. Julian) lehrt, da er sagt: „Einzelne seiner wenigen vortrefflicheren Verwalter theilt Gott nach den verschiedenen Zeitaltern und den Ortsentfernungen wie es ihm gefällig und ersprießlich scheint, selbst aus.“ Daß aber bis jetzt eilf Stunden verflossen sind, und dermalen die zwölfte, d. h. die letzte geschlagen hat, somit der Tag sich zu Ende neigt und der Untergang der Sonne bevorsteht, dieses bezeugt der heilige Johannes (1. Brf. 2, 18.) mit den Worten: „„Kindlein! es ist die letzte Stunde.““

3) Wieder Andere verstehen unter den fünf Ausgängen des Hausvaters die verschiedenen menschlichen Lebensalter, deren es nach der gemeinsamen Angabe der Gelehrten fünf gibt. Das erste ist die Kindheit bis zum vierzehnten Jahre; das zweite die Zeit der Jugend bis zum dreißigsten Lebensjahre; das dritte das erwachsene Alter von da bis zum vierzigsten; das vierte ist das Mannesalter bis zum sechzigsten Jahre, und endlich das fünfte ist das Greisenalter von dort bis zum Grabe. Im ersten geht die Sonne gleichsam erst auf, im zweiten steigt sie am Himmel empor, im dritten befindet sie sich in Mitte des Tages, in dem vierten neigt sie sich allmählig abwärts, und am Abende, im fünften, geht sie so zu sagen unter. In allen diesen Lebensaltern pflegt Gott einzelne Arbeiter in seinen Weinberg und zur Bekehrung zu berufen. — Wer also nicht um die erste Stunde in den Weinberg der Kirche einging, der komme um die dritte Stunde; wer in dieser nicht kam, der begebe sich um die sechste dahin u. s. f.

4) Der Jesuit Leonard Lessius (l. 9. de perfect. divin. cap. 2.) erklärt die fünf Ausgänge des Hausvaters in der Weise, daß darunter auf geheimnißvolle Art die fünf Erscheinungen oder Offenbarungen Gottes nach Außen, wozu ihn die Liebe bewog, versinnbildet seien. Und zwar bestimmte ihn erstlich die Liebe zum Erscheinen und Auftreten nach Außen mittelst der Schöpfung, wonach er nicht nur den geschaffenen Dingen die deutlichsten Spuren seiner Allmacht, Weisheit und Güte aufdrückte, sondern auch der vernünftigen Natur, nämlich jener der Engel und Menschen, das Bild seines Antlitzes einprägte. Ohne ein solches Hervortreten Gottes bliebe er seinen Geschöpfen völlig

unbekannt; denn ohne ihn kann kein geschaffenes Wesen bestehen. — Die zweite Erscheinung nach Außen, wozu den Herrn die Liebe bestimmte, zeigt sich in der Regierung der Welt, wonach er Alles erhält, bewegt, vollbringt und nach seinen Zwecken lenkt und leitet. Aus dieser Welt-Regierung aber läßt sich weiters sein Dasein klar und deutlich erkennen. — Drittens bewog ihn die Liebe, mit dem Geheimnisse der Menschwerdung hervorzutreten, in welchem Gott wahrer Mensch ward, und sich die unsichtbare Gottheit verkörperte. Dieser sein Ausgang war der bewunderungswürdigste von allen, und hat uns seine Allmacht, Weisheit, Heiligkeit, Barmherzigkeit und Gerechtigkeit im hellsten Lichte gezeigt. — Viertens ward er von der Liebe angetrieben, hinauszugehen zur Belehrung, Erleuchtung und Rechtfertigung (durch den heiligen Geist), wie dies in den Worten des Evangelisten gesagt ist: „Es ging ein Säemann aus, zu säen seinen Samen" (Matth. 13, 3.). — Endlich fünftens wird er zum Erscheinen veranlaßt bei der Ausgießung und Mittheilung des Lichtes der ewigen Seligkeit, sowie bei Erneuerung des ganzen Weltalls, oder bei Versetzung desselben in den Stand der Verherrlichung, wonach er sich am Ende der Welt allen Heiligen unverhüllt offenbaren, und sich Alles zuwenden wird, was ihm diente.

VI. Wer sind die **Arbeiter?**

Du wirst, mein Freund! auch wissen wollen, wer die Arbeiter sind, welche der Hausvater in seinen Weingarten sendet. — Hierauf sage ich dir: Diese Arbeiter waren im alten Testamente die Patriarchen und Propheten; im neuen Bunde sind es die Bischöfe, Prediger, Seelsorger und Lehrer der Kirche.

Alle diese nun mögen erstlich wohl beherzigen, daß das Amt, welches sie bekleiden, zu den edelsten gehöre, indem sie zu Arbeitern und Bebauern jenes Weinberges, um dessen willen Gott Alles erschuf, ja sogar gewissermassen zu Mitarbeitern Gottes bestellt sind, — also zu einem Amte, welches weit vortrefflicher ist, als wenn sie Gott dem Herrn bei Erschaffung des Himmels Dienste geleistet hätten. — Ferner sollen sie wissen, daß sie zu Arbeitern, zu Vorgesetzten und Aufsehern über andere Arbeiter (wie schon der Name „Bischöfe" besagt) berufen seien, also von der Muße zur Thätigkeit, und nicht von der Arbeit zur Unthätigkeit. — Drittens mögen sie bedenken, daß der Arbeiter um des Weinberges willen, und nicht der Weinberg um des Arbeiters willen, daß der Bischof für sein Bisthum, und nicht dieses für den Bischof, der Abt für sein Kloster da sei und nicht umgekehrt. —

Viertens sollen sie wohl ins Auge fassen, daß der Weinberg nicht ihr Eigenthum, sondern ihnen nur zur Besorgung übergeben, gleichsam nur geliehen sei, und sie seiner Zeit Rechenschaft darüber werden abzulegen haben.

Von einem andern Nebengesichtspunkte aus betrachtet, kann aber auch jeder Christ ohne Ausnahme ein solcher Arbeiter genannt werden. Denn wenn auch die Laien keinen Beruf zum Ausbau der Kirche haben, so sind sie dessen ungeachtet zur Bebauung ihrer eigenen Seele berufen, welche gleichfalls eine Art Weinberg ist; wovon wir im verflossenen Jahrgange in unserer Betrachtung des heutigen Evangelium ausführlicher gehandelt haben.

VII. Warum sind Einige um einen **bestimmten Lohn** gedungen, Andere **nicht**?

Eine weitere Frage, die sich uns hier bieten könnte, wäre diese: Warum sind einige der Arbeiter um einen bestimmten Lohn gedungen, und andere nicht; oder warum ist den ersten Arbeitern eine bestimmte Löhnung, den um die Mitte Bestellten eine nicht eigens ausgemachte, und den Letzten gar keine ausbedungen? — Ich will hierauf

1) den schon erwähnten Salmeron antworten lassen. Dieser sagt nämlich: „Es gibt verschiedene Klassen von Menschen; einige werden wie Kinder nur unter Festsetzung eines bestimmten Lohnes zur Thätigkeit angespornt. Zu diesen gehörten im Allgemeinen die Altväter, die nach dem Naturgesetze lebten. Andere dagegen sind schon im Fortschritte begriffen; diesen genügt es, daß überhaupt feststeht, Gott sei ein gerechter Vergelter, bei dem keine sündhafte Handlung unbestraft, kein gutes Werk unbelohnt bleibt, indem der heil. Paulus (Hebr. 6, 10.) von ihm schreibt: „„Gott ist nicht ungerecht, daß er eures Wirkens vergäße und der Liebe, die ihr seinem Namen erwiesen habt."" Wieder Andere stehen endlich auf der Stufe der Vollkommenheit; das sind die, welche nichts von einer Bedingniß wissen wollen, und nur auf Gottes Güte und Gnade rechnen. Diese sind aber auch würdig, einen weitaus höheren Lohn zu erhalten. So haben auch jene Diener am Hofe eines Fürsten, welche ihm in seinen Gemächern vertrautere Dienste thun, keinen bestimmten Gehalt, wie etwa die Reitknechte und Köche; sondern sie sind ganz von der Willkür und Freigebigkeit des Herrn abhängig. Unter diese sind die dem neuen Bunde Angehörenden zu zählen, welche von der Größe der Liebe Gottes und von der Menge der Wohlthaten Christi überhäuft, ihr Augenmerk auf keinerlei Belohnung, weder auf ewige noch auf zeitliche, richten sollen, so daß sie — sogar den unmöglichen Fall

angenommen — selbst wenn keine Belohnung zu hoffen wäre, deshalb sich dennoch nicht weigerten, zu arbeiten und sogar Großes zu wirken, ja sich nicht scheuten, um Christi willen auch das Aeußerste zu erdulden."

2) Palacius sagt in seiner Auslegung des 20. Kap. des Matthäus, die Väter des alten Testaments, welche früher berufen waren, hätten als verheißenen Lohn ihrer Mühen die Güter der Erde, die sie genossen, gehabt, und dieses habe ihnen gleichsam zum Anreizungsmittel zu eifriger Thätigkeit dienen müssen. Die Christen dagegen, als die letzten Arbeiter, und zu höherer Vollkommenheit berufen, sind auch ohne Verheißung einer Belohnung zum Wirken bereit.

VIII. Was stellt der bedungene Lohn und die Geldmünze vor?

Du wirst, christlicher Freund, aber auch zu hören verlangen, was denn unter dem bedungenen Lohne der Arbeiter, was unter dem Zehner Taglohn zu verstehen sei. — Ich will dir in Folgendem antworten: Unter diesem Lohne ist eine bestimmte Geldsumme, keineswegs aber Speise und Trank ausgedrückt; denn Letzteres ist einem Taglöhner ohnehin gewiß. Hieraus können wir für uns das Lehrstück ableiten, einzig und allein um die Münze des Himmelreiches Sorge zu tragen; denn das Zeitliche wird uns ohnehin darein gegeben und nicht in den Vertrag mit aufgenommen.

Diese Münze bedeutet aber

1) Jesum Christum selbst. Denn einmal trägt eine jede Geldmünze das Bild des Fürsten, der sie prägen ließ. So ist Jesus Christus, wie der Weltapostel schreibt, „der Abglanz und das Ebenbild des Wesens Gottes des Vaters" (Hebr. 1, 3.); die Umschrift sind die sämmtlichen Schätze der göttlichen Weisheit und Wissenschaft, welche in ihm ausgeprägt sind. Wie ferner jedes Geldstück von runder Form ist, ebenso hat auch Christus, um mit dem heiligen Paulus zu reden, „weder einen Anfang, noch ein Ende" (Hebr. 7, 3.). Gleichwie drittens, wie man zu sagen pflegt, das Geld die Welt regiert, so ist auch Christus dem Herrn Alles untergeben und seinen Händen anvertraut. Diesen Lohn aber, nämlich sich selbst, hat der Heiland selbst verheißen in den Worten: „Wer mich liebt, den wird mein Vater lieben, und auch ich werde ihn lieben, und mich ihm selbst offenbaren" (Joh. 14, 21.). Eine solche Belohnung, und keine andere, wünschte sich der hl. Thomas von Aquin für seine schriftstellerischen Arbeiten. Denn als Christus zu ihm sprach: „Thomas! du hast trefflich über mich geschrieben. Was verlangst du nun für einen Lohn dafür?" gab

dieser Heilige die unvergleichlich schöne Antwort: „O Herr! keinen anderen, als dich selbst."

2) Der Zehner deutet ferner auf das ewige Leben oder die Seligkeit des Himmels; und zwar aus folgenden Gründen: Erstlich weil der Zehner jene vollkommene Zahl ist, welche alle Zahlen in sich einschließt. So ist auch die ewige Seligkeit jener vollendete Zustand, welcher alle Güter in sich begreift. Ferner: Der Zehner ist rund, man sieht an ihm keinen Anfang und kein Ende. Gleiche Bewandtniß hat es mit der Seligkeit. Drittens: Der Zehner oder Denar trägt das Bild des Königs; eben so ist auch in der himmlischen Seligkeit Gott der Mittelpunkt.

Dieser Zehner heißt ferner „ein für den Tag bedungener" (Matth. 20, 2.); denn er wird einem Jeden für die Arbeit seines irdischen Lebens, welches mit einem einzigen Tage vergleichbar ist, ausgezahlt; dann aber auch darum, weil man dafür am Tage, d. h. zur Zeit der Gnade, arbeiten muß, um ihn zu verdienen; endlich deshalb, weil jene ewige Glückseligkeit von keiner Nacht und Unwissenheit weiß.

Ebenso ist in der Schrift von nur Einem Denare die Rede (Matth. 20, 13.). Dieses deutet darauf hin, daß die Seligkeit der Hauptsache nach für Alle Eine und dieselbe ist. Doch haben Einige einen größeren, Andere einen geringeren Theil daran, gerade so wie die Sterne am Sonnenlichte, oder wie verschiedene Personen, welche Ein und dasselbe Buch lesen; denn anders liest es der Redner, anders der Sprachforscher, wieder anders der Gottesgelehrte u. s. w. Der in unserem Gleichnisse berührte Punkt, daß man um den Lohn vorher übereingekommen war, bezeichnet die Verschiedenheit der Belohnung ihren zufälligen Nebenumständen nach.

IX. **Wann** wird der Lohn ausgezahlt?

Es handelt sich weiters um die Frage: Wann wird denn dieser Lohn ausbezahlt? — Die Antwort ist: Am Schlusse des Tages nach vollbrachter Arbeit, d. h. sogleich nach dem Tode. Dies wird in dem heutigen Gleichnisse selber angedeutet, wo es (Matth. 20, 8.) heißt: „Als es Abend geworden war, sprach der Herr des Weinbergs zu seinem Verwalter: Laß die Arbeiter kommen und gib ihnen den Lohn." Der heilige Thomas liefert den Beweis hiefür auch aus den Worten des heiligen Apostels Paulus (2. Cor. 5, 1.), welcher sagt, „daß wir, wenn diese irdische Wohnung (durch den Tod) wird abgebrochen sein, ein Gebäude von Gott empfangen, — ein Haus, das nicht mit Händen gemacht ist, ein ewiges im Himmel." — Denn wie? — Würde sich derselbe Apostel, wenn dem nicht so wäre, sonst nicht vergeb-

lich nach Auflösung und Vereinigung mit Christus gesehnt haben (Philip. 1, 23.), im Falle er vor dem Tage des allgemeinen Gerichtes nicht mit seinem Heilande hätte vereint sein können? — Gleichwie bei einem jeden Körper in seinen verschiedenen Theilen Schwere und Leichtigkeit abwechseln, wodurch jedes Glied sofort seine rechte Stellung einnimmt, vorausgesetzt, daß kein Hinderniß entgegensteht: so gibt es auch an den Seelen Verdienst und Mißverdienst, Gutes und Böses, wonach sie sofort ihrer Belohnung oder Bestrafung entgegeneilen, welche das Ende ihrer Handlungen ist, und sogleich eintritt, sobald die irdischen Bande gelöst sind, wenn nicht etwa für den Fall der Belohnung noch ein Hinderniß obwaltet, welches erst im Reinigungsorte hinweggeräumt werden muß.

X. Warum empfangen die **zuletzt** Gekommenen **zuerst** ihren Lohn, und einen **höheren** bei **kürzerer** Arbeitsdauer?

Noch fragt es sich, warum erhalten die **zuletzt** Gekommenen ihren Lohn **zuerst**? — Ich antworte:

1) Weil die dem neuen Bunde Angehörigen (dies sind ja, wie wir vernommen, die zuletzt Berufenen) nicht so lange Zeit warten müssen, vielmehr sogleich nach ihrem Hinscheiden ihren Lohn erhalten; während die Altväter in der Vorhölle erst die Ankunft Jesu Christi abzuwarten hatten. Wer nach einer Stunde von dir eine Wohlthat empfängt, der erhält sie gewiß früher, als Jener, dem du sie erst nach zwölf Stunden zuwendest.

2) Weil die im neuen Bunde Lebenden wegen größerer Verdienste auf eine höhere Stufe der Seligkeit erhoben werden, und insoferne jenen im alten Testamente vorgehen.

Allein wieso haben sich denn die zuletzt Gekommenen bei kürzerer Arbeitsdauer mehrere Verdienste erworben? — Ich sage: Weil sie bei Weitem Härteres und Schwereres, wenn auch in kürzerer Zeitfrist vollbracht haben. Dies ist an den Einsiedlern, Martyrern, Bekennern und Jungfrauen der christlichen Zeiten ersichtlich, mit deren Kämpfen und heldenmüthigen Thaten die Werke der Altväter — mit Ausnahme sehr weniger — den Vergleich nicht aushalten können. Der eheliche Stand ist zwar mühseliger, als der jungfräuliche; doch bringt er kein größeres, vielmehr ein viel geringeres Verdienst ein. Hiezu kommt noch, daß Gott weniger darauf Rücksicht nimmt, wie viel, sondern vielmehr darauf, mit wie viel Liebe man wirkt. Die Liebe und deren Eifer ist der Maßstab der guten Werke. Ein muthiger Läufer holt den lahmen oder einen nur trägen Schrittes einhergehenden Wanderer

bald ein, ja er kommt ihm sogar noch vor, wenn dieser auch einen Vorsprung von einigen Stunden hatte.

XI. Was bedeutet das **Murren** der Arbeiter?

Was will nun aber weiter in unserem Gleichnisse der Umstand sagen: „Die Arbeiter murrten wider den Hausvater?" Herrscht denn etwa im Himmel Murren, Neid und Unzufriedenheit? — Hierauf erwidere ich: Vor Allem wisse, lieber Freund! nicht Alles, was in den Gleichnissen vorkommt, muß nothwendiger Weise auch seine Anwendung finden. Manches dient eben nur gewissermaßen als Umriß (Folie) des Gemäldes, und ist mehr Ausschmückung desselben, als vielmehr nothwendiger Bestandtheil. Schon die Alten sagten, daß jeder Vergleich hinkt, d. h. nicht in jedem Gleichnisse muß Alles passen. So hat das Schwert einen Griff, welcher nicht schneidet, wohl aber dazu beiträgt, daß die Klinge schneidet. Dasselbe ist bei unserem Gleichnisse der Fall. Das Murren der Arbeiter gehört nicht wesentlich zu dem Bilde, aber die Antwort darauf verleiht ihm mehr Reiz. Der Heiland läßt dieses Murren miteinfließen, um die ganz besondere Herrlichkeit großer Heiligen zu zeigen, welche von der Art ist, daß, wenn der Himmel des Neides fähig wäre, und man die Sache nur natürlich betrachtete, vielleicht Murren entstünde, warum gerade diesen eine solche Glorie zu Theil geworden. — Endlich ist dieser Beisatz um unsertwillen hinzugefügt. Denn wir fühlen nach unserer bösen Natur leicht Regungen von Neid, und fragen, ob ein Vorzug des Einen vor dem Anderen vernunftgemäß sei. Da nun in der Vertheilung der zufälligen, d. h. nicht wesentlichen Seligkeiten keine Gleichheit eingehalten wird, sondern wie nach den Worten des Apostels (1. Cor. 15, 41.) „ein Stern vom anderen an Helle verschieden ist", so auch die Seligen verschiedene Stufen einnehmen (was im heutigen Evangelium dadurch veranschaulicht wird, daß die späteren Arbeiter den ersteren vorgezogen wurden): so werden auch wir zu wissen begehren, warum der eine Heilige eine höhere, der andere eine niedrigere Stellung im Himmel einnehme. Diese unsere Neugierde befriedigt der Heiland durch die Worte: „Freund, ich thue dir nicht Unrecht" (Matth. 20, 13.); womit gesagt ist, daß wie die Arbeiter mit ihrem Denar, so auch alle Seligen mit ihrer wesentlichen Himmelsherrlichkeit sich zufrieden zu stellen die größte Ursache haben, und keinem zu viel oder zu wenig geschieht.

XII. Wer ist der **Verwalter** des Weinbergs?

Schlüßlich begegnet uns noch die Frage, wer denn der Verwalter des Weinbergs sei? — Dieser ist Christus,

welcher einen Jeden am Abende des Lebens, d. h. im Tode kommen läßt, ihm seinen Lohn zu ertheilen, und welcher zuletzt am Ende der Welt Alle auf einmal vorrufen wird beim Schalle der Posaune der Engel: „Stehet auf, ihr Todten, und kommet zum Gerichte!" — Dieser Verwalter ist aber höchst getreu, denn er wird Niemanden übervortheilen; er ist überaus weise, und durchschauet Alles, kann darum auch von Niemanden hintergangen werden. Da dieser nun einem Jeden seinen Lohn genau nach dessen Verdienst ertheilen wird, so erübrigt uns nur noch, ihn zu bitten und anzuflehen, daß er einstens, wenn der Tag unseres Erdenlebens zu Ende geht, und der Feierabend des Grabes eintritt, auch uns den Himmelslohn der ewigen Seligkeit möge zu Theil werden lassen. Amen.

Predigt auf den Sonntag Sexagesima.

Thema: Ein Jeder soll mit seinem Stande zufrieden sein.

Eintheilung.

Man soll mit seinem Stande zufrieden sein; denn:

I. Es geschieht Niemanden Unrecht.
II. In jedem Stande kann man fromm leben und Gott gefallen.
III. Niemand weiß, welcher Stand ihm zuträglich ist; das kennt nur Gott.
IV. Eine Verschiedenheit der Stände muß sein.
V. Ein niederer Stand kann einem höheren gleich kommen.

Text. Luk. VIII, 8. „Anderes fiel auf gute Erde, ging auf, und brachte hundertfältige Frucht."

Eingang.

Geliebte in Andacht Versammelte!

Gleichwie das schlechte Erdreich im heutigen evangelischen Gleichnisse, auf welches ein Theil des Samens fiel, von dreifacher Art war, nämlich einmal schlecht, weil voll Dörner; dann noch schlechter, weil steinicht; endlich ganz schlecht, weil am Wege und festgetreten: eben so hatte auch der gute Boden, welcher den anderen Theil des Samens aufnahm, dreierlei Abstufungen, wie die heiligen Evangelisten Matthäus (13, 8.) und Markus (4, 8.) ausdrücklich bemerken: gut war der Boden, welcher dreißigfache Frucht, besser der andere, der sechzigfache Frucht, der dritte aber der beste, welcher hundertfache Frucht trug.

In unserer gegenwärtigen Betrachtung, Geliebte! wollen wir von dem schlechten Erdreich absehen, um das gute desto eingehender zu besprechen.

Den unter dem guten Boden erwähnten Unterschied vergleichen die heiligen Kirchenlehrer Augustinus, Hieronymus und Cyprianus mit dem Unterschiede der Stände hinsichtlich ihrer verschiedenen Verdienste.

Diese Auslegung nun darf uns füglich Alle mit großem Trost erfüllen; denn wir entnehmen daraus, daß der Herr des Saatfeldes wohl zufrieden gestellt war, wenn gleich nicht alle Samenkörner hundertfache Frucht, sondern wenn einige auch nur geringere und noch niedere — sechzig- und dreißigfache Frucht brachten. Der göttliche Heiland gibt es uns selbst zu verstehen, er werde mit uns zufrieden sein, wenn wir in dem Stande, in welchem wir uns eben befinden, Frucht bringen, obschon nicht Alle die möglichst reichste Frucht zu Tage fördern.

Als ein Bild hievon mag jene Gabe gelten, welche nach dem Gesetze des alten Bundes eine Mutter nach der Geburt eines Kindes zu ihrer Reinigung darzubringen hatte, indem sie sich im Tempel darstellen mußte (III. Mos. 12, 6. u. ff.). Dem Gebote des Herrn zufolge sollte ein Weib vierzig Tage nach der Geburt ein Lamm opfern, und wenn sie dies nicht aufzubringen vermochte, ein Paar Turteltauben, und wenn sie auch diese als etwas Selteneres nicht haben konnte, zwei junge Tauben zum Opfer bringen. (Letzteres Opfer, meint der gelehrte Schriftausleger Maldonat, habe die seligste Jungfrau Maria wegen ihrer Dürftigkeit für ihren göttlichen Sohn dargebracht.)

Auf dieselbe Weise sollen auch wir, Andächtige! für die Befruchtung mit dem Samen des Wortes Gottes, wenn wir nach diesem Leben Gott in seinem Tempel werden dargestellt werden, eine Opfergabe darbringen, was wir nun für eine aufzubringen vermögen: sei es ein Lamm, d. h. hundertfache Frucht; oder ein Paar Turteltauben, d. h. sechzigfache; oder zwei junge Tauben, d. h. dreißigfache Frucht.

Seid darum getrost ihr Alle, die ihr in einem niederen, strengen, verachteten, beschwerlichen und gefahrvollen Stande lebet; denn Gott verlangt von euch nicht mehr, als ihr zu leisten vermöget.

Indessen fehlt es nicht an Solchen, die mit ihrem Stande unzufrieden scheinen, und sich darüber beklagen. Wir wollen daher in gegenwärtiger Erbauungsstunde näher kennen lernen, daß es unbillig ist, sich über seinen Stand zu beklagen, und **die Gründe hören, warum ein Jeder mit seinem Stande zufrieden sein solle.**

Abhandlung.

Erster Punkt.

Niemand soll sich über seinen Stand beklagen, denn es geschieht ihm kein Unrecht.

Wer mit dem Stande, in welchem er lebt, unzufrieden ist, und darüber klagt, der ist wie ein Acker, der sich beschweren wollte, daß er mit einer geringeren Samengattung, z. B. mit Haber oder etwas Aehnlichem besamt wäre, da doch die übrigen Felder meistens mit Waizen besäet seien. — Hierauf erwidere ich: Dem Acker geschieht nicht Unrecht; denn es steht in der Gewalt des Eigenthümers, auf sein Feld — als seinen Grund und Boden, zu säen, was er will. Ganz auf gleiche Weise sind auch wir Menschen alle Diener Gottes, und zwar aus manchfachen Gründen; wie dies der heilige Sänger zugesteht, da er sagt: „O Herr! dein Diener bin ich, dein Knecht bin ich und der Sohn deiner Magd" (Ps. 115, 7.).

Der Mensch ist aber ein Diener Gottes

1. hinsichtlich seiner Erschaffung. — Bedenke wohl, mein Christ! der Schöpfer konnte dich als Fliege oder ein anderes unbedeutendes Thier, — ja auch gar nicht erschaffen, sondern als Nichts im Abgrunde belassen; warum sollte er dich nun nicht zum Knecht, zu einem armen Taglöhner oder zum Landmann u. dgl. haben erschaffen können? — Der heilige Apostel Paulus schreibt deßhalb sehr schön: „O Mensch! wer bist du, daß du mit Gott rechten willst? Sagt etwa das Werk zu seinem Meister: Warum hast du mich so gemacht? Hat der Töpfer nicht Macht über den Thon, aus derselben Masse Ein Gefäß zur Ehre, das andere zur Unehre zu machen?" (Röm. 9, 20. 21.) — Nun aber sind wir Gottes Werk, gebildet aus dem Thon der Erde; sollte es ihm also nicht freistehen, uns zu schaffen, wozu er eben will, — sei es, um bei dem Bilde zu bleiben, zu Tafelgeschirr, sei es zu Küchengefäßen, da es ja in seiner Willkür stand, uns ganz ungestaltet zu belassen, oder gleich nach der Geburt zu zerbrechen und an die Wand zu werfen?

Fragen wir einmal, Geliebteste! einen Knecht, einen Taglöhner, einen Viehhirten, ja den ärmsten und verachtesten Menschen: Möchtest du lieber gar nicht auf der Welt, oder gleich nach der Geburt in den Fluß geworfen worden sein, oder jetzt auf der Stelle umgebracht werden? Oder wolltest du lieber als ein Hund oder eine Kröte erschaffen sein? Wäre wol einer von diesen so albern, **Ja** darauf zu sagen? Gewiß nicht! — Dieses Alles nun konnte dir, mein Christ! Gott thun. Es ist also für dich

eine ausreichend große Wohlthat, daß du wenigstens als ein Mensch geboren wurdest, wärest du am Ende auch wer immer.

Majolus erzählt in seiner Geschichte des Concils zu Constanz folgende hieher gehörige Begebenheit: Ein Kuhhirt hatte einstmals beim Anblicke einer auf dem Boden kriechenden Kröte auf einmal laut geweint und gejammert. Zwei Bischöfe die zufällig des Weges daher kamen, befragten ihn um den Grund seiner Betrübniß. Der Hirte antwortete, der Anblick dieser Kröte erinnere ihn an seine Undankbarkeit gegen Gott, daß er nämlich noch nie in seinem Leben Gott für die Wohlthat seiner Erschaffung gedankt habe. „Es stand ja" — lauteten seine Worte — „in der Macht des Schöpfers, mich entweder als ein so garstiges und giftiges Thier, wie dieses hier ist, zu erschaffen. Bei seiner unendlichen Güte aber wollte mich Gott lieber noch seinem Bilde schaffen. Von diesem Gedanken durchschauert, überkam es mich sofort, daß ich meinen Undank unter aufrichtigen Thränen und Bekümmerniß meines Herzens verabscheuen mußte, und ich versprach für die Zukunft, dem Herrn für diese so hohe Wohlthat mit mehr Eifer zu danken." Betroffen über eine solche Antwort, sahen die Bischöfe einander an, und konnten diese tiefe Weisheit des Kuhhirten nicht genugsam bewundern. Und mit vollem Rechte. Denn wenn ein Viehhirte, dem doch unter allen Menschen fast das armseligste und niedrigste Loos zu Theil ward, es für etwas so Großes ansieht, als ein Mensch — und wenn auch als ein noch so geringer — von Gott geschaffen zu sein: wie hätte er erst gesprochen wenn er kein Hirte, sondern ein Bischof gewesen wäre? — Wir aber mögen an seinem Beispiele das Lehrstück ableiten, mit unserem Loose, mag es sein, was es für eines will, nicht zu hadern, ja Gott Dank zu sagen, da uns der Herr ein weit besseres und anständigeres Loos beschieden hat.

2. Der Mensch ist ferner ein Diener Gottes durch die Erlösung; denn durch diese hat uns Gott zu seinem Dienst erkauft, und mittelst eines neuen Rechtes an sich gekettet. — Gesetzt, ein Christ, der sich in der härtesten Sclaverei der Türken und im Galeerendienste befand, würde von irgend einem christlichen Fürsten losgekauft: wird ein solcher diesem nicht gerne dienen, und wäre es auch in der niedersten Stellung? Nun aber hat uns Christus der Herr nicht aus der türkischen Sclaverei, sondern aus den ewigen Banden der Hölle, in welchen wir an Leib und Seele gefesselt lagen, erlöst, und uns durch seine Gnade in die geistige Freiheit versetzt. Wie können wir uns also weigern, ihm in jedwedem Unterwürfigkeitsverhältnisse zu dienen? Wissen wir nicht, was der verlorene Sohn zur Zeit, als in jener Gegend eine Hungersnoth herrschte, und er den verächtlichen Dienst eines Schweinhirten versah, sagte: „Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und

wider dich; ich bin nicht mehr werth, dein Sohn zu heißen; halte mich nur wie einen deiner Taglöhner" (Luc. 15, 18. 19.). Nach dem Zeugnisse des heiligen Hieronymus, Augustinus, Beda und Anderer aber sind wir jene verlorenen Söhne, die ihr Vermögen verpraßt und dem Dienste Satan's gefröhnt haben. Müssen wir also nicht jetzt, da wir von Christus erlöst worden, mit Recht zu ihm sprechen? „Ach, wir sind nicht mehr werth, deine Kinder zu heißen; halte uns nur wie deine Taglöhner!" In jedem Stande, in was immer für einer untergeordneten Stellung wollen wir dir unentgeltlich dienen!

3. Wir heißen aber auch Diener Gottes aus einem ganz besonderen Verpflichtungsgrunde, nämlich als Mitglieder der streitenden Kirche, welche eine Dienerin Jesu Christi ist. Dies wollte nach der Erklärung des heil. Augustinus der heilige Sänger David an der bereits erwähnten Stelle (Ps. 115, 7.) durch die Worte sagen: „Ich bin der Sohn deiner Magd." Denn von dem Augenblicke an, da wir durch die Taufe in die Kirche Gottes eingegangen sind, haben wir gleichsam wie durch das Gelübde ewigen Gehorsams unseren Willen Christus dem Herrn übergeben, so daß wir ihm in jedem Stande, in welchem er es haben will, getreu dienen müssen. Wie darum in den Ordenshäusern jeder beliebige Dienst Einem übertragen werden kann, z. B. die Besorgung der Küche, der Besuch der Kranken, oder die Speisung des Gesindes, und wie Jeder diese Verpflichtung ohne Widerrede übernehmen muß: eben so ist dieses auch in seiner Art bei den Gliedern der Kirche der Fall, welche Christus als seinen geheimnißvollen Leib mit besonderer Sorgfalt lenkt und leitet. Darum will auch der Völkerapostel (1. Cor. 7, 17.), „es solle ein Jeglicher wandeln, wie ihn Gott berufen hat, und in diesem ihm vom Herrn zugetheilten Stande wandeln."

Betrachte einmal, mein Christ! die Rangordnungen der Himmelsbewohner, wie diese, wenn gleich an Würde und Graden verschieden, dennoch keinen, wenn auch noch so geringen Dienst zurückweisen. Da verachtet kein Höherer den Niederen, kein Untergeordneter beneidet den Begünstigteren, keiner maßt sich das Geschäft des Anderen an; sondern Alle sind mit der Stufe, auf der sie sich befinden, zufrieden, und gehorchen mit größter Bereitwilligkeit, mögen sie gesandt werden, wohin auch immer. So leistete, wiewol einer der höchsten Geister, die vor Gott stehen, z. B. Raphael, den Gott dem Tobias zu Hilfe sandte, diesem ganz freudig Dienste, wie sie nur Knechte zu verrichten pflegen (Tob. 12, 15.) Mit gleicher Gemüthsruhe bewachen und beschützen Andere einen Wilden oder einen Irrsinnigen in demselben Grade, wie ein Anderer einen hohen Fürsten. Wieder Andere bewegen (nach der gewöhnlichen Meinung der Gelehrten) den gestirnten Himmel, — ein

Dienst, der doch im Hinblick auf die Engelsnatur keineswegs zu den edelsten gehört.

Zweiter Punkt.

Niemand hat Ursache, sich über seinen Stand zu beschweren, denn **in jedem Stande kann man fromm und gottgefällig leben.**

Der Eigenthümer eines Grundstückes — um bei dem einmal gewählten Bilde stehen zu bleiben — der Herr eines Ackers, sage ich, ist weniger darum bekümmert, was für eine Getraidegattung sein Feld trägt, sondern darum, daß es jene, die eben auf ihm wächst, gut hervorbringt. In ähnlicher Weise kümmert sich auch Gott der Herr nicht sowol darum, was Jeder für einen Stand bekleidet, sondern vielmehr darum, daß Jeglicher sich in seinem Stande aufs Beste benimmt. Denn das Ziel aller Lebensstände ist am Ende dieses, daß sie Gott wohlgefällig sind. — Der Diener aber gefällt seinem Herrn dann, wenn er pünktlich vollbringt, was sein Herr ihm auferlegt. Der hl. Johannes der Täufer hat deshalb den Zöllern und Soldaten, die zu ihm kamen, ihn zu fragen, was sie zu thun hätten, keineswegs geboten, ihren, wenn gleichwol gefährlichen Dienst aufzugeben: sondern ihnen die Auflage gemacht, zu thun, was ihnen zusteht, und Niemanden einen Schaden zuzufügen (Luc. 3, 12—14.).

Der Philosoph Epiktet macht dieses sehr schön durch folgendes Gleichniß deutlich. Er sagt: Im Schauspiele werden an die verschiedenen mitwirkenden Personen unterschiedliche Rollen vertheilt; der Eine erhält die Rolle eines Königs, der andere die eines Beamten, dieser die Rolle eines Bauern, jener die eines Bettlers u. s. f. Die Erstgenannten erhalten ein schönes Kostüm, die Letztgenannten hiegegen zerrissene und schmutzige Gewänder. Warum dies? Vielleicht, weil die Rollen jener Ersteren höheren Werth haben? — O keineswegs; sondern deshalb, damit Jeder seine Rolle im äußeren Anzuge und im ganzen Spiele recht treffend darstelle, mag sie sein, was sie für eine will: eine hohe oder eine niedere. Wer demnach einen Bettelmann oder einen Bauern gut gibt, ärntet allgemeines Lob; wer dagegen die Rolle eines Fürsten oder Beamten ungeschickt darstellt, wird ausgezischt. — Eben so verhält sich auch die Sache im vorliegenden Falle. Wir Alle wirken mit auf der Schaubühne des Lebens; Jeder hat seine eigene Rolle, der Eine die eines Dieners, der Andere die eines Herrn, Jener die eines Bischofs, Dieser die eines Koches; und damit Jeglicher seine Rolle ausfüllen kann, hat ihm Gott den jeweiligen passenden Anzug gegeben: Talent, Kräfte, Reichthum,

Stärke, Macht, Ansehen u. s. w. In dieser Rolle „dienen wir" — wie der Weltapostel schreibt (1. Kor. 4, 9.) — „der Welt, den Engeln und Menschen zum Schauspiele;" und Gott fordert auch nichts anderes, als daß Jeder seine Rolle trefflich spiele; er belohnt Jene, die ihrem Berufe treu nachgekommen sind, verdammt dagegen die, welche dies nicht thaten.

Blicken wir, Geliebteste! auf jenes merkwürdige Paar Schauspieler im Evangelium (Luc. 16.) — auf den Bettler Lazarus und den reichen Prasser. Diesen letzteren kleidete Gott in Purpur und feine Leinwand, damit er die Rolle eines Reichen passend geben konnte. Dem Lazarus gab er einen zerrissenen Kittel und Eiter-Beulen, auf daß er so einen Bettler gut darzustellen vermochte. Wäre nun der reiche Mann von der Tafel aufgestanden, hätte er den Lazarus getröstet, oder doch wenigstens durch seine Diener ihm Speise reichen lassen; er hätte seine Rolle trefflich gespielt. Dies that er aber nicht; und eben darum wurde er verworfen und von der Weltbühne verwiesen. Auf der anderen Seite weil Lazarus seine Bettler-Rolle ganz gut ausfüllte, indem er vor des reichen Prassers Thüre geduldig wartete und Hunger litt, spendeten ihm die heil. Engel Beifall, nahmen ihn in ihre Hände und trugen ihn in Abraham's Schooß. Hätte er hiegegen, vor der Thüre des Schwelgers sitzend, weil er nichts bekam, darüber geklagt, den Reichen verwünscht, oder Gott gelästert; er wäre dann ein schlechter Schauspieler gewesen und sammt dem Prasser verworfen worden.

Und ach, wie oft kommt dieses vor! Der Diener eines Königs, der Koch eines Bischofs werden gar oft im Himmelreiche den Vortritt vor ihren Herren haben; denn der heil. Gregorius schreibt: „Bei der Prüfung des allgerechten Richters ändert sich das Verdienst der Stände je nach der Beschaffenheit der Handlungen." Und in gleichem Sinne äußert sich der hl. Hieronymus also: „Du siehst: ein Bischof, Priester und Diakon sind nicht deshalb selig, weil sie Bischöfe oder Priester oder Diakonen gewesen, sondern nur darum, weil sie die ihrem Namen und Stand entsprechenden Tugenden sich angeeignet hatten. War sonst ein Diakon heiliger, als sein Bischof, so steht er deshalb, daß er ein niedrigeres Amt bekleidete, nicht auch bei Christus tiefer."

Dritter Punkt.

Es darf sich auch darum Niemand über seinen Stand beklagen, **weil Niemand weiß, welcher Stand ihm ersprießlicher sei,** indem Gott allein dies kennt.

Der Eigenthümer eines Ackers weiß am besten zu beurtheilen, welche Getraidegattung die geeignetste für das Erdreich ist, und

von welcher er sich die meiste Frucht versprechen darf. Eben so kennt es auch Gott am allerbesten, welcher Stand für den einzelnen Menschen paßt, und in welchem dieser das meiste Gute wirken wird. — Der weise Sirach sagt deshalb (23, 28.): „Die Augen des Herrn sind viel heller, als die Sonne, und schauen ringsum die Wege der Menschen."

Wenn du, mein Christ! an einen Scheideweg kommst, so siehst du zwar die Anfänge beider Pfade, aber deren Mitte und Ende kennst du nicht. Hast du hier keinen Führer, so verirrest du dich leicht. Der aber kann dir allein die rechte Auskunft geben, welcher die Wege in ihrem ganzen Verlaufe kennt. So siehst auch du zwar den Anfang der Stände: er gefällt dir, und du sagst: Wie glücklich wäre ich doch, wenn ich ein Vorgesetzter, ein Vornehmer, ein Herr wäre! Aber, mein Lieber! du weißt nicht, wohin dich diese Wege führen würden, wenn du darauf wandeltest. Denn nach den Worten des weisen Salomon (Sprüchw. 16, 25.) „gibt es Wege, die dem Menschen recht scheinen, allein ihr Ausgang führt zum Tode." Das weiß aber Gott allein, „dessen Augen", wie wir von dem weisen Manne vernommen haben, „die Pfade der Menschen nach allen Seiten hin durchschauen."

Als Beispiele für das Gesagte mögen Abraham und Lot dienen (I. Mos. 13.). Denn als diese beiden Männer wegen der Menge ihrer Heerden und des Gesindes nicht mehr friedlich bei einander wohnen konnten, stellte es Abraham dem Lot frei, sich ein Land nach Belieben zur Wohnung auszuwählen. Lot erkor sich die seiner Meinung nach angenehmere, in der Wirklichkeit jedoch schlimmere Gegend; denn er wohnte in Sodoma, welches bald nachher zerstört wurde. Abraham hingegen stellte seinen Weg Gott anheim, und trennte sich von Lot. Aber es währte nicht lange, da erschien ihm der Herr, und wies ihm Chanaan, ein weit besseres und größeres Land, zur Wohnung an, indem er zu ihm sprach: „Alles Land, welches du siehst, will ich dir und deinen Nachkommen geben ewiglich" (ebend. V. 15.). — Lot betrachtete den Pfad nur bei seinem Beginne, aber nicht am Ende. Darum täuschte er sich in seiner Wahl, und kam in eine ganz schlimme Umgebung. Abraham dagegen wartete die Leitung Gottes ab, — darum wohnte er sicher und glücklich. Wer nämlich nicht einen Führer auf einem ihm unbekannten Wege abwartet, und sich selber und allein folgend weitergeht, der bleibt auch sich selbst überlassen.

Wer in der Wahl seines Lebensstandes Gottes Stimme nicht abwartet, vielmehr seinem eigenen Sinne folgt, den verläßt billiger Weise der Herr, so daß jener Eigenwillige den rechten Weg meist verfehlt. Wer hingegen Gott um seine Anleitung bittet, und dieser Folge leistet, der hat allzeit an Gott einen sicheren Wegweiser und kann gewissermaßen mit einer Art von Recht die ihm noth-

wendigen Hilfsmittel von ihm verlangen. Darum soll man eifrig zu Gott bitten mit den Worten des heiligen Sängers David: „O möchten meine Wege immer darauf gerichtet sein, deine Rechte zu bewahren: alsdann werde ich nicht zu Schanden werden!“ (Ps. 118, 5. 6.)

Vierter Punkt.

Niemand soll sich ferner über seinen Stand beklagen, denn **einen Unterschied der Stände muß es geben;** so erheischt es die Nothwendigkeit.

Wenn auch alle Felder eines Landgutsbesitzers besseres Getraide hervorbringen könnten, so kommt es doch vor, daß die meisten Landwirthe einige Aecker lieber mit geringeren Fruchtarten besamen, weil sie eben alle Gattungen von Getraide und folglich auch geringere Sorten brauchen. — In gleicher Weise ordnete auch Gott zur Erhaltung seiner Kirche unterschiedliche Stände an, niedere und höhere; damit ein Stand dem anderen dient, einer den anderen unterstützt. So fordert es die Ruhe, der Zusammenhalt, die Ordnung und Unterordnung der Kirche und der ganzen Gemeinde. Gleichwie nämlich die Stärke eines Heeres darin besteht, daß Jeder seinen Posten einhält, und lieber fallen, als diesen verlassen will; so findet auch die Kirche, welche ja vom heil. Geiste selbst (Hohesl. 6, 9.) „schreckbar wie ein wohlgeordnetes Heerlager“ genannt wird, ihre Stärke in der Gliederung und Beibehaltung der Stände.

So lange Moses seine Hände erhebt und mit Hur und Aaron betet, Josua aber sammt dem Volke kämpft, siegen beide (II. Mos. 17, 12.). Daher das bekannte Sprüchwort: „Einer muß beten, ein Anderer beschützen, ein Dritter arbeiten,“ wodurch die drei verschiedenen Stände der Geistlichen, der Soldaten und Ackerbauern — der Lehr-, Wehr- und Nährstand — gekennzeichnet sind.

Der hl. Apostel Paulus vergleicht die Kirche auch mit dem menschlichen Leibe, indem er (Ephes. 4, 1. u. ff.) schreibt: „Ich bitte euch, . . . wandelt würdig des Berufes, wozu ihr berufen seid, mit aller Demuth und Sanftmuth, mit Geduld ertragend einander in Liebe, beflissen, die Einigkeit des Geistes zu erhalten durch das Band des Friedens, — Ein Leib und Ein Geist u. s. w.“ — Am menschlichen Leibe sind die Füße die Knechte, die Hände die Taglöhner, der Magen der Koch, die Lunge der Heizer, die Zähne die Müller, die Zunge der Schaffner, das Auge der Steuermann, die äußeren Sinne sind die Kaufleute, die inneren die Soldaten. Wie nun alle Glieder des menschlichen Leibes sich

gegenseitig bedienen und erhalten, weil jedes derselben seine eigene Verrichtung einhält, wenn auch eines ein niederes ist und geringere Dienste versehen muß, wie z. B. die Füße; ein anderes dagegen ein höheres ist und das edelste Geschäft hat, wie z. B. das Auge (denn nur unter dieser Bedingung ist für die einzelnen Gliedmaßen sowol, als für den ganzen Körper gesorgt): so hat dasselbe auch am geheimnißvollen Leibe Jesu Christi, d. h. in der Kirche zu geschehen. Wie dagegen umgekehrt körperliche Krankheiten und Schmerzen aus irgend einer Verrenkung der Glieder entstehen, wenn sie nämlich nicht an ihrem Platze sind, und ihren Dienst nicht, wie es für jedes Glied erforderlich ist, verrichten: eben so tritt nothwendig auch Störung ein in der Kirche wie im Staate, wenn die einzelnen Mitglieder unter sich nicht einig sind, oder wenn etliche ihre Pflichten nicht erfüllen, oder wenn eines des anderen Verrichtung sich anmaßt.

Ferner erhebt sich das Auge nicht über den Fuß, und der Fuß wird nicht ungehalten ob seines niederen Dienstes; denn das Auge kann ohne den Fuß, und der Fuß ohne das Auge nur wenig ausrichten. Darum heißt es (1. Kor. 12, 17 u. 18.) „Wäre der ganze Leib Auge, wo bliebe das Gehör? Wenn der ganze Leib Gehör wäre, wo bliebe der Geruch? Nun aber hat Gott die Glieder, ein jedes von ihnen am Leibe angebracht, wie es ihm wohlgefiel." — Eben so müssen auch wir verfahren. Wir sollen uns freuen, Glieder des Leibes Christi oder der Kirche zu sein, — wenn auch nur die Füße oder sonst unbedeutende, untergeordnete Theile. So erklärte auch Kaiser Theodosius, er freue sich mehr, ein Glied der Kirche Christi, als ein Kaiser zu sein; er wolle sonach, wenn er die Wahl hätte, lieber ein Fuß *in* der Kirche, als ein Kaiser *außerhalb* derselben sein.

Es wird übrigens einmal die Zeit kommen, wo nicht nur das Haupt, die Augen u. s. w., sondern auch die Füße in den Himmel aufgenommen und heller als die Sonne strahlen werden. O wer würde sich dann nicht wünschen, auch nur das geringste Glied am Leibe Jesu Christi zu sein!

Fünfter Punkt.

Ein Jeder soll mit seinem Stande zufrieden sein, denn **ein niederer Stand kann einem höheren noch gleichkommen.**

Ein wenn auch mit geringerer Fruchtgattung besamter Acker kann das, was ihm wegen Geringhaltigkeit abgeht, durch Vortrefflichkeit und Ertrag der Saat ersetzen, und auf diese Art die Voll-

kommenheit eines Waizenackers erreichen, ja sogar noch überbieten. Dasselbe finden wir häufig im Leben auch an den Werkmeistern der Kunst bestätigt. Mancher Künstler wird wegen seiner ausnehmenden Kunstfertigkeit in der Welt hochberühmt, und von Fürsten oft mehr geehrt, als Adelige und Gelehrte. Denn mag auch ein vollkommenerer Stand zur Erreichung höherer Vollkommenheit gleichwol viel beitragen, so kommt es dennoch häufig vor, daß ein in einer untergeordneten Stellung Befindlicher einen in vollkommenerem Stande Lebenden übertrifft. — So gibt es einzelne Vögel (z. B. der Strauß), welche an niedrig gelegenen Stellen, in Gebüschen nisten; dagegen, sagt der weise Salomon (Sprüchw. 30, 28.), „die Eidechse müht sich mit ihren Händen, und weilt in den Palästen der Könige.“ Der hl. Gregorius (moral. l. 6, c. 5.) schreibt über diese Schriftstelle: „Häufig wohnen Vögel, denen Flügel den Aufflug erleichtern, in niedrigen Gesträuchen, während die Eidechse, welche der Schwingen zum Fliegen entbehrt, sich gleichsam mit ihren Händen fortarbeitet und in die Paläste der Könige eindringt. So bleiben auch oftmals mit Fähigkeiten begabte Menschen, weil sie in Trägheit erschlaffen, nur bei niederen Handlungen stehen. Gewöhnliche Personen hingegen, vom Schwung höherer Begabung nicht unterstützt, werden durch ihre werkthätige Frömmigkeit zur Erreichung des Himmelreichs emporgehoben.“ — In Wahrheit, manche, wenn ich so sagen darf, mit Schwingen nicht Begabte kommen weiter hinan und bauen sich ihr Nest im Himmel höher, als andere trotz ihrer Flügel sich erheben. Der Grund liegt darin, weil eben das Himmelreich nicht der Gelehrsamkeit, oder dem hohen Stande, oder dem Talente u. dgl., sondern der Frömmigkeit und Herzensunschuld verliehen wird, welche ein Jeder ohne Unterschied und in jeglichem Stande sich zu eigen machen kann. Der göttliche Heiland gab darum den Pharisäern, die ihn über das Reich Gottes befragten, einst die Antwort: „Das Reich Gottes ist in euch selbst“ (Luc. 17, 21.); mit diesen Worten wollte er nach der Erklärung des Tertullian und Theophylaktus so viel sagen, als: Das Reich Gottes steht in eurer Gewalt, und findet sich in einem Jeden vor; man braucht nicht lange umherzupilgern, bis man zu ihm gelangt; das Einzige, was erfordert wird, ist die Anhörung und Vollziehung des göttlichen Willens; denn hiedurch wird das Reich Gottes euer werden. Wem ist aber unbekannt, daß Allen die Annäherung zur Tugend freisteht? — Auch der heil. Petrus war einst der Meinung, das Reich Gottes könne unter den Heiden nicht bestehen, und diese könnten Gott nicht wohlgefällig werden. Um ihm diesen Wahn zu benehmen, stellte ihm der Herr im Schlafe auf einem leinenen Tuche alle Arten vierfüßiger, kriechender Thiere und Vögel zum Genusse vor. Nachdem der Apostel

davor zurückbebte und sich weigerte, Unreines zu essen, mußte er die Stimme Gottes vernehmen: „Was Gott gereinigt hat, sollst du nicht unrein nennen.“ So entsandte ihn Gott zu dem heidnischen Hauptmann Cornelius, daß er ihn taufe als einen bei Gott wohlgefällig angesehenen Mann. Der Apostelfürst bekannte nachmals selber ein: „In Wahrheit, ich habe erfahren, daß Gott nicht auf die Person sieht, sondern daß unter jedem Volke, wer immer Gott fürchtet und Gerechtigkeit übt, ihm angenehm ist“ (Apstlg. 10, 9—35.) — Sehet, Geliebte! Dieser Hauptmann fand also das Reich Gottes in sich selbst — durch Gutesthun; und er brauchte dasselbe nicht erst aufzusuchen, vielmehr ward der Apostel zu ihm gesandt.

Gleicher Weise fanden auch noch andere Männer vom gemeinen Stande das Reich Gottes in sich; so z. B. der hl. Servulus, ein Bettler; der hl. Gutmann, ein Schneider; der heil. Gualvard, ein Lastträger; der hl. Baldomer, ein Schlosser; der hl. Eligius, ein Goldschmied; der hl. Severus, ein Weber; der hl. Menignus, ein Walker; die heil. Simeon, Walerich, Sozon — Hirten; der heil. Zacharias, ein Schuhmacher; desgleichen Jener, welcher durch sein Gebet einen Berg ins Meer versetzte. Ich will euch diese Begebenheit in Kürze erzählen: Um das Jahr 625 wollte Calippus, König der Tartaren, die Christen, welche daselbst untermischt unter den Heiden wohnten, aus seinem Reiche ausrotten. Einer seiner Rathgeber rieth ihm, sie alle aus dem Evangelium selbst zu überführen; denn Christus, der Gott der Christen, hätte gesagt: Wenn ein Christ im Glauben nicht zweifelt, und zu diesem Berge sagt: Hebe dich und stürze dich ins Meer; so wird es geschehen (Matth. 21, 21.). Der König rief nun alle Christen zusammen und fragte sie, ob Christi Wort und das Evangelium Wahrheit wäre? Nachdem sie allesammt mit Ja geantwortet, drohte er ihnen, sie sammt und sonders zu vertilgen, wenn sie dies nicht innerhalb zehn Tagen durch eine That bewiesen. Der Bischof und die Priester ließen alle Gläubigen versammeln, ordneten ein dreitägiges Fasten an und flehten unter inbrünstigen Gebeten zum Herrn Jesus Christus, seinen Gläubigen zu Hilfe zu kommen. Einem frommen Bischofe ward hierauf geoffenbart, ein einäugiger Schuhmacher sei für würdig befunden worden, die erwähnten Worte Jesu Christi nachzusprechen, und das Volk des Herrn von der bevorstehenden Gefahr zu befreien. Der Schuster weigerte sich zwar aus Demuth, und erklärte sich für einen sündigen Menschen; doch aus Gehorsam unterzog er sich endlich dem gegebenen Auftrage. Die Christen stellten sich mit einem Kreuze sofort an Einer Seite auf, der König und sein Volk auf der anderen, bereit, die Gläubigen niederzumetzeln. Der Schuhmacher aber betete auf seinen Knieen, Christus möge doch den Untergang

so vieler seiner Gläubigen nicht zulassen. Er befahl dann dem Berge, sich fortzuheben: — und auf der Stelle geschah es. Der König, durch den Anblick dieses Wunders erschüttert, ließ sich taufen, und viele seiner Leute mit ihm. So gewann der christliche Glaube Erstarkung und Verbreitung.

Schluß.

Möge darum, geliebte Andächtige! von nun an die oft gehörte Klage der Unzufriedenheit mit seinem Stande verstummen; denn die heutige Betrachtung wird uns in der Ueberzeugung bestätiget haben, daß ein Jeder mit dem Stande, in welchen ihn die Vorsehung versetzt hat, zufrieden sein müsse; indem jeder Mensch, als Geschöpf und Diener Gottes, dem Willen der höchsten Majestät sich zu fügen hat; indem man in jeglichem Stande sein Ziel erreichen, Gott dienen und selig werden kann; indem Gott allein weiß, welcher Stand uns wahrhaft ersprießlich ist, und uns in diesen versetzt; indem es nothwendiger Weise zur Wohlfahrt der Kirche und des Staates verschiedene Stände geben muß; indem endlich auch ein niederer Lebensberuf die Vollkommenheit eines höheren Standes erreichen kann.

Dieses, Geliebte! lasset uns allzeit beherzigen, darum in dem Stande und Berufe, der uns angewiesen ist, treu und redlich arbeiten; denn jeder Stand, außer der Stand der Sünde, ist von Gott und führt zu Gott. Amen.

Predigt auf den Sonntag Quinquagesima.

Thema: Die Sünden der Fastnachtstage sind eine Erneuerung des Leidens Christi.

Eintheilung.

Es wird gezeigt, wer in diesen Tagen jene Sträfliche sind, die

I. den Heiland verrathen und verkaufen;
II. ihn verspotten;
III. anspeien;
IV. geißeln;
V. kreuzigen, und
VI. dem Hohne der Heiden preisgeben.

Text: Luc. XVIII, 31. „Siehe, wir gehen hinauf nach Jerusalem; .... der Menschensohn wird den Heiden überliefert, geschmäht, angespieen werden; und nachdem sie ihn gegeißelt haben, werden sie ihn tödten."

Eingang.

Fürwahr, andächtig Versammelte! ich wüßte nicht, wie ich meine heutige Predigt passender beginnen könnte, als mit den Worten unseres göttlichen Heilandes: „Siehe, wir gehen hinauf nach Jerusalem; ... des Menschen Sohn wird den Heiden ausgeliefert, verspottet, angespieen werden; und nachdem sie ihn gegeißelt haben, werden sie ihn tödten" (Luc. 18, 31. u. ff.). — Denn sehet, Geliebte! wir steigen zum Tempel der heiligen Fastenzeit hinan, welche dem Andenken an das Leiden unseres Herrn Jesu Christi gewidmet ist. Schon seit vierzehn Tagen nämlich hat die Kirche die freudigen Gesänge eingestellt, und sich in Buß- und Trauer-

kleider gehüllt; sie bereitet sich zum Leichenbegängnisse ihres Bräutigams vor, beweint den Fall unseres Stammvaters Adam, die Sünde und unsere Verbannung.

Allein was geschieht inzwischen? Ach, gerade in diesen Tagen, wo die Welt die Fastnachtslustbarkeiten begeht, wird der liebe Heiland auf's Neue ausgeliefert, verhöhnt, angespieen, gegeißelt und getödtet, und was noch mehr ist, — von Christen, und kurz vor der Gedächtnißfeier an sein bitteres Leiden; indem er eben in diesen Tagen mehr, als im ganzen Jahre, mit so vielen und schweren Sünden beleidigt wird.

O mein Erlöser! es mußte dir wol im Geiste vorgegangen sein, daß du in der Zeit, die deinen Leidenstagen vorangeht, von den Christen auf's Neue werdest verspottet, verspieen, gegeißelt werden; eben darum weissagtest du dein Leiden, der du von Anbeginn der Welt an „das Lamm bist, welches getödtet worden (Offenb. 5, 12.).

Wenn sich demnach, geliebte Zuhörer! Jemand unter euch findet, welcher sich an das Leiden Jesu Christi erinnern und mit seinem Heiland Mitleid fühlen will: so thue er's in dieser Zeit: denn die drei Fastnachtstage sind das Abbild und Vorspiel der drei Leidenstage Christi in der Charwoche.

Allein ich bemerke, daß auf Viele dasselbe seine Anwendung findet, was im heutigen Evangelium von den Jüngern des Herrn gesagt ist: „Sie aber verstanden nichts von all' dem" (Luc. 18, 34.). Kein Einziger will begreifen, oder gar glauben, daß er Christum den Herrn von Neuem verrathe, verspotte, anspeie, geißle, tödte.

Wie? — sagen sie — so etwas sollten wir thun können? — Und dennoch verhält es sich so. Was denn sonst beginnen wir gegen unsern Heiland, wenn wir sündigen? Jede Sünde ist eine Erneuerung des Leidens Christi. Da nun an den drei Fastnachtstagen so viele Sünden verübt werden, so sind es auch gerade jene Christen, die da so leichtsinnig sich vergehen, welche dem Heilande seine Leidensstunden auf's Neue bereiten.

Dieses wollen wir für heute etwas einläßiger kennen lernen.

Begründung.

Erster Punkt.

Von wem Christus in diesen Tagen verkauft und verrathen werde.

In diesen drei Tagen gibt es Manche, welche Christum verrathen und verkaufen, — und zwar um einen ganz ge-

ringen Preis; wie dies Origenes bezeugt, da er sagt: „Ein Jeder, der um zeitlicher Dinge willen von der Gerechtigkeit abweicht, verkauft seinen Gott, der ja die Gerechtigkeit selbst ist.“

Und wie häufig ereignet sich dies in den kommenden drei Tagen! Auf Fastnacht hält gewissermaßen der Teufel Jahrmarkt, wo er Waaren aller Art feil bietet, und sie allen, die den Heiland daran geben, überläßt. Und was kauft man da um einen so hohen Preis, — ja um den höchsten auf der ganzen Welt? Elenden Mummenschanz, Narrenkappen, Thorheiten, Kinderspiel, die albernsten und gemeinsten Vergnügungen.

Christus ward uns als zum alleinigen und ungetheilten Erbe der Christen geschenkt und geboren; das Unterpfand hiefür ist die Gnade. Diese Gnade, folglich auch Christus, geht aber durch die Sünde verloren. — Gesetzt, man böte dir, mein Christ! einen Granatapfel an, aber nur unter der Bedingniß, daß du deine Erbschaft dafür verschreiben solltest: wird man nicht annehmen, im Falle du nach der Frucht greifst und sie verzehrst, du habest sie gekauft? und mußt du nicht bezahlen? — Auf diese Weise hat einst Satan die ersten Menschen im Paradiese überlistet; und so macht er es der Welt auch jetzt noch. Deine Handschrift sind die Verdienste und die Gnade Jesu Christi; dein Erbe ist Christus, von welchem du die Handschrift empfingst. — Wie groß war doch Esau's Unbesonnenheit, welcher seine Erstgeburt um ein elendes Linsenmuß verkaufte (I. Mos. 25, 33.)! Allein noch weit größer ist die Thorheit des Sünders. Der Herr sprach darum einst durch den Mund des Propheten Jeremias (2, 10. 11.) zu seinem Volke: „Gehet hin zu den Inseln Cethim, und sehet euch um; sendet nach Cedar, gebet wohl Acht und schauet, ob dergleichen schon geschehen: ob ein Volk seine Götter vertauscht hat, die doch wahrlich keine Götter sind. Mein Volk dagegen hat seine Herrlichkeit (d. h. seinen herrlichen Gott) gegen einen Abgott vertauscht.“ — Der gottlose Sünder ist es also, der mit dem verworfenen Judas sagt: „Was wollt ihr mir geben, so will ich ihn (Jesum) euch verrathen?“ (Matth. 26, 15.) Denn er ist bereit, um jeglichen elenden Dinges, um einer schändlichen Wollust willen Gott zu beleidigen und zu verlieren, z. B. um eine Sünde gegen die Reinigkeit, um einen ungerechten Gewinn, um ein Fluchwort, um eine Unmäßigkeit, kurz um einen wahren Spottpreis. Ja, der Sünder gibt sich sogar alle Mühe, um Gelegenheit zu finden, dergleichen Sünden zu begehen.

Jene dreißig Silberlinge, die dem Judas sein Verrath eintrug, hatten doch noch einigen Werth; und es wurde dafür ein Acker zur Begräbnißstätte für Fremde angekauft. Dagegen das, was der Sünder mit seiner Sünde gewinnt, das nützt ihm gar nichts, es schadet ihm vielmehr, und fügt seinen Glücksgütern, sei-

ner Gesundheit oftmals die empfindlichsten Nachtheile zu. — Als der berühmte Redner Griechenlands Demosthenes von einer frechen Weibsperson um eine große Summe Geldes angegangen wurde, sagte er zu ihr: „Um einen so hohen Preis erkaufe ich die Reue nicht.“ Was soll erst der Christ in einer solchen oder ähnlichen Versuchung antworten?

Zweiter Punkt.

Von wem Christus an diesen Tagen verspottet werde.

Wieder Andere gibt es, welche an den Faschingstagen Christum den Herrn schmähen und verspotten.

Hiezu gehören

1. die Spieler. Langes und mit Leidenschaftlichkeit betriebenes Spiel gereicht zur Unehre, und macht lächerlich. — Es ist uns aus der Leidensgeschichte Jesu Christi bekannt, daß die Kriegsknechte den Rock des Heilandes herausspielten, und zwar um dem Herrn eine Schmach zuzufügen. Das Würfelspiel kann also von einer Beleidigung Christi kaum freigesprochen werden. Christliche Fürsten und Obrigkeiten haben einzelne in der Vorzeit übliche Strafen, welche über Christus verhängt worden waren, z. B. die Kreuzigung und Geißelung, aufgehoben. Es ziemte sich sonach, daß Christen auch das Würfelspiel aus ihrer Mitte verbannten, und für etwas Fluchwürdiges hielten.

Denn wenn die Söhne Israels nachmals die Sehnen nicht mehr aßen, weil ihr Stammvater Jakob im Kampfe mit dem Gott-Engel von diesem an der Sehne seiner Hüfte berührt und verwundet worden war (I. Mos. 32, 25. u. ff.): so ziemte es sich auch gleicher Weise für uns, in Zukunft das Würfelspiel unterweg zu lassen, weil dasselbe einst war angewendet worden, um unseren Herrn Jesus Christus zu höhnen und seiner Kleider zu berauben. Die Henkersknechte spielten um des Heilands Rock, welcher ohne Naht war (— zum Sinnbilde der Einigkeit der katholischen Kirche —), um ihn nicht zerschneiden zu müssen: heutzutage wird durch das Würfelspiel gleichfalls das Kleid Christi, nämlich die Einigkeit und die Eintracht der Christen, zerrissen; denn wie die Hunde, die nur Einen Knochen miteinander bekommen, sich nicht lange vertragen, ebenso gerathen auch die Spieler unter sich nicht selten in Streit.

2. Unter Jene, welche den Heiland, und zwar an ihrer eigenen Person, verspotten, sind ferner die Trunkenbolde zu zählen. — Gleichwie nämlich die Juden, welche den Herrn verspotteten,

dessen Angesicht verhüllten und ihn zum Scheine anbeteten und als König begrüßten: so umnebeln und umstellen auch die Trunkenen das Ebenbild Gottes, nach welchem sie erschaffen sind, Verstand und Vernunft durch die Trunkenheit der Art, daß sie nicht mehr Menschen, sondern Thieren gleich sehen. — Die heidnischen Dichter fabeln von einer Zauberin Circe, welche durch ihren Gifttrank die Gefährten des Ulysses nicht nur des Verstandes beraubt, sondern auch in Schweine verwandelt haben soll. Dies läßt sich aber von der Trunkenheit mit voller Wahrheit sagen. An den Faschingstagen kann man fast ganze Schaaren von solchen wüsten Schweinen und Thiermenschen sehen. Einige liegen in den Schenken schlafend auf den Tischen und Bänken; Andere werden nach Hause geführt, getragen, geschleift; noch Andere müssen wie gebundene Kälber auf Wägen heimgeschafft werden; wieder Andere wackeln gleich Enten hinüber und herüber, als wenn sie alle Augenblicke zu Boden stürzen wollten; Andere endlich wälzen sich noch abscheulicher, als Schweine, auf den Straßen in Gossen und ihrem eigenen Unrathe. — Heißt das nicht, Christum verspotten, der das Abbild des himmlischen Vaters ist, nach dessen Ebenbild auch wir geschaffen sind?

3. Unter Jene, welche Christum verspotten und ihm sein Angesicht verbinden, sind auch die zu rechnen, welche in diesen Tagen mit solcher Frechheit sündigen, als wenn Christus, der Richter der Menschen, blind wäre und sie nicht sähe. Denn nur darum haben die Kriegsknechte dem Heiland sein Antlitz verhüllt, um eben alle Arten von Muthwillen und Ungebühr mit ihm, als einem Blinden, treiben zu können; weshalb sie auch, im Wahne, er kenne sie nicht, zu ihm sagten: „Weissage uns, wer dich geschlagen hat" (Matth. 26, 68.). Dieselbe Spottrede geben dem Heilande, wenn auch gerade nicht mit Worten, doch wenigstens durch die That in diesen Tagen Manche; — jene nämlich, welche, weil sie von der Obrigkeit an ihren Narrheiten nicht gehindert werden, den Wahn hegen, sie könnten auch vor Gottes Augen ihr Unwesen treiben; oder weil sie Gott nicht sehen, noch sich von Gott gesehen glauben, und darum mit jenen Gottlosen, deren der Psalmist (Ps. 73, 9.) erwähnt, sprechen: „Es gibt keinen Propheten mehr, und Gott kennt uns nicht."

4. Endlich scheinen nicht auch die Vermummten, wie wir sie an Fastnacht häufig wahrnehmen, den Heiland zu verspotten, indem sie Gottes Ebenbild, welches sie im Angesichte und am Leibe tragen, an sich verdecken und unkenntlich machen, wie wenn sie das Werk Gottes verbessern oder ganz vernichten wollten; was namentlich dadurch geschieht, daß dem Gebote Gottes zuwider (V. Mos. 22, 5., wo es heißt: „Kein Weib soll Manneskleider anthun, und kein Mann Frauenkleider anziehen; ein Gräuel ist

vor dem Herrn, wer so etwas thut;") Männer in Frauenkleidern, und umgekehrt Frauen in Mannesanzug einhergehen. Denn darin liegt eine große Leichtfertigkeit und eine Nachahmung heidnischer Abgötterei, wornach, wie der Cardinal Nikolaus von Cusa schreibt, „Frauen Manneskleider und Waffen anzogen zur Verehrung des (Kriegsgottes) Mars, und Männer sich weiblich kleideten zur Ehre der Venus (der Göttin der Liebe)."

Dritter Punkt.

Von wem Christus um diese Zeit angespieen werde.

Es fehlt in diesen Tagen auch nicht an Solchen, die den Heiland anspeien — nämlich durch ihre Lästerungen und Flüche. — Was sind dergleichen gotteslästerische Worte auch anders, als ekelhafter Speichel, den man dem Heiland in's Angesicht schleudert? Nicetas sagt darum: „Anspeiung und Backenstreiche darf man jene Schmähungen nennen, welche offen und gleichsam in's Gesicht ausgestoßen werden." Denn

1. dergleichen Flüche werden aus einer schmutzigen Seele geholt und Gott gleichsam ins Angesicht geworfen; — sie sind weit ekelhafter und Abscheu erregender, als Speichel. Andere Sünden berühren Christum nur mittelbar und, wenn ich so sagen soll, ohne Absicht; denn die übrigen Sünder wollen den Herrn meistens nicht geradezu und absichtlich beleidigen. Gotteslästerische Reden dagegen sind unmittelbar gegen den Herrn gerichtet. Wer nämlich ausspeien will, sucht sich hiefür schmutzige Winkel aus. Thut der Flucher nicht dasselbe? Erachtet er das Antlitz Christi nicht gleichfalls für unrein, da er durch sein schändliches Lästern dasselbe anspeit? Gesetzt, du hättest das Kleidungsstück eines Anderen zufällig mit Speichel verunreinigt: so würdest du unverweilt um Verzeihung bitten und das Gewand sorgsam abwischen. Gott aber wolltest du absichtlich anzuspeien dich nicht fürchten? wolltest ihn nicht um Vergebung bitten? Aber ach, das ist es eben, worüber der Herr bei Job (30, 10.) sich beklagt mit den Worten: „Sie scheuen sich nicht, mir ins Angesicht zu speien." — Wo gibt es wol einen Menschen, der so viel Verwegenheit und Frechheit besäße, daß er es wagte, einem Fürsten ins Gesicht zu spucken? Und nun sollte sich Jemand unterfangen, dies dem König aller Könige, dies seinem Gotte zu thun?

2. Der Speichel wird mit Heftigkeit und Anwendung von Gewalt aus dem Munde ausgeworfen. Gerade so auch die Lästerungen und Flüche. Während die übrigen Sünden aus irgend einer Schwachheit und meist wegen eines gewissen hold

anlockenden Vergnügens begangen werden, wird die Gotteslästerung mit einem Ingrimm und Unwillen ausgestoßen, welcher der höchsten Wuth gleicht. Darum spricht der Herr durch den Mund des Propheten Isaias zu dem Gott lästernden Sennacherib: „Du ras'test wider mich" (IV. Kön. 19, 28.); und abermals: „Du tobtest gegen mich" (Isai. 37, 29.). Die Lästerung ist sonach eine Wuth, eine Art Wahnsinn; denn es läßt sich in keinem Falle von Gott, der die höchste Güte ist, voraussetzen, daß er einen Menschen zum Fluchen anreizt.

3. Dem Menschen kommt das Ausspeien häufig an. Eben so haben Manche die Gewohnheit, bei jedem dritten Worte einen Fluch auszustoßen. Dies beklagt der Herr beim Propheten Isaias (52, 5.), da er spricht: „Ohne Unterlaß wird den ganzen Tag mein Name gelästert." — In der That, bei Vielen scheinen Flüche und Verwünschungen die Würze der Unterhaltung bilden zu sollen; sie sind ihnen so geläufig, daß sie ohne solche gar nichts zu reden wissen. Ja, wenn Einige, so oft sie einen Fluch ausstoßen, auch nur einen Heller bezahlen müßten, es würden, glaube ich, Viele in kurzer Zeit an den Bettelstab kommen.

Vierter Punkt.

Wer diejenigen seien, welche Christum den Herrn geißeln.

Hin und wieder begegnen uns an diesen drei Tagen auch Solche, welche Christum den Herrn geißeln. Ihr werdet fragen, Geliebteste! wer wol diese seien? — Ich antworte darauf mit dem heiligen Augustinus: Es sind dies

1. abermals die Flucher und Lästerer. Denn der genannte Kirchenlehrer schreibt (tract. 10. in Joann.): „Der Herr ward gegeißelt durch die Hiebe der Juden; und er wird noch stets gepeitscht durch die Gotteslästerungen falscher Christen." — Doch hievon haben wir uns bereits in dem vorausgegangenen (3.) Punkte unserer Betrachtung eines Näheren ausgesprochen.

2. Ferner geißeln den Heiland alle Jene, welche sich nicht damit begnügen, für sich allein zu sündigen, sondern die sich überdies noch Genossen ihrer Vergehungen, Leichtfertigkeiten und Ausgelassenheiten beigesellen. Denn während sie solches thun, flechten sie, wenn ich so sagen soll, mehrere Stricke zusammen und machen daraus gleichsam eine Geißel, um den Heiland mit mehreren Hieben auf einmal zu schlagen. Sie sagen nämlich, wie sie Salomon in seinen Sprüchwörtern (1, 11.) reden

läßt: „Komm' mit uns, wir wollen auf Blut lauern;" und weiter (V. 14.): „Wirf das Loos mit uns, wir wollen Alle einen gemeinsamen Geldsack führen." — Ueber solche Verkommene klagt der Heiland prophetischer Weise schon durch den Mund des Psalmisten mit aller Wahrheit, da er (Ps. 34, 15.) spricht: „Sie freuten sich über mein Unglück und verbündeten sich; man sammelte Geißeln wider mich" (im hebräischen Texte: „Sie sammelten sich um mich, um mich zu geißeln.").

Hierunter zählen demnach jene verworfenen Gesellen, welche in diesen Tagen mit vereinten Kräften zusammen sich volltrinken, Unkeusches begehen, spielen und dabei betrügen, unverschämt tanzen, Muthwillen treiben, sich hochmüthig benehmen, Thorheiten verüben, wie die Narren u. dgl.; indem sie so aus vielen Bündeln eine vollständige Geißel machen, und so weit möglich dem Heilande unzählbare Schläge mit einem Male versetzen. Das ist es, was dem Erlöser an einer anderen Stelle bei David folgenden Klageruf auspreßt: „Auf meinem Rücken schmiedeten die Sünder" (Ps. 128, 3.). Gleichwie nämlich der Schmied, wenn er das glühende Eisen auf den Amboß hält, zuerst selbst darauf schlägt, und hiedurch auch seine Gesellen auffordert, ein Gleiches zu thun, so daß diese alle miteinander um die Wette darauf schlagen: eben so gehen auch die nichtswürdigen Kameraden zu Werke, die oftmals nur ein Einziger zur Sünde aufgemuntert hat: — unter sich in ihren Schlechtigkeiten übereinstimmend, schlagen sie zu wiederholten Malen auf Christi Rücken, wie auf den Ambos, und zwar nicht mit leichten, sondern mit eisernen und überaus schweren Geißeln, die mit Schmiedshämmern zu vergleichen sind; so daß sie die Verdienste Jesu Christi an sich selber zu nichte machen, und auf diese Weise alle seine beigebrachten Wunden erneuern. Ja, was das Schlimmste ist, derlei Leute pflegen sich noch meistens daran zu ergötzen und zu erfreuen, und sich dessen sogar zu rühmen.

Deutlicher wird uns übrigens die Sache, wenn wir eine andere Uebersetzung dieser Stelle zur Hand nehmen, wie sie uns der hl. Hieronymus aus dem hebräischen Urtexte gibt, welche lautet: „Auf meinem Rücken ackerten die Pflüger und zogen lange Furchen." Gleichwie nämlich die Ackernden die Erde mit der Pflugschar zerschlitzen und durchfurchen: eben so reißen auch die Sünder dem Heilande seine Wunden auf und erneuern sie; wodurch ihm ein frischer Schmerz zugefügt wird, so daß er mit Fug klagen dürfte: Es reuet mich, für den Menschen so viel gelitten zu haben; denn leider habe ich vergebens einen so hohen Preis darangesetzt. — Gleichwie ferner die Pflüger während des Ackerns zu singen und ein lustiges Lied anzustimmen pflegen, um sich ihre Mühen dabei vergessen zu machen: so freuen sich auch diese gott-

losen Gesellen namentlich an diesen Tagen darüber, und rühmen sich dessen, wenn sie etwas Schändliches begangen, oder Anderen etwas dergleichen angehängt, oder wenn sie einen tollen Streich verübt haben; wie es in den Sprüchwörtern von ihnen heißt: „Sie freuten sich, wenn sie Böses gethan, und frohlockten über die schändlichsten Dinge" (2, 14.); und je alberner und unverschämter sich einer benimmt, für desto schöner hält er sich. — Aber alle diese Thoren mögen wissen, daß das Land, welches sie auf solche Art bebauen, für sie unfruchtbar sein, und gleich dem Ambos durch dergleichen Schläge nur noch härter wird.

Aber schrecklich lautet die Drohung, die der Herr durch den Propheten Jeremias (18, 17.) über solche Verirrte ausspricht: „Meinen Rücken, und nicht mein Angesicht will ich ihnen zeigen am Tage ihres Untergangs." — Auch der Herr wird sich seiner Zeit eine Geißel fertigen, und jene Ruchlosen von seinem Antlitze verstoßen; er wird sie zuletzt auf Büschel zusammen binden und den Flammen übergeben lassen.

Fünfter Punkt.

Wer Jene sind, die Christum tödten und ans Kreuz schlagen.

Wer sollte es glauben, Andächtige! es gibt in diesen Tagen auch solche Elende, welche Christum den Herrn tödten und kreuzigen; wie dieses der heil. Apostel Paulus von den Abgefallenen bezeugt, von denen er (Hebr. 6, 6.) schreibt, daß „sie, ein Jeder für sich, den Sohn Gottes auf's Neue kreuzigen und verspotten."

Zu diesen gehören

1. jene, welche Sünde auf Sünde häufen, und ihre vorher nachgelassenen Vergehungen in Masse wiederholen. Denn diese durchbohren gleichsam den Heiland von Neuem mit eben so vielen Nägeln, als sie Sünden begehen, und kreuzigen ihn so nach ihren Kräften; indem sie Christus dem Herrn eine neue Veranlassung seines Leidens geben, weil sie dasselbe wieder thun, um dessentwillen er gekreuziget worden; — und zwar thun sie dies, wie der Weltapostel sich ausdrückt, „ein Jeder für sich," d. h. zu ihrem eigenen Verderben; denn sie nageln dem Heilande die Hände an, von denen sie hätten geheilt, mit Gnaden beschenkt und in den Himmel empor gehoben werden sollen; was eben so viel ist, als sich selber die Quelle verstopfen, aus der man trinken, als sich selbst die Ernte einäschern, von welcher man sich nähren sollte. Sie heften den Herrn aber deshalb auch an's Kreuz,

weil sie sich durch ihre vielen Sünden seiner Barmherzigkeit unwürdig machen; der heil. Paulus hat darum an der angegebenen Stelle keinen Anstand genommen, zu behaupten, „es sei unmöglich," das will sagen: äußerst schwer und höchst selten, daß solche „zur Buße und Sinnesänderung erneuert werden." — Denn ich frage dich, mein christlicher Freund! auf welche Art wirst du einen Hut von der Wand herunternehmen, den du mit vielen Nägeln daran befestigt hast? Und wenn du noch mehr Nägel und immer noch mehrere hineinschlägst, wie wirst du dir den Hut wieder aneignen können? Wenn du die alten Nägel immer tiefer hineintreibst, — sind sie nicht desto schwerer herauszuziehen? — Machen wir nun die Anwendung! Bekanntlich wurde der Heiland mittelst dreier Nägel an das Kreuz geschlagen; einer durchbohrte die beiden Füße desselben; der zweite den linken Arm, der dritte den rechten. (Diese drei Nägel versinnbilden die drei Stufen oder Steigerungen der Sünder.) Gesetzt nun, du nagelst dem Heilande seine Füße an, so wird er nicht auf dich zugehen können; du mußt vielmehr zu ihm kommen; aber der Heiland kann dich doch noch umarmen, wenn du dich ihm näherst. Gesetzt, du durchbohrtest auch dessen linken Arm, so wird es ihm nicht möglich sein, dich zu umfassen, wenn du auch zu ihm kommst; aber er kann dir doch noch seine rechte Hand reichen. Nagelst du zuletzt auch diese an, wie soll er dich denn jetzt zu Gnaden aufnehmen? Höchstens kann er vielleicht noch für dich beten, wie dort am Kreuze für seine Mörder mit den Worten: „Vater vergib ihnen!" (Luc. 23, 34.)

Unter diesem Bilde kannst du sehen, wie die Verzeihung der Sünden immer um so schwieriger wird, je mehr du dieselben fortsetzest und anhäufest. Der erste Nagel ist die Frechheit der Sünde. Hiemit durchbohrst du gewissermaßen des Heilandes Füße, so daß du, wenn du seine Gnade dir wieder erwerben willst, dich ihm durch die Buße nähern und ihn um Verzeihung bitten mußt. Der zweite Nagel ist die Gewohnheit der Sünde. Diese macht dich zu einem Gegenstande des Abscheues, bindet also dem Heilande die Hand und hält ihn ab, dich zu umarmen. Der dritte Nagel endlich ist die Verstockung in der Sünde. Diese bindet den Herrn völlig, so daß er dir nicht einmal seine Hand reicht, weil du die deinige zurückziehst und nicht befreit werden willst.

2. Zu den Kreuzigern Christi gehören ferner Jene, welche vermessentlich auf Gottes Barmherzigkeit sündigen; die nämlich in der nächstfolgenden heiligen Fastenzeit durch eine einzige Beichte alle ihre Sünden tilgen, und durch eine einzige körperliche Züchtigung oder ein Fasten dieselben wieder gut machen zu können glauben. Denn diese Art Sünder bindet dem Heilande gewissermaßen die Hände, daß er sie nicht zu Gnaden

aufnehmen kann; sie versündigen sich nämlich gleich gegen den ersten Grund der Sündenverzeihung, d. h. gegen Gottes Barmherzigkeit, indem sie, wenn ich so sagen soll, dieselbe Gott entzogen und sich unterworfen wissen wollen. Auf diese Weise aber verspotten sie zugleich den lieben Gott; denn sie mißbrauchen seine Güte zu ihrer Verworfenheit gleichsam als sagten sie: Wir werden uns im Schmutze wälzen und nach allen Seiten hin besudeln; was liegt daran? wir haben ja zu Hause einen Diener, welcher uns gleich wieder reinigen muß. Hiemit meinen sie Gott; so tief ziehen sie also den Herrn herab, daß er sich zu ihrem Diener hergeben soll. Dieses ist es, was Gott mit solcher Betrübniß erfüllt, daß er durch seinen Propheten Isaias (43, 24.) klagt: „Durch euere Sünden habt ihr mich zu euerem Diener gemacht;" — mit anderen Worten: Ihr habt meine Güte, ja sogar mich selbst, wie einen Diener, zu eueren Frevelthaten mißbraucht. — Allein wird der Herr dieses dulden? O nie und nimmer! Denn er spricht zu den Anbetern des goldenen Kalbes, jenen Vorläufern der Faschingsnarren: „Ich werde mich erbarmen, über wen ich will, und gnädig sein, gegen wen es mir beliebt" (II. Mos. 33, 19. u. Röm. 9, 15.); welche Stelle der heil. Chrysostomus und andere Schriftausleger also erklären: Ich werde die Anbeter des Kalbes, wie ich eben will, entweder durch die Leviten oder aber selber schlachten; Anderen dagegen, denen ich vergeben will, werde ich Erbarmung und Schonung angedeihen lassen.

Beherziget darum, Andächtige! die Mahnung des Weltapostels (Gal. 6, 7.): „Täuschet euch nicht; Gott läßt seiner nicht spotten," — noch weit weniger wird er sich von Neuem kreuzigen lassen! — Machet also den Fastnachtslustbarkeiten, machet der Verhöhnung des Leidens Christi, machet dem Mißbrauche der Barmherzigkeit Gottes doch einmal ein Ende; damit sich an uns nicht bewahrheite, was der Prophet Jeremias (18, 23.) von dem Herrn erbittet: „Laß sie fallen vor deinen Augen, und strafe sie zur Zeit deines Grimmes!"

Sechster Punkt.

In diesen Tagen wird Christus auch dem Hohne der Heiden preisgegeben.

Endlich, geliebte Andächtige! sind es vorzugsweise die Faschingstage, an denen unser lieber Heiland von den Christen dem Hohne und der Verachtung der Heiden blosgestellt wird, wie der hl. Evangelist Matthäus (20, 19.) bemerkt. Denn diese Fastnachtstollheiten hängen Christus dem Herrn,

so wie seiner heiligen Religion den größten Schandfleck an; indem dadurch, daß dergleichen Thorheiten im Christenthume geschehen und geduldet werden, den Heiden, Türken und Ketzern Gelegenheit gegeben ist, über die christliche Religion loszuziehen. Wir machen uns sonach dadurch bei den Ungläubigen überaus lächerlich; so daß viele von ihnen auf den Gedanken kommen, als müßten alle Christen einmal im Jahre tollsinnig werden. Sehet, — sagen die Ungläubigen höhnisch — was sind die Christen doch für ein sonderbares Volk! Heute trinken sie sich über und über voll, und morgen werden sie fasten. Heute hängen sie dem Tanze, dem Spiele, der Unzucht und Schwelgerei bis zum Wahnsinn nach; dagegen morgen werden es ganz andere Menschen sein; da werden sie vor den Altären niederknieen, ihr Haupt mit Asche bestreuen, und den Tod vor Augen haben, als ob sie schon sterben würden. Was müssen diese für einen Gesetzgeber haben, daß er solche Dinge gelehrt hat, oder geschehen läßt? — So wird also, Geliebte! nicht nur die christliche Religion, sondern ihr göttlicher Stifter selbst von den vermummten Christen den Ungläubigen zur Verspottung ausgeliefert. Mit Recht kann sich darum der Herr in dieser Beziehung über uns beklagen und zu uns sprechen, was einst der Patriarch Jakob nach der Niederlage der Sichemiten seinen Söhnen Simon und Levi — „den kriegerischen Werkzeugen des Frevels" (I. Mos. 49, 4.) — sagte: „Ihr habt mich betrübt und verhaßt gemacht bei den Chananitern und Pherezitern" (I. Mos. 34, 30.).

Diese Schmach fällt aber auch auf die Kirche. Die katholische Religion nämlich allein ist von der Art, daß der Ausspruch des heiligen Geistes (Hohesl. 4, 7.): „Ganz schön bist du, meine Freundin! und es findet sich an dir keine Makel," auf sie seine Anwendung findet; denn einzig sie besitzt durchweg eine reine Lehre, welche den guten Sitten und der Vernunft gemäß ist. Allein, Geliebte! wenn ich in diesen Tagen die Thorheiten der Christen betrachte, von welchen fast Alle angesteckt sind, so kann ich mich des Zweifels kaum erwehren, ob ein derartiger Unsinn nicht die Schmach der Unlauterkeit auf unsere heil. Religion wirft; — den guten Ruf derselben schmälert er sicher, so viel ist ausgemacht. — Mit weit mehr Grund können wir Seelsorger und Prediger dem Christenvolke, als einst das Hebräervolk dem Moses und Aaron vorhalten: „Der Herr möge sehen, und richten, daß ihr uns mißliebig (zum Gegenstande des Hasses und Abscheues) gemacht habt vor Pharao und seinen Knechten, und ihm das Schwert gegeben, uns zu tödten" (II. Mos. 5, 21.). — Mit Bezug auf die Christen der ersten Zeit nahm der Apostel keinen Anstand, zu schreiben: „Wir sind ein Wohlgeruch Christi" (2. Kor. 2, 15.); denn die ersten Christen verbreiteten einen guten Ruf von Christus

und dem Christenthume, so daß die Heiden nicht anders als nur Treffliches von dem Stifter der christlichen Kirche und von seinen Anhängern denken und sagen konnten. Allein es steht sehr in Frage, ob sich von uns in diesen Tagen ein Gleiches behaupten läßt; denn, wie gesagt, betragen sich um diese Zeit die Christen so, daß unser Name die Heiden mit Widerwillen und Abscheu erfüllt. Und dies ist noch nicht einmal Alles; nein, den Heiden ist auch — um mit den Worten der heiligen Schrift fortzufahren — hiedurch das Schwert in die Hand gegeben, gegen uns feindselig aufzutreten, zu toben und zu wüthen. Auch den Juden ging es nicht ungestraft hin, Christum den Heiden ausgeliefert zu haben; sondern nach Ablauf von acht und dreißig Jahren wurden auch sie von Christus hinwieder den Heiden übergeben, um von diesen getödtet, gekreuziget, verhöhnt, verkauft zu werden. Haben wir nicht Grund, für uns Aehnliches zu befürchten? Wenn wir die Blätter der Geschichte aufschlagen, finden wir nicht, wie im Laufe der Jahrhunderte unser katholisches Vaterland und die gesammte heil. Kirche manch' herber und empfindlicher Schlag getroffen; wie so viele katholische Länder von den Ungläubigen erobert, Städte verwüstet, Dörfer zerstört, Kirchen und Klöster niedergerissen und eingeäschert wurden? Und wie steht es zur jetzigen Zeit? Dauern die schweren Kämpfe und Stürme gegen die Kirche nicht fort? Ist nicht an so vielen Orten eine unheimliche Gährung gegen die allgemeine Kirche wahrzunehmen; hört man nicht allenthalben Waffengeklirr, Krieg und Unheil? Was bedeutet dieses, meine lieben Andächtigen? Dringt nicht aus allen diesen Schrecknissen Gottes Ruf mit Gewalt an aller Christen Herzen: Machet doch einmal eueren Uebelthaten, euerer Unmäßigkeit, euerem unkeuschen Wandel, eueren Thorheiten, eueren Faschingsnarrheiten ein Ende! Sonst werde auch ich euch den Heiden und Ungläubigen übergeben. — Denn eher will Gott, daß Ketzer, die im Glauben irren, und Heiden, welche das Christenthum gar nicht kennen, die Herrschaft führen, als schlechte Christen, die ihre Pflichten kennen, aber nicht erfüllen.

Schluß.

Also nochmals rufe ich euch zu: Hinweg mit den verpönten Faschingslustbarkeiten, hinweg mit den in diesen Tagen üblichen Sünden, wodurch das Leiden Christi erneuert, der Heiland verkauft und verrathen, angespieen und gegeißelt, gekreuzigt und dem Hohne der Heiden und Ungläubigen preisgegeben wird! Hinweg damit! rufe ich euch zu, und werde es euch so lange zurufen, bis es geschehen ist. Amen.

Predigt auf den I. Sonntag in der Fasten.

Thema: Von den Beweggründen, das Fastengebot mit offenen Armen zu umfangen.

Eintheilung.

Zur bereitwilligsten Annahme der vierzigtägigen Fasten soll uns bestimmen:

I. der Vorgang
  1) Christi,
  2) der Heiligen.

II. Das Beispiel
  1) der ganzen Christenheit,
  2) der Heiden.

III. Die Aufmunterung
  1) mittelst der ausgesetzten Belohnung,
  2) mittelst der angedrohten Strafe.

Text: Matth. IV, 2. „Nachdem Jesus vierzig Tage und vierzig Nächte gefastet hatte, hungerte ihn.“

Eingang.

Ich habe euch, meine lieben Zuhörer! eine Neuigkeit zu melden. Vor wenigen Tagen ist nämlich ein riesengroßes Schiff mit Fischen: Häringen und sonstigen derlei Fastenspeisen beladen, vom Westmeere her am Gestade der Elbe gelandet, und hat seinen Weg zu uns genommen. Wir müssen dasselbe aber in unsere Vaterstadt herein ziehen, und von dem Vorrathe die ganze Fastenzeit über leben.

Doch da entgegnet mir vielleicht Jemand:

Aber wie werden wir ein so schwer befrachtetes Fahrzeug bei so ungünstigem Wetter zu uns hereinzuschaffen im Stande sein?

Ich erwidere darauf: Wir bedürfen hiezu erstlich starker Pferde, welche vorangehen und das Boot nachziehen. Dann müssen auch die an Bord Befindlichen die Ruder anstrengen. Endlich müssen die Segel aufgespannt und der günstige Wind als Mithelfer benützt werden. Unter dieser Bedingniß wird das Schiff ohne viele Mühe über die feindlichen Wogen siegen.

Ihr errathet wol, Geliebte! was ich mit diesem Bilde sagen will. Die vierzigtägige Fastenzeit hat nämlich begonnen, welche wegen des Gebotes der Enthaltung von Fleischspeisen Manchem wie ein ungeheuer schweres Lastschiff vorkommt, welches er ans Land ziehen soll. Ich will euch nun in gegenwärtiger Erbauungsstunde die Hilfsmittel angeben, welche die Last des Fastengebotes außerordentlich erleichtern; und werde zu diesem Zwecke die Beweggründe darlegen, welche uns zu bereitwilligster Annahme der vierzigtägigen Fasten bestimmen sollen.

Ich finde deren vornehmlich drei:

I. den Vorgang Christi und seiner Heiligen;

II. das Beispiel der ganzen Welt; und

III. die Aufmunterung von Seite Gottes. —

Lasset uns dieses jetzt ausführlicher betrachten.

Erster Theil.

Zur bereitwilligen Annahme des Fastengebots bestimmt uns **der Vorgang Christi und seiner Heiligen.**

Um bei dem begonnenen Bilde des Lastschiffes stehen zu bleiben, geliebte Andächtige! so gehen diesem Fahrzeug des Fastens voran, und ziehen gleichsam dasselbe Christus der Herr und die ersten Christen, welche uns zuerst das Beispiel in Erfüllung des Fastengebotes geben.

1) Und zwar ist es erstlich der Heiland selbst, der uns hierin mit seinem Beispiele vorangeht; denn er fastete selbst, und zwar längst vor uns, und viel strenger, als wir zu fasten pflegen. — Christus genoß nämlich einmal volle vierzig Tage gar nichts, weder Speise noch Trank. Dann fastete er mitten im Winter, während dessen wegen der herrschenden Kälte der Magen mehr Wärme hat, sonach das Verlangen nach Nahrung sich mächtiger regt. Christus begann nämlich seine Fasten sogleich nach dem 6. Januar, wo wir jetzt das Fest der Erscheinung des Herrn feiern. Drittens brachte Jesus diese lange Zeit unter freiem Himmel mit Gebet und Nachtwachen ohne irgend einen menschlichen Trost, nur in Gesellschaft wilder Thiere zu, wie dieses der heilige Evangelist Marcus (1, 13.) ansdrücklich bemerkt.

Uns hingegen ist eine einmalige Ersättigung täglich erlaubt, und an gewissen Tagen nur der Genuß von Fleischspeisen untersagt. Der hl. Hieronymus schreibt hierüber (an Marcella): „Wir fasten zu einer uns gelegenen Zeit", wo es nmlich weder allzukalt, noch auch gar zu heiß ist. Endlich sind uns während dieser Zeit anständige Vergnügungen gestattet; nur müssen es mäßige und erlaubte sein. Nichts davon zu reden, daß die heilige Kirche Jene von der Beobachtung des Fastengebotes ausnimmt, die es nicht zu erfüllen vermögen.

Wer nun, Geliebte! wird sich weigern, seinem Führer und Vorgänger zu folgen? Der göttliche Heiland sprach nicht: „Wer mein Nachfolger sein will", der nehme mein Kreuz auf sich; sondern bemerken wir wohl, er sagt: „der nehme sein Kreuz auf sich" (Marc. 8, 34); mit andern Worten — jenes Kreuz, das seinen Schultern und Kräften angemessen ist. —

Der Herr geht uns zu Fuße voran; warum sollen wir uns sträuben, gleichsam zu Pferde ihm zu folgen? — Mit Recht ist der hl. Ambrosius (36. Pr.) der Meinung, Christus habe die Fasten selber eingesetzt. Hatte er es doch selbst vorausgesagt (Matth. 9, 15.) mit den Worten: „Der Bräutigam wird ihnen entrissen werden; und dann werden sie fasten." — Und gesetzt auch, der Herr habe uns vielleicht nicht selbst das Fasten geboten, so hat er dieses doch durch die Apostel und durch seine Kirche gethan. Sollte es sich also nicht zum Wenigsten ziemen, Christus nachzuahmen? — Den Aposteln war es genug, zu sehen, wie der Herr ihnen mit Fasten voranging; sie verlangten kein ausdrückliches Gebot, denn sie erkannten sofort, daß es sich schicke, ihm nach allen Seiten hin nachzuahmen, der um unsretwillen gefastet hat. Gott weissagte darum durch den Mund des Propheten Oseas (11, 4.): „Mit Banden Adams werde Ich sie ziehen", d. h. mit menschlichen Banden. Der Herr will nämlich keineswegs, daß wir zu guten Werken gezogen werden, mittelst eines Stranges, wie man die Thiere über eine Brücke oder zur Schlachtbank zu ziehen pflegt; denn unser neutestamentliches Gesetz ist ein Gesetz der Liebe und nicht der knechtischen Furcht; wir sollen also angezogen werden wie Menschen. Dieses letztere aber ist der Fall, wenn wir unserem Führer, Fürsten und Herrn irgendwohin vorangehen sehen; diesem nicht nachfolgen zu wollen, wäre als Schmach und Schande zu erachten. So z. B. folgte, wie die göttliche Geschichtsurkunde (2. Kön. 15, 30.) berichtet, das ganze Volk Israels seinem Könige David entblößten Hauptes nach, wie dieser voranwandelte. — Als Alexander der Große in Persien eindringen wollte, stieß er auf einen Weg, der mit ewigem Schnee nnd Eis bedeckt war, so daß seine Soldaten, hiedurch zurückgeschreckt, umzukehren im Begriff standen. Was geschah? Der König unterließ

es durchaus, die Widerstrebenden züchtigen zu wollen; er stieg nur ohne Weiteres vom Pferde, und watete zu Fuß durch den Schnee und über das Eis dahin. „Und“ — so fährt der römische Geschichtsschreiber Curtius fort — „es schämten sich, ihm nicht nachzufolgen, erstlich die Freunde des Königs, dann die Anführer der Truppen, und zuletzt die Soldaten. Der König durchbrach zuerst die Eisdecke mit dem Speerschaft, und brach sich so Bahn; die Andern aber ahmten sein Beispiel nach.“ — Und nun, meine Christen! was meinet ihr dazu? Will uns Christus nicht in die Freuden des Osterfestes, ja des Himmelreichs einführen? Allerdings. Aber dahin muß man auf dem Wege der Buße und des Fastens gelangen. Was dann? Christus selber ging voran; er durchbrach zuerst die harte Eisrinde des Fleisches und bahnte uns den Weg; die Apostel folgten ihm sofort nach, und dann die ganze Welt. Und wir, Geliebte! was wollen wir thun? Wir wollen uns schämen, ihn im Stiche zu lassen.

2) Ferner gehen uns als Muster voran und ziehen gleichsam das Lastschiff des Fastens die frommen Altväter und heiligen Männer der Vorzeit. — Daß die Apostel viel und strenge fasteten, geht aus der Weissagung des Herrn (Marc. 2, 20.) hervor, wo er sagt, daß „sie in jenen Tagen, da der Bräutigam ihnen genommen werde, fasten würden.“ — Der heil. Paulus lebte, wie er von sich selbst bezeugt (2. Kor. 11, 27.), „in vielem Fasten“, und mit ihm auch die Andern (Apostlg. 13, 3. — 14, 22.). Der hl. Apostel Petrus fastete schier fortwährend, und nahm keine andere Nahrung zu sich, als grobe Bohnen, die man um weniges Geld zu kaufen bekam (wie der hl. Gregor von Nazianz berichtet). Der hl. Matthäus genoß (nach dem Zeugnisse des hl. Clemens von Alexandrien) nur Gemüse, Beeren und Sämereien, aber kein Fleisch. Der hl. Jakobus enthielt sich (dem Berichte des Eusebius zufolge) allzeit des Genusses von Fleisch und Wein. — Jene ersten Christen, welche in der Gegend von Alexandrien vom hl. Markus unterrichtet wurden, fasteten bei bloßem Wasser, Brod, Salz und Hyssop; einige von ihnen erquickten erst am vierten, fünften und sechsten Tage ihren Leib mit einer Nahrung, wie der Kirchengeschichtschreiber Eusebius meldet. Lucianus gibt (in seinem Philopator) den ersten Christen das Zeugniß, sie hätten gewöhnlich die vierzigtägige Fasten in der Art gehalten, daß sie zehn Tage ganz ohne Speise zubrachten. — Nach ihnen hat es Männer von anerkannter Heiligkeit gegeben, von welchen einzelne die vollen vierzig Tage der Fastenzeit ohne Nahrung verlebten; wie z. B. Simeon Stylites, welcher auf einer neununddreißig Ellen hohen Säule Tag und Nacht stand (so Theodoret); desgleichen Simeon Salus bei Leontius; ebenso Mamas bei Metaphrastes; desgleichen Makarius bei Palladius;

und Gerasimus bei Cyrillus. Gleiches thaten die Mönche der Vorzeit, von denen einige, wie der hl. Gregor von Nazianz schreibt, volle zwanzig Tage hinbrachten, ohne etwas zu genießen. Andere ließen sich während der vierzigtägigen Fasten aus ihren Klöstern in die Wüste schicken, um allda entweder von Kräutern oder von der spärlichen Nahrung zu leben, die sie aus ihrem Kloster mitgenommen hatten. Im Leben der hl. Väter wird weiter erzählt, daß die Tabennesiotischen Mönche die ganze Fasten hindurch nur ungekochte Speisen aßen. Der hl. Irenäus und Epiphanius bezeugt von gewissen Laien, wie einige von ihnen vierzig Stunden, andere zwei, wieder andere drei, nach andere sogar sieben volle Tage gefastet hätten, besonders gegen das Ende der Fastenzeit hin. Der hl. Hieronymus schreibt übrigens, während er der ganz zarten Jugend die Bürde des Fastens verbietet, in seinem 7. Briefe an Läta also: „In der vierzigtägigen Fasten muß man die vollen Segel der Enthaltsamkeit aufspannen, und soll der Wagenlenker seinen eilenden Rossen alle Zügel schießen lassen.“ — Auch Kaiser Justinian möge hier einen Platz finden, welcher (nach der Ueberlieferung des Procopius) in der Fasten zwei Tage lang sich der Speise und des Weines enthielt und nur von einigen wenigen in Essig eingemachten wilden Kräutern lebte. — Kaiser Karl der Große übte seinen Leib in Fasten selbst mit Gefahr seiner Gesundheit. Primislaus, König von Polen, trank die ganze Fasten hindurch nur sehr verdünnten Wein oder noch unschmackhafteres Bier, trug indessen einen Bußgürtel auf dem bloßen Leibe. Ueberdies enthielten sich die ersten Christen nicht nur von Eiern, Fleisch- und Milchspeisen, sondern auch vom Weine, viele sogar von Fischen, wie bei Epiphanius, Basilius und Hieronymus zu ersehen.

Wie endlich auch unsere Voreltern im Fasten viel strenger waren, leuchtet daraus ein, daß es noch nicht so lange her ist, daß man vermöge bischöflicher Dispense in der Fastenzeit Eier- und Milchspeisen genießen darf. Ferner haben unsere Voreltern vor etlichen hundert Jahren selten vor drei Uhr Nachmittags zu Mittag gegessen, und, wie der hl. Bernard bezeugt, von einer Erfrischung am Abend gar nichts gewußt.

So war das Fasten der ersten Christen beschaffen, welche ohne Zweifel am besten wußten, warum sie also fasteten. Sie beeiferten sich nämlich Alle, das Fasten Christi nachzuahmen, und ihm so nahe als möglich zu kommen; sie wußten weiter, daß das Fasten eine Mutter der Tugenden sei, und viele Vortheile gewähre.

Und nun, Geliebte! saget mir: Wo werden wir hinkommen, die wir nicht einmal eine so große Nachgiebigkeit der Kirche bezüglich des Fastens vertragen können? — Es dünkt mich, dieser Fortschritt des Fastens in der Kirche könne ganz passend mit jener Bildsäule des Königs Nabuchodonosor verglichen werden,

(von welcher beim Propheten Daniel 2, 31. u. ff. die Rede ist), deren Haupt vom feinsten Golde, die Brust und Arme von Silber, der Leib und die Lenden von Erz, die Schenkel von Eisen und die Füße theils von Eisen, theils von Thon gewesen. — Das Fasten unseres Hauptes Jesu Christi glich, um bei dem Bilde zu bleiben, dem feinsten Golde, weil unter allen das vortrefflichste. Das Fasten der Apostel und ersten Christen glich dem Silber; denn sie fasteten strenge, ja sie setzten das Fasten gewissermaßen ein, indem sie es regelten; inzwischen lagen sie dennoch dem Seelenheile Anderer und dem Predigtamte ob. Das Fasten der Einsiedler, Mönche und anderen Christen, welche sich den Aposteln anreihten, glich dem Erze, weil sehr stark, andauernd und unverwüstlich. Das Fasten unserer Voraltern ferner glich dem Eisen, weil in der Strenge beständig und noch nicht bedeutend nachlassend. Die Füße endlich — das sind wir; das Fasten dieser gleicht theilweise noch dem Eisen und ist von der frühern Stärke, wie z. B. das der Ordenspersonen und einzelner in der Welt Lebender; theilweise gleicht es aber auch dem Thone, wie z. B. das Fasten beinahe sämmtlicher Weltmenschen, welche, mit so vielen Dispensen der Kirche nicht zufrieden, sich selber noch das Fasten nach Willkür erleichtern, und entweder gar nicht, oder nur äußerst nachlässig fasten. Wenn darum nach den Worten des Weltapostels (1. Kor. 3, 8.) „ein Jeder seinen Lohn nach seiner Arbeit erhalten wird“: so gebührt sicher unserm Herrn Jesus Christus eine Krone von feinstem Golde, den Aposteln und den zu gleicher Zeit mit ihnen lebenden christlichen Bekennern eine Krone von Silber; ihren Nachfolgern eine solche von Erz; unsern Voraltern und den Klosterleuten eine Krone von Eisen; — uns hingegen eine Krone von Töpfererde; und, wollte Gott! es möchte keine solche sein, von welcher beim Propheten Isaias (22, 18.) die Rede ist, wo es heißt: „Er wird dich mit Trübsal krönen!“

Zweiter Theil.

Zur bereitwilligen Uebernahme des Fastens bestimmt uns **das Beispiel der gesammten Christenheit und der Heidenwelt,** die im Fasten unsere Gesellschafter sind.

In dem Lastschiffe des Fastens befinden sich ferner zur leichtern Fortbringung desselben eine Gesellschaft von Personen, welche eifrig rudern. Und wer mögen diese wol sein? — Dies, Geliebte! sind einerseits die Christen, andererseits die Heiden. —

1) Es bestimmt uns also erstlich zur Beobachtung des Fastengebotes die Gesellschaft der ganzen **christlichen** Welt, die ohne Ausnahme in allen Jahrhunderten unserer Zeitrechnung die vierzigtägige Fasten gehalten hat und auch heut zu Tage noch hält. —

a. Ueber das hohe Alterthum dieses Fastens äußert sich der hl. Hieronymus (Brief an Marcella) also: „Wir beobachten zufolge apostolischer Ueberlieferungen im ganzen Jahre ein einziges Fasten zu einer uns gelegenen Zeit." Und Theophilus von Alexandrien schreibt: „Wir haben eine Faste, welche von den Aposteln eingesetzt und verordnet ist." Dasselbe bezeugen Clemens, Epiphanius, Leo und Andere, daß nämlich die Faste eine Ueberlieferung der Apostel sei. Dieses ist aus dem hl. Ignatius, einem Schüler des hl. Apostels Johannes, ersichtlich, welcher in seinem Briefe an an die Philipper sagt: „Achtet ja die Faste nicht gering, denn sie ist eine Nachahmung des Wandels unseres Gottes." Es ist aber auch ein apostolisches Kirchengesetz (der 68. Canon) vorhanden, welches vorschreibt, ein Geistlicher, welcher die vierzigtägige Fasten vor Ostern nicht beobachtet, solle abgesetzt, ein Laie aber, der dies nicht thue, von der hl. Kommunion ausgeschlossen werden. Dieses haben denn auch einige Kirchenversammlungen wirklich vollzogen. Die Synode von Gangra (i. J. 324) spricht über die Uebertreter den Bann aus, im 19. Kapitel. Das achte Concil von Toledo (i. J. 670) schließt dieselben von der Osterkommunion aus, und verbietet ihnen das ganze Jahr über den Genuß von Fleischspeisen (9. Canon). —

b. Ueber die Allgemeinheit des Fastens läßt sich der hl. Basilius also vernehmen: „Es giebt keine Insel, kein Land, keine Stadt, kein Volk, und überhaupt keinen Ort, der so verlassen wäre, daß er die Verkündigung der Lehre vom Fasten noch nicht vernommen hätte. Vielmehr selbst Kriegsheere, Reisende zu Wasser und zu Lande, und auch Kaufleute hören es gleichfalls, und unterziehen sich demselben gerne. Streiche sich darum Niemand aus der Liste der Fastenden, in welcher alle Geschlechter, alle Lebensalter und alle, auch die verschiedensten Würden aufgezählt sind." Desgleichen schreibt der hl. Bernhard: „Seither haben wir allein bis zur Non gefastet. Jetzt aber werden mit uns gleichfalls bis zur Vesper alle Könige und Fürsten, Geistlichkeit und Volk, Vornehme und Niedere, Einer wie der Andere, Reich und Arm fasten." —

Wenn nun, meine andächtigen Zuhörer! das Fasten eine so althergebrachte und allgemeine Sache ist, — eine Sache, die zu allen Zeiten und bei allen Völkern bekannt und in Uebung war; — wenn die ganze christliche Welt in diesem Schiffe rudert: werden wir allein die Hände müssig in den Schooß legen? Würde

man uns nicht mit Recht das Nämliche vorhalten, was der Steuermann des Schiffes zum Propheten Jonas sagte, welcher mitten im Sturme im unteren Theile des Bootes schlummerte: „Wie kannst du so fest schlafen? Steh' auf und rufe deinen Gott an; vielleicht gedenkt dieser Gott an uns, und wir kommen nicht um" (Jon. 1, 6.); „denn es war ein heftiger Sturm auf dem Meere entstanden, und das Schiff in Gefahr, zu scheitern. Die Schiffleute fürchteten sich und riefen zu ihrem Gott; sie warfen das Geräthe des Schiffes in die See, damit es dadurch leichter würde," (ebend. V. 4. 5.) „Jonas allein schlummerte" inzwischen (V. 6.); weshalb das Loos, ins Meer geworfen zu werden, mit Recht auf ihn fiel. — Geliebte Andächtige! Wer sieht nicht die Stürme und Nöthen der Gegenwart, das Hin- und Herschaukeln des Schiffleins Petri? Seht, die ganze katholische Welt arbeitet, fastet und betet jetzt. Wer erkennt aber auch nicht zugleich die eigenen Gefahren, welche uns in unserer irdischen Pilgerschaft so vielfach beunruhigen? — Warum nun das Schiff nicht erleichtern, wie es bereits Alle thun? Kann es uns demnach Wunder nehmen, wenn die Kirchensatzungen jene Christen, die allein nicht fasten, aus der Kirche ausstoßen, wie einstens Jonas über Bord des Schiffes geworfen ward? — Auf welchen Grund hin unterstehen wir uns ferner, jene apostolische Ueberlieferung bezüglich des Fastens zu mißachten, die doch von Christus selbst durch die Hände seiner Apostel auf uns gekommen ist?

Einmal alljährlich vermählte sich der Doge von Venedig dem Meer durch Hineinwerfen eines Ringes von hohem Werthe und anderer Kostbarkeiten. Diese Ceremonie der Vermählung, wodurch er sich das Meer gleichsam botmäßig macht, unterließ er in keinem Falle. Vor ungefähr 650 Jahren war es, da hatte er vom Papst Alexander III. einen Ring erhalten, den er in die See werfen sollte, um hierdurch den Ocean sich gleichsam zu vermählen und zu unterwerfen, zugleich aber auch um Allen, und dieses alljährig, zu zeigen, daß ihm die Herrschaft über das Meer eingeräumt sei (So Villamont l. 4. peregrin. c. 34.). — Ein ähnliches Gnadengeschenk haben auch wir von Christus durch die Hände der Apostel empfangen; ich meine d i e F a s t e, von welcher uns die Kirche mit den Worten des Weltapostels (2. Kor. 6, 1.) zuruft; „Sehet zu, daß ihr die Gnade Gottes" — das ist eben die hl. Faste — „nicht vergeblich empfanget!" — Denn durch das Fasten machen wir uns das Fleisch, die Eßlust, unterwürfig. Der hl. Chrysostomus schreibt deshalb: „Das Meer, wenn es seine Gestade überschritten hat, bringt nicht so viel Unheil, als der Bauch unserem Leibe und unserer Seele. Das Meer bedeckt wol das ganze Land, das es überfluthete; der Bauch dagegen den ganzen Menschen. Schreibe ihm also seine Grenze vor, gib ihm, was zum natürlichen Leben

hinreicht, wie auch Gott dem Meere seine Ufer angewiesen hat." — Fürwahr, gleichwie Venedig der Brandung des Meeres ausgesetzt ist, ebenso steht auch unsere Seele den Gefahren und dem Ungestüm des Fleisches offen. Daß jener Ring für Venedig das Meer besänftigt, ist wol nicht anzunehmen; allein daß das Fasten, besonders das vierzigtägige, welches Christus selbst geheiliget hat, den Uebermuth der Sinnlichkeit dämpft, hierüber waltet kein Zweifel ob. — Halten wir demnach, Geliebte! fest an dieser Ueberlieferung, welche so alt, so wirksam und so würdig ist!

2) Wir haben aber ferner in Beobachtung des Fastens auch die Gesellschaft der **Heiden**. Ich will hier die Heiden des Alterthums — die Griechen und Römer — mit Stillschweigen übergehen, welche in der Vorzeit nur einmal, nämlich am Abende, nie aber Mittags Mahlzeit hielten, also auch nur einmal des Tages aßen, und die, sowie wir in der Faste, immer fasteten. Isidor sagt: „Es waren eben Mittagsmahle nicht üblich"; und Cassiodor schreibt: „Bei den Alten war es Sitte, nur einmal (des Tages) zu essen." Dieses beobachtete der griechische Philosoph Plato strenge, denn er soll nach Cicero's Zeugniß geäußert haben: „Es geht in keiner Weise an, sich des Tages zweimal zu ersättigen." Derselbe sagte auch einstmals zu seinen Schülern, um ihnen etwas Abenteuerliches zu erzählen: „Ich habe in Sicilien ein Ungeheuer gesehen, welches sich den Tag über zweimal satt aß."

Ich will jedoch hier nur jener Heiden Erwähnung thun, welche noch zu unserer Zeit dem Fasten ergeben sind, wie z. B. die Brahmanen und Bonzen, die Götzenpriester der Indier. Diese bleiben oft den ganzen Tag ohne Nahrung, enthalten sich von Salz und Pfeffer, trinken keinen Wein. P. Emmanuel Pinner schreibt von den Bewohnern der Stadt Kambaja im Königreich Mogor: „Einige derselben dehnen das Fasten auf acht Tage, andere auf fünfzehn, zwanzig, dreißig Tage aus, ohne auch nur einen Bissen zu genießen; nur ein Trunk Wasser ist ihnen gestattet, wenn sie Durst haben. Einem, der eine solche Buße übte, fiel das linke Auge aus dem Kopfe. Besonders merkwürdig ist, in wie hohen Ehren bei ihnen Brahman — eine Art von Stellvertretern ihrer obersten Gottheit — steht; denn nie beginnen sie ein Geschäft, ohne daß sie ihn zuvor am Morgen ehrerbietig begrüßt hätten. Ich bin wirklich ganz beschämt weggegangen, nachdem ich gesehen, wie diese ihren falschen Gottheiten mehr Ehre erzeigten, als ich dem wahren und ewigen Gotte. Einer von ihnen erklärte mir, wenn sein Brahman ihm geböte, sein ganzes Vermögen unter die Armen zu vertheilen, er würde es thun; ja auf dessen Geheiß würde er sogar sein Leben hingeben. Und so sind sie durchschnittlich Alle gesinnt." — Werden nun diese Menschen, meine andächtigen Zuhörer! nicht einstens am Gerichtstage

als unsere Ankläger auferstehen, die wir dem eigentlichen Stellvertreter Christi, der uns ein Fasten vorschreibt, so schlecht gehorchen?

Endlich beobachten auch die Türken und Neger ein häufiges und strenges Fasten, wobei sie sich den ganzen Tag über nicht nur vom Weine — wie sonst immer — sondern auch der anderen Nahrungsmittel enthalten; und doch sind dies fast alle kriegstüchtige Leute. Darum hat einstmals ein gewisser christlicher Kaiser seinen von den Sarazenen besiegten Soldaten, da sie die Schuld der erlittenen Niederlage auf den Mangel des Weines schoben, indem der Wein — wie sie sagten — den Muth des Menschen zu entflammen, und dem Körper Kraft und Behendigkeit zu ertheilen pflege, Folgendes zum Vorwurfe entgegnet: „Aber die, welche uns überwunden haben, trinken ja nur Wasser"; indem bekanntlich den Türken in ihrem Koran das Weintrinken ganz verboten ist.

Ich fürchte daher mit Recht, den nämlichen Vorwurf möchte auch uns dereinst unser himmlischer Herrscher machen. Wenn die Heiden fasten, so haben sie keinen Wein, denn sie haben die stärkende Gnade Gottes nicht; sie haben ferner keinen Wein, denn sie erhalten für ihre Fasten keinen Lohn im Himmel; sie haben endlich keinen Wein, weil sie in der That sich desselben enthalten. Allein, Geliebte! wenn wir fasten, können wir etwa sagen: Wir haben keinen Wein? Gewiß nicht; denn wir besitzen die ermunternde Gnade, das Beispiel Christi und seiner Heiligen, das Gebet der Kirche, die Ermahnungen, Drohungen, die innere Einsprechung und Salbung des heiligen Geistes. Wir haben ferner die Verheißung so vielfacher Belohnung aus dem Munde Gottes. Wir haben endlich selbst den materiellen Wein, der uns ja keineswegs verboten ist. Wie mögen wir uns also von Jenen besiegen lassen, „die da Wasser trinken"?

Dritter Theil.

Zur bereitwilligen Befolgung des Fastengebotes bestimmt uns die **Aufmunterung von Seite Gottes** durch ausgesetzte Belohnung und angedrohte Strafe.

Zum leichtern Fortschaffen eines Lastschiffes dient endlich drittens ein günstiger Wind, der die Segel bläht und das Fahrzeug vorwärts treibt. Dieser ist aber vorzugsweise ein doppelter: der sanfte Ostwind und der rauhe Nordwind. — So treibt auch uns zur bereitwilligen Befolgung des Fastengebots **die Aufmunterung,** welche in eine zweifache Art zerfällt; einmal werden wir

durch die den Fastenden in Aussicht gestellte **Belohnung**, und dann durch die den Uebertretern angedrohte **Strafe** zum Fasten angespornt.

1) **Die Aufmunterung der ersteren Gattung**, dem sanft wehenden **Ostwinde** vergleichbar, besteht in der **verheißenen Belohnung Gottes**, dem Wohlgefallen und der Freundschaft der heiligen Engel, was Alles dem Enthaltsamen zu Theil wird. — Denn der hl. Basilius schreibt: „Wenn Gott Fastende erblickt, ruft er sämmtliche Himmelsbürger herzu, jene zu beschauen.“ Dies läßt sich daraus abnehmen, daß der Herr, wie die hl. Schrift (3. Kön. 21, 29.) erzählt, den Propheten Elias herbeirief, um die Faste des Königs Achab zu betrachten, und zu ihm sprach: „Hast du Achab nicht gesehen, wie er sich vor mir demüthigte? Und weil er sich nun um meinetwillen erniedrigte, will ich das Unglück nicht in seinen Tagen bringen.“ Darum vernehmen wir im Evangelium am Aschermittwoch die Worte aus dem Munde Jesu Christi: „Wenn du fastest, so salbe dein Haupt und wasche dein Angesicht, damit es die Menschen nicht merken, daß du fastest, sondern nur dein Vater es sieht, der im Verborgenen ist; und **dein Vater**, der im Verborgenen sieht, **wird es dir vergelten**“ (Matth. 6, 17. 18.). Welcher Kämpfer streitet aber nicht muthig, wenn er sieht, daß er von seinem Fürsten und dessen Hofe beobachtet wird? Haben sich die Pharisäer nicht durch Fasten aufgerieben, um nur den Menschen als Fastende zu scheinen? Um wie viel rühmlicher ist es doch, Gott zum Zuschauer zu haben? „Was verlangst du mehr?“ — sagt der hl. Chrysostomus — „Nicht wahr, einige Augenzeugen deiner Werke willst du haben? Siehe, du hast solche nicht nur an den Engeln und Erzengeln, sondern sogar an Gott. Wenn du nun auch Menschen zu Zuschauern wünschest, so wird es dir zwar diesen Lohn nicht verkürzen, aber Alles zu seiner Zeit. Wenn du dieses Abwarten bei Seite setzend, gesehen sein willst, so wirst du dich höchstens zehn oder zwanzig oder hundert Menschen zeigen können. Wenn du dich dagegen hienieden verborgen zu bleiben bemühest, so wird dich Gott einstens (am Gerichtstage) selber **vor der ganzen Welt rühmen**.“ Darum ist in dem griechischen Urtexte der eben angeführten Schriftstelle bei Matthäus (6, 18., ebenso V. 6.) der Beisatz dabei „**öffentlich** wird es dir Gott vergelten“, nämlich einstens am Gerichtstage. — Der Umstand, daß **du**, mein Christ! deinen Gott nicht siehest, darf dich nicht weniger erfreuen; denn auch der Streiter kämpft — nicht, weil er den Fürsten sieht, sondern darum, weil er sich von diesem beobachtet weiß. — Wenn wir nun, christliche Freunde! in diesem Kampfe der Enthaltsamkeit — wie der Weltapostel (1. Kor. 4, 9.) schreibt — „zum Schauspiele geworden sind für die Welt, für die Engel und Men-

schen", ja sogar für Gott selbst: warum sollten wir nicht muthig streiten? —

Dazu kommt noch, wie der hl. Basilius weiter bemerkt, daß die Fastenden von den hl. Engeln in besonderen Schutz genommen und von ihnen mit Vorliebe bewahrt werden. Dies kann man aus dem heutigen Evangelium ersehen, wo es (Matth. 4, 11.) ausdrücklich heißt, daß, nachdem Christus sein Fasten beendet hatte, die Engel sich ihm genähert und ihm gedient hätten. Der erwähnte Kirchenvater setzt an der angegebenen Stelle bei: „Die Engel durchwandeln um diese Zeit alle Kirchen, und verzeichnen die Enthaltsamen"; — ich bin der Meinung: sie verzeichnen sie, wie etwa die Seelsorger die Kommunikanten, um zu wissen, wer später eines christlichen Begräbnisses würdig ist, und wer nicht; — sie schreiben sie auf, wie man Jene anzumerken pflegt, welche die Einladung zu einem Hochzeitmahle angenommen haben, um zu wissen, wer einstens mit Christus dem Bräutigam am Tische seines Vaters im Himmel zu sitzen würdig sei. Christus hat es ja (Marc. 2, 20.) selbst vorhergesagt: „Die Hochzeitleute werden in jenen Tagen fasten, wann ihnen der Bräutigam wird entzogen sein", d. h. nach seinem Leiden und seiner Himmelfahrt. — Wer demnach die gebotenen Fasttage beobachtet, der gibt zu erkennen, daß er zu den Auserwählten und zu den Hochzeitsgästen Christi gehöre. — Gewiß hat es der hl. Franziskus durch sein Fasten verdient, von einem Engel das sicherste Kennzeichen seiner Auserwählung zu empfangen, denn außer der vierzigtägigen Faste vor Ostern hielt er noch ein doppeltes Fasten: eines vor dem Feste der Himmelfahrt Mariens zu Ehren der allerseligsten Jungfrau; das andere nach diesem Festtage zu Ehren der hl. Engel; darum erhielt er am Schlusse dieser Faste gleichsam als Belohnung durch Seraphim die heiligen Wundmale Jesu Christi seinem Leibe eingeprägt (Bonaventura in dessen Lebensbeschreibung).

Dagegen werden Jene, welche hinsichtlich der Beobachtung des Fastengebotes leere Entschuldigungsgründe vorbringen und allerlei Nöthen vorschützen, gleich jenen Eingeladenen im Evangelium (Luc. 14, 24.) das Gastmahl Jesu Christi nicht verkosten.

2) Als Aufmunterung der zweiten Gattung, so zu sagen als den rauhen und scharfen Nordwind, betrachte ich die Strafe Gottes, welche den Uebertretern des Fastengebotes gleichsam rücklings nachstellt. — Der hl. Ambrosius schreibt nämlich: „Es ist keine geringe Sünde, die gebotene Faste zu brechen." Und wieder sagt derselbe Kirchenlehrer: „Ein jeder Christ, der die geheiligte Fastnzeit nicht mit Fasten zubringt, wird des Ungehorsams und der Widerspenstigkeit schuldig erachtet werden." Der genannte Heilige läßt sich weiter also vernehmen: „Die Faste gar nicht halten, ist ein schwerer Frevel, sie theilweise brechen, eine

Sünde." Der hl. Augustinus drückt sich in gleicher Weise also aus: „Wer zu einer andern Zeit im Jahre fastet, der gewinnt einen Ablaß; wer aber in der vierzigtägigen Faste nicht fastet, der wird Strafe empfinden." Und der hl. Basilius äußert: „Weniger gefährlich ist es für einen Soldaten, seinen Schild wegzuwerfen und ins feindliche Heerlager überzugehen, als für einen Christen, nicht auf der Liste der Fastenden zu stehen." Der bereits erwähnte hl. Ambrosius erwägt die Gefahr, in welche Jonathas gerathen war, weil er dem Verbote seines Vaters — welches er übrigens gar nicht kannte — zuwider nur etwas Weniges Honig gekostet hatte; denn nach Sauls Ausspruch hätte er sterben müssen, würde das Volk nicht so lauten Ausspruch dagegen erhoben haben (1. Kön. 14.). Saul hatte nämlich sein Heer beschworen, kein Mann solle bis zum Abend etwas genießen, bis er an seinen Feinden Rache genommen hätte. Als nun die Soldaten zufällig auch etwas Honig am Wege liegen sahen, wagte es vom ganzen Heere nicht ein einziger, die Hand zum Munde zu führen, um auch nur etwas Weniges davon zu verkosten (so hoch achteten sie des Königs Befehl), außer Jonathas, welcher das Verbot nicht gehört hatte. Aber nachdem er es übertreten und vernommen, mißbilligte er seinen Schritt, und ward von seinem Vater als des Todes schuldig erklärt. — Nun ist aber das Fastengebot von den Aposteln, und zwar, wie allgemein angenommen wird, vom hl. Petrus, dem Apostelfürsten ausgegangen; es ist uns ferner späterhin von allen Päpsten — also auch von Christus, dessen Stelle sie vertreten und unter dessen Leitung sie stehen, wiederholt eingeschärft worden. Wenn demnach Sauls Kriegsheer auf dessen Geheiß und Drohung sich einen Abbruch that: sollen wir nicht ein Gleiches thun? „Und wenn Jonathas", — fährt der hl. Ambrosius weiter — „obwol er von dem durch seinen Vater gebotenen Fasten nichts wußte, des Todes schuldig erklärt ward, weil er es übertrat: was verdient erst Jener für eine Strafe, welcher das von Christus gegebene Fastengebot kennt und dennoch übertritt?" Und wenn Jemand überdies ein solches Gebot zu verachten, oder dasselbe aus Geringschätzung zu übertreten wagen sollte: was meint ihr, meine Lieben! wird erst ein Solcher verdienen?

Es werden uns sehr viele Beispiele erzählt, welche uns beweisen, wie schwer Einzelne deshalb bestraft wurden. So berichtet Martin Kromer (im 5. Buche s. Gesch. Polens), die Polen seien einst bei der Belagerung von Naktus, einer Festung Pommerns, weil sie die vierzigtägige Fasten weder mit der nur einmaligen Ersättigung, noch auch mit der Enthaltung von Fleischspeisen beobachtet hatten, durch nächtliche Schreckensgestalten, wie durch ein feindliches Heer, aufgescheucht und aus dem Lager vertrieben worden; dadurch hätten die Belagerten Gelegenheit gehabt,

des Nachts einen Ausfall zu thun, das polnische Lager in Brand zu stecken und dem Feinde eine große Niederlage beizubringen; so daß die Polen unverrichteter Sache wieder abziehen mußten. — Eine gleiche Niederlage erlitten auch die Geusen unter den Grafen Ludwig und Heinrich von Nassau, wie Tilmann (l. 7. collat. 38 c. 56.) erzählt, i. J. 1575 am Mittwoch in der Osterwoche, wo sie von den Spaniern geschlagen wurden, weil jene zur Ketzerei übergegangenen Geusen mit Verachtung des religiösen Gebotes in der vorausgegangenen Faste mit Fleischspeisen sich ersättigt, die Spanier hingegen das Kirchengebot gewissenhaft beobachtet hatten; — wie es diesen letzteren ein benachbarter Pfarrer, Namens Philipp Olmenus, vorausgesagt hatte, daß sie eine freudige, die Feinde aber eine traurige Ostern halten würden.

3) Endlich weht feindlich vom Rücken her der Gluthwind der Hölle. Dieser wird Alle versengen, welche nicht fasten und ihrer Schlingsucht niemals etwas entziehen mögen. Denn saget mir doch, andächtige Zuhörer! was hat den reichen Prasser im evangelischen Gleichnisse (Luc. 16, 19—31.) zu ewigem Durst und Hunger in den Flammen der Hölle verdammt? Gewiß die Pracht der Kleidung und die köstlichen Mahlzeiten nicht; (denn wer wollte Alle verdammen, die sich prächtig kleiden und kostbar speisen?) sondern vielmehr der Umstand, daß er — wie der hl. Text ausdrücklich beisetzt (V. 19.) — „alle Tage herrliche Mahlzeit hielt;" also beständige Schmausereien anstellte, gar nie sein Wohlleben unterbrach, niemals fastete, nie seinem Gaumen etwas entzog. — Ein solches ewiges Fasten — wie es der Prasser in der Hölle zu leiden hat — wartet ohne Zweifel auf diejenigen, die nichts vom Fasten wissen wollen, sondern immer dem Wohlleben nachhängen. — Vielleicht kommen auch noch andere, zeitliche Strafen dazu; wie eine solche die Israeliten in der Wüste traf, welche nach Fleisch gelüsteten, und dasselbe zwar erhielten — aber nur zu ihrem Verderben und Untergange (IV. Mos. 11, 33.).

Schluß.

So ziehet denn, geliebte Andächtige! dieses Lastschiff mit Anstrengung aller Kräfte an das Land! Oder ohne Bild: Heißet die heilige Fastenzeit von Herzen willkommen, und unterziehet euch dem Gebote der Kirche sowol hinsichtlich der einmaligen Ersättigung, als auch der Enthaltung von Fleischspeisen nicht allein in diesen vierzig Tagen, sondern auch an den übrigen, das Jahr über vorgezeichneten Tagen mit größter Freude und Bereitwilligkeit! Lasset euch hiezu ermuntern durch das Beispiel unseres Herrn Jesu Christi und seiner Heiligen!

Der Heiland bedurfte keiner Reinigung und keiner Buße, und dennoch fastete er so lange und so strenge. Sollen nun wir Sünder, wir mit so vielen Versuchungen bedrohte Menschen, nicht zum Fasten, zur Beherrschung unserer Sinnlichkeit unsere Zuflucht nehmen, um unsere schwache Tugend zu befestigen, um für die Vergehungen, welche wir uns durch strafbare Nachgiebigkeit gegen die lüsterne Begierlichkeit zu Schulden kommen ließen, wenigstens einige Genugthuung zu leisten? — Beherziget ferner, daß nicht nur die gesammte christliche Welt, sondern sogar die Heiden in allen Jahrhunderten in Beobachtung des Fastens uns Gesellschaft leisten, so daß wir uns vor allen diesen schämen müßten, wollten wir allein hierin zurückbleiben. — Und welch' ein mächtiger Antrieb zu gewissenhafter Einhaltung der Fast- und Abstinenztage liegt nicht in der Belohnung, welche uns von Gott dafür zugesichert ist, der es uns ewig und reichlich vergelten will! Auf wen übrigens diese himmlische Vergeltung keinen Eindruck mehr macht, der erzittere doch wenigstens vor der Strafe, welche dem Uebertreter vom Herrn angedroht ist! — So wird dann das hohe Osterfest für uns ein wahres Freudenfest werden. Amen.

Predigt auf den II. Sonntag in der Fasten.

Thema: Von den Gründen, um deretwegen Christus verklärt werden wollte.

Eintheilung.

Christus wollte verklärt werden:

I. um in uns den Glauben an die Auferstehung zu befestigen;
II. um unsere Hoffnung zu beleben;
III. um unsere Liebe zu entflammen;
IV. um die Kirche zu trösten;
V. um seine Hoheit durch die That zu zeigen;
VI. um uns die Verachtung der Welt zu lehren;
VII. um auch seinem Leibe eine Festlichkeit zu bereiten.

Text: Matth. XVII, 2. „Er ward vor ihren Augen verklärt."

Eingang.

Gleichwie Alles, was Christus that, immer nur aus wichtigen Gründen und mit großer Weisheit geschah, so hatte er es auch gerne, wenn man ihn fragte, aus welcher Ursache er dieses oder jenes vollbracht hätte. Darum verweist es der Herr nach dem hl. Evangelisten Johannes (16, 5.) seinen Jüngern, daß sie ihn nicht fragten, wohin er gehe, indem er spricht: „Ich gehe nun zu Dem, der mich gesandt hat, und Niemand von euch fragt mich: Wo gehst du hin?"

Damit nun, andächtige Zuhörer! der Herr nicht auch uns einen gleichen Vorwurf machen könne, so wollen wir ihn heute fragen, warum er denn an dem heutigen Tage gegen seine Gewohnheit so herrlich und glänzend erschie-

nen sei. Denn da kein anderer, als Christus es ist, welcher nach dem Zeugnisse des hl. Paulus (Philip. 2, 8.) „sich selbst erniedrigte“: — wie hat er sich denn verdemüthigt und aller Herrlichkeit entäußert, da er sich doch heute auf Tabor mit Glorienschein umgab? Ist ferner Christus nicht allzeit der Verherrlichung durch die Menschen ausgewichen? Floh er nicht, wie der hl. Johannes (6, 15.) berichtet, um von dem staunenden Volke nicht zum Könige erwählt zu werden, auf den Berg? — Wenn endlich der Herr den König Ezechias tadelt, daß er den Gesandten des Königs von Babylon seine Herrlichkeit und Reichthümer zeigte (4. Kön. 20, 17.), warum offenbarte nun Christus heute seine Glorie? Hierin liegt ein tiefes Geheimniß, und es geschah solches aus wichtigen Gründen.

Abhandlung.

Diese Gründe nun, um derentwillen Christus heute auf Tabor verklärt ward, und in himmlischer Glanzgestalt sich zeigte, lasset uns, meine andächtigen Zuhörer! heute ausführlicher und mit ungetheilter Aufmerksamkeit vernehmen.

I. Grund.

Christus ward verklärt, um uns in dem Glauben an eine einstige Auferstehung zu bestärken.

Der göttliche Heiland wollte heute auf Tabor erstlich deshalb verklärt werden, um in uns den Glauben an eine Auferstehung und an die verheißene Himmelsherrlichkeit zu befestigen.

Der Herr hatte einstmals ein in der That sonderbares und schwer verständliches Wort gesprochen, nämlich: „Es werden die Gerechten leuchten, wie die Sonne im Reiche ihres Vaters“ (Matth. 13, 43.); auch an anderen Stellen der hl. Schrift finden sich viele ähnliche Aussprüche. Wer muß hier nicht staunen? Wie soll denn der irdische und dichte, der schwerfällige und träge, der dunkle und finstere, der gebrechliche und verwesliche Leib die Feinheit, Schnelligkeit und Klarheit der Sonne, sowie die Unverweslichkeit annehmen und erlangen können? — Aber sehet, Geliebte, den Beweis für die Möglichkeit! Christi Leib, der dem unsrigen in allen Stücken ähnlich ist, strahlt heute gleich der Sonne. Wer sollte es glauben, daß aus alten, zerrissenen und unbrauchbaren Tuchstücken das blendend weiße Papier gemacht werden könne? Aber wenn wir in eine Papiermühle gehen, und wahrnehmen, wie da die Hadern durch vieles Stampfen und auf

sonstige Weise verarbeitet und zuletzt in Papier umgewandelt werden, dann werden wir es endlich für wahr halten. Da es nun in gleicher Weise sehr schwer anzunehmen ist, wie das Sterbliche der Erde die Unsterblichkeit annehmen könne: darum hat Christus heute seine Vertrauten, wenn ich so sagen soll, in die Werkstätte der Unsterblichkeit, auf einen hohen abseits gelegenen Berg geführt, ihnen dort das blendend weiße Linnen seiner Gewande gezeigt; denn seine Kleider wurden, wie das heutige Evangelium (Matth. 17, 2.) besagt, „weiß wie der Schnee"; desgleichen erschien sein Antlitz wie Sonnenglanz erstrahlend (ebendas.). — Siehst du hier, mein Christ! wie sich das gewöhnliche und abgetragene Kleid des Herrn in ein neues und helles, wie sich sein Antlitz in Sonnenschein verwandelte?

Aehnliche Zeichen ließ der Herr auch vor Zeiten dem Israelitischen Volke schauen, daß er es aus der ägyptischen Knechtschaft in ein vortreffliches und geräumiges Land, das von Milch und Honig fließe, führen wolle (II. Mos. 4. Cap.). Als nämlich Moses dem Herrn dagegen einwendete, das Volk werde ihm solches nicht glauben, befahl ihm Gott, die Hand aus seinem Busen herauszuziehen; und nachdem Moses dies gethan, sah er, daß sie aussätzig war. Nachdem der Herr dem Moses hierauf befohlen hatte, die Hand abermals in seinen Busen zu stecken und wieder hervorzuziehen, und Moses es that, siehe da war seine Hand rein und gesund gleich dem anderen Fleische (ebend. V. 6. u. 7.). — Die aussätzige Hand nun war das Judenvolk, so lange es unter dem Joche Pharao's seufzte, weil nämlich mit den härtesten und schmutzigsten Frohnarbeiten in den kothigen Lehmgruben belastet. Dagegen erschien Israel als möglichst reine und gesunde Hand, nachdem es das Land der Verheißung inne hatte. Dieses Sinnbild überzeugte Moses, daß die Verheißung wirklich eintreffen werde.

Auf gleiche Weise hat unser Herr und Gott am heutigen Tage, um uns über die Umwandlung unsrer Leiber — von der Verweslichkeit zur Unverweslichkeit, von der Schmach zur Herrlichkeit — zu vergewissern, uns seine Hand, d. h. Jesum Christum, gezeigt, welche er von Oben herab uns entgegenreichte, den Worten des hl. Sängers (Ps. 143, 7.) zufolge: „Reiche deine Hand aus der Höhe und errette mich," — jedoch in einer anderen Gestalt.

Zuerst nämlich hatte sie der Herr aus seinem Busen genommen und uns dargereicht in Gestalt eines mit sterblichem Fleische bekleideten Knechtes; zuletzt hatte er sie uns am Kreuze gleichsam mit dem Aussatze behaftet (wie Isaias 53, 4. weissagt) vorgeführt. Am heutigen Tage jedoch zog er die nämliche Hand wieder aus dem Busen hervor, und siehe da, sie erschien herrlich und glän-

zend! — Was nun Gott an Christus als seiner Hand offenbarte, das gilt auch als Vorbedeutung **uns** bezüglich der künftigen Erfüllung seines Wortes, daß wir dereinst würden verherrlicht werden. Somit ist hiedurch der Glaube an unsere künftige Auferstehung und Glorie bestärkt.

II. Grund.

Christus wollte durch seine Verklärung auch unsere Hoffnung beleben.

Wenn Christus heute auf Tabor verklärt ward, so that er dieses noch aus einem **anderen** Grunde, indem er dadurch **unsere Hoffnung beleben** und uns so **zu eifriger Thätigkeit anspornen wollte.** — Diese Ursache mochte Job wol voraus erkannt haben, indem er (36, 32.) sagt: „In seinen Händen verbirgt er das Licht, und gebeut ihm, wieder zu scheinen" (nach Art jenes Thieres, dessen Salmeron — üb. d. Kindh. Christi — erwähnt, welches an seiner Stirne etwas wie einen Karfunkel oder einen hellglänzenden Edelstein hat, der jedoch mit einem Häutchen oder durch Augenbrauen bedeckt ist, und den es nach Belieben aufdecken kann, so daß er bloßgelegt bei Nacht ganz helle Lichtstrahlen entsendet); „er gibt Kunde davon seinem Freunde," fährt Job fort, „daß es sein Besitzthum sei, und daß er zu ihm hinaufkommen könne" (ebend. V. 33.).

Ein treffliches Vorbild hievon findet sich im IV. Buche Mos. (im 13. Kap.). Denn als das Israelitische Volk an dem Besitze des gelobten Landes verzagte, und ermüdet nach Aegypten zurückzuziehen gedachte, schickte Moses auf Gottes Geheiß Kundschafter in jenes Land, welche zum Beweise von dessen Vorzüglichkeit, und wie es von Milch und Honig fließe, eine Weinrebe sammt ihrer Traube abschnitten, welche von zwei Männern an einer Stange getragen ward; damit die Israeliten bei deren Anblick zum muthigen Vorwärtsziehen möchten aufgemuntert werden (ebend. V. 24.).

Ganz auf dieselbe Weise hat Gott der Herr, um uns das Wesen des himmlischen Heimathlandes in etwas zu offenbaren, und um uns zugleich zu desto muthigerem Streben darnach zu ermuntern, am heutigen Tage uns jene Traube gezeigt und gebracht, von welcher die Braut im Hohenliede (1, 13.) sagt: „Eine **Cyprustraube** ist mir mein Geliebter"; denn die heute offenbarte Herrlichkeit Christi war nicht von dieser Welt, sondern vom Himmel, und durch die zwei Zeugen Moses und Elias uns von dorther überbracht. — War nun diese himmlische Weintraube so groß und so schön, daß der hl. Petrus schon beim blosen Anblicke derselben gleichsam wonnetrunken in die Worte ausbrach: „Hier ist

gut sein" (Matth. 17, 4.), indem er, wie der hl. Lucas (9, 33.) hiezu bemerkt, „nicht wußte, was er redete": wie herrlich müssen erst die übrigen Annehmlichkeiten und Reichthümer jenes Landes sein?

Wer sollte sonach nicht auf's Neue Muth fassen, zur Erreichung desselben jegliche Mühe und Beschwerde auf sich zu nehmen; gleichwie die Diener des Holofernes beim Anblicke der Schönheit der Judith zu diesem sagten: „Wer mag das Volk der Hebräer verachten, die so reizende Frauen besitzen, daß wir schon um dieser willen mit Recht wider sie streiten sollten?" (Jud. 10, 18.)

Und dennoch hat Christus keineswegs seine volle Herrlichkeit, sondern nur die Zierde seiner Menschheit und seines Leibes offenbart: was muß es erst Herrliches sein, Christi vollständige Majestät zu schauen! — So zeigt beispielshalber auch die Mutter ihrem Kinde ein goldglänzendes Spielzeug in ihrer Hand, jedoch nur theilweise, damit das Kind gerne zur Schule gehe, fleißig lerne u. s. w. —

Als Cajus Marius im Begriffe stand, den Cimbern ein Treffen zu liefern, schlug er mit besonderem Fleiße sein Lager in jener Gegend der Feinde auf, wo sich kein Wasser vorfand. Als er nun merkte, wie die meisten seiner Leute darüber ungehalten waren, daß der Durst sie quälte, wies er mit aufgehobenem Finger in die Ferne auf einen Strom hin, welcher das feindliche Lager bespülte, und fügte hinzu: wer Durst habe, und seinen Durst löschen wolle, solle dorthin gehen, um zu trinken. Hiemit nämlich suchte er seine Soldaten zum Kampf aufzumuntern. — Auf gleiche Weise zeigt uns Gott in der Absicht, uns zum geistigen Streite zu ermuthigen, heute einen Fluß, reich an süßestem Wasser, nämlich Christum. Aber wo zeigt er ihn? Auf dem Berge Tabor, dem Vorbilde des Himmels. Hienieden ist es uns nicht vergönnt, unseren Durst völlig zu stillen; dies ist uns allein im Himmel gestattet. Sehet darum, Andächtige, hin auf jenen Strom, — es ist Christus, der da ruft: „Wenn Jemand Durst fühlt, so komme er zu mir, und trinke!" (Joh. 7, 37.) Von der Lieblichkeit dieses Wassers gleichsam trunken, wünscht sich der hl. Petrus, auf ewig dort verbleiben zu dürfen; und doch hatte er auf Tabor dasselbe nur von Weitem und gleichsam nur wie durch einen kleinen Spalt bemerkt. Aber man muß durch der Feinde dichtgedrängte Schaar zu diesem Fluß und Born der Annehmlichkeiten dringen, — man muß den Berg ersteigen. Von eben dieser Süße hingerissen, „schlug Moses" nach den Worten des Weltapostels (Hebr. 11, 24. u. 25.), „nachdem er groß geworden, es aus, ein Sohn der Tochter Pharao's zu heißen; und wollte lieber mit dem Volke Gottes Drangsal leiden, als den zeit-

lichen Genuß der Sünden haben." „Er sah auf die Vergeltung" (ebend. V. 27.).

III. Grund.

Christus wollte durch seine Verklärung die Liebe in uns entflammen.

Bei seiner Verklärung hatte Christus auch diese Absicht im Auge: Er wollte in uns die Liebe gegen ihn und zu den himmlischen Gütern entflammen.

Fürsten brauchen sich nicht zu schmücken, um ihrer weiblichen Dienerschaft zu gefallen; im Gegentheile putzt die letztgenannte sich auf, um des Fürsten Wohlgefallen zu ernten. Bei Gelegenheit seiner Verklärung aber zeigt sich unser Seelenbräutigam, Christus, seiner Braut, der Kirche, in schönster Gestalt, um sie zur Liebe und zur Vermählung mit ihm zu bestimmen. Das will der hl. Sänger David andeuten, indem er (Ps. 18, 6.) sagt: „In der Sonne hat er seine Wohnung genommen, und er geht hervor wie ein Bräutigam aus seinem Gemache."

Das ist wol keine dauernde und erquickliche Ehe zu nennen, wenn der eine Theil durch Furcht zur Vermählung gleichsam getrieben wird. Eben darum hat Christus, wiewol er uns durch Offenbarung der Höllenstrafen zur geistigen Vermählung mit ihm hätte zwingen können, es vorgezogen, uns vielmehr durch die Kundgabe seiner Herrlichkeit hiezu zu bestimmen; damit diese (geistige) Ehe durch wechselseitige Liebe eine dauerhafte und annehmliche werden möchte. Und warum, andächtige Zuhörer! glaubt ihr wol, hat Gott all den Himmel und die in Mitte befindlichen Elemente, Feuer und Luft, so hell und durchsichtig erschaffen, daß man die Sterne am hohen Himmel erblicken kann? Warum hat dagegen Gott die Tiefe der Hölle durch die in Mitte vorhandene undurchdringliche und dunkle Erde und durch das Wasser unserem Auge verborgen? Unstreitig aus keinem anderen Grunde, als damit wir uns beim Anblicke des Himmels vielmehr durch die Liebe zu den himmlischen Gütern, als durch die Furcht vor den Höllenstrafen zum Dienste und zur Liebe Gottes ermuntert fühlen, und auf diese Art Kinder Gottes und keine Knechte seien, welche letzteren nur durch Furcht getrieben werden müssen. Wo wird es aber Jemanden geben, welcher seinen so erhabenen und großen Heiland, den so edlen und herrlichen Christus betrachtet, wie er aus unendlicher Liebe gegen die Menschen die weite Reise vom Himmel zu uns auf Erden unternommen, ohne daß er ihn aller Gegenliebe für würdig erachtet?

IV. Grund.

Christus ward verklärt, um seine Kirche zu trösten.

Der Heiland wollte durch seine heutige Verklärung auch die Kirche trösten und sie von kommender Schmach befreien. — Hätte nämlich Christus niemals seine Herrlichkeit offenbart, so würden die Ungläubigen über die Kirche spotten können, daß sie ihm anhängen mochte, da sie ihn doch nie anders sah, als wie „einen Verachteten und als den geringsten unter den Menschen" (Isai. 53, 3.). — Würde sich eine Frauensperson mit einem fremden, unbekannten und schlecht gekleideten Manne verloben, so würde man allenthalben zu ihr sagen: Unglückliche! was hast du begonnen, daß du Jemand geehlicht hast, dessen Verwandtschaft, dessen Vermögensverhältnisse du nicht gekannt? Du bist mit Recht getäuscht. — Dasselbe hätten auch die Ungläubigen der Kirche Christi vorhalten können. — Im Gegentheile aber wenn jenes Mädchen einige Personen ausgesendet hat, um über die Herkunft und das Vermögen ihres Verlobten Erkundigungen einzuziehen; und wenn sich diese über ihre Fragepunkte in erwünschter Weise vergewissert haben, so wird ihr das zu großem Troste gereichen, und sie wird nie zu hören bekommen, sie habe eine üble Wahl getroffen. — Die hl. Kirche führt nun drei Apostel auf, welche die Herrlichkeit ihres Bräutigams mitangesehen haben; an diesen besitzt sie zugleich drei gewichtige Zeugen, mittelst deren sie ihre und ihres Bräutigams Ehre leicht retten kann. Der Apostelfürst Petrus schreibt hierüber (II. Brf. 1, 16.): „Wir folgten keineswegs gelehrten Fabeln, da wir euch mit der Kraft und Gegenwart unsres Herrn Jesu Christi bekannt machten; sondern wir waren Augenzeugen seiner Herrlichkeit;... wir haben die Stimme vernommen, welche vom Himmel erscholl, da wir mit ihm auf dem hl. Berge (bei seiner Verklärung auf Tabor) waren." Und der hl. Paulus sagt (I. Kor. 1, 23.): „Wir predigen Christum, den Gekreuzigten, der den Juden zwar ein Aergerniß und den Heiden eine Thorheit ist." — Wenn aber Christus auf dem Berge Kalvaria gekreuzigt worden, so ward er auf dem Berge Tabor verherrlicht. Wenn er dort in Mitte zweier Mörder zu sehen war, so erschien er hier zwischen den beiden höchsten Heerführern Moses und Elias. War er dort verspieen und wund geschlagen, so erglänzte er hier heller, als die Sonne. War er dort entblößt und ganz mit Blut überronnen, so war er hier mit Gewändern geschmückt, die weißer waren, als der Schnee. Hat er dort Schmähreden und Lästerungen hinnehmen müssen, so hörte er hier aus dem Munde seines himmlischen Vaters die Worte: „Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe" (Matth.

17, 5.). War dort die Luft in Dunkel, gleichsam in ein Trauergewand, gehüllt, so war hier eine lichte und freundliche Wolke.

Ein Vorbild hievon findet sich im alten Testamente, wie im IV. Mos. 17. Kap. erzählt wird. — Als nämlich durch Kore und dessen Anhänger Unzufriedenheit und Empörung im Volke entstanden war, indem jene mit Aaron um das Hohepriester-Amt stritten: ließ Gott den Stab Aaron's vor den übrigen Stäben der anderen Stämme grünen, damit hieran zu erkennen sei, daß die hohepriesterliche Würde dem Aaron, und keinem anderen, gebühre. Und da nachmals im neuen Bunde die Judeen auf eine ähnliche Weise stritten, ob Christus wirklich Gott und der verheißene Messias sei: so war es zur Beilegung dieses Streites gewiß sehr passend, daß die Menschheit Jesu Christi auch einmal in ihrer Blüthe, d. h. in ihrer vollen Herrlichkeit sichtbar wurde.

V. Grund.

Christus ward verklärt, um sich thatsächlich in seiner Erhabenheit zu offenbaren.

Als weiterer Grund, warum der Heiland heute verklärt worden, kann auch der gelten: Christus wollte durch die That selbst, und nicht durch Worte darthun, wer er eigentlich sei. — Würde er sich nämlich nur mit Worten für den Sohn Gottes erklärt haben, so könnte man ihn leicht der Anmaßung beschuldigen. Auch wollte er uns lehren, daß sich die wahre Tugend in Thaten, und nicht in Worten bewähren müsse. Nie hat Christus dem Volke gegenüber freiwillig gesagt: Ich bin der Messias, oder ich bin der Sohn Gottes. Wenn aber die Umstände etwa eine solche Erklärung erheischten, drückte er sich nur höchst bescheiden aus. Im Uebrigen erwies er sich durch Handlungen und Werke unverkennbar als den verheißenen Messias. Als ihn nach dem Berichte des hl. Lucas (7, 20.) die Schüler Johannes des Täufers fragten: „Bist du es, der da kommen soll?" antwortete er: „Meldet dem Johannes, was ihr gehört und gesehen habt." Eben so gab er den Juden, die zu ihm sagten: „Wenn du Christus bist, so sag' es uns unverholen," den Bescheid: „Meine Werke, die ich vollbringe, geben Zeugniß von mir" (Joh. 10, 24. u. f.). Aehnlich spricht sich der Herr noch mehrmals bei anderen Gelegenheiten aus. Die Tugend und Würde darf nämlich nicht mit Worten prahlen, sondern sie muß sich durch Thaten beweisen. Frauen wurden sonst nicht als Zeugen angenommen, wohl aber Männer; eben so sind auch die Worte verdächtig, dagegen die Werke nicht. Christus wollte sonach seine

Gottheit mit Männer- und nicht mit Frauenzeugniß darthun. Daher kommt es, daß derjenige, der nur mit Worten um sich wirft, weniger Glauben findet, indem er sich gleichsam auf das wenig sagende Zeugniß von Frauen stützt. Der hl. Chrysostomus äußert darum (37. Hom. üb. Matth.): „Das Zeugniß, welches von Thatsachen hergenommen wird, ist zuverlässiger, als jenes der Worte; auch kann hiebei kein Argwohn mitunterlaufen."

VI. Grund.

Christus ward verklärt, um uns Weltverachtung zu lehren.

Christus wollte uns in seiner Verklärung mit seinem Beispiele belehren, daß man den vergänglichen Dingen entsagen, und das Kreuz auf sich nehmen müsse. — Die hl. Evangelisten berichten, unmittelbar vor der Verklärungsgeschichte habe der Herr hievon geredet.

Wie aber, entgegnest du mir vielleicht, wie lehrt Christus durch Offenbarung seiner Herrlichkeit auch die freiwillige Lossagung von aller Ehre? — Ganz auf die nämliche Weise, in welcher er durch Kundgabe seiner Macht, wonach er die Schaar der Juden mit Einem Worte niederwarf (Joh. 18, 6.), das Freiwillige und Ungezwungene seines Leidens bewies.

Manche sehr reiche, dabei aber dennoch demüthige Edelleute gehen immer einfach gekleidet einher. Wenn es aber dann und wann die Umstände erheischen, z. B. bei besonderen festlichen Gelegenheiten, erscheinen sie in kostbaren Gewändern, damit es sich zeige, daß sie nicht aus Geiz, Armuth und Dürftigkeit, sondern aus freiem Willen der Kleiderpracht für gewöhnlich entsagen. Aehnlich handelte auch Christus, da er sich heute nur einmal mit dem Gewande seiner Herrlichkeit bekleidete, damit die Heiden oder Juden seine Armuth und sein Leiden nicht etwa dem Mangel und der Ohnmacht, und mithin der Noth zuschreiben sollten; aber (erkennet hieraus seine freiwillige Demuth und Selbstverleugnung!) derselbe, der nur ein einziges Mal im Leben seine Herrlichkeit, und diese nur sehr Wenigen sehen ließ, zeigte die ganze übrige Zeit seines Erdenwallens Allen nur Niedrigkeit, verbarg dagegen seine Hoheit; während es ihm doch leichter gewesen wäre, seine Herrlichkeit zu offenbaren, als sie zu verbergen; geradeso wie es der Sonne leichter ist, ihre Strahlen sichtbar, als unsichtbar zu machen, indem sich letzteres nur durch Vermittlung eines anderen Gegenstandes, nämlich durch das Dazwischentreten einer Wolke, bewirken läßt. Noch mehr: da die Seele Christi allzeit

selig war, so gebührte es dem Leibe Christi vom ersten Augenblicke seiner Empfängniß an, daß sich diese Herrlichkeit von der Seele auch auf den Leib ergoß. Es ist deshalb eher ein Wunder zu nennen, daß Christi Leib nicht allezeit glorreich erschien; bei der heutigen Verklärung des Herrn also hat dieses Wunder eher aufgehört, als begonnen. Christus hat demnach während seiner ganzen Lebenszeit (ausgenommen heute bei der Verklärung) die seinem Leibe gebührende Verherrlichung gleichsam mit Gewalt unterdrückt und gewissermassen durch eine Wolke bedeckt. Somit wollte er uns durch sein Beispiel lehren, es sei besser, auf der Welt seine Herrlichkeit zu verbergen, als sie zur Schau zu tragen.

Wie sind demnach Jene dem Heilande so überaus unähnlich, welche sich sogar einen Ruhm, den sie gar nicht besitzen, andichten, und ihre Vorzüge aus allen Kräften kundzugeben trachten. Hat man wirklich eine Ehre, oder kann man eine solche ansprechen, so soll man sie geheim halten. Es gereicht uns fürwahr weit mehr zum Ruhme, wenn die Welt sagt: Betrachtet doch einmal diese überaus angesehene und vermögende Dame, wie anspruchslos und einfach gekleidet sie einhergeht! als wenn es heißt: Sehet jenes Weib, das an vornehmer Abkunft und Reichthum manchen anderen nachsteht, wie geputzt, wie aufgeblasen, wie pomphaft sie daher stolzirt!

VII. Grund.

Christus ward verklärt, um auch seinem Leibe eine Festlichkeit zu bereiten.

Wenn Christus heute verklärt ward, so geschah es endlich wol auch deshalb, um seinem Leibe auch einmal ein Fest zu bereiten. — Während seines ganzen irdischen Lebens marterte Christus unausgesetzt seinen Körper ab und rieb ihn auf durch Fasten, Nachtwachen, Reisen, Durst, Frost, Thränen, langes und immerwährendes Beten und Predigen. Heute aber gönnt er seinem Leibe auch einmal etwas, jedoch auch dies nicht so fast um seinetwillen, als vielmehr um **uns** die Lehre zu geben, es könne und müsse mit der Strenge, mit welcher man seinen Leib züchtigt und im Zaume hält, hie und da auch einmal nachgelassen werden, damit dieser nachmals seinen Verrichtungen wieder um so besser nachzukommen im Stande sei. Christus feierte also am heutigen Tage — wenn der Ausdruck gebraucht werden darf — gewissermassen eine Art Fasching, indem er eine andere Gestalt annahm, da nach den Worten des hl. Lucas, womit er

das heutige Geheimniß schildert (9, 29.), „die Gestalt seines Angesichtes verändert ward." — Allein, Geliebte! bemerket die Art und Weise wohl, wie solches geschah. Der Herr nahm

1) zwar am heutigen Tage eine andere Gestalt an, aber keine fremde; denn jene Herrlichkeit, in der er heute erscheint, gebührte jederzeit seinem Leibe. Er nahm sonach heute nur an, was er allzeit war, und unfehlbar sein mußte. Die Fastnachtsmenschen unserer Tage dagegen nehmen an, was sie nicht annehmen sollten, nämlich eine andere, und oft nicht einmal eine menschliche Gestalt.

2) Dann bekleidete sich Christus mit Ruhm und Herrlichkeit; jene aber mit Thorheit und Schwäche.

3) Bei seiner Verherrlichung selbst bespricht der Herr sein Leiden und Sterben; denn, wie der Evangelist Lucas (9, 31.) meldet, „redeten sie (Moses und Elias mit Christus) von dem Ausgange, mit welchem er zu Jerusalem vollenden würde." Jene Carnevalsthoren aber treiben zur Zeit der Faschingslustbarkeiten nur alberne, unheilige, schändliche Dinge, und vergessen ganz auf die letzten Dinge: Tod, Gericht und Hölle.

4) Bei der Verklärung Christi erschien Gott-Vater als zugegen und anwohnend. Jene hingegen schließen bei ihren Verlarvungen Gott aus.

5) Bei der Verklärung des Herrn sehen wir zwei berühmte Gesetzgeber und Propheten anwesend, — Moses und Elias. Jene Faschingsnarren aber hören in diesen Tagen auf keinen Gesetzgeber, und erkennen auch keinen an.

6) Bei der Verklärung Jesu werden die Apostel geistiger Weise trunken; jene Thoren aber berauschen sich bei ihrem Mummenschanze im Weine.

7) Endlich erglänzte dort Christi Antlitz, und es leuchtete sein Gewand. Jene Thoren hingegen verunreinigen nicht nur das Angesicht ihres Gewissens durch den Koth der Sünde, sondern sie schänden auch durch ihr Betragen nach Außen ihren guten Namen und die Reinheit ihrer Sitten. Die Faschingsfreuden unserer Tage sind also von dem heutigen Freudenfeste auf Tabor himmelweit verschieden. Wären sie dem Feste, welches Christus heute begeht, nur in etwas gleichförmig, ich würde mir wahrlich die Mühe nicht geben, mich über die Lustbarkeiten der Welt an Fastnacht so zu ereifern. Aber dies ist leider nicht der Fall.

Schluß.

Geliebte Andächtige! vernehmet nun zum Schlusse meinen wohlgemeinten Rath. Habt ihr seither noch keine ähnliche Festlichkeit begangen, wie Christus an dem heutigen Tage, o so be-

ginnet jetzt, und feiert ein Freudenfest für euere Seele — durch Gebet und Fasten! Denn die erwähnten beiden Tugendwerke verklären gewissermassen den Menschen, und geben ihm eine andere Gestalt, aber eine überaus schöne, in welcher er auch seinem Gotte gefällt. Für eine solche geistige Umgestaltung ist die hl. Fastenzeit gerade die passendste; in dieser soll nämlich der alte Mensch mit seinen sündigen Begierlichkeiten abgelegt, und ein neuer nach Gottes Bild und Wohlgefallen angezogen, der alte Lasterknecht in einen Tugendfreund, der Feind Gottes in dessen Liebling, der Sklave Satan's in ein freies Kind Gottes, der den Höllenstrafen Verfallene in einen Erben des Himmels und Miterben Christi umgewandelt werden. O welch' eine herrliche Umgestaltung wäre dies, wenn sie in dieser Gnadenzeit der hl. Faste durch eine aufrichtige Buße und durch den würdigen Genuß des neutestamentlichen Osterlammes zu Stande käme! — Der göttliche Erbarmer wolle durch das Geheimniß seiner heutigen Verklärung uns Alle zu einer solchen Umänderung führen, damit wir ihm hier durch Buße wohlgefällig, und einstens im Reich der Wonne durch unsere Verklärung ähnlich werden mögen! — Amen.

Predigt auf den III. Sonntag in der Fasten.

Thema: Etliche Ursachen, wegen deren Mancher bei der Beicht verstummt.

Eintheilung.

Was den Beichtenden nicht selten stumm macht, ist:

I. Falsche Scham;
II. Vernachlässigung der Gewissenserforschung;
III. Unkenntniß der eigenen Schwachheit;
IV. Lust an der Sünde;
V. Scheue vor der Genugthuung;
VI. Verzweiflung an seiner Besserung.

Text: Luk. XI, 14. „Jesus trieb einen Teufel aus, welcher stumm war."

Eingang.

Der Beichtvater trifft, besonders in der jetzigen (österlichen) Zeit, manchen Stummen an, wie auch das heutige Evangelium eines solchen erwähnt, welchem der böse Geist den Mund verschloß und die Sprache benahm; — es sind dieses, wie ihr gleich errathet, andächtige Zuhörer! alle Jene, welche in der heil. Beichte ihre Sünden verschweigen. Man kann solche füglich und treffend mit den Bürgern der Stadt Ephran vergleichen, deren im I. Buche der Machabäer (5, 46 u. ff.) Erwähnung geschieht, welche, da sie Judas der Machabäer auf dem Heimzuge in sein Land um Durchlaß durch ihre Stadt — woraus doch für Niemand ein Nachtheil erwachsen würde — ansprach, ihre Thore mit Steinen verrammelten und nicht öffnen wollten. Judas belagerte deshalb die Stadt, und eroberte sie. Nachdem er hierauf

alle Männer hatte umbringen lassen, zog er über die Leichen der Getödteten hinweg durch die Stadt.

Judas bedeutet so viel als „Bekenntniß"; die Stadt Ephran aber so viel als „Staub." — Die Beichte nun verlangt auf Antrieb der Reue durch des Menschen Mund hindurchzugehen, der ja nichts Anderes ist, als Staub und Asche; sie will ihm keineswegs schaden, im Gegentheile vielmehr nützen. Aber was beginnen die Bewohner jener Stadt, oder was thun so manche Sünder? — Sie versperren die Thore der Stadt; d. h. sie verschließen ihren Mund mit Schweigen, um ihre Sünden ja nicht zu offenbaren, wie schon der Prophet Michäas (7, 16.) von ihnen weissagt mit den Worten: „Sie legen ihre Hand auf den Mund, und ihre Ohren sind taub"; — und zwar thun sie dies auf Betrieb der Kunstgriffe des bösen Geistes hin, wie wir einen solchen im heutigen Evangelium antreffen, der einen Unglücklichen der Sprache beraubte.

Aber wehe solchen Menschen, wenn sie nicht aufthun! Denn sie werden einmal gegen ihren Willen öffnen müssen, wenn nämlich am jüngsten Gerichte ihre Missethaten vor der ganzen Welt offenbar werden, wo sie sich dann durch ihr eigenes Bekenntniß selber verdammen, indem sie ausrufen, wie in der hl. Schrift (Weish. 5, 6.) zu lesen: „So sind wir also abgeirrt vom Pfade der Wahrheit!"

Es entsteht nun die Frage: Welches sind denn die Steine, mit denen solche Sünder ihren Mund versperren? Oder ohne Bild zu reden: Welches sind die Gründe, die so manchen Beichtenden stumm machen und im hl. Bußgerichte der Sprache berauben? —

Hierauf werde ich euch, Andächtige! in gegenwärtiger Erbauungsstunde eines Näheren antworten.

Beantwortung.

I.

Manchen Sünder macht **die falsche Scham** im Beichtstuhle stumm.

Es gibt gewisse Steine, die ihren Glanz verbergen und ganz dunkel aussehen, wie z. B. der Chrysopras, ein edler Stein, der bei Tage nur wenig glänzt, aber bei Nacht leuchtet. — Ein solcher Stein ist die falsche Scham, welche häufig dem Beichtenden den Mund verschließt, und ihn im hl. Bußgerichte stumm macht. Diese Scham zeigt sich vor dem Beichtvater; vor anderen Menschen verschwindet sie; denn man schämt sich nicht, zu sündigen; dagegen seine Sünde zu bekennen, nimmt man Anstand. Der hl.

Chrysostomus drückt sich in dieser Beziehung sehr schön also aus: „Gott gab der Sünde Scham und Scheue, dem Geständnisse Vertrauen. Satan aber kehrt die Sache um, und verleiht der Sünde Vertrauen, und der Beichte Scham und Scheue."

Gabriel Inchino (Canonicus bei Lateran) erzählt, der heil. Bischof Cyrillus habe einstmals in der Charwoche unter den vielen Büßern, welche auf Gelegenheit zum Beichten am Beichtstuhle warteten, auch einen Teufel stehen sehen, und denselben, obgleich er zum Scheine die Haltung eines Bußfertigen angenommen hatte, auf Gottes Eingebung sogleich erkannt. Der Heilige fragte ihn: „Was thust du hier unter Büßern, du grimmiges Unthier?" Der böse Geist antwortete: „Ich thue Buße." Cyrillus fuhr fort: „Aber wie kannst du Buße thun, der du ein Feind Gottes und alles Guten, und überdies verstockt im Bösen bist?" Satan erwiederte: „Ich erstatte zurück, was ich gestohlen habe." Der Bischof sagte weiter: „Nun was hast du denn gestohlen?" Der Teufel versetzte: „Ich habe die Scham gestohlen, und jetzt erstatte ich sie wieder zurück;" — mit anderen Worten: Ich habe gemacht, daß sich die Menschen zum Sündigen nicht schämten, und nun bewirke ich, daß sie sich des Beichtens und der Buße schämen. — Hören wir hierüber auch den hl. Augustinus. Er sagt: „Schäme dich nicht, das frei zu bekennen, was du dich nicht schämtest, vielleicht vor den Augen und in Gesellschaft Vieler frei zu begehen."

Als der griechische Weltweise Sokrates einstmals zu Athen einen Jüngling antraf, welcher zur Befriedigung der Sinnenlust ein öffentliches Haus besucht hatte, aber, da der Weise eben vorüberzog, als jener herauszugehen im Begriffe stand, von Scham erfaßt, sich hinter die Thüre jenes Hauses versteckte, trat Sokrates hinter die Pforte und sagte zu dem Jüngling: „Schäme dich nicht, mein Sohn! diesen Ort zu verlassen. Hättest du dich lieber geschämt, ihn zu betreten."

Wer sich ferner eine kleine Beschämung vor einem einzigen Priester nicht gefallen lassen will, der wird einstens vor der ganzen Welt zu Schanden gemacht werden. Dies bezeugt der Prophet Oseas (13, 12.), indem er sagt: „Ephraims Missethat ist zusammengebunden, seine Sünde verwahrt; Geburtswehen werden ihm ankommen." Der hl. Seher bedient sich bei diesem Vergleiche des Bildes einer Frauensperson von zweideutigem Rufe, welche durch sündhaften Umgang Mutter wird; jedoch, damit ihre Schande nicht an den Tag kommt, sich fest zusammenschnürt, um so ihren Stand zu verheimlichen. Aber wie lange? Bis zur Zeit der Geburt. Denn dann werden Schmach und Wehen zugleich über sie kommen, und sie der Schande und dem Spotte Aller preisgeben. — Ein gleiches Loos wird den Sünder treffen, welcher vor dem Seelenarzte und seinem geistigen Vater seine Missethat

verhehlt. Denn es wird die Zeit hereinbrechen, nämlich am Gerichtstage, wo Beschämung und Höllenqual zu gleicher Zeit über ihn kommen, und zwar vor der ganzen Welt — vor Gott, den Engeln und Menschen. Hat nicht der Herr dem Könige David, welcher seinen Ehebruch durch allerlei Kunstgriffe zu verheimlichen gesucht hatte, also gedroht: „Du hast es geheim gethan; ich aber werde solches vor den Augen von ganz Israel zulassen und vor dem Angesichte der Sonne" (2. Kön. 12, 12.). — Wurde ferner nicht die Lüsternheit jener zwei Greise, die da sagten: „Es sieht uns Niemand" (Dan. 13, 20.) an's Licht gezogen und schmählich gestraft?

Dies ist aber alles noch nichts im Vergleiche mit jener Schmach und Beschämung, welche der Verworfenen am Gerichtstage harrt, den der hl. Geist (Weish. 3, 18.) „den Tag des Erkennens" nennt, an welchem ein Jeder nicht nur sein eigenes Gewissen, sondern auch das der Uebrigen erkennen wird.

II.

Manchen Beichtenden macht **die Vernachläßigung der Gewissens-Erforschung** stumm.

Es gibt ferner auch Steine, welche giftige Thiere, wie z. B. eine Schlange, in sich enthalten. Ein solcher Stein fand sich, wie Fulgosus berichtet, zur Zeit des Papstes Martin V. vor. Oder solche, in denen sich eine Kröte aufhält. Derselbe Schriftsteller erzählt, man habe einen derartigen Stein, in welchem, als man ihn zerschlug, eine Kröte verborgen war, zu Autun, einer Stadt in Frankreich, gefunden.

Einem solchen Steine gleicht das Gewissen, welches, so lange man es nicht durch die Erforschung zerlegt und die Falten desselben auseinander breitet, ganz gesund und gut aussieht; indessen, wenn es genauer erforscht wird, allerlei giftiges Gewürm, Schlangen und Kröten zu Tage fördert. — Zertheilen und Zerschlagen thut ihm demnach gar sehr noth. Dies will der Prophet Joel (2, 13.) mit den Worten sagen: „Zerreißet euere Herzen!" — Eine ähnliche Aeußerung lesen wir beim Propheten Ezechiel (8, 8.), wo der Herr zu diesem spricht: „Menschensohn, grabe durch die Wand!" Wie nun Ezechiel dieses that, zeigte sich eine Thüre. Und als er durch diese hineinging, sah er an der Wand rings herum allerlei Gewürm und häßliche Thiere, sowie die Götzen des Hauses Israel abgebildet. — Dieses Wort gilt dir, o Sünder! „Durchbrich also die Wand" deines Gewissens, welche von Außen zwar zierlich und weiß, inwendig aber voll von Götzenbildern und giftigen Insekten, nämlich

voll todtbringender Sünden ist. „Was heißt" — bemerkt der hl. Gregorius über diese Stelle — „was heißt die Wand durchbrechen anderes, als durch strenge und genaue Nachforschungen seine Herzenshärte ans Licht ziehen?" — Plinius schreibt vom Hirsche, er vertreibe das giftige Gewürm durch den Hauch seiner Nase aus den Höhlen, und verzehre es dann. Weil er nun hiebei eine sehr große Hitze empfinde, eile er zur Quelle, und werde, nachdem er seinen Durst gelöscht, wie verjüngt. — Auf gleiche Weise rufe auch du, christliche Seele! aus dem Innersten deines Gewissens deine Vergehungen hervor; eile dann, von der Gluth wahrer Reue ergriffen, zum Heilquell des Bußsakraments, um nach Ablegung des alten Menschen ein neuer zu werden.

Sage mir, mein Lieber! was würdest du thun, wenn du hörtest, es hätten sich Diebe heimlich in deine Wohnung eingeschlichen? Würdest du dich sorglos niederlegen? Würdest du jenen nicht vielmehr eifrig nachspüren? Und wenn du einen oder den anderen ergriffen hättest: würdest du nicht auch den Uebrigen auf die Spur zu kommen suchen? Denn was dann, wenn auch nur Einer zurückbliebe, der dich deines Eigenthums und Lebens berauben könnte? — Siehe, diese Diebe sind die Sünden, welche deiner Seele alles Verdienst, die Gnade Gottes und die Seligkeit rauben. Wenn du es also gut mit dir meinest, so forsche ihnen doch ja recht sorgfältig sammt und sonders nach.

Der weise Mann schickt den Trägen hin zur Ameise; seine Worte sind: „Geh' hin zur Ameise, du Fauler!" (Sprichw. 6, 6.) Warum dies? Die Ameise durchsucht nämlich Alles, und findet auch das Verborgenste (wie Pierius bezeugt). So durchgehe auch du sorgsam dein Herz, und durchsuche alle seine Winkel. Sollten dir deine Sünden nicht auf der Stelle entgegen kommen, so fahre nur in deinem Nachforschen fort! Gleichwie du nämlich, wenn du aus dem lichten Sonnenschein dich an einen finstern Ort begibst, anfänglich nichts siehst, aber wenn du dich eine Zeit lang dort verhalten hast, allmälig alles daselbst Befindliche zu sehen anfängst: ebenso wirst du auch bei andauernder Durchforschung deines Gewissens alles darin Verborgene nach und nach immer deutlicher erschauen.

III.

Den Beichtenden macht häufig auch **die mangelhafte Kenntniß seiner Schwachheit** stumm.

Wie Ortelius, ein Schriftsteller aus älterer Zeit, berichtet, findet sich in Schottland ein Fels, welcher eine eigenthümliche, fabelhafte Beschaffenheit haben soll. Denn er hat das Eigene, daß,

wer auf der einen Seite desselben steht, ein Geräusch, welches sich auf der andern Seite desselben erhebt, und wäre es auch ein Kanonenschuß, nicht hört.

Gerade so sind auch manche Sünder beschaffen. Ihre Unwissenheit und geistige Erschlaffung ist so groß, daß sie die Nachwehen ihrer Sünden gar nicht mehr fühlen. Solche sind harthörig im Hause ihres Gewissens, und blind in der Erkenntniß ihrer Gebrechen und Verirrungen.

Von jenem Blindgebornen im Evangelium (Joh. 9, 1. u. ff.) ist nirgends zu lesen, daß er den Heiland gebeten habe, ihm das Augenlicht zu schenken; denn er hatte den unglücklichen Zustand seiner Blindheit gar nicht recht erkannt. So gibt es auch einzelne geistig erstarrte Menschen, welche über ihren Gewissenszustand gar nichts anzugeben wissen, weil sie nichts an demselben bemerken; nach ihrer Meinung steht bei ihnen Alles gut; sie gehen sogar über schwerere Sünden gleichgiltig weg, wie wenn diese wenig oder gar nichts schadeten. Sie fühlen darum auch keine Gewissensbisse, eben weil ihre Ohren taub sind. —

Aehnlich war es einstmals dem König David nach seinem Ehebruch mit Bethsabee ergangen. Denn nachdem ihm diese hatte melden lassen, daß sie empfangen habe, blieb David taub, und erwachte auf diesen durchdringenden Ton hin noch immer nicht zur Buße. Da begann Gott durch den Mund des Propheten Nathan zu donnern durch Vorlegung des Gleichnisses von dem reichen Manne, welcher, obgleich im Besitze sehr vieler Schafe, dennoch einem armen Menschen sein Schäflein raubte. Wie erschütternd war doch dieser Donnerschlag! Aber auch jetzt vernahm oder verstand ihn David noch nicht; bis kurz darauf der Prophet ihm mit ausdrücklichen Worten vorhielt: „Dieser Mann bist du" (2 Kön. 12.). —

Demzufolge war auch David so verblendet, daß er, um seinen Ehebruch zu bedecken, keinen Anstand nahm, seine Kriegsleute zu opfern, für deren Rettung er doch hatte besorgt sein sollen; und sich nicht um die Schmach kümmerte, welche dem Namen seines Volkes dadurch erwuchs, daß sie im Treffen flohen und den Urias im Stiche ließen. So sehr hatte nämlich die blinde Leidenschaft dem Könige seinen Verstand und alle Ueberlegung benommen, daß er darob alles dessen nicht achtete. — Diese Taubheit, Blindheit nur Unwissenheit bleibt jedoch in keinem Falle frei von Schuld. Die Weltapostel schreibt (1. Timoth. 5, 8.): „Wenn Jemand für die Seinigen, und besonders für seine Hausgenossen nicht Sorge trägt, . . . so ist er schlimmer, als ein Ungläubiger."

Um wie weit schlimmer muß sonach derjenige sein, der sich um das Haus seines Gewissens gar nicht kümmert; und nicht bebeachtet, was darin vorgeht. Gesetzt, ein Familienvater würde es

gleichgiltig mit ansehen, wenn die Dienstboten sein Haus bestehlen, wenn sein Weib Ehebruch beginge, wenn die Kinder beide Aeltern verspotteten, Auswärtige sich von seiner Küche ernährten und aus seinem Keller tränken: würde ein solcher Hausvater nicht seinen guten Ruf völlig einbüßen, ja all' sein Hab und Gut gefährden? — Fürwahr, jener Putiphar von Aegypten ward eben darum, weil er nicht wußte, und sich auch nicht darum kümmerte, was in seiner Wohnung war oder vorging, schmählich hintergangen, daß er sein wollüstiges Weib im Hause behielt, dagegen den keuschen Joseph, der ihm doch so großen Nutzen brachte, daraus vertrieb (I. Mos. 39.). — Wenn demnach Jemand im Hause seines eigenen Gewissens dergestalt blind und sorglos ist, daß er sich gar nicht um dasselbe kümmert, kann es uns Wunder nehmen, wenn ein solcher in der Beichte stumm ist, und seine Hauptfeinde — die Sünden, fort und fort in seinem Hause hegt und pflegt? — Mit Bezug hierauf sagt der weise Mann in seinen Sprüchwörtern (24, 30. u. 31.): „Ich bin durch den Acker eines faulen Mannes gegangen und durch den Weinberg eines Thoren; und siehe, er war ganz voller Nesseln, und Dornen bedeckten seine Oberfläche u. s. f." —

IV.

Nicht selten macht den Sünder auch **die Lust an der Sünde** im Beichtstuhl stumm.

Unter die Steine ist auch der Magnetstein zu zählen, welcher bekanntlich das Eisen an sich zieht und festhält; ja es hat ganze Berge von Magnetsteinen gegeben, welche mit Eisen beladene Schiffe unaufhaltsam anzogen und nicht eher wieder losließen, bis das Eisen ausgeladen war.

Einem solchen Magnet ist auch die Liebe zu der Ergötzung zu vergleichen, welche die Sünde zu gewähren pflegt. Denn diese hält oftmals einzelne Sünden mit solcher Zähigkeit fest, daß sie der Mensch gar nicht mehr loszulassen Willens ist. Darum heißt es im Buche Job (20, 12.): „Weil das Böse süß in seinem Munde ist, so verbirgt er (der Sünder) dasselbe unter seiner Zunge (wie einen Leckerbissen); er spart dasselbe auf, läßt es nicht los, und versteckt es in seiner Kehle." — Der greise Patriarch Jakob gerieth sehr in Angst, als er vernahm, daß man Benjamin, seinen jüngsten und liebsten Sohn, von ihm forderte, um ihn nach Aegypten mitzunehmen, und sagte: „Mein Sohn soll nicht mit euch hinabziehen" (I. Mos. 42, 38.). Indessen gewann dennoch Joseph's Forderung die Oberhand; denn er hatte seinen

Brüdern gesagt: „Ihr sollt mein Angesicht nicht sehen, wenn ihr eueren jüngsten Bruder nicht mitbringt“ (ebend. 43, 3.).

So hängt auch Mancher mit solcher Vorliebe an irgend einer Todsünde, daß er sie dem Beichtvater, der sie ihm abverlangt, nicht ausliefern will. Möchten aber Solche wohl beherzigen, daß der Ausspruch Gottes ihnen in aller Wahrheit gilt: Ihr sollet mein Antlitz nicht schauen, wenn ihr jene kleine Sünde (wie sie indessen nur dem Sünder vorkommt) nicht zur Beichte bringt. — Es gilt nämlich bei den Gottesgelehrten als bleibender Grundsatz, man müsse alle und jede Todsünde beichten.

Gleichwie ferner Jakob dadurch, daß er Benjamin ziehen ließ, seinen Sohn Joseph, der ihm unter allen der liebste gewesen, wieder bekam: ebenso wird auch Jener, der mit Ueberwindung seiner selbst alle seine Sünden, auch jene, denen er am meisten ergeben war, dem Priester offenbart, Freude, Heil und Gnade erlangen. Im Gegentheile wird derjenige, welcher so thöricht ist, irgend eine Sünde in solchem Grade zu lieben, daß er sie im hl. Bußgerichte nicht angeben will, diese später mit dem unversöhnlichsten Hasse verfolgen, wenn er sich um ihretwillen wird zur Hölle verdammt sehen; ähnlich dem Amnon, dem Sohne David's, welcher seine Halbschwester Thamar, die er zuvor übermäßig geliebt hatte, später, nachdem sie durch ihn geschändet war, viel ärger haßte, als sie von ihm vorher war geliebt worden (2. Kön. 13.).

V.

Auch **die Scheue vor der zu leistenden Genugthuung** macht manches Beichtkind stumm.

Es gibt übrigens noch andere Steine, nämlich Ziegelsteine, aus Lehm gebrannt und wenig dauerhaft, so daß sie beim leisesten Wurfe oder Stoße zerbrechen. — Was stellen solche Steine anderes vor, als die Scheue vor der zu leistenden Genugthuung? — Denn es fehlt nicht an solchen Sündern, welche dergestalt schwach und furchtsam sind, daß sie schwerere Vergehungen in der Beichte deshalb verschweigen, weil sie befürchten, es möchte ihnen eine Buße auferlegt, oder ihr Gemüth mit Schrecken erfüllt werden, etwa durch die Last, fremdes Gut zurückzugeben, ihre Feindschaft abzulegen, ihren Lieblingsneigungen zu entsagen, sündige Fesseln zu zerbrechen u. dgl. — Diesen darf man sagen, wie David (Ps. 93, 20.) sich ausdrückt: „Hängt dir denn der Sitz des Unrechtes so fest an, der du die Mühe vorschützest im Gesetze?“ Der gelehrte Schriftausleger Nikolaus von Lyra erklärt diese Stelle von den Kundschaftern des hl. Landes, die das Israelitische Volk schreckten durch ihre Aussage: „Das Land, das

wir durchzogen, verzehrt seine Bewohner. Wir haben dort einige Ungeheuer der Söhne Enac's vom Geschlechte der Riesen gesehen, im Vergleiche mit denen wir wie Heuschrecken aussahen" (IV. Mos. 13, 33. u. f.). — Ebenso kommen nämlich einzelnen Sündern die Bußwerke, als Fasten, körperliche Züchtigungen, Bußgürtel, Bodenknieen, Wiedererstattung, Abbitte und Aehnliches, was ihnen zur Genugthuung aufgegegen wird, wie schreckenerregende Ungeheuer, und der Beichtstuhl wie ein Land vor, das seine Bewohner verschlingt. Allein diese mögen hören, was Josue und Kaleb jenen Verläumdern des gelobten Landes entgegneten: „Seid nicht widerspenstig gegen den Herrn, und fürchtet euch nicht vor dem Volke dieses Landes, denn wir können sie, wie Brod, aufessen." (IV. Mos. 14, 9.) Dasselbe läßt sich unstreitig auch von der Beichte sagen. Denn gesetzt auch, sie möchte auf den ersten Anblick uns zwar streng scheinen, so wird sich diese ihre scheinbare Härte bald in süße Freude verwandeln, wenn sich der Büßer von den Gewissensbissen und der Dienstbarkeit Satan's befreit fühlt. Mag der Büßende gleichwol in Thränen zerfließen, mag er unbarmherzig gegen sein Fleisch verfahren, — dies Alles bringt ihm unbeschreiblichen Trost; wie solches der hl. Augustinus nach eigener Erfahrung bezeugt, indem er sagt: „Es flossen Thränen, und meiner Seele war wohl dabei." Auch David, der hl. Büßer, nennt seine Zähren „seine Speise" (Ps. 41, 4.), und wieder an einer anderen Stelle (Ps. 79, 6.) „seinen Trank"; — wie wenn er davon ganz gut und köstlich lebte.

Wer das Hochgebirg der Alpen von ferne betrachtet, der hält es für eine Unmöglichkeit, dieselben zu erklimmen und zu übersteigen. Aber wenn er näher hinkommt, findet er, daß der Pfad dahin auf Umwegen keineswegs steil, im Gegentheile leicht scheint wegen der damit verbundenen Freuden, welche die Reise bietet. Ebenso scheint die Buße, die man sich vorgenommen, dem Unerfahrnen eine allzugroße Strenge in sich zu begreifen. Wer sie aber einmal verkostet und auszuüben beginnt, der überzeugt sich, daß sie mild und leicht ist, und säumt nicht länger mehr," sich ihr zu unterziehen.

VI.

Den Beichtenden macht endlich auch **die Verzweiflung an der Möglichkeit seiner Besserung** stumm.

Endlich sind es auch die Kieselsteine, welche bisweilen die Thore der Stadt, oder den Mund des Beichtenden verschließen. — Was deuten aber diese Kieselsteine anders an, als die Verzweiflung an der Möglichkeit seiner Besserung von

Seite des Büßers? — Gleichwie nämlich die Kieselsteine, wenn man sie zu einem Damm oder Haufen zusammenträgt, vermöge ihrer natürlichen Glätte wieder auseinanderfallen, so daß man mit Kieselsteinen nicht dauerhaft bauen kann: ebenso bilden sich einzelne Sünder ein, bei all' ihrem öfteren Beichten lehrten sie gewissermaßen den Krebs vorwärts gehen, oder baueten mit Kieselsteinen, d. h. sie gäben sich eine ganz vergebliche Mühe mit ihrer Besserung, — deshalb weil sie die Erfahrung machen, daß sie sogleich wieder in ihre alten Sünden zurückfallen. — Allein, mein christlicher Freund! stehe mir Rede: Wenn du in ein Gefäß öfter Wasser schöpfest, wird dasselbe nicht, wenn du es auch gleich wieder ausleerest, reiner werden, als wenn du gar nie Wasser hieingegossen hättest? — Nach der Mahlzeit verspürest du bald wieder Hunger: wirst du darum aufhören, Speise zu dir zu nehmen? — Wirst du vielleicht die Leinwand, die durch den Gebrauch gleich wieder beschmutzt wird, gleich einem Thoren gar nicht mehr waschen wollen? — Wirst du etwa deine Schulden nicht bezahlen, weil du etwa siehst, daß du von Tag zu Tag neue machst? — Wende das nun auf dich an! Wenn du den festen Vorsatz der Besserung hast, so ist dennoch, wiewol du wahrscheinlicher Weise fürchten kannst, du werdest in die nämliche Sünde zurückfallen, deine Buße giltig; und du wirst dadurch allmählich befähigt, den Hang zur Sünde abzulegen. Der hl. Chrysostomus, eben so Theophylaktus behaupten, jener acht und dreißigjährige Kranke im Evangelium (Joh. 5, 1—14.) habe sich alljährlich während der langen Zeit seiner Krankheit zur Zeit der Bewegung des Wassers an den Schwemmteich gesetzt, obgleich er so und so oft wahrgenommen hatte, daß ihm andere gesündere oder stärkere zuvorgekommen waren, und er sich vergebliche Mühe, ins Bad zu gelangen, gegeben habe. Endlich aber fand er doch einmal die Genesung, die er so lange vergebens erwartet hatte: Christus gewährte ihm, was ihm der Teich nicht gab. Der Herr wollte ohne Zweifel durch diese Begebenheit alle Jene, bei welchen die angewandten Mittel des Seelenheils oftmals wirkungslos bleiben, aufmuntern, diese Mittel ja nicht gering zu achten oder bei Seite zu setzen; denn was man heute nicht erlangt, wird man vielleicht morgen, oder etwa nach einem Jahre, oder auch noch in der letzten Lebensperiode erlangen.

Schluß.

Wir haben, geliebte Andächtige! in unserer heutigen Betrachtung die verschiedenen Riegel kennen gelernt, mit denen der böse Geist oftmals den Mund des Sünders bei der heiligen Beichte

verschließt — oder die mannigfachen Gründe vernommen, die den Beichtenden im Bußgerichte stumm machen, und gesehen, wie dieses vornehmlich falsche Scham, Vernachlässigung der Gewissenserforschung, Mangel an Kenntniß seiner Schwäche, die Lust an der Sünde, Furcht vor der zu leistenden Genugthuung, endlich Verzweiflung an der Möglichkeit der Besserung seien. Geben wir uns demnach alle Mühe, diese Riegel zu zersprengen, diese Hindernisse einer aufrichtigen und vollständigen Beichte hinwegzuräumen! Greifen wir die Sache mit allem Ernste an; wenden wir, wenn ich so sagen soll, die Sturmböcke eines tapferen und männlichen Muthes an, und durchbrechen wir die Thüre unseres Mundes! Ist dieses aber geschehen, dann fallen wir gleich dem Eingangs erwähnten Machabäerhelden unbarmherzig über unsere Feinde — nämlich über unsere Sünden — her, hauen wir sie nieder, und gehen wir dann über ihre Leichen hinweg zur heil. Kommunion, und von da ins himmlische Heimathland! Amen.

Predigt auf den IV. Sonntag in der Fasten.

Thema: In wie ferne die Brode im heutigen Evangelium ein Vorbild des heiligen Altarssakramentes sind.

Eintheilung.

Die Brode im heutigen Evangelium sind ein Vorbild der hl. Eucharistie
I. hinsichtlich der dabei angewandten Ceremonien;
II. hinsichtlich der Art und Weise der Vollbringung;
III. hinsichtlich der Unverletzlichkeit;
IV. hinsichtlich der Zureichenheit unter Einer Gestalt;
V. hinsichtlich der Vorbereitung dazu;
VI. hinsichtlich der Wirkung, und endlich
VII. hinsichtlich der allgemeinen Theilnahme.

Text: Joh. VI, 5. „Woher werden wir Brod kaufen, daß diese essen?"

Eingang.

Andächtige im Herrn Versammelte!

Der Grund, warum die Kirche am heutigen Sonntage das eben vernommene Evangelium von den fünf Broden verlesen läßt, ist hauptsächlich dieser: Sie will uns durch die in diesem evangelischen Abschnitte enthaltenen Lehrstücke unterweisen und befähigen zur würdigen Feier des hl. Osterfestes, oder was dasselbe ist, zum Empfange der österlichen hl. Communion. Denn das heutige Evangelium enthält ein Vorbild des heiligen Altarssakramentes, und gibt uns eine überaus schöne Anleitung zum würdigen Genusse desselben.

Die Kirche lernte diesen Grundsatz von Christus dem Herrn selbst. Denn der Heiland hat sich, um das Volk über die einstige Einsetzung des hl. Abendmahls zu belehren, durch das heutige Wunder (Joh. 6.) den Weg gebahnt, um seinen Zuhörern die Ueberzeugung vou einer so wunderbaren Einrichtung beizubringen, und sie zugleich zu unterweisen, was jeder hinsichtlich der hl. Communion zu glauben, und wie er sich auf dieselbe vorzubereiten habe. Es lag nämlich in der Absicht des Herrn, seiner Gewohnheit gemäß das Volk durch Vorausschickung eines entsprechenden Vorbildes anzuleiten, daß es dieses schwer zu erfassende Glaubensgeheimniß leichter begreifen und glauben möge.

In gleicher Weise hatte der Herr auch andere Geheimnisse, wie z. B., daß Gott in Menschengestalt auf Erden erscheinen, daß er leiden, sterben, von Todten auferstehen, zum Himmel auffahren, im heiligsten Sakramente auf Erden verbleiben, und von den Gläubigen als Speise genossen werden würde, um die Menschen desto leichter zur Annahme solch' geheimnißvoller Lehren zu vermögen, schon im alten Bunde unter mancherlei Bildern zum Voraus entworfen, und gleich einem Maler auf's Genaueste vorgezeichnet.

Wir wollen demnach, Andächtige! der Absicht unseres Herrn Jesu Christi und seiner hl. Kirche folgen, und für heute kennen lernen, in wie ferne das uns im heutigen Evangelium vorgeführte Gemälde von den wunderbar vermehrten Broden ein Vorbild des heiligsten Altarssakramentes sei. — Vernehmet die weitere Ausführung mit Geduld und Aufmerksamkeit!

Abhandlung.

I.

Die Brode im heutigen Evangelium sind ein Bild der hl. Eucharistie hinsichtlich **der dabei vorkommenden Ceremonien.**

Wir werden uns überzeugen, andächtige Zuhörer! daß die Brode, deren im heutigen Evangelium Erwähnung geschieht, ein Vorbild des hochheiligen Sakramentes waren, wenn wir die äußeren Gebräuche oder die Ceremonien betrachten, welche dabei vorkommen. Denn wie der hl. Johannes in unserem Evangelium (6, 11.) und namentlich der hl. Matthäus bei Erzählung desselben Wunders (14, 19.) berichtet, „nahm Jesus die fünf Brode, blickte zum Himmel empor, dankte, segnete sie, brach die Brode, und gab sie seinen Jüngern; die Jünger

aber vertheilten sie unter das Volk." — Beim letzten Abendmahle aber „nahm Jesus" — nach den Worten desselben hl. Berichterstatters (Matth. 26, 26.) — „das Brod, segnete und brach es, und gab es seinen Jüngern." — Wir finden also hier wie dort das nämliche Verfahren, wenn gleich nicht dieselbe, sondern eine verschiedene Wirkung. Und ganz dieselben Ceremonien beobachten auch die Priester, wenn sie das heilige Altarssakrament vollbringen.

1) Wie gesagt, „nahm" also der Herr „Jesus" erstlich „das Brod" in seine heiligen und ehrwürdigen Hände. — Hiemit wollte er zeigen, daß er das Wunder als Urheber, durch seine eigene Kraft und Allmacht vollbringe, und nicht durch Gebet von Gott erflehe; welch' Letzteres beim Propheten Elisäus und anderen Heiligen der Fall war. So nimmt auch der Priester beim hl. Meßopfer das Brod in seine Hände, um es in Kraft der Person Christi zu verwandeln, nicht um die Verwandlung etwa durch Bitten zu erlangen, sondern vermöge der ihm von Christus und dessen Stellvertreter übertragenen Gewalt von oben.

2) Ferner „blickte" Christus bei der Brodvermehrung „zum Himmel auf," um der Umstehenden willen. (Die Kirche nimmt im Kanon der hl. Messe an, der Heiland habe bei Einsetzung der hl. Eucharistie das Nämliche gethan.) Hiermit wollte Christus zu verstehen geben, daß von Gott, dem Urquell alles Guten, dem Menschen die Nahrung zufließe, nach dem Spruche, der von des hl. Sängers Harfe tönt: „Aller Augen warten auf dich, o Herr! und du gibst ihnen Speise" (Ps. 144, 15.). Christus wollte hiermit auch andeuten, daß er die Gewalt hiezu vom Himmel, oder von seinem Vater im Himmel habe. Der Priester erhebt, da er wandeln will, gleichfalls seine Augen zum Himmel, um anzuzeigen, das Brod, welches er zu verwandeln beabsichtigt, sei kein irdisches, sondern ein himmlisches Brod, oder jenes Brod, welches nach den Worten des Heilands (Joh. 6, 41.) „vom Himmel herabkommt."

Nachdem das Manna zum ersten Male in der Wüste zur Erde gefallen war, riefen die Juden staunend aus: „Was ist das?" (was im Hebräischen „Manhu" heißt.) Moses gab ihnen zur Antwort: „Das ist das Brod, welches euch der Herr zu essen gegeben" (II. Mos. 16, 15.). Wir hingegen antworten mit Bezug auf das hl. Altarssakrament, wovon das Manna ein Vorbild war: Das ist das Brod, welches vom Himmel herabkommt und der Welt das eben Lgibt.

3) Christus „dankte", und zwar im Namen Derjenigen, welche gespeist werden sollten; denn die ihnen zu erzeigende Wohlthat sah er für die seinige an. — Derselben Worte bedient sich

der wandelnde Priester, und dankt damit Gott in der Person des ganzen versammelten Volkes (denn auch dessen Person vertritt er als sein Bevollmächtigter) für die Einsetzung des wundervollen und segensreichen Geheimnisses der Eucharistie, welches — griechisches Wort — im Deutschen so viel als „Danksagung" bedeutet.

4) Der Heiland „segnete die Brode", indem er ihnen Vervielfachung wünscht. — Auch der Priester segnet unter der hl. Messe das zu wandelnde Brod durch das hl. Kreuzzeichen; nicht etwa weil durch diese Segnung die Verwandlung des Brodes vor sich geht, sondern weil die Gewalt, zu wandeln, von dem Gekreuzigten und hauptsächlich von dessen Kraft und Wirksamkeit herrührt. Der hl. Chrysostomus schreibt daher (Hom. 60. an d. Volk): „Wenn du den Priester die hl. Messe darbringen siehst, so stelle dir nicht vor, er thue dieses als Mensch; sondern denke, die unsichtbar ausgestreckte Hand Jesu Christi bewirke es."

5) Jesus „brach das Brod", und während dieses Brechens vermehrte er dasselbe in seinen Händen. Bei der Einsetzung des hl. Altarssakramentes brach der Herr gleichfalls das Brod vor der Verwandlung. Zur Wandlung selbst wird das bereits gebrochene Brod genommen, d. h. solches, welches schon in kleine Theile, oder in die kleineren Hostien für die Communikanten, getheilt ist. Und zwar geschieht dies wegen der Gefahr, es möchten bei Brechung des bereits konsekrirten Brodes kleine Theilchen abfallen und leicht entweiht werden. Doch kann auch die bereits konsekrirte Hostie gebrochen werden, ohne daß das hl. Sakrament darunter leidet.

6) Der Herr Jesus „gab die Brode seinen Jüngern zur Austheilung unter das Volk." Bemerken wir wohl, Andächtige! er gab sie keinem aus dem Volke, auch keinem Weibe, sondern nur seinen Jüngern. Hiemit wollte er zu erkennen geben, er werde die Gewalt, zu wandeln, keineswegs Allen, sondern am letzten Abendmahle einzig und allein seinen Aposteln und deren rechtmäßigen Nachfolgern — den Priestern, ertheilen. Hiemit ist Luther's irrige Ansicht widerlegt, welcher die Gewalt, zu wandeln, nicht nur den Laien, sondern auch den Frauen einräumt. Ohne Zweifel waren heute in der Wüste noch viele andere Personen zugegen, die gewiß stärker waren, als die Apostel, und mehrere Brode tragen und schneller an die einzelnen Tische herumgehen konnten, als diese. Doch der Heiland wollte sich ihrer Beihilfe nicht bedienen, weil er ihnen die Gewalt der Apostel (nämlich zu wandeln) nicht zugestehen wollte.

II.

Die Brode im heutigen Evangelium sind ein Vorbild des hl. Altarssakramentes hinsichtlich der Art und Weise, wie es vollbracht wird.

Die Brode im heutigen Evangelium sind ein Vorbild vom hl. Altarssakramente in Hinsicht auf die Art und Weise der Vollbringung. — Woher rührte doch, andächtig Versammelte! im heutigen Evangelium beim Vorhandensein von nur ganz wenigen Gerstenbroden und Fischen ein so reichlicher Ueberfluß an beiden? — Hierauf läßt sich ein Doppeltes antworten: Entweder wurden di Brode durch eine Erschaffung aus dem Nichts, oder durch die Verwandlung anderer Körper, z. B. der Luft, der Dünste, der Erde in Brode vervielfältigt. Nimmt man das Letztere an, so haben wir gegenüber den Andersgläubigen hierin den Beweis, daß eine Verwandlung des Brodes in den Leib des Herrn nicht zu den Unmöglichkeiten gehöre. Auf gleiche Weise hat Christus am letzten Abendmahle aus dem Brode sein Fleisch gemacht; und so verwandelt er es noch immer durch die Hände des Priesters. Nimmt man das Erstere an, so gilt folgende Schlußfolgerung: Konnte der Heiland das weit Schwierigere, nämlich eine Erschaffung neuen Brodes aus Nichts, hervorbringen; warum sollte er nicht das Leichtere, nämlich die Verwandlung eines Körpers in einen anderen, zu bewerkstelligen vermögen? — Der hl. Ambrosius schreibt daher sehr treffend (v. Sacr. 4. B. 4. C.): „Das Wort Christi, welches etwas, was nicht vorhanden war, aus dem Nichts hervorrufen konnte, — vermag es nicht auch Vorhandenes in etwas zu verwandeln, was es nicht ist? Gegenständen eine neue Natur geben, ist wol nichts Geringeres, als deren Natur verändern."

III.

Die Brode — ein Bild der hl. Eucharistie hinsichtlich der Unverletzlichkeit.

Die Brode des heutigen Evangelium sind ferner auch ein Vorbild der hl. Communion in Hinsicht auf die Unverletzlichkeit und Ungetheiltheit, mit welcher Christus im hochheiligen Sakramente allzeit ganz und unversehrt verbleibt — nach den Worten des Kirchenliedes: „Wenn auch Alle ihn empfangen, Jesus bleibt doch unverzehrt." — Dieses ist an den fünf Broden des heutigen Evangelium deutlich vorgestellt. Während sich nämlich wirklich eine unglaublich große Volksmenge an

ihnen ersättigte, ging dennoch nicht das Mindeste davon zu Grunde; denn es blieben am Ende sogar noch mehrere Brode übrig, als es anfänglich gewesen waren (Joh. 6, 12.). Dasselbe findet auch bei der hl. Communion statt, wie dieses in der herrlichen Sequenz der Kirche am Frohnleichnamsfeste, die den hl. Thomas von Aquin zum Verfasser hat, so schön ausgesprochen ist in den Worten:

„Wer zu diesem Gastmahl eilet,
Nimmt ihn ganz und unzertheilet,
Unzerbrochen, unversehrt.
Einer naht, und Tausend nahen,
Der empfängt, was die empfahen;
Christus bleibt doch unverzehrt." —

Darum konnte der hl. Andreas dem Proconsul Aegeas sagen: „Ich opfere täglich dem allmächtigen, einzigen und wahren Gotte nicht das Fleisch von Stieren, noch das Blut von Böcken, sondern ein unbeflecktes Lamm auf dem Altare; und wenn nachmals die ganze Schaar der Gläubigen sein Fleisch genossen hat, so bleibt dennoch das Lamm, welches geopfert worden, ganz und lebendig." —

IV.

Die heutigen Brode — ein Bild der hl. Communion in der Zureichenheit der Einen Gestalt.

Die Brode im heutigen Evangelium bilden die hl. Communion auch hinsichtlich der Zureichenheit Einer Gestalt vor. — Wir lesen nämlich nirgends in der hl. Schrift, daß Christus den Volksschaaren in der Wüste heute auch zu trinken gegeben habe; denn nach der Meinung einzelner Schriftausleger hatte die durch Christi Allmacht hervorgebrachte Speise auch die Kraft, den Durst zu löschen. Der Heiland wollte also hiedurch vorbildlich zeigen, daß es hinreichend, ja sogar räthlicher sei, beim Empfange der hl. Communion sich nur Einer Gestalt, und zwar der des Brodes zu bedienen. Denn das hl. Sakrament unter der Einen Gestalt hat dieselbe Kraft und Wirkung, wie unter beiden Gestalten. Auch hat Christus hierüber nichts Bestimmtes vorgeschrieben; denn bald redet er nur von der Einen Gestalt, wie im Evangelinm des hl. Johannes selber, wo es unter Anderm heißt: „Wer dieses Brod isset, wird ewig leben" (6, 59.); bald wieder von beiden Gestalten, z. B. mit den Wor-

ten: „Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, hat das ewige Leben" (Joh. 6, 55.).

In der Vorzeit war es wegen der Ketzerei der Manichäer, welche behaupteten, Christus habe keinen wahren Leib gehabt, und darum die hl. Communion nicht unter der Weinsgestalt empfingen, um sich den Schein zu geben, als geständen sie sein wahres Blut zu, (da sie nur einen blutleeren Scheinleib annahmen) den Rechtgläubigen geboten, unter beiden Gestalten zu communiciren; wie aus den Schriften des hl. Papstes Leo erhellt. Papst Gelasius bestätigte diese Anordnung in einem seiner Briefe, aus welchem Vorgange deutlich zu ersehen, daß vorher in der katholischen Kirche der Empfang der hl. Communion unter Einer Gestalt gebräuchlich gewesen. — Christus der Herr hätte übrigens, um die Schaaren vollkommen zu laben, eben so leicht Wasser in Wein verwandeln, oder solchen aus einem Felsen hervorsprudeln lassen können; allein dieses that er nicht, weil es nicht nothwendig war.

V.

Die Brode — ein Bild der hl. Communion hinsichtlich **der Vorbereitung.**

Aber auch rücksichtlich der auf Seite des Empfängers erforderlichen Vorbereitung ist die hl. Communion in den Broden des heutigen Evangelium vorgebildet. Wir wollen die einzelnen Punkte dieser Vorbereitung genauer kennen lernen.

1) Bevor der Herr das Volk mit den Broden speiste, heilte er zuerst die unter der Schaar befindlichen Kranken, wie der hl. Evangelist Matthäus (14, 14.) bei Erzählung des heutigen Wunders ausdrücklich bemerkt. Hierin liegt die Andeutung, daß die Seelenkranken — die Sünder — vorher durch die Buße gesund gemacht werden sollen, ehe sie sich dem Tische des Herrn nähern. Denn das hl. Sakrament des Altars ist ein Sakrament der Lebendigen und Gesunden — nicht der geistig Todten oder Kranken. — Gleichwie einem Kranken die Speise nicht schmeckt, und wenn sie zu kräftig ist, ihm schadet: eben so hat auch die hl. Communion für den Kaltsinnigen und den Sünder keinen Wohlgeschmack oder Nutzen; ja, weil sie eine starke Speise ist, bringt sie ihm sogar sehr großen Nachtheil. Denn „Niemand thut" — wie Christus sagt (Luc. 5, 37.) — „neuen Wein in alte Schläuche; sonst zersprengt der neue Wein die Schläuche; er selbst wird verschüttet und die Schläuche gehen zu Grunde." Solch' ein neuer Wein ist das hl. Altarssakrament; nennt es ja der Heiland selbst „das Blut des neuen Bundes" (Matth. 26, 28. Marc. 14, 24.);

es darf also nicht in alte Schläuche — in Körper, die noch unter der Herrschaft der Sünde stehen, die den alten Menschen noch nicht ausgezogen haben, gethan werden, damit dieselben nicht zu Grunde gehen; wie dies bei dem abtrünnigen Apostel Judas geschah, welcher nach der unwürdigen Communion, wie die Apostelgeschichte (1, 18.) erzählt, „sich aufhängte, mitten entzwei borst, so daß alle seine Eingeweide heraus fielen." — Mit Bezug auf solche schreibt auch der hl. Paulus (1. Cor. 11, 30.): „Darum sind unter euch viele Schwache und Kranke, und entschlafen Viele"; solche nämlich, die durch den unwürdigen Genuß des Allerheiligsten das Gericht hineinessen und trinken. Und woher kommt es, daß es auch jetzt noch Viele gibt, die nach der hl. Communion geistig so krank und schwach verbleiben, als daher, weil sie krank zum Tische des Herrn hinzutreten, oder auch ohne den wahren Reueschmerz über ihre Sünden und ohne den ernstlichen Vorsatz der Lebensbesserung?

2) Christus begab sich auf den Berg. So soll der Christ, welcher das hl. Altarssakrament zu empfangen gedenkt, den Berg der Betrachtung ersteigen, um vorher zu erwägen, was er vorhat, und wohin er gehen will; er soll mit dem hl. Franziskus von Assisi bei sich bedenken: „Mein Gott und mein Alles! Wer bist du, und wer bin ich?" — Desgleichen soll er sein Herz aufwärts schwingen und zum Himmel emporrichten. Aus diesem Grunde betet oder singt der Priester bei der hl. Messe Eingangs der Präfation, welche der Wandlung kurz vorhergeht: „Sursum corda", d. h.: „Hebet eure Herzen himmelwärts!" — Wenn wir einen vornehmen Herrn besuchen wollen, so denken wir vorher sorglich darüber nach, wie wir vor ihm erscheinen, was wir sprechen oder begehren wollen u. dgl. Warum sollten wir nicht eben so verfahren, ja noch weit mehr Sorgfalt anwenden, wenn wir uns dem Tische Gottes nähern? — Der weise Salomon ertheilt darum in seinen Sprüchwörtern (23, 1. u. 2.) den Rath: „Wenn du mit einem Fürsten zu Tische sitzest, . . . so setze ein Messer an deine Kehle"; das will sagen: Gib fleißig darauf Acht, mit wem du speisest, was du redest, wie du dich beim Essen benehmest u. s. f.

3) Der Heiland ging, bevor er das heutige Wunder wirkte, an einen einsamen Ort (Matth. 14, 13.). So soll auch der Christ vor dem Genusse der himmlischen Seelenspeise allen weltlichen Lärm, alle Zerstreuungen, unnütze Gespräche und irdische Händel vermeiden. Das Manna regnete einstmals den Israeliten nur in der Wüste vom Himmel, und auch nicht eher, als bis der aus Aegypten mitgebrachte Vorrath an Mehl zu Ende gegangen war (II. Mos. 16.). Eben so hat auch Christus bei der heutigen Gelegenheit das Volk, eben weil der Ort eine

Wüste war, wo es sich kein Brod kaufen konnte, durch ein Wunder mit Speise versehen. — So mußt auch du, mein Christ! deinen Sinn und deine Gedanken von den belebtern Gegenden der Welt, d. h. von den vorher mit Begier verlangten irdischen Dingen, abziehen, wenn das Engelbrod dir zusagen und Nutzen schaffen soll.

4) Das Volk lagerte sich auf das Gras, das an jenem Orte reichlich vorhanden war (Joh. 6, 10.). So muß man sich auch vor der hl. Communion niedersetzen, d. h. man soll

a) seine Sinne und alle auf die sinnlichen Eindrücke sich stützende Erkenntniß niederhalten, und nicht neugierig nachgrübeln, woher und wie wir gespeist werden sollen. Auch möge man nicht mit Andreas und Philippus, d. h. mit seinen Sinnen und dem Verstande, über die Zureichenheit der Nahrung streiten, und zweifelnd sagen (Joh. 6, 9.): „Was ist das unter so Viele?" Denn in der bereits erwähnten Sequenz heißt es sehr schön:

„Was den Sinnen sich entziehet,
Dem Verstande selbst entfliehet,
Sieht des Herzens Glaube ein." —

b) Ferner soll man sich auf das blühende und verblühende Gras der irdischen Dinge setzen, die vergänglichen Güter also gleichsam niedertreten und verachten; denn wir gehen ja bei der hl. Communion zu Gott, dem einzigen, wahren und höchsten Gute. — Das Gras ist und bleibt die Nahrung der Thiere; eben so sind irdische Vergnügungen, Reichthümer, Ehren und zeitliche Geschäfte auch die Nahrung weltlich gesinnter Menschen; doch alles dieses muß dem heiligsten Sakramente und dem Geschäfte seines Empfanges weit nachstehen.

5) Nachdem die Schaaren gesättigt waren, wollten sie Jesum mit Gewalt nehmen, um ihn zu ihrem Könige zu machen. — Auch hierin liegt ein tiefer und schöner Sinn. Denn auch wir sollen Christum, nachdem wir ihn durch die hl. Communion in unser Herz haben einziehen lassen, als unseren König einsetzen, daß nämlich — wie die hl. Kirche im kanonischen Stundengebete (zur Prim) betet — „der König des Himmels und der Erde unsere Herzen und Leiber, Gesinnungen, Reden und Handlungen nach seinem Gesetze und den Werken seiner Gebote einrichten und heiligen, lenken und regieren wolle;" so daß wir hienach in Wahrheit mit dem Weltapostel sprechen können: „Ich lebe zwar, doch nicht ich, sondern Christus lebt in mir" (Gal. 2, 20.). —

VI.

Die heutigen Brode — ein Bild der heil. Eucharistie in Absicht auf **die Wirkung.**

Die Brode des heutigen Evangelium sind auch hinsichtlich der Wirkung, welche sie hatten, ein Vorbild des Allerheiligsten.

1) Denn Jene, welche bei der heutigen Speisung zugegen waren, erkannten den Herrn Jesum und priesen ihn, indem sie sagten: „Dieser ist wahrhaftig der Prophet" (Joh. 6, 14.). Eben so machen auch Jene, welche sich oft und würdig bei dem Gastmahle des hochwürdigsten Sakramentes einfinden, sehr große Fortschritte in der Kenntniß der göttlichen Dinge; — ich sage: in der himmlischen Wissenschaft, nicht etwa in der Gottesgelehrtheit oder Weltweisheit oder sonst in irdischem Wissen; denn alles das ist zur Seligkeit nicht unumgänglich nothwendig; wohl aber schreiten sie vor in jener Weisheit, die zum wahren Heile führt, nämlich in der, wie man die Sünde bekämpfen, die Tugenden erreichen und pflegen, die Trübsale gottergeben ertragen, wie man die Nachstellungen des bösen Feindes vereiteln und überwinden soll u. dgl. mehr. Dieses ist die heilsamste aller Wissenschaften.

2) „Sie wurden satt" (Matth. 14, 20.). — Ebenso stillt auch die hl. Eucharistie den Hunger, insoweit dies auf Erden möglich ist; denn sie theilt uns das Unterpfand der ewigen Glückseligkeit mit.

Der Taglöhner nimmt vorlieb mit seinem Taggelde, und wären es auch nur elende Kupfermünzen; wenn er es am Ende der Woche aber dem Herrn seiner Arbeit übergibt, erhält er dafür Silbergeld. Es befriedigt zwar der Empfang des hl. Altarssakramentes hienieden die Gaumenlust nicht, deren die Seligen im Himmel genießen; — ist ja doch die Erde nicht der Ort für diese Süßigkeit; allein wir erhalten in ihm doch ein Unterpfand der einstigen Wonnen und Süßigkeiten im Reiche des Himmels, wenn wir es bis an unser Lebensende aufbewahren und dann Gott übergeben; — dort erst wird uns die eigentliche Süßigkeit gewährt werden.

VII.

Die Brode — ein Bild des hochwürdigsten Sakramentes **in der Allgemeinheit der Speisung.**

Die Brode, die heute in Rede stehen, bilden das heiligste Sakrament des Altares vor bezüglich der Allgemeinheit

und Gesammtheit der Theilnehmer. — Der hl. Evangelist Matthäus (14, 20.) berichtet: „Alle aßen davon." Es war unter all' den Anhängern und Zuhörern Jesu nicht ein Einziger, welcher sich von der heutigen Speisung entschuldigt hätte. Ebenso sollte sich auch Niemand finden, welcher, wenigstens in der österlichen Zeit, sich dem Tische des Herrn entzöge. Ein solcher verdiente denn auch, von Gott zurückgewiesen zu werden, so daß er fürder nicht mehr zu diesem Gastmahl hinzugelassen werden dürfte. — So erging es, wie die hl. Schrift (Esth. 1.) erzählt, der Königin Vasthi. Diese ward vom König Assuerus verstoßen, durfte nicht mehr vor ihm erscheinen, ward vielmehr als Königin entthront, weil sie der Einladung zu dem überaus glänzenden Gastmahle, welches der König sämmtlichen Fürsten seines Reiches angestellt, nicht Folge gegeben, und dabei zu erscheinen sich geweigert hatte. Denn diese ihre Widerspenstigkeit beleidigte nicht nur den König, sondern auch dessen Untergebene; es war damit den übrigen Frauen auch das böse Beispiel von Mißachtung der Befehle ihres Gatten gegeben. — Auf gleiche Weise setzen Diejenigen, welche das Gebot der Osterkommunion nicht erfüllen, nicht nur Gott bei Seite, welcher uns dieses Gastmahl mit so großem Kostenaufwande bereitet hat; sondern sie geben auch ihren Mitmenschen ein schlimmes Beispiel; somit sind sie denn würdig, nachmals, nämlich auf dem Todesbette, dieser himmlischen Seelenspeise beraubt zu bleiben.

Schluß.

So thöricht, meine andächtigen Zuhörer, wollen wir nicht handeln, so unverständig nicht unser Heil verscherzen! Nein, im Gegentheile: wir wollen vielmehr alles Andere, was zerstreut, verweltlicht, von Gott ablenkt und unsere Seligkeit gefährdet, bei Seite schieben, und von Tag zu Tage mit heiligem Hunger nach dem Engelbrode verlangen, welches uns auf ewig zu ersättigen im Stande ist; und zwar nicht nur in der gegenwärtigen österlichen Zeit, wo uns zum Genusse des neutestamentlichen Osterlammes der geheimnißvolle Tisch gedeckt ist, sondern auch öfters im Laufe des Jahres, so oft sich das Bedürfniß in unserer Seele regt, und wir würdig vorbereitet und andächtig gestimmt sind.

Die göttliche Geschichtsurkunde (I. Mos. 39, 6.) berichtet, jener Putiphar von Aegypten habe die Besorgung seines ganzen Hauswesens, sowie die Verwaltung desselben dem Joseph überlassen, und sich an nichts gekehrt, als an das Brod, welches er

aß; mit anderen Worten, er habe sich um nichts gekümmert, als sich zu Tische zu setzen, und das von Joseph Beigeschaffte zu genießen.

Auf gleiche Weise soll vor allem Uebrigen auch unsere, wenn auch gerade nicht einzige, doch angelegentlichste Sorge darauf gerichtet sein, uns am Tische des Herrn einzufinden, und sein Wohlthaten zu genießen. Alles Uebrige wollen wir in den Hintergrund stellen und Anderen überlassen. Unsere Hauptsorge, unsere einzige Wissenschaft sei diese, uns mit jenem übernatürlichen Brode vertraut zu machen, und es zu empfangen, weil es der Welt das Leben gibt und das Unterpfand unserer einstigen Seligkeit ist. Amen.

Predigt auf den V. Sonntag in der Fasten.

Thema: Warum erneuet uns die Kirche so oftmals das Andenken an das bittere Leiden unsres Herrn Jesu Christi?

Eintheilungs-Gründe.

Die Kirche erinnert uns so häufig an das Leiden Christi:

I. um uns zum Danke zu ermuntern;
II. uns zu ermahnen, daß wir uns das Leiden Christi zuwenden sollen;
III. uns von der Sünde abzuschrecken, und
IV. uns zur Betrachtung des Leidens Christi anzuspornen.

Text: Joh. VIII, 54. 55. „Ihr saget, daß er euer Gott sei; . . . aber ihr kennet ihn nicht."

Eingang.

Auf vielfache und unterschiedliche Weise, hin und wieder, allenthalben und zu jeder Zeit führt uns die katholische Kirche das Andenken an das bittere Leiden unseres Herrn Jesu Christi vor. Denn, andächtige Zuhörer! was ist vor Allem die hl. Messe anders, als eine Erinnerung und Vergegenwärtigung des Leidens Christi nach allen Seiten hin? Ist nicht unter den gesonderten Gestalten des Brodes und Weines beim heil. Opfer die Sonderung des Blutes vom Leibe Christi, somit sein Tod, vor Augen gestellt und versinnbildet? Ist die Emporhebung der heil. Hostie und des Kelches nach der Wandlung, ist sie nicht das deutlichste Bild seiner Erhöhung am Kreuze? Stellen uns nicht die übrigen Ceremonien der hl. Messe die einzelnen Begebenheiten seines Leidens vor? —

Ferner was bezwecken die Kleider, mit denen der Priester bei Darbringung der hl. Messe angethan ist? Was bedeutet das

Schultertuch, welches des opfernden Priesters Hals umhüllt, als jene Bedeckung, mit welcher das Antlitz des Herrn bei seiner Verspottung durch die Kriegsknechte verhüllt war? Was ist die Priesteralbe anders, als eine Darstellung des weißen Kleides, worin der Heiland von Herodes dem Hohne preisgegeben wurde? Was sind der Gürtel, die Manipel und die Stole anders, als Bilder der Stricke und Ketten, mit denen Christus gebunden ward? Was stellt das Meßkleid sonst vor, als das Purpurgewand Christi? was die Krone (Tonsur) auf des Priesters Haupt, als des Heilands Dornenkrone? was die Kopfbedeckung des Geistlichen, welche überdies die Form des Kreuzes hat, als das Kreuz des Herrn?

Drittens was ist das priesterliche Stundengebet (oder das Brevier) sonst, als gleichsam ein immerwährendes Klagelied auf das Leiden unseres Herrn? Die Matutin versinnbildet die nächtliche Gefangennehmung Jesu, die Prim seine Schleppung vor die Richter, die Terz seine Verurtheilung, die Sext seine Kreuzigung, die Non sein Verscheiden, die Vesper seine Abnahme vom Kreuze und die Complet seine Grablegung.

Viertens. Was sollen weiter die vielen Kreuze allenthalben, mit denen der Katholik nicht nur seine Stirne bezeichnet; sondern die auch aus Stein oder Holz oder Metall verfertigt, und in den Kirchen, in den christlichen Wohnungen, auf dem Felde, an den Landstraßen aufgestellt sind; welche den Sterbenden vorgehalten oder in die Hand gegeben werden, — was sollen, sage ich, diese für uns anderes sein, als beständige Erinnerungszeichen an das Leiden unseres Herrn?

Endlich haben wir in unserer Kirche nicht auch einzelne bestimmte Zeitabschnitte, welche dem Andenken an den leidenden und sterbenden Erlöser geweihet sind? Denn wozu ist an allen Freitagen im Jahre ein Fasten, wozu an eben diesen Tagen das sogenannte Schiedungsgeläute angeordnet, als zur Verehrung des Leidens Christi? Warum wird an den Donnerstagen Abends die Todesangst geläutet, als zur Erinnerung an den Todeskampf Jesu im Garten zu Gethsemani? Was bezweckt der heutige Sonntag, „der Leidenssonntag" genannt; was die Charwoche, in welcher „des Königs Fahne emporschwebt" (wie die Kirche in einem ihrer Hymnen singt), und die Werkzeuge des Leidens Christi Allen gezeigt werden, — was bezwecken die übrigen in den beiden kommenden Wochen gebräuchlichen Ceremonien anderes, als das Andenken an das bittere Leiden unseres Herrn Jesu Christi unserer Seele vorzuführen? — Dies Alles schließt ganz besonders den Andersgläubigen ihren verleumderischen Mund, welche sich nicht entblöden, uns vorzuwerfen, wir verdunkelten, entkräfteten und unterdrückten die Verdienste und das Leiden des Herrn. Dann aber liefert das Gesagte den Gegenbeweis, daß wir nämlich Christi

bitteres Leiden hoch verehren, uns zu Gemüthe führen, es lieben und erheben; daß dagegen gerade die Andersgläubigen, welche alle die vorhin erwähnten Denkmale ausgemerzt, abgeschafft und zu Grabe getragen haben, die wahren und eigentlichen Feinde des Leidens Christi zu sein scheinen, weil sie die Erinnerungszeichen daran so gewaltig scheuen.

Allein, Geliebte! hier könnte sich uns vielleicht die Frage aufdrängen: Welches ist der Endzweck, aus welchem uns die katholische Kirche auf so vielfache Art das Andenken an das Leiden unseres Herrn Jesu Christi einschärft? — Darauf läßt sich in kurzen Worten erwidern: Dieses thut die Kirche deshalb, damit nicht auch uns der Vorwurf treffe, welchen Christus im heutigen Evangelium den gottlosen Juden macht, indem er zu ihnen spricht, wie mein Vorspruch sagt: „Ihr behauptet, mein Vater sei euer Gott; . . . . doch ihr kennet ihn nicht" (Joh. 8, 54. u. ff.). — Wenn wir nämlich als katholische Christen bekennen, Jesus Christus sei unser Gott, sei für uns in Leiden und Tod gegangen; indessen aber das Andenken an sein Leiden und Sterben dennoch nicht erneuen, dann könnte man auch uns vorhalten: Ihr saget, Christus ist euer Gott; aber ihr kennet ihn nicht.

Wir wollen demnach, Andächtige! in gegenwärtiger Erbauungsstunde die Gründe genauer kennen lernen, um deren willen die katholische Kirche uns so oft an das Leiden unseres Herrn Jesu Christi erinnert.

Beantwortung.

I.

Die Kirche ruft uns das Leiden Christi so oft in's Gedächtniß zurück, **um uns zur Dankbarkeit zu ermuntern.**

Der erste Grund, warum uns die Kirche so oft und vielmal an das Leiden Jesu Christi erinnert, ist der: Sie will uns zur Dankbarkeit ermuntern. — Wenn irgend ein Armer von einem Fürsten eine sehr namhafte Wohlthat erhielt, wie z. B. die Loskaufung aus dem Schuldthurme, so erzählt er davon öfters bei seinen Kindern, und will sie hiedurch daran erinnern, daß auch sie an dieser Gunst Theil nehmen, damit sie sich gegen den Fürsten nicht undankbar erzeigen. Auf diese Art erinnert auch unsere heil. Mutter, die Kirche, ihre Kinder an die ihr von Christus erwiesenen Wohlthaten, und ruft ihnen gewissermaßen

die Worte des Psalmisten zu: „Ihr Alle, die ihr Gott fürchtet, kommet und höret, ich will euch erzählen, was Großes er an meiner Seele gethan hat“ (Ps. 65, 16.)! — Diese Wohlthaten sind:

1. Christus hat uns durch sein Leiden erstlich von der Knechtschaft Satan's erlöst. Der weise Sirach gibt uns darum die Ermahnung: „Vergiß die Wohlthat des Bürgen nicht; denn er hat sein Leben für dich gegeben“ (Eccli. 29, 20.).

Valerius Maximus führt ein sehr schönes hieher gehöriges Beispiel an von zwei treuen Freunden, mit Namen Damon und Pythias. Einer von ihnen ward durch den Tyrannen Dionys im Gefängnisse aufbehalten, und sollte in Bälde hingerichtet werden. Er bat jedoch vorher den Tyrannen um die Erlaubniß, in seine Heimath zu reisen, um seine häuslichen Verhältnisse noch ordnen zu können. Dessen Freund stellte sich für ihn als Bürge dar, und erklärte sich bereit, für jenen zu sterben, im Falle derselbe an dem festgesetzten Tage nicht wiederkehren sollte. Der Tag zur Vollstreckung des Gerichtes erschien; — schon wurde der Bürge hinausgeführt; da kommt auf einmal der Schuldige und befreit seinen Ersatzmann. Solch' eine Freundschaft zwischen beiden gewann des Königs Wohlgefallen, so zwar, daß er nicht nur beide Männer freiließ, sondern auch, wie ein deutscher Dichter, der diese Begebenheit in einer Ballade besingt, ihn reden läßt, den Wunsch aussprach:

„Ich sei — gewährt mir die Bitte —
In euerem Bunde der Dritte!“

Aber, Geliebte! was ist dieses im Vergleiche mit all' dem, was Christus uns erwies? Hat er sich nicht auch für uns, des ewigen Todes Schuldige, als Bürgen hingegeben, und ist wirklich selbst sogar für uns gestorben? Was verdanken also wir einem so edlen und treuen Freunde? Darf oder kann der Fall eintreten, daß wir eine solche Freundschaft und einen so hochherzigen Bürgen jemals vergessen werden? —

2. Christus hat uns durch sein Leiden geadelt, uns in Kinder Gottes umgewandelt, und den Engeln gleich gemacht, ja uns sogar in gewissem Sinne über diese erhoben. Der Völkerapostel schreibt deshalb (Hebr. 2, 16.): „Denn nirgends kam er den Engeln zu Hilfe.“ — Hören wir hier, was die heil. Jungfrau und Blutzeugin Agnes dem Sohne des heidnischen Statthalters, welcher sich um ihre Liebe bewarb, für eine Antwort gab, da sie unter Andern von Christus, ihrem himmlischen Bräutigam, rühmte: „Mit seinem Ringe hat er sich mit mir verlobt; meine Rechte und meinen Hals hat er mit kostbaren Steinen geschmückt; mit einem herrlichen, golddurchwirkten Gewande hat er mich bekleidet, mit überaus werthvollen Halsbändern mich geziert;

sein Siegel hat er meinem Angesichte aufgedrückt, daß ich keinen Anderen, als ihn, zu meinem Bräutigam erwählen soll; sein Blut hat er meinen Wangen als Schminke überlassen."

Solchen Schmuck aber, Andächtige! hat das Leiden Christi uns Allen verliehen. War es ja der Herr, der sich auch uns mit dem Ringe des Glaubens verlobte, der unsere Hände mit Tugenden schmückte, der uns mit dem goldenen Gewande seiner Gnade umkleidete, der das Siegel seiner unermeßlichen Liebe unserem Herzen aufdrückte, damit wir keinem Anderen, als ihm allein, unsere Liebe schenken sollen; mit seinem Blute hat er uns gekennzeichnet, da er uns durch dasselbe — o um welch' theueren Preis, erlöste! — Der hl. Bernhard sagt darum: „Was kann uns zu höherem Ruhme gereichen, als daß uns Gott so hoch geachtet hat?"

Das ist es aber auch, was wir nie und nimmer aus dem Gedächtnisse verlieren sollten. Denn — so fragt der Herr beim Propheten Jeremias (2, 32.) — „Vergißt die Jungfrau ihres Schmuckes, und die Braut ihrer Brustbinde? Aber ach, mein Volk hat mein vergessen zahllose Tage lang!" Das Leiden Christi ist unser Brautschmuck; denn durch dasselbe hat sich der Sohn Gottes um unsere Liebe beworben, und uns sogar mit sich verlobt. Und wie? eines solchen Schmuckes sollten wir je vergessen können?

3. Um uns aber diese Wohlthaten zuzuwenden, hat der Herr sehr viele Mühen und Schmerzen auf sich genommen. — Der alte Tobias schärfte seinem Sohne vor Allem ein, seine Mutter in Ehren zu halten. Er sagte zu ihm: „Ehre deine Mutter alle Tage deines Lebens; denn du sollst bedenken, was und wie große Gefahren sie um deinetwillen in ihrem Schooße ausgestanden" (Tob. 4, 3. u. 4.). — Mit weit mehr Recht ermahnt uns die Kirche, Christum zu ehren; und allzeit eingedenk zu sein, was und welch' große Gefahren er um unsertwillen erduldete, da er uns am Kreuze gewissermaßen gebar und an's Tageslicht der Gnade förderte, indem er uns unter unaussprechlichen Schmerzen zu Kindern Gottes machte.

Gott hat uns zwar außer seinem Leiden viele und sehr große Gutthaten erzeigt. Er schuf uns nach seinem Bilde, er erhielt uns, er gibt uns Nahrung und Kleidung und andere Güter ohne Zahl. Allein dies ist Gott etwas Leichtes. Denn da er unerschöpfliche Reichthümer an allen Gütern besitzt, so fehlt ihm nichts, was er nur immer Großes schenken könnte, und er stößt dabei nie auf einen Widerstand. Daß aber Gott als Mensch für Menschen leidet, dies allein ist etwas so Großes, daß es alle Gaben Gottes aufwiegt; denn beim Leiden ist ein mächtiges Dagegensträuben des Willens vorhanden.

Wenn ein recht reicher König dich, da du in der türkischen

Gefangenschaft verweiltest, um hohen Preis loskaufte: so wäre dies allerdings eine große Wohlthat, die er dir erzeigte. Würde aber der Sarazen diesen Preis nicht annehmen wollen, und würde der König hierauf heimlich zu dir kommen, seine Kleider mit den deinigen vertauschen, dich entkommen lassen, und statt deiner in harter Knechtschaft schmachten: würde diese letztere Wohlthat jene erstere nicht weitaus überwiegen? Dieses nun, mein Christ! hat der Heiland für dich gethan; und an diese unermeßliche Wohlthat will dich die Kirche recht oft erinnern, damit du sie ja nicht vergessest, sondern immer dankbaren Sinnes vor Augen habest.

II.

Durch die öftere Erinnerung an das Leiden Christi will uns die Kirche ermahnen, **uns dasselbe zuzuwenden.**

Wenn uns die Kirche das Leiden Christi so oft vorführt, so beabsichtigt sie zweitens, uns an unsere Pflicht zu erinnern, wornach es unsere Sache ist, uns das Leiden Christi zuzuwenden. — Das Leiden unseres Herrn ist zwar die allgemeine Ursache unserer Erlösung und Seligkeit; aber die Wirkungen, Früchte und Verdienste desselben müssen wir, ein Jeder aus uns, auf eine besondere Weise uns zueignen.

Eine Quelle, soll sie ihre Wirkungen äußern, muß durch Schöpfen benützt werden. Man kann neben dem Brunnen vor Durst verschmachten. Es hilft nichts, daß sie vorhanden, man muß sie benützen. — Der Prophet Zacharias (13, 1.) weissagt mit Bezug hierauf über das Leiden Christi also: „An jenem Tage wird sich eine Quelle öffnen für das Haus David's und für die Bewohner von Jerusalem zur Reinigung der Sünder.“ Diese Quelle ist unerschöpflich und reicht für alle Menschen aus; doch muß man aus ihr schöpfen, davon trinken und sie sich zu Nutzen machen; — und dies geschieht durch lebendigen Glauben und Empfang der heiligen Sakramente. Damit sich nun Niemand selbst täusche durch den Wahn, es sei genug, daß Christus gelitten hat; und uns sei nichts anderes mehr zu thun übrig: darum stellt uns die Kirche auf so manchfache Weise, an so vielen Orten und zu verschiedenen Zeiten das Leiden Christi vor Augen, damit wir — wie der heil. Paulus spricht (Coloss. 1, 24.) — an uns „ersetzen, was an den Leiden Christi mangelt“, mit anderen Worten: damit wir sie uns zueignen und gebrauchen.

Es genügt keineswegs, daß das Weihwasser in der Kirche vorhanden ist und dort aufbewahrt wird; sondern wir müssen uns,

wenn es uns heilsam werden soll, auch damit besprengen. Und wie ein christlicher Familienvater in seinem Hause an alle Thüren ein Weihwasser-Kesselchen aufhängen läßt, damit alle Hinausgehenden ermahnt werden, sich damit zu waffnen: eben so stellt uns auch die Kirche allenthalben Kreuze und andere Erinnerungszeichen an den leidenden Heiland vor Augen, um uns durch Verehrung desselben sein Leiden anzueignen. Dies mochte Christus, der geheimnißvolle Seelenbräutigam, im Auge gehabt haben, da er im hohen Liede Salomon's (8, 6.) zu seiner Braut spricht: „Lege mich wie ein Siegel auf dein Herz, wie ein Siegel auf deinen Arm." — Gleichwie nämlich das Siegel oder Petschaft sein Bild im Wachse nicht ausprägt, wenn es nicht fest auf das Wachs gedrückt wird: eben so kann auch Christus seine Gestalt in uns nicht wiedergeben, und sein Verdienst das unſ'rige nicht werden, wenn wir unseren Willen nicht thätig sein lassen, und uns keine Mühe geben. Eben darum heißt er uns, dieses „Siegel auf unser Herz und auf unseren Arm zu legen." Der heilige Ambrosius schreibt deshalb mit Bezug hierauf: „Christus ist unser Siegel auf der Stirne, das Siegel im Herzen, das Siegel am Arme; — an der Stirne, damit wir ihn immerdar frei bekennen; im Herzen, damit wir ihn allzeit lieben; am Arme, damit wir mit ihm fortwährend wirken."

III.

Die Kirche will uns durch die oftmalige Erinnerung an das Leiden Christi **von der Sünde abschrecken.**

Bei der häufigen Erinnerung an den leidenden Heiland hat die Kirche drittens auch den Zweck im Auge, uns von der Sünde und vom Aufsuchen sündiger Gelegenheiten zurückzuhalten und abzuschrecken. Sie verfährt hiebei ungefähr wie eine Mutter, welche ihren Kindern das blutige Kleid des gemordeten Vaters zeigt, um dieselben mit Abscheu vor dem Umgang und der Gemeinschaft der Mörder zu erfüllen. Denn, Geliebte! saget selbst, was thut die Kirche heute anders, da sie die Kreuzesfahne und die übrigen Leidenswerkzeuge aufweist?

In der hl. Schrift (I. Mos. 37, 28—34.) lesen wir: Nachdem die Söhne Jakob's ihren Bruder Joseph verkauft hatten, tauchten sie dessen Rock in das Blut eines eben geschlachteten Ziegenböckleins, schickten denselben ihrem Vater, und ließen ihm sagen: „Siehe, ob es der Rock deines Sohnes ist, oder nicht?" Der Vater erkannte ihn, und rief aus: „Das ist der Rock meines Sohnes; ein böses Thier hat ihn zerrissen, ein Raubthier Joseph

verschlungen." Und er zerriß seine Kleider, zog ein Trauergewand an, und beweinte seinen Sohn lange Zeit.

Auch die Kirche zeigt uns in der dermaligen Zeit das bluttränkte Gewand des Sohnes Gottes, unsres Herrn Jesu Christi. Wir erkennen es; — und wie? wir sollten die Sünde nicht über die Maßen verabscheuen, da sie allein es war, die den Heiland um's Leben brachte, und ihm ein so schmähliches Ende bereitete? Wir sollten unsere Herzen nicht durch wahre Buße zerreissen? — O Sünde, du bist in Wahrheit ein grauenvolles Ungeheuer! — Gesetzt, Andächtige! ein Vater sagte seinen Kindern, im nahegelegenen Walde wüthe ein wildes Thier, welches Alle, die ihm begegnen, zerreiße, und vor gar nicht langer Zeit erst einen bewaffneten und sehr starken Mann umgebracht habe: würde sich wol nicht ein jedes seiner Kinder sorgfältig hüten? Wer wird diesen Wald überhaupt noch betreten mögen? — Ein solches Ungeheuer nun ist die Sünde. Sie hat einem wohlbewaffneten, überaus starken Helden, ich meine, dem unschuldigsten Christus das Leben geraubt, wie uns die Kirche heute zu verstehen gibt. Und ein solches Unthier sollte man nicht fürchten, sollte man nicht meiden?

Wenn man nicht ungeahndet über Aecker und Wiesen hingehen darf, so wird ein Zeichen dort aufgerichtet, welches uns erinnert, daß hier ein verbotener Weg sei, etwa eine Stange mit einem daran befestigten Strohbündel. — Der heil. Clemens von Alexandria bemerkt nun: „Wir haben am Kreuze unseres Herrn einen Grenzstein." Das Kreuz ist sonach der Markstein, der unseren Sündenpfad begrenzt; denn es zeigt uns klar und unverkennbar, daß gar keine Sünde unbestraft bleiben werde, indem an Christus sogar fremde Sünden — die unsrigen, nicht die seinigen — also strenge geahndet wurden. — Damit die Freunde dieser Welt, die da sagen, wie in der hl. Schrift (Weish. 2, 8.) steht: „Es soll keine Wiese sein, über welche unsere Lust nicht hingehen dürfte", diese Wahrheit einsehen und ihrem Herzen einprägen sollten, darum also ist nicht nur in den Kirchen, sondern auch auf dem Felde und an den Landstraßen das Kreuzzeichen errichtet, um als Grenzstein der Sünde zu gelten. Diejenigen sind sonach doppelt strafwürdig, welche diesen Grenzstein überschreiten, und ihn nur als ein leeres Schreckmittel für nichts achten.

Ein derartiges Erinnerungszeichen hatten die Heiden und Juden, welche vor Christus lebten, nicht. Auch Jene, welche heutzutage vom Christenthume nichts wissen, erkennen diesen Markstein nicht; darum sind sie noch einigermaßen zu entschuldigen; dagegen keineswegs die Christen, welche diesen Grenzpfahl vor Augen haben und kennen.

IV.

Durch die öftere Vergegenwärtigung des Leidens Christi will uns die Kirche **zur fleißigen Betrachtung desselben anspornen.**

Die Kirche hat endlich noch einen Grund, warum sie uns so oft an das Leiden Christi erinnert: sie will uns nämlich anspornen, das bittere Leiden unsres Herrn Jesu Christi fleißig zu betrachten.

Valerius Maximus berichtet, Artemisia, Königin von Karien, habe aus Trauer über den Tod ihres zärtlich geliebten Gatten Mausolus ein prächtiges Grabmal erbauen lassen, welches unter die sieben Weltwunder gezählt zu werden verdiente; auch habe sie Preise für jene Redner ausgesetzt, welche ihrem Gatten die schönste Lobrede hielten; ja, sie habe selber ein lebendes und athmendes Grab des Mausolus zu werden verlangt, indem sie die Asche von ihm unter ihren Trank mischte und zu sich nahm. — Einen gleichen Dienst können auch wir dem Tode Christi leisten, ja wir sind es sogar schuldig; und dies geschieht durch unabläßige Betrachtung desselben. Dadurch nämlich werden wir, wenn ich so sagen soll, ein lebendiges Denkmal Christi, und bewirken, daß er in uns lebt; dadurch verherrlichen wir seine Tugenden und Wohlthaten; dadurch erbauen wir ihm das wohlgefälligste Monument. Eine derartige Betrachtung kommt indessen nicht sowol dem Heilande, als vielmehr uns selbst zu Gute. Denn

1. eben diese Betrachtung des Leidens Christi ist erstlich ein sehr wirksames Mittel zur Bekämpfung der Anfechtungen des Fleisches und der bösen Geister. Ein Vorbild hievon findet sich im alten Bunde. So lange Josua — wie ihm der Herr befohlen — seinen Schild in die Höhe erhoben hielt, so lange stürzten die Feinde nieder und wurden getödtet (Jos. 8.). Ein Schriftausleger bemerkt hiezu: „Dieser Schild ist das Andenken an das Leiden unseres Herrn; zufolge des Ausspruches des Apostelfürsten (I. Petr. 4, 1.): „„Da Christus im Fleische gelitten hat, so waffnet euch in demselben Sinne"". Wenn aber dieser Schild standhaft in der Hand guter Werke gehalten wird, so werden die Anfälle böser Begierlichkeit leicht niedergekämpft.

2. Die Betrachtung des leidenden Heilandes macht von den Krankheiten der Seele genesen, wie der Anblick der ehernen Schlange in der Wüste (welche ein Vorbild des Gekreuzigten war) den Biß der giftigen Schlangen heilte (IV. Mos. 21, 9.). — Wie solltest du auch, mein Christ! nicht vom todbringenden Bisse der Hoffart gesunden, wenn du deinen Heiland mit

der Dornenkrone auf dem Haupte betrachtest? Wie nicht vom Geize geheilt werden, wenn du die Blöße Christi und seine Freigebigkeit in Vergießung seines Blutes erwägst? Wie nicht von der Wollust, wenn du ihn am ganzen Leibe verwundet, mit Blut überronnen, von Schmerzen aufgerieben erblickest? Wie nicht vom Neide, wenn du dir vorstellst, wie Christus dem reuigen Schächer das Paradies verlieh, und für seine Feinde betete? Wie wird sich deine Hand nicht von der Rache zurückgehalten fühlen, wenn du siehst, wie des Heilands Hände an das Kreuz geheftet sind, und sich ungeachtet mancher Aufforderungen nicht losmachen, um die höhnende Volksmenge zu züchtigen? Wie muß nicht deine Unmäßigkeit besiegt werden, wenn du an die Galle und den Essig denkst, der seinen sterbenden Mund benetzt? Wie mußt du nicht von deiner Trägheit geheilt werden, wenn du wahrnimmst, wie dein Heiland unter den größten Schmerzen mit unbeschreiblicher Geduld drei Stunden am Kreuze ausdauert? — Der hl. Hieronymus schreibt: „Haben sich vielleicht Diebe durch die Augen in dein Herz gestohlen, so tödte sie durch den Anblick des Kreuzes.“ Und der gelehrte Origenes läßt sich also vernehmen: „Es ist unläugbar: In einer Seele, welche sich oft mit dem Tode Christi beschäftigt, kann die Sünde unmöglich zur Herrschaft gelangen. Denn dem Kreuze des Herrn wohnt eine solche Kraft inne, daß, wenn man es vor Augen hat und gläubig im Herzen bewahrt, so daß man seine geistigen Blicke aufmerksam auf den Tod des Heilands selbst richtet, keine sinnliche Begierlichkeit, keine Wollust, kein Zorn, kein Neid die Oberhand zu gewinnen vermag; sondern fortwährend bei der Vergegenwärtigung desselben jenes ganze Heer der Sünde und des Fleisches in die Flucht geschlagen wird.“

3. Die Betrachtung des Leidens Christi versüßt die Trübsal. Gleichwie nämlich die bitteren Gewässer sich in süße verwandelten, nachdem Moses — wie die hl. Geschichte (II. Mos. 15, 25.) erzählt — ein gewisses Holz, das ihm der Herr gezeigt, hineingeworfen hatte: eben so macht auch das Holz des Kreuzes, wenn es durch ernstliche Betrachtung in die bitteren Wasser unserer Trübsale versenkt wird, diese letzteren süß und angenehm. Oder kann es anders sein? Wird sich, christliche Seele! deine Bitterkeit dir nicht versüßen, wenn du erwägst, wie Christus, der Sohn Gottes, die Unschuld selbst, um deinetwillen noch viel Schmerzlicheres erduldet hat? — Darum, mein Christ! wer du auch immer von Leid betroffen sein magst, „tauche“ — wie einst Booz im alten Testamente zur Ruth sagte — „tauche dein Brod in Essig“ (Ruth 2, 14.); nämlich in den Essig des Leidens Christi, — und du wirst es süß finden. Hievon überzeugte sich jener Cisterciensermönch (dessen Cantipratanus l. 2. c. 57. p. 26. erwähnt) durch eigene Erfahrung. Als diesem nämlich einstmals das Brod

des Klosterlebens anwiderte, und er bereits im Schilde führte, zu entfliehen, erschien ihm Christus, und reichte ihm einen Bissen Gerstenbrodes zum Verkosten. Da jener Miene machte, es zu verschmähen, tauchte es Christus in seine Seitenwunde und bot es ihm dar. Der Mönch aber, obgleich er es ungerne verkostete, fand es überaus süß. Auf diese Weise war die Versuchung überwunden. — Du also, magst du auch immer sein, wer du willst, wenn dich das Fasten anwidert, wenn du vor dem Beichten einen Abscheu hast, wenn du dich vor der Genugthuung fürchtest u. s. f., tauche diese harten Bissen in den Essig des Leidens Christi, und du wirst dich von deren Süßigkeit überzeugen. Der Heiland selbst hat dir mit so vieler Mühe den Brunnen des Heils gegraben; du brauchst nur daraus zu schöpfen und zu trinken. Welches von Beiden ist leichter?

4. Die Betrachtung des Leidens Christi **ermuthiget uns endlich zum nämlichen Handeln und wackeren Kämpfen unter der Fahne Jesu Christi.** — In einer Schlacht gegen die Juden zeigten (1. Machab. 6, 34.) deren Feinde den Elephanten Trauben- und Maulbeerblut, d. h. den Saft von Trauben und Maulbeeren, welcher bekanntlich von blutrother Farbe ist, um diese Thiere zum Streite anzueifern. — So zeigt auch uns die Kirche, besonders in der jetzt kommenden Leidenswoche, das Blut unsres Herrn Jesu Christi, um uns durch die Betrachtung desselben anzufeuern, tapfer gegen den bösen Geist zu Felde zu ziehen, und die Sünde durch Buße zu besiegen. Hören wir die hierauf bezügliche treffende Ermahnung des heil. Paulus, welcher (Hebr. 12, 1. u. ff.) also schreibt: „Lasset uns denn dem uns vorgelegten Wettkampfe entgegen eilen und aufblicken zu dem Urheber und Vollender unsres Glaubens, — zu Jesus, welcher für die ihm vorgelegte Freude das Kreuz erduldete, die Schmach nicht achtete, und nun zur Rechten des Thrones Gottes sitzt. Ja, gedenket an ihn, der solchen Widerspruch von den Sündern gegen sich erduldet hat, damit ihr nicht ermüdet, und eueren Muth nicht sinken lasset. Denn noch habt ihr nicht im Kampfe gegen die Sünde Widerstand bis aufs Blut geleistet."

Wenn uns demnach die Beichte, die Reue, die Genugthuung, die heil. Communion, die Trübsal dieses Erdenlebens ein Kreuz dünken will, so stellen wir uns die Freude vor Augen, welche auf die Buße und auf die Bußwerke folgt; gleichwie auch Christus (nach den erwähnten Worten des Weltapostels) „für die ihm vorgelegte Freude das Kreuz erduldete." Scheuen wir die mit dem Sündenbekenntnisse verbundene Beschämung, so stellen wir uns die Herrlichkeit vor, welche den von der Sünde Losgesprochenen erwartet; wie auch Christus der Schmach nicht achtete im Hinblicke auf die himmlische Glorie, welche ihm zur Rechten seines Vaters

bereitet war. Macht sich in deinem Herzen irgend ein Widerspruch bemerklich, der dir die Verheimlichung einer schweren Sünde in der Beichte anräth, so denke an Christus, welcher weit größeren Widerspruch zu leiden hatte.

Schluß.

Da wir nun, geliebte Andächtige! die wohlmeinende Absicht unserer hl. Kirche kennen gelernt haben, weswegen sie uns nicht oft genug an das bittere Leiden und Sterben unsres Herrn und Heilandes erinnern kann: so lasset uns denn auch ihren Plan nicht vereiteln! Lasset uns vielmehr dem Erlöser mit gerührtem Herzen danken für die namenlose Liebe, die ihn bestimmte, sich für uns dem Leiden, ja dem Tode zu weihen; denn „eine größere Liebe hat wol Niemand, als die ist, daß er sein Leben für seine Freunde hingibt" (Joh. 15, 13.). — Lasset uns aber auch nicht verabsäumen, uns die Früchte seines Leidens anzueignen, und aus diesem nie versiechenden Borne für unsere Seele Heil zu schöpfen. Der Anblick der Leidenswerkzeuge, und besonders des Kreuzes soll uns von der Sünde abhalten, weil sie es ist, die den Heiland in dieses Meer von Schmerzen versenkte, und ihn ans Kreuz schlug. Endlich lasset uns das Leiden unsres Herrn oft und andächtig betrachten; denn diese Erwägung gewährt uns manchfache Vortheile. Insbesondere in den beiden kommenden Wochen, wo die Kirche beginnt, uns das Purpurgewand unseres Herrn Jesu Christi vor Augen zu halten, sein Leiden und Kreuz recht lebhaft vor die Seele zu führen, — in diesen Tagen, sage ich, lasset um das Kreuz uns schaaren, den Kampf beginnen, siegreich durchfechten, und den Himmel erobern! Denn von heute an „leidet das Himmelreich Gewalt" (Matth. 11, 12.). Schon steht er auf den Zinnen des Himmels, Christus, unser Fahnenträger und Heerführer; schon schwingt er die blutige Standarte des Kreuzes. Auf denn, Geliebte! ihm nach! fort in den Kampf, fort zum Siege!

Amen.

Predigt auf den Palmsonntag.

Thema: Ueber die nächste Vorbereitung auf die heil. Communion.

Eintheilung.

Auf die hl. Communion sollen wir uns vorbereiten
I. durch Reinigung unseres Herzens;
II. durch einen geistigen Hunger;
III. durch Ehrerbietigkeit;
IV. durch Demuth und'
V. durch Dankbarkeit.

Text: Matth. XXI, 9. „Hochgelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn!"

Eingang.

Wenn ich, andächtige Zuhörer! den im heutigen Evangelium beschriebenen, einem Triumphzuge ähnlichen Eingang unsres Herrn Jesu Christi in Jerusalem betrachte, so ist mir's, als sähe ich eben diesen Heiland vom Himmel zu uns kommen im hochheiligen Sakramente des Altares. — Denn bei beiden Gelegenheiten bemerke ich, wie die tiefste Erniedrigung mit der höchsten Verherrlichung Hand in Hand geht.

Die tiefste Demuth Christi ist ersichtlich, da er auf einer Eselin sitzend, vom Oelberg herab nach Jerusalem kommt; — die größte Herrlichkeit dabei, indem die Volksschaaren ihm entgegen strömen, ihre Kleider auf den Weg breiten, und diesen

mit Palmzweigen bestreuen, unter wiederholtem Ausrufe: „Hosanna dem Sohne Davids!“ — Denn wo ist jemals ein Kaiser bei seinem Triumphzuge auf einer Eselin geritten, und wurde dabei mit so hohen Ehrenbezeigungen empfangen?

Betrachten wir nun unseren göttlichen Heiland, wie er im hl. Sakramente zu uns kommt! Steigt er hier nicht vom Himmel zu uns auf die Erde hernieder — unter den unscheinlichsten Gestalten verborgen und alles äußeren Glanzes entbehrend? Und dennoch werfen sich vor ihm, der in der hl. Eucharistie zugegen ist, Könige und Päpste mit der gesammten Kirche auf die Kniee nieder.

Aus diesem Grunde wird denn auch in der Kirche bei der hl. Wandlung und der Emporhebung des heiligsten Leibes und Blutes Christi mit vollem Rechte eben jener Lobgesang angestimmt, welcher heute bei seinem herrlichen Einzuge aus dem Munde der Volksschaaren erschallt: „Hochgelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn! Hosanna in der Höhe!“ (Matth. 21, 9.)

Weil nun, geliebte Andächtige! in der gegenwärtigen Zeit Christus der Herr in der hl. Communion seinen Einzug in unsre Herzen hält, so wollen wir heute kennen lernen, auf welche Weise, mit welchen Ehrenbezeigungen wir ihn aufzunehmen haben; — oder worin die nähere Vorbereitung auf die hl. Communion bestehe. — Das Benehmen der Volksschaaren beim heutigen Vorgange mag uns hier zur Richtschnur und Unterweisung dienen, wie wir jetzt des Näheren erörtern wollen.

Ausführung.

I.

Die Vorbereitung auf die hl. Communion besteht in der **Reinheit des Herzens.**

Die Volksschaaren zogen erstlich ihre Kleider aus und breiteten sie auf den Weg, auf welchem der Heiland daher kommen sollte, damit er sich nicht durch den Straßenschmutz und Staub verunreinigen möge. — Was liegt hierin anderes verborgen, als der Sinn, unser Herz, in welches wir den Herrn aufzunehmen gedenken, von jeglicher Befleckung nicht nur der Todsünden (was überhaupt nothwendig ist), sondern wo möglich auch der läßlichen Versündigungen, sowie der unordentlichen Neigungen zu den vorausgegangenen Sünden, der sinnlichen Begierden, der irdischen Gesinnungen und jedweden irdischen Fehls zu reinigen, um auf diese Weise jenem himmlischen Gaste nicht

nur die schuldige Ehre zu erzeigen, sondern auch würdig zu werden die himmlische Belohnung für unsre Gastfreundschaft aus seiner Hand zu empfangen.

Denn da Christus die Reinheit im höchsten Grade liebt, so werden wir der Gegenwart eines so hohen Gastes und der damit verbundenen Gnade um so würdiger sein, je reiner wir sind. — Hören wir, wie sich der hl. Augustinus hierüber ausspricht; er sagt: „Ich frage euch, meine Brüder! Mag wol Jemand sein Kleid in eine schmutzige Kiste legen? Wenn man nun sein werthvolles Gewand nimmer in einem unreinen Schrein aufbewahrt; wie darf man es wagen, den Leib des Herrn in ein Herz aufzunehmen, welches der Schmutz der Sünde verunreinigt hat?"

Die Sache ist von solcher Wichtigkeit, daß sie im alten Testamente auf mehrfache Weise vorgebildet war. Denn was hatte der Befehl des Herrn, die Schaubrode nur vom feinsten und weißesten Mehle zu backen, auf einen ganz reinen Tisch zu legen und mit den durchsichtigsten Weihrauchkörnern zu bedecken, für eine Bedeutung? Nicht wahr, es geschah darum, weil diese Brode ein Schattenbild der hl. Eucharistie waren, wie der hl. Hieronymus, Cyrillus von Jerusalem, Johannes von Damaskus und Andere erklären? — Warum mußten auch die Lampen, welche vor dem Tische der Schaubrode brannten (wie Gott angeordnet hatte: „Stelle den Leuchter dem Tische gegenüber" II. Mos. 26, 35.), mit dem reinsten Oel versehen und auf den saubersten Leuchter gestellt werden? Nicht wahr, damit wir erkennen möchten, daß derjenige vollkommen rein und frei von jeglichem Flecken sein müsse, der dieses himmlische Brod in sein Herz legen will? — Worauf deutet der Umstand hin, daß das Manna in der Wüste nur auf den von Morgenthau, gleichsam wie mit einem schimmernden Tafeltuche, bedeckten Erdboden vom Himmel fiel? (II. Mos. 16, 14.) Dahin nämlich, daß Derjenige rein sein müsse, der sich mit dem reinsten Sohne der Jungfrau auf's Innigste verbinden will; — wie auch ein Holz, welches an ein anderes geleimt werden soll, vorher abgeschabt und vom Schmutze befreit werden muß.

Bemerken wir weiter, Geliebteste! wie Christus der Herr nach Einsetzung des heiligsten Altarsgeheimnisses nur immer Reines zur Aufbewahrung seines heiligsten Leibes erwählt hat; und zwar erstlich, wie der hl. Evangelist Markus (14, 15.) erwähnt, „einen großen, mit Polstern belegten Speisesaal" zur Einsetzung des hl. Abendmahles; — dann reine Leinwand, in welche sein Leib im Grabe gehüllt werden sollte (Mark. 15, 46.); — endlich ein neues Grab, in Felsen gehauen, worin noch Niemand gelegen war (Mark. 15, 46. u. Luc. 23, 53.). — Was hat dieses für einen geheimnißvollen Sinn? Christus wollte damit zu verstehen geben, er wolle fortan, aber nur bei jenen treuen Freunden Ein=

kehr nehmen, die ihn ehrenvoll behandeln und in ein reines Herz aufnehmen würden.

Es mag uns genug sein, daß Jesus dieses unbefleckte Lamm, in einem Stalle geboren, in einer ärmlichen Hütte aufgezogen ward, in einem elenden Nachen fuhr, oftmals auf dem harten Erdboden schlief, in das Gefängniß geworfen, auf dem schrecklichen Kalvarienberge (der Schädelstätte) gekreuzigt wurde; — jetzt ist aber einmal die Zeit gekommen, den Herrn an einem geziemenderen und edleren Orte zu beherbergen. Ein solcher aber ist eine von jeder Befleckung der Sünde freie, reine Seele.

Möge es darum unter uns Niemanden geben, welcher, im Begriffe stehend, den Heiland in sein Herz einziehen zu lassen, nicht nach dem Vorbilde des gutgesinnten Volkes im heutigen Evangelium sein Kleid auszöge, d. h. den alten Menschen und die sinnlichen Lüste ablegte! Lasset uns vielmehr alles Unreine beseitigen, damit wir den Herrn auch würdig und uns zum Segen aufnehmen mögen!

II.

Als Vorbereitung zum Tische des Herrn wird ferner **geistiger Hunger** erfordert.

Die Volksschaaren gingen dem Heiland entgegen. — Wenn im Leben Jemand sich nach der Ankunft eines erwarteten Freundes recht innig sehnt, so pflegt er ihm entgegen zu gehen und ihn einzuholen. Dasselbe werden auch wir thun, andächtige Zuhörer! wenn wir mit glühendem Verlangen und geistigem Hunger zum Tische des Herrn hintreten. Hiedurch werden wir unsre Liebe gegen Christus an den Tag legen, und dann mit um so größerer Wonne, aber auch mit um so höherem Seelennutzen mit dem Heilande Abendmahl halten.

Aber wie werden wir zu diesem Verlangen kommen, einen solchen Hunger in uns zu erregen? — Ohne Zweifel durch die Erwägung, wer und wie groß Christus sei, der zu uns kommt, und wie sehr wir seiner Gegenwart und Hilfe bedürfen.

Sobald die Samariterin am Jakobsbrunnen Christum den Herrn erkannt, und nur etwas Weniges von seinem lebendigen Wasser verkostet hatte, ließ sie ihren Krug am Brunnen stehen, eilte in die Stadt, und ermunterte die Bewohner derselben, hinauszugehen, um ihn zu sehen (Joh. 4, 7. u. ff.). — Nun kommt aber in der hl. Communion derselbe Herr Jesus zu uns, und bringt „das lebendige Wasser mit, welches bis in's ewige Leben fortströmt." — O christlicher Mitbruder! „Wenn du die Gabe

Gottes erkenntest, und wer Derjenige ist", der zu uns kommt: o gewiß, du würdest schleunigst die Stadt deines Herzens aufmuntern, und alle deine Kräfte aufwecken, deinem Herrn entgegenzugehen. — Mit welch' glühendem Verlangen erwartet doch eine arme und verlassene Braut ihren reichen, von fernem Lande wiederkehrenden Bräutigam, der überdies werthvolle Waaren heimbringt? Deine Seele nun ist eine solche Braut — dürftig und vereinsamt, wenn von Christus verlassen. Wird sie nicht hocherfreut sein, wenn sie die Ankunft des Bräutigams vernimmt; — nicht allen ihren Seelenkräften zurufen: „Sehet, der Bräutigam naht; auf, gehet ihm entgegen!" (Matth. 25, 6.)

Dies hat einst Lorenz von Medicis (aus dem Geschlechte der Herzoge von Etrurien) wohl erwogen, welcher, tödtlich krank darniederliegend, da das Allerheiligste, nach welchem er so oft verlangt hatte, zu ihm gebracht wurde, gleichsam im Bette aufspringend, sagte: „Es sei ferne von mir, zu gestatten, daß mein Jesus, der mich erschuf, der mich erlöste, zu mir komme. Ich bitte, hebet mich hinaus, auf daß ich dem Herrn entgegengehe!" —

Betrachten wir nur die kleinen Kinder! Der hl. Chrysostomus schreibt (83. Hom. üb. Matth.): „Bemerket ihr nicht, mit welcher Hast die Säuglinge die Mutterbrust erfassen, wie fest sie ihre Lippen daran heften? O lasset auch uns mit so großer Zärtlichkeit dem Tische, gewissermassen der Brust des geistigen Mahles nahen; — ja, noch mit weit größerer Liebe lasset uns den Säuglingen gleich die Gnade des Geistes einsaugen, und das sei unser einziger Schmerz, dieser Nahrung entbehren zu müssen."

Wir wissen ja, Geliebte! wie Christus das größte Verlangen trug, das hl. Mahl der Eucharistie uns zu bereiten; sprach er doch an jenem letzten, feierlich-ernsten Abende zu seinen Jüngern: „Sehnlichst hat mich verlangt, dies Osterlamm mit euch zu essen" (Luk. 22, 15.). Seien wir darum nicht lässiger zum Empfangen, als er bereit war zum Geben!

Betrachten wir auf der einen Seite die Krankheiten und das Elend unserer Seelen; auf der anderen Seite dagegen die Vortrefflichkeit und hohe Wirksamkeit der Arznei, die uns der Herr in der hl. Communion reicht. Das heiligste Sakrament des Altares ist gewissermassen jene Krankenpfründe, worin alle Krankheiten unserer Seele geheilt und hinweggenommen werden. Die geistig Tauben können hier des Heilands Wort vernehmen: „Oeffne dich!" (Mark. 7, 34.) die Lahmen: „Wandle!" (Joh. 5, 8.) die Blinden: „Sieh wieder!" (Luk. 18, 42) die Aussätzigen: „Sei rein!" (Matth. 8, 3.) die Todten: „Steh' auf!" (Mark. 5, 41.) Das geschieht jedoch nur dann, wenn wir häufig und auf die rechte Art und Weise dort erscheinen. Diese Heil-Anstalt,

wie viel hat sie nicht dem Herrn gekostet? — Ach, er hat sie um den Preis seines Blutes erbaut! Muß es ihn also nicht tief schmerzen, wenn wir, die wir doch mit so vielen Uebeln behaftet sind, dieses Krankenhaus entweder gar nicht besuchen, oder mit Widerwillen uns dort einfinden?

III.

Zur Vorbereitung auf den Empfang des hl. Frohnleichnams gehört weiter **Ehrerbietigkeit.**

Die Schaaren „hieben Zweige von den Bäumen und streuten sie auf den Weg", nämlich aus Verehrung gegen den Heiland; damit er nicht auf dem blosen Erdboden, sondern auf einem mit frischem Grün der Zweige belegten und geschmückten Pfade daherreiten möge. — Etwas Aehnliches, Geliebte! werden auch wir thun, wenn wir mit hoher Furcht und Ehrerbietigkeit zur hl. Communion gehen.

Diese Ehrfurcht besteht aber

1) in bescheidener und anständiger Stellung des Leibes, welche unsere Verehrung gegen den Herrn ausdrückt, und die sich z. B. dadurch zu erkennen gibt, daß wir uns vor dem heiligsten Sakramente auf die Kniee niederlassen, daß wir die Hände gefaltet emporhalten, allen leichtfertigen Kleideraufwand entfernen, die Augen zur Erde niederschlagen, entblößten Hauptes und mit einer im ganzen Aeußeren heiligen Ernst und Andacht an den Tag legenden körperlichen Haltung den Herrn, unsren Gott, empfangen. Auf solche Weise werden auch wir Baumzweige, d. h. alles hochfahrende und stolze Wesen, abschneiden und dem Heilande unter die Füße legen; — nur so werden wir das Erdreich unsres Leibes mit grünenden Zweigen schmücken.

Die Legende erzählt uns von der hl. Königin Elisabeth, sie habe, wenn sie dem Gottesdienste beiwohnte, gemeiniglich ihre Krone vom Haupte abgenommen, und geäußert, es dünke ihr ungeziemend, in königlichem Schmucke aufzutreten, während der Heiland, mit Dornen gekrönt, auf dem Altare geopfert würde.

Bekannt ist euch, Geliebte! gewiß auch jene Begebenheit aus dem Leben Rudolph's, Grafen von Habsburg, nachmaligen deutschen Königs, welche von dessen hoher Ehrfurcht vor dem hochwürdigsten Sakramente zeugt. Als er nämlich einstmals einem Priester begegnete, welcher mit der hl. Wegzehrung zu einem Kranken eilte, sagte er zu dem Geistlichen: „Wie, ich soll reiten, und du, der du meinen Heiland trägst, sollst zu Fuße gehen? Nein, das wäre unschicklich und unfromm. Setze dich

auf dieses Roß, und es soll von nun an dein sein." Der Graf selbst folgte zu Fuße nach.

Dieser Zug von Verehrung ward von Gott so wohlgefällig aufgenommen, daß er Rudolph nachmals zur höchsten, königlichen Würde erhob. — Und kann es uns Wunder nehmen, wenn die Fürsten der Erde sich vor dem Könige des Himmels und der Erde niederwerfen? Steht doch ein Engel des Himmels, selbst von der niedersten Rangordnung, bei Weitem höher, als alle irdischen Herrscher. Beim Propheten Isaias (6, 6 u. f.) ist zu lesen, wie einst Einer von den Seraphim (welche bekanntlich zu der höchsten Rangordnung der Engel gehören), um den Mund dieses Propheten zu reinigen, einen glühenden Stein oder eine feurige Kohle vom Altare genommen, und damit dessen Lippen berührt, dieselbe aber nicht mit bloser Hand, sondern mit einer Zange gehalten habe. Dies geschah wol unstreitig nicht deshalb, weil er seine Hand hätte verbrennen können (denn dieses kann nur bei einem irdischen, aber nicht bei einem geistigen Wesen vorkommen); sondern darum, weil jener Stein oder jene Kohle ein Vorbild der hl. Eucharistie war, wie der hl. Justinus und der hl. Johannes von Damaskus lehren; unter denen der letztere sagt: „die Kohle ist kein einfaches, sondern ein mit Feuer verbundenes Holz; so ist auch das hl. Altarssakrament kein einfaches, sondern ein mit der Gottheit vereinigtes Brod" (d. fid. IV. 14). — Wenn nun Einer der höchsten Engel das Bild und den Schatten der hl. Eucharistie mit so großer Ehrerbietigkeit behandelte, so schließet daraus, Andächtige! welche Ehrfurcht dem heiligsten Sakramente selbst erwiesen werden müsse.

Horatius Tursellinus erzählt (in seiner Legende von der Wallfahrt zu Loretto): Da einst die Engel das Haus der seligsten Jungfrau Maria — in welchem bekanntlich die Gottesmutter den Sohn Gottes empfangen und erzogen hatte — auf ihren Händen über das Adriatische Meer in den Kirchenstaat nach Loretto trugen, hätten die Bäume des Waldes sich vor diesem Hause geneigt. Thaten nun dieses die Bäume, und nur vor der Wohnung des Erlösers: was haben wir Menschen dem Heilande selbst für eine hohe Ehrfurcht zu erzeigen?

2) Diese Ehrfurcht, die mit zur Vorbereitung auf die hl. Communion gehört, besteht ferner in einer heiligen, ehrerbietigen Scheue und Furcht, es möchte sich an uns vielleicht etwas finden, was die Augen der göttlichen Majestät beleidigen könnte.

Wir wissen nämlich aus der hl. Geschichte (2. Kön. 6, 6 u. 7.), daß Oza eines plötzlichen Todes starb, weil er die Bundeslade unehrerbietig berührt hatte; und doch hatte er dies mit einer guten Absicht gethan, um nämlich die Lade Gottes zu halten,

weil die Zugthiere sie neigten. Weiter ist uns bekannt, wie (nach 1. Kön. 6, 19.) unter den Bethsamitern eine sehr große Niederlage entstand, weil jene eben diese Bundeslade aus Neugier und ohne Ehrerbietung angesehen hatten. Desgleichen erzählt die hl. Schrift (Esth. 7.), der übermüthige und gegen die Juden aufgebrachte Aman habe sich, da er mit Ingrimm gegen die Königin Esther bei ihrem Gastmahl sich eingefunden hatte, die Ungnade des Königs und der Königin zugezogen, sei von der Tafel weggeführt und an einem Galgen aufgehängt worden. — Der hohe Priester des alten Bundes pflegte (wie Abulensis zu II. Mos. 30, 10. bemerkt) nur zagend und betrübten Herzens das Allerheiligste zu betreten, aus Furcht, er möchte etwa wegen irgend einer geheimen Sünde von Gott getödtet werden. Auf dieselbe Weise betet auch der neutestamentliche Priester, wenn er im Begriffe steht, zum Altare zu treten (nach dem Staffelgebete) also zu Gott: „Wir bitten dich, o Herr! nimm alle unsere Missethaten von uns weg, damit wir würdig werden, reinen Herzens in dein Heiligthum einzugehen."

Das Alles mag uns beweisen, mit welcher Furcht und Ehrerbietung wir vor dem Angesichte unseres Herrn Jesu Christi zu erscheinen haben.

IV.

Wer auf die hl. Communion recht vorbereitet sein will, muß **die tiefste Demuth** in seinem Herzen tragen.

Wie das hl. Evangelium (Matth. 21, 10.) ferner berichtet, „kam die ganze Stadt beim Einzuge Jesu in Jerusalem in Bewegung, und sagte: Wer ist doch dieser?" — Ein Gleiches wird auch in uns vorgehen, wenn wir die Majestät des zu uns kommenden Herrn, und unsere Niedrigkeit erwägen. Denn wer ist derjenige, der zu uns kommt? Es ist der, „vor welchem", wie Job (26, 11.) sagt, „die Säulen des Himmels erbeben;" — derselbe, „den die Morgensterne loben, und dem alle Kinder Gottes entgegen jubeln" (ebend. 38, 7.), dessen Schönheit Sonne und Mond bewundern; — der Nämliche, „vor welchem der Erdball wie ein Stäubchen in der Wage, wie ein Tropfen des Morgenthaues ist" (Weish. 11, 23.). Und nun, Geliebte! Wer sind wir? — Rauch, Schatten, Staub, — Nichts! Werden wir hier nicht mit dem demüthigen hl. Franziskus von Assisi ausrufen: „Mein Gott und mein Alles, wer bist du, und wer bin ich!" — Oder mit dem hl. Johannes dem Täufer, wel-

cher — obwol der Größte unter den vom Weibe Geborenen (Luc. 7, 28.) — so viel Demuth besaß, daß er, als Christus zu ihm an den Jordan kam, um sich von ihm taufen zu lassen, zu ihm sagte: „Du kommst zu mir, und habe doch ich nöthig, zu Dir zu kommen?“ (Matth. 3, 14.). — Oder mit dem demüthigen Miphiboseth, welcher auf das Wort des Königs David: „Von nun an sollst du für immer an meinem Tische essen“, erwiderte: „Wer bin ich, dein Knecht, daß du einen todten Hund angesehen hast, wie ich einer bin?“ (2. Kön. 9, 7. u. 8.) — Und doch um wie viel größer ist Christus, unser Herr, als David, sein Diener? Wie weit vortrefflicher Christi Tafel? — Ahmen wir dem hl. Hieronymus nach, welcher, um das letzte Mal die hl. Communion zu empfangen, sich aus dem Bette heben, auf den Erdboden legen und mit einem Bußsacke bekleiden ließ, beim Anblicke der hl. Hostie sich auf die Erde hinstreckte, dann auf die Kniee sich aufrichtete, und mehrere Male an seine Brust schlug mit den Worten: „Du bist mein Herr und mein Gott“ (Eusebius von Cremona in dessen Leben). Ja, sogar Heinrich VIII., König von England, soll trotz seiner Lossagung vom apostolischen Stuhle und ungeachtet seiner vielen anderen Uebelthaten dennoch die zärtliche Andacht und Ehrfurcht gegen das heiligste Altarssakrament keineswegs abgelegt haben; denn, wie erzählt wird, stand er, um kurz vor seinem Tode die hl. Communion unter Einer Gestalt zu empfangen, von seinem Sessel auf, um den heiligsten Leib des Herrn anzubeten. Und als einige anwesende Zwinglianer sagten, der König könne bei seiner Krankheit das heiligste Sakrament auch sitzend empfangen, gab er zur Antwort: „Und wenn ich mich auf den Boden werfen, ja sogar mich unter die Erde selber verkriechen würde, so glaube ich, diesem hochheiligen Geheimnisse nicht die vollgenügende Ehre zu erzeigen.“

V.

Zum wohl vorbereiten Empfange des eucharistischen Mahles gehört endlich ein **dankbares Herz.**

Die Volksschaaren lobsangen dem Herrn und riefen: „Hosanna!“ d. h. Heil dem Könige! eben so: „Hochgelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn!“ (Matth. 21, 9.) — In gleicher Weise muß man auch vor, bei und nach der hl. Communion für diese himmlische Wohlthat Gott Dank sagen. Es war schon im Vorausgehenden die Rede davon, daß der Hohepriester bei den Juden nicht ohne Zagen in das Heiligthum des Herrn eingegangen, — was nur einmal im Jahre geschah. Nachdem er dasselbe wieder verlassen hatte, stellte er sei-

nen Freunden ein Gastmahl an zum Danke dafür, daß es ihm vergönnt war, ohne irgend einen Nachtheil wieder herauszutreten.

Ein ähnliches Freudenmahl, aber ein geistiges, sollen auch wir beim Empfange der hl. Communion veranstalten, und alle Kräfte unsrer Seele und des Leibes zur Danksagung gegen Gott einladen; ähnlich der hl. Monika, der Mutter des hl. Augustinus, welche, bei der hl. Communion häufig in die Höhe erhoben, mit dem königlichen Propheten zu sprechen pflegte: „Mein Herz und mein Leib frohlocken in dem lebendigen Gotte" (Ps. 83, 3.). Und zwar sollen wir

1) unseren Verstand hiezu ermuntern, indem wir die empfangene Wohlthat erkennen und überdenken, und gewissermassen mit den Israeliten (beim Anblicke des vom Himmel gefallenen Manna) sprechen: „Manhu?" (II. Mos. 16, 15.) d. h.: „Was ist doch dieses?" welch' himmlische Speise? was für ein wunderbares Brod? woher uns gesandt? von welchen Händen bereitet? von welcher Hoheit, von welch' herrlichem Wohlgeschmacke? — Oder mit dem Propheten Daniel: „Du hast, o Gott, meiner gedacht!" (Dan. 14, 37.) indem du mich nämlich in der Löwengrube wunderbarer Weise mit dem Mahle speisteſt. Oder mit dem hl. Einsiedler Paulus: „Der Herr hat uns ein Mahl zugesandt; o, er ist wahrlich gütig und barmherzig!" — Welch' innigen Dank, Geliebte! würden wir zollen, wenn wir Brod vom Himmel, wie die Israeliten, oder von einem Engel, wie Daniel, oder von einem Raben, wie Paulus (der Einsiedler) bekämen? Das Brod des hl. Altarssakramentes aber ist ein Brod vom Himmel und von Gott, — ja, es ist Gott selbst!

2) Ferner sollen wir unser Gedächtniß einladen; d. h. wir wollen einer solchen Gnadengabe stets eingedenk sein, dieser himmlischen Speise uns erinnern, dankbaren Sinnes einen Gomor, d. h. ein bestimmtes Maß davon (II. Mos. 16, 33.) in unsrem Herzen aufbewahren, und gewissermassen in unsere Seele — nach Art der Wirthe, welche jene Zimmer, in denen ihr Fürst hie und da einkehrt, mit der Inschrift bezeichnen: „Für den König", — schreiben: „Wohnung des höchsten Gottes, unzugänglich der Welt, dem Fleische, dem Satan."

3) Eben so sollen wir auch unseren Willen zur Danksagung auffordern, indem wir uns und all' das Unsrige dem Willen und der Leitung Gottes anheimstellen, daß er fortan über uns herrschen möge, wie auch die Bürger ihrem Fürsten bei seiner Ankunft die Schlüssel der Stadt überreichen, damit er nach Belieben über ihre ganze Habe schalten und walten, — schließen und öffnen möge.

4) Wir sollen endlich alle unsre körperlichen Kräfte und Sinne zum Dienste Jesu Christi anhalten; wie man im

Leben seine ganze Dienerschaft einem hochgestellten Freunde, der auf Besuch zu uns kommt, zur Verfügung stellt; auf daß sie mit dem Heilande durch Gebet, Betrachtung, geistliche Lesung, Stillschweigen u. s. w. traulichen Umgang pflegen, und Allem den Einlaß in das Herz verwehren, was unsrem Geiste irgendwie lästig werden könnte. — Mein Christ! was würdest du dazu sagen, wenn dich dein Freund, zu welchem du vielleicht nach einer weiten Reise auf Besuch gekommen bist, zwar gastlich aufnehmen, aber dich gleich wieder allein lassen, durch eine Hinterthüre an andere Geschäfte gehen, oder gar dich wieder fortgehen heißen würde? — Das haben aber die Einwohner von Jerusalem dem Heilande in Wahrheit gethan. Am Morgen nahmen sie ihn unter allgemeinen Freudenbezeigungen und Zusammenströmen auf, am Abende aber verließen sie ihn sammt und sonders, und nach fünf Tagen vertrieben sie ihn ganz und gar aus ihren Mauern. Was hat es ihnen nun genützt, den Herrn in prachtvollem Aufzug und unter Jubel in ihre Stadt eingeführt zu haben, wenn sie ihn nachmals auf den Kalvarienberg verstießen? Was hat es ihnen eingetragen, Zweige von den Bäumen abgehauen und dem Heilande auf den Weg gestreut zu haben, wenn sie später Dörner und ein Schilfrohr suchten, um ihn damit zu verspotten und zu schlagen? Was hat es ihnen für Früchte gebracht, gerufen zu haben: „Wer ist doch dieser?" (Matth. 21, 10.) wenn sie nach wenigen Tagen schrieen: „Er ist des Todes schuldig?" (Matth. 26, 66.) Was gewährte es ihnen für einen Vortheil, wenn sie ihm heute entgegen jubelten: „Hosanna! Hochgelobt sei er u. s. f." (Matth. 21, 9.), da sie nach kurzer Zeit blutschnaubend riefen: „Fort, fort — an's Kreuz mit ihm!" (Joh. 19, 15.) — Gewiß nicht mehr, als es dem Judas nützte, den Bissen aus der Hand des Heiland's hingenommen, und gleich darauf den Satan in sein Herz eingelassen zu haben!

Schluß.

Geliebte Andächtige! Um der Liebe willen, mit welcher unser himmlischer König, wie heute in Jerusalem, so in diesen Tagen im Gewande der Armuth und Niedrigkeit unter der unscheinlichen Brodsgestalt in unser Herz einziehen wird, um dieser Liebe Christi willen bitte und beschwöre ich euch: O, ahmet doch den treulosen Judas, ahmet die wankelmüthigen Juden nicht nach, sondern vielmehr die treuen Jünger Christi und die unschuldige Jugend, die mit inniger, unwandelbarer Zärtlichkeit an dem Heilande hingen. Nahet dem Tische des Herrn recht oft und allzeit würdig, — wie wir heute vernommen haben, **mit reinem Herzen, mit sehn-**

lichstem Verlangen, mit Ehrerbietigkeit, Demuth und Danksagung; und betet zu dem im Tabernakel verborgenen Gott, der allzeit bereit ist, unsere Seele durch seine Gegenwart zu heiligen:

„O, so komm' in unsre Herzen,
Göttlicher! in Brodsgestalt;
Stille du der Sehnsucht Schmerzen
Durch den süßen Aufenthalt! —
Seht, schon steigen Engel nieder,
Unser Heiland naht heran!
Stürzet hin in Staub, ihr Brüder,
Stürzet hin, und betet an!"

Amen.

Predigt auf das hl. Osterfest.

Thema: Von den manchfachen Siegen des Auferstandenen.

Eintheilung.

Der erstandene Heiland feierte einen fünffachen Sieg.

I. Ueber die Welt,
   1) indem er sie durch den Glauben unterjochte,
   2) indem er derselben ihre Anhänger entzog.

II. Ueber Satan,
   1) indem er ihn in Fesseln schlug,
   2) indem er ihm nur noch gestattete, uns Menschen zu versuchen, aber nur:
      a. zu unserem Nutzen,
      b. zur Ehre Gottes.

III. Ueber die Sünde,
   1) indem er sie in der hl. Taufe untergehen ließ,
   2) indem er sie durch die Gnade und die Buße unschädlich machte.

IV. Ueber den Tod,
   1) weil er von den Todten erstand, und auch uns dadurch auferweckte,
   2) weil der Tod zur Pforte des Lebens ward,
   3) weil der Tod als Uebung in der Starkmuth dient.

V. Ueber die Hölle,
   1) weil er sie zwang, die Väter des alten Bundes aus der Vorhölle herauszugeben,
   2) weil er ihr den Rachen verschloß.

Text: Ps. CXVII., 24. „Das ist der Tag, den der Herr gemacht hat; laßt uns jubeln und frohlocken an demselben!"

Eingang.

Die Freude und den Jubel, meine andächtigen Zuhörer! welche der heutige Tag uns Christen im neuen Gnadenbunde bringen werde, scheint der hl. Sänger David im Geiste längst vorausgesehen zu haben, denn von seiner Harfe tönt es: „Der Ruf des Jubels und des Heils erschallt in den Hütten der Gerechten“ (Ps. 117, 15.). Was dieses aber für ein Ruf sei, setzt der Psalmist sogleich auseinander: „Die Rechte des Herrn hat Großes gethan, die Rechte des Herrn hat mich erhöht, die Rechte des Herrn hat Großes gethan“ (V. 16.). Worin besteht aber diese Großthat und diese Erhöhung, welche der königliche Prophet hier erwähnt? Er antwortet darauf: „Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, ist zum Eckstein geworden“ (V. 22.); und am Ende heißt es: „Dies ist der Tag, den der Herr gemacht hat, lasset uns jubeln und frohlocken an demselben!“ (V. 24.)

Mit diesen Worten schildert David nicht undeutlich den Sieg und Triumph unseres Herrn Jesu Christi, — dessen Sieg im Leiden und dessen Triumph bei der Auferstehung.

Der Heiland hat aber über fünf grimmige Feinde obgesiegt; und zwar erstlich über die Welt, denn er spricht selbst: „Seid getrost, ich habe die Welt überwunden“ (Joh. 16, 33.); zweitens über den Satan, denn der Weltapostel schreibt: „Er entwaffnete die Oberherrschaften und Gewalten, führte sie muthvoll daher, und triumphirte über sie öffentlich durch sich selbst“ (Col. 2, 15.); — drittens über die Sünde, wie derselbe heil. Paulus schreibt: „Tod, wo ist dein Stachel? der Stachel des Todes aber ist die Sünde“ (1. Cor. 15, 55. u. 56.); — viertens über den Tod, nach den Worten der hl. Schrift: „Tod, wo ist dein Sieg?“ (ebend.) — endlich fünftens über die Hölle, wie ihn der hl. Seher Oseas (13, 14.) prophetischer Weise sagen läßt: „O Tod, ich will dein Tod sein; Hölle, ich will dein Biß sein.“

Es könnte übrigens vielleicht in Jemanden der Zweifel aufsteigen: Wie sollen denn diese Feinde besiegt sein, da sie doch heutzutage noch zu herrschen scheinen? Uebt nicht auch jetzt noch die Welt, „die im Argen liegt“ (1. Joh. 5, 19.), eine große Herrschaft? Haben etwa in unseren Tagen die Versuchungen Satans aufgehört? lockt er nicht noch Zahllose in sein Netz, so daß sie ihm dienen und huldigen? Hat nicht jetzt noch die Sünde die Oberhand in den Herzen der Sterblichen? Müssen nicht auch heutzutage Alle sterben, wie vor Christus auch? Verschlingt die Hölle nicht tagtäglich Unzählige, die in Sünden aus der Welt gehen? —

Dieses ist Alles wahr; es bleibt aber auch wahr, was die hl. Schrift behauptet, daß Christus gesiegt, und zwar einen überaus glänzenden Sieg über die Welt, über Satan, über die Sünde, den Tod und die Hölle davon getragen hat.

Das wollen wir, Geliebte! in unserer heutigen Betrachtung ausführlicher kennen lernen.

Abhandlung.

I.

Christus siegte über die Welt.

Der auferstandene Heiland siegte über die Welt, und zwar

1) dadurch, daß er sich dieselbe durch den wahren Glauben unterwarf, indem er sie aus dem Götzendienste herausriß, was vor ihm noch Niemand zu Stande gebracht hatte. — Es hatten zwar schon viele heilige Männer unter den Heiden gelebt, so z. B. Abraham unter den Chaldäern, Joseph und die Israeliten unter den Aegyptiern, Tobias unter den Assyriern, Daniel unter den Babyloniern u. s. f.; aber es war keinem von ihnen gelungen, die Heiden von ihrer Ueberzeugung und von der Abgötterei abzubringen, — bis auf Christus, welcher dieses allein zu Stande brachte, und bewirkte, daß Könige und Kaiser ihre Götzenbilder wegwarfen und verbrannten, ihre Götzentempel zerstörten, sich dem Kreuze Christi und den Päpsten zu Füßen warfen, und in aller Demuth von diesen die Lossprechung und den Segen begehrten; — ja sogar, wie dieses in früheren Zeiten der Fall gewesen, für ihre Wahl zur Kaiserwürde die Bestätigung des heil. Stuhles einholten. Christus, sage ich, brachte es dahin, daß Kaiser es sich zur Ehre rechneten, arme Mönche zu Tische laden, von Angesicht zu Angesicht schauen, begrüßen, Briefe mit ihnen wechseln zu dürfen; wie wir z. B. vom Kaiser Constantin wissen, daß er sich glücklich fühlte, zu den Füßen des Fischers, d. h. am Eingange der Peterskirche zu Constantinopel seine letzte Ruhestätte zu finden u. dgl. m. — Christus brachte es dahin, daß einzelne reiche Personen mit großen Unkosten für Diener Christi Kirchen, Klöster, Bisthümer gründeten und mit Einkünften versahen, wie dies schon der Psalmist weissagt mit den Worten: „Vor ihm (Messias, dem großen Könige) werden sich die Aethiopier niederwerfen, und seine Feinde den Erdboden küssen; die Könige von Tharsis und die Inseln werden Geschenke opfern, die Fürsten von Arabien und

Saba werden Gaben bringen" (Ps. 71, 9. 10.). — Ist das nicht ein herrlicher Sieg für Christus, es dahin zu bringen, daß die entferntesten Völker sich ihm zu Füßen werfen, seine Fußstapfen küssen, von ihm sich Gesetze vorschreiben lassen?

Christi Werk ist es, daß die heidnischen Kaiser trotz aller Kunstgriffe und Anstrengungen nichts gegen die Kirche ausrichteten, daß sie dem Stifter der christlichen Religion, dem sie den Untergang geschworen hatten, den Sieg einräumen, und sich am Ende von ihm überwunden erklären mußten. So haben die Kaiser Diocletian und Maximian (wie Baronius erzählt) aus Aerger über das Emporblühen des Christenthums, welches sie trotz der grausamsten Verfolgungen nicht zu vertilgen im Stande waren — wiewol sie sich seines Unterganges vergeblich rühmten, — die Kaiserwürde niedergelegt und sind als Privatpersonen gestorben. So berichtete der Statthalter Teberian, der über Palästina gesetzt war, an den Kaiser Trajan, er sei nicht einmal im Stande, alle die Christen umzubringen, die sich zur Todesstrafe freiwillig stellten; worauf Kaiser Trajan allen seinen Statthaltern den Befehl gab, keinen Christen mehr mit dem Tode zu bestrafen; wie wir von Suidas vernehmen. So rief, wie Theodoret schreibt, Kaiser Julian, der Abtrünnige, nachdem er im Kampfe tödtlich verwundet worden, zum Himmel empor: „Du hast gesiegt, Galiläer! du hast gesiegt."

War dies nicht der größte Sieg, Geliebte! die Tyrannen so mürbe und matt zu machen, daß sie zuletzt den Christen sich fügen und ihre Reiche ihnen einräumen mußten? Es gibt zwar jetzt noch manchen offenen oder geheimen Feind, der das Christenthum und die Kirche bedrängt und drückt. Was ist ein solcher aber mehr als ein Henker vor den Stadtthoren, der die Bürger durch seine Schrecken nur mehr im Zaum hält; oder wie ein Schäferhund, der in die Heerde Ordnung bringt? Gott hält ihn vor der Thüre seiner Kirche, um die widerspenstigen und der Kirche untreu gewordenen Völker zu bestrafen.

2) Der Herr hat die Welt ferner dadurch besiegt, daß er derselben ihre Anhänger entzog und sie der Verachtung preisgab. — Denn Christus brachte es dahin, daß die Welt von sehr Vielen mit Verachtung behandelt, den Dienern Gottes nachgefolgt, und ihnen Ehre zu erzeigen genöthigt wird, auf daß Alle die Trüglichkeit und Eitelkeit der Welt erkennen. Hierauf scheint sich die Weissagung des Propheten Nahum (3, 5. 7.) zu beziehen, welcher die Stadt Ninive ins Auge fassend spricht, was aber ganz gut auf die Welt seine Anwendung findet: „Sieh, ich will an dich, spricht der Herr der Heerschaaren. Ich will deine Scham vor deinem Angesichte aufdecken, den Völkern deine Blöße,

den Reichen deine Schande zeigen . . . Jeder, der dich sieht, wird vor dir zurückweichen u. s. f."

Gleichwie nämlich Moses jenes goldene Kalb, welches die Juden anbeteten, zerrieb, verbrannte, und dessen Asche ihnen unter den Trank mengte, „damit" — wie der hl. Hieronymus schreibt — „die Abtrünnigen so ihren Götzen verzehrten, und dasjenige verachten lernten, was sie also geringschätzig weggeworfen sahen": so verfuhr auch Christus mit der Welt, indem er ihre Eitelkeit, Niedertracht und Trüglichkeit bloslegte, damit sie von den Menschen verachtet würde, nachdem sie vorher fast Alle vergöttert hatten. Der Weltapostel erachtet die Güter dieser Welt „für Koth" (Phil. 3, 8.). Darum haben so viele Könige und Fürsten Kronen und Scepter niedergelegt, die Genüsse der Welt verschmäht, sich dem Kreuze Christi angeschlossen und unter seinem Banner gekämpft.

II.

Christus siegte über Satan.

Der Auferstandene überwand ferner die bösen Geister, wie dieselben (bei Eusebius und Plutarchus) selbst bezeugten. Der letztere Geschichtschreiber berichtet, als Epitherses an den Aeginadischen Inseln vorüber gesegelt sei, habe er von einem dieser Eilande her die Stimme vernommen, sie sollten melden, der große Pan (ein heidnischer Gott) sei gestorben, worauf ein unaussprechliches Klagen und entsetzliches Jammern gefolgt sei. Unter diesem großen Pan verstanden sie den Obersten der Teufel. — Dasselbe bezeugten die heidnischen Einwohner von Gaza. Denn als der hl. Hilarion die Zauberei und Gaukelkünste der bösen Geister, welche unter Mitwirkung eines Schwarzkünstlers die zu den öffentlichen Wettspielen bestimmten Pferde gebannt hatten, durch Anwendung von Weihwasser entlarvte, schrieen die Teufel laut auf: „Marnas ist von Christus überwunden." Dieser Marnas war aber ein Götze der Einwohner jener Stadt.

Christus feierte aber einen Sieg über die Teufel:

1) indem er den Lucifer, den Vornehmsten derselben, mit seinem ganzen Anhange fesselte, damit er nicht mehr, wie früher, als Vollstrecker der göttlichen Strafgerechtigkeit, eine Gewalt über die Menschen haben könnte. Denn nach Christi Zeit verstummten die Orakel, und das Blendwerk, wodurch die Menschen vorher getäuscht wurden, es war vernichtet. So besaß man, wie der hl. Augustin erzählt, ein Götzenbild der Minerva, das mitten im Feuer unbeschädigt blieb; eine Bildsäule Apollo's,

welche zuweilen weinte; die Götzenbilder traten sich auch gegenseitig ihre Plätze ab, gaben eine Stimme von sich, sagten Zukünftiges vorher u. dgl. m. Nachmals aber vermochten sie nichts mehr dergleichen, besonders wenn heilige Personen oder auch nur andere Christen zugegen waren. Dies geschah z. B. bezüglich des Apollo bei den Antiochenern, der durch die Nähe des Leichnams der hl. Martyrin Babyla gehemmt wurde; auch bei Serapis, einem ägyptischen Götzen zu Alexandria, trat durch die Gegenwart des hl. Apollinaris in seiner Wirksamkeit Stillstand ein. Desgleichen lesen wir, daß noch viele andere Orakel nach dem Zeugnisse Kaiser Constantins des Großen an ihren Aussprüchen gehindert wurden; so zwar, daß die Götzenpriester, wenn sie ein Orakel befragen wollten, vorher riefen: „Ein Abgewaschener und Gesalbter halte sich ferne von hier!" worunter die Getauften und Gefirmten gemeint waren. Endlich mußten die Orakel ganz und gar schweigen, wie Plutarch bitter beklagt.

Noch weit weniger kann jetzt Satan den Menschen unmittelbar an ihrer Seele schaden, wenn diese ihm nicht von freien Stücken die Hand bieten. Der heil. Augustinus sagt in dieser Beziehung: „Satan ist wie ein Kettenhund; er kann Niemanden beißen, außer den, der sich ihm mit gefahrbringender Sicherheit nähert;" und bald darnach fährt derselbe Kirchenlehrer fort: „Er kann bellen, er kann beunruhigen, — aber verletzen kann er nur den, der das will." Der hl. Antonius läßt sich also vernehmen: „Der Teufel wird wie ein in der Schlinge gefangener Sperling von Christus festgehalten. Der Christ also, der sich auf Christus stützt, braucht den Satan nicht zu fürchten, — er kann vielmehr über ihn lachen." —

Dieser Sieg Christi über Satan hat einige Aehnlichkeit mit jenem, den Pittacus über Phrinon gewann. Als einstmals die Bewohner von Athen und Mitylene sich um den Besitz eines Grundstückes stritten, trat Pittacus von Mitylene, einer von den sieben Weltweisen Griechenlands, ganz allein vor, und erbot sich, um dem Untergange so vieler Menschen in einem offenen Treffen vorzubeugen, zum Zweikampfe mit dem Athener Phrinon; er verwickelte diesen in ein Garn, welches er ungesehen unter seinem Schilde trug, und tödtete ihn auf diese Weise. Fast auf dieselbe Art fing Christus durch seine göttliche Allmacht, welche er unter seiner Menschheit verborgen hatte, den Satan gewissermaßen in einer Schlinge; so daß er hiedurch gefesselt, Niemanden mehr einen Schaden thun, und leicht überwunden werden kann. Satan gleicht hierin einem an einen Baum gebundenen Bären, welcher, wenn er auch mit Gebrüll an seiner Kette herumgeht, dennoch Niemanden beschädigen kann, außer jenen, welchen er eben in seinem Um-

kreise stehend erfaßt. Darum konnte der Apostelfürst Petrus (1. Brf. 5, 8.) schreiben, „der Teufel gehe wie ein brüllender Löwe umher."

2) Gott gestattet zwar dem bösen Geiste noch, den Menschen zu versuchen und ihm manchmal Nachstellungen zu bereiten: allein des Teufels Kraft ist denn doch gebrochen; seine Versuchungen gereichen

a. dem Menschen nur zu noch größerem Verdienste. Auf diese Weise dient Satan den Christen vielmehr, als er über sie herrscht, weil er sie zu einer höheren Herrlichkeit befördert. Der Heiland hat darum (nach Luc. 8, 30. u. ff.) die Teufel nicht in den Abgrund verwiesen, sondern ihnen erlaubt, auf der Erde zu bleiben und in die Schweine zu fahren; damit die Menschen durch sie um so bewährter würden, wie Theophylactus zu dieser Stelle bemerkt; denn wo kein Kampf ist, da gibt es auch keine Krone. Darum müssen die bösen Geister in den Besessenen öfters die Wahrheit erzählen, einzelne Personen quälen oder erschrecken, um die Anderen behutsam zu machen. So hat der hl. Bischof Stephanus (i. J. 1210) es von Gott verlangt, daß sich die Teufel in scheußlicher Gestalt Jenen aus seinem Volke sichtbar machten, welche an den Sonn- und Festtagen in den Schenken saßen, auf dem Markte sich herumtrieben, die Theater besuchten; damit sie hiedurch von dort verjagt, zur Kirche kommen sollten. Als die Leute nun die bösen Geister erblickten, sagte der Bischof zu ihnen: „Das sind die, denen ihr nachfolget; ich habe sie euch zum Schreckmittel gesendet" (Surius, 7. Sept.). Gleicherweise haben der hl. Bernhard und unzählige andere Heilige die Teufel genöthigt, aus Besessenen über Himmel, Hölle u. dgl. Wahres zu offenbaren, damit die Christen vorsichtig werden möchten. So muß ein von den Feinden aufgefangener Soldat darüber Auskunft geben, was der Feind vor hat, was er thut, wie stark seine Streitkraft ist u. s. w.

b. Eine solche von Gott zugelassene Versuchung des Höllengeistes, sie mag leiblicher oder geistiger Natur sein, läßt sich aber leicht vertreiben, und dient am Ende zur höheren Verherrlichung Gottes.

Nehmen wir eine leibliche Teufelsanfechtung, so wird dieselbe durch das hl. Kreuzzeichen, durch Aussprechung der hl. Namen Jesus und Maria, durch den kleinsten geweihten Gegenstand, durch Weihwasser und Aehnliches leicht verscheucht. Ja sogar wenn die bösen Geister nur die Namen einzelner Heiligen aussprechen hörten, mußten sie fliehen und entweichen; wie dies der hl. Athanasius

von dem Namen des hl. Antonius anführt. Sie werden auch in der katholischen Kirche aus Besessenen, aus Wohnungen ausgetrieben und aus bestimmten Orten verbannt. Die Abbildungen des hl. Simeon, des Säulenstehers, hatten allein schon die Kraft, Teufel zu vertreiben, weshalb die Katholiken in Rom diese Bilder in ihren Kaufläden aufstellten; wie Theodoret bezeugt.

Aber auch die geistigen Versuchungen Satans sind nicht mehr schreckbar; denn die katholische Kirche gibt uns die Waffen in die Hand, welche hinreichen, um denselben Widerstand zu leisten, und sie zu entkräften. Diese sind: Frage deinen Beichtvater um Rath; sprich: „Weiche von mir, Satan!" (Matth. 4, 10.). Denn der hl. Apostel Jakobus gibt die Ermahnung: „Widerstehet dem Teufel, so wird er von euch fliehen" (Jak. 4. 7.). Rufe insbesondere Gott an. — Der hl. Antonius sagte einst: „Glaubet mir, Brüder! Satan fürchtet der frommen Seelen Nachtwachen, Gebet, Fasten, freiwillige Armuth, Barmherzigkeit und Demuth, hauptsächlich aber deren Liebesgluth gegen Christus den Herrn; ein einziges Zeichen seines heiligsten Kreuzes entkräftet ihn, und jagt ihn in die Flucht." Er wußte dieses zu gut aus der täglichen Erfahrung. Denn als er eines Tags den Satan in der Gestalt von Riesen, Löwen, Bären erscheinen sah, sagte er spottweise zu ihm: „Hast du von Gott Gewalt über mich, so übe sie: hier bin ich; — wo nicht: was suchst du, Ohnmächtiger! mich mit derlei scheußlichen Gestalten umsonst zu schrecken?"

Auch der hl. Hilarion wurde häufig durch Satan auf außerordentliche Weise angefochten. Einst hörte er Waffengeklirr, und sah, wie ein Wagen mit feurigen Rossen auf ihn zustürmte; — er rief den Namen Jesus an, und mit einem Male war Alles verschwunden. Ein anderes Mal sah derselbe Heilige, wie Satan in Gestalt eines Kameeles tobte und die Umstehenden zu Boden warf; er redete ihn an und sagte: „Mich, du Höllengeist erschreckst du nicht trotz deiner großen Körperlast; in einem Fuchs oder in einem Kameel bleibst du Einer und derselbe." Wieder eines Tages sah er, wie ein angesehener Mann, Namens Orionus, welcher von einer ganzen Schaar böser Geister besessen war, über ihn herfiel. Der Heilige lächelte und bezwang ihn mit den Worten: „Ueberlasset mir meinen Fechtmeister!" Darauf trat er ihn mit beiden Füßen nieder, und sagte: „Jetzt rege dich, du höllische Schaar! nun rege dich!" Als aber jener jämmerlich heulte, befreite er den Armen von dem bösen Geiste. — Als der erwähnte Gottesmann bei einer anderen Gelegenheit einen Teufel aus einem Mädchen austrieb, in welche er durch ihren Buhlen gefahren war, rief jener: „O was für Pein und Qual erleide ich! Du zwingst mich auszufahren, und ich werde doch an der Schwelle gewaltsam festgehalten. Ich gehe nicht heraus, bis mich der Jüngling, der mich

hält, losläßt." Hilarius antwortete höhnisch: „Das ist deine große Stärke, daß dich ein Zwirnsfaden festhalten kann" (Hieronymus in dessen Leben). —

Wie sehr aber Christus die Macht des bösen Engels gelähmt und gebrochen hat, beweist sein seltenes Erscheinen und Eingreifen in das menschliche Wirken im neuen Bunde.

III.

Christus siegte über **die Sünde.**

Aber auch über die Sünde trug der erstandene Heiland einen glänzenden Sieg davon; und zwar

1) dadurch, daß er unsere Sünden in der heil. Taufe versenkte. Ein Vorbild hievon haben wir an dem Untergange Pharao's und seines Heeres im rothen Meere; denn dieses versinnlicht die Auslöschung der Sünden im Blute Jesu Christi ganz deutlich; wie solches schon Michäas prophetischer Weise verkündet mit den Worten: „Er wird alle unsere Sünden in die Tiefe des Meeres werfen" (Mich. 7, 19.). — Diesen Sieg über die Sünde (wie auch über die übrigen Feinde: Welt, Satan, Tod und Hölle) errang Christus am Kreuze, wo er nach den Worten des hl. Paulus (Coloss. 2, 14.) „den Schuldbrief der Sünde, der uns entgegen war", — nämlich das Urtheil der ewigen Strafe — „auslöschte, ihn wegnahm und an's Kreuz heftete", mit anderen Worten: wodurch er ihn durchbohrte, zerriß und vernichtete.

2) Christus ward Obsieger über die Sünde, weil wir uns jetzt mittelst der Gnade leicht vor der Sünde hüten und, wenn wir in dieselbe zurückgefallen, durch die Buße geistiger Weise zu neuem Leben erstehen können. — Gleichwie nämlich im alten Testamente (IV. Mos. 21, 9.) Jene, welche von den Schlangen waren gebissen worden, durch den Anblick der von Moses aufgerichteten ehernen Schlange sogleich wieder genasen; eben so werden auch wir, wenn wir glaubensvoll und reumüthig zu Christus am Kreuze aufblicken, sofort von unseren Sünden, sogar von den schweren, geheilt. Man hält dafür, derjenige habe über das Gift bereits gewonnen, welcher Theriak, ein sehr wirksames Mittel wider Vergiftung, bei der Hand hat; auch die Schwierigkeiten des Labyrinthes überwindet der, welcher einen Faden in der Hand hält, mit dessen Hilfe er den Rückweg findet und sich aus den Irrgängen wieder herauswindet. Ein solches

Gegengift, ein solcher rettende Faden gegen die Sünde ist uns durch die **Buße** geboten.

IV.

Christus siegte über **den Tod.**

Jesus Christus überwand ferner in seiner Auferstehung **den Tod**; denn

1) er **erweckte** nach drei Tagen **nicht nur sich selbst von den Todten, sondern auch die Leiber anderer Heiligen wieder zum Leben**; er **wird** endlich am Gerichtstage **auch uns Alle auferwecken**. — Christus verfuhr mit dem Tode, wie es das Ichneumon dem Krokodil macht. Plinius (l. 8. c. 25.) schreibt nämlich: „Wenn dieses Nilungeheuer sich mit Fischen gesättigt hat, und, wie immer, fressend am Ufer eingeschlafen ist, fliegt ein dort einheimischer kleiner Vogel herzu, um sich Nahrung zu suchen, und reinigt zuerst dessen Mund, dann die Zähne und endlich den inneren Schlund von den Ueberresten der verzehrten Speise. Wenn nun das Ichneumon das Krokodil durch dieses behagliche Gefühl in tiefen Schlaf versunken sieht, dringt es mit seinem langgestreckten Leibe wie ein Pfeil durch den Rachen in dessen Leib ein und zernagt ihn." Das Ichneumon kommt daraus wieder lebendig zum Vorschein; das Krokodil dagegen verendet, weil ihm das Eingeweide durchfressen ist. Fast auf dieselbe Art ging auch Christus gewissermaßen dem Tode zu Leibe, und tödtete ihn, sich in denselben versenkend; aber er kam wieder lebend aus dem Todtenreiche hervor; und in gleicher Weise werden auch fortan Alle, welche in den Rachen des Todes hinabsteigen, wieder lebend aus demselben hervorkommen. So ist demnach der Tod vernichtet und seiner Kraft beraubt.

2) Der Sieg Christi über den Tod zeigt sich ferner auch darin, daß, wenn gleichwol das Sterben noch in der Welt zurückgeblieben, doch **dieses Hinscheiden für den Gerechten nicht ein eigentlicher Tod, sondern vielmehr ein Triumphbogen und die Pforte zum Leben**, der Tag aber gewissermaßen der Geburtstag für die Ewigkeit zu **nennen ist**.

Wie man sich erzählt, hatte der Perserkönig Sapor, welcher den Kaiser Valerian unterjocht hatte, die Gewohnheit, so lange der Ueberwundene lebte, beim Aufsteigen auf das Pferd den Fuß auf den Rücken desselben zu setzen, wobei sich jener auf den Boden niederbeugen mußte. Aehnlich ist auch der Tod dergestalt von

Christus niedergetreten, daß er uns wie zu einem Schemmel ward, auf welchem wir zur Seligkeit des Himmels hinansteigen. Da nun dem Tode der Stachel genommen ist, so kann uns folglich auch die Sünde gar keinen Schaden zufügen, — so wenig, als eine Biene ohne Stachel noch Jemanden verwunden wird, so daß die Kinder mit ihr spielen können. Darum haben auch die Heiligen, — Jünglinge und Jungfrauen, des Todes gespottet, indem sie ihn sogar herausforderten, wie z. B. der hl. Martyrer Ignatius die wilden Thiere. Dieser sagte nämlich: „Wenn sie nicht gutwillig kommen, so werde ich Gewalt anwenden; ich werde mich beidrängen, um von ihnen zerrissen zu werden. Vergebet mir, meine Kinder! ich muß wissen, was mir frommt." — So starb Gerhard, ein Bruder des hl. Bernhard, freudigen Gemüthes und des Todes spottend, wie der hl. Bernhard schreibt, indem er sagt: „Tod! wo ist dein Sieg? Tod! wo ist dein Stachel? Das ist kein Stachel mehr, nein, das ist Jubel: ein Mensch stirbt singend und singt sterbend! Die Mutter der Trauer muß zur Quelle der Freude, die Pforte der Unterwelt zum Eingang in das Himmelreich, die Grube des Verderbens zur Thüre der Seligkeit werden — und zwar bei einem fehlerhaften Menschen!" Er gibt indessen auch den Grund an mit den Worten: „Aber mit allem Rechte; denn du, o Tod! hast dir widerrechtlich und vermessen eine Gewalt über den Unschuldigen und Gerechten angemaßt. Nun bist du getödtet, o Tod! gefangen durch eben die Angel, die du unbesonnen verschluckt hast!"

3) Endlich wird uns der Sieg Christi über den Tod ersichtlich, wenn wir bedenken, daß sich der Gerechte durch standhafte Todesüberwindung seine Verdienste und die ewige Herrlichkeit erhöht. Beim Waidwerke behält man oftmals einen lebenden Wolf oder Bären auf, um an ihm später die Hunde zu dressiren, was besonders Vergnügen auch für den Zuschauer gewährt. So steht auch einem Jeden von uns ein Kampf bevor, und zwar der schwierigste von allen — es ist der Kampf mit dem Tode. Hier soll nun Jeder seine Tapferkeit zeigen; Gott selbst und alle Himmelsbewohner sind Zuschauer. — Der hl. Chrysostomus schreibt hierüber: „Jene, die ihr ganzes Leben in Furcht vor dem Tode befangen hinbrachten, sie lächeln, wenn sie davon befreit sind, worüber sie sich entsetzen. — Wir haben hier den nämlichen Fall, wie wenn man einen Gefangenen, der zum Schaffot geführt werden soll, und nichts anderes mehr erwartet, mit vielen und guten Speisen mästet. Etwas Aehnliches war der Tod in der alten Zeit. Allein jetzt verhält es sich damit anders. — Heutzutage ist der Tod nichts mehr, als wenn ein Furchtloser zum Kampfe herausgefordert wird, wobei es scheint,

es handle sich weniger um den Tod, als vielmehr um die Erlangung irgend einer Herrschaft. Zu welcher von beiden Klassen möchtest du wol gehören? Zu denen, die im Gefängnisse nur gefüttert werden, um stündlich dem Urtheil ihres Untergangs entgegenzusehen — oder zu jenen Vielen, die da freiwillig kämpfen und sich abmühen, um die Königskrone über ein herrliches Reich in Empfang zu nehmen?" — Unstreitig wird ein Jeder lieber mit dem Feinde einen Kampf eingehen, und mit den Waffen in der Hand sterben wollen, als, einem Mastthiere gleich, sich füttern und dann abschlachten lassen, oder wie ein zum Tode Verurtheilter hingerichtet werden. Denn Ersteres zeugt von Tapferkeit und bringt Ruhm; Letzteres dagegen beweist Niedertracht und ist schmählich; — im ersteren Falle schwebt immer noch die Hoffnung auf Sieg vor Augen; im letzteren Falle bleibt nur die Aussicht auf Tod und Untergang.

V.

Christus siegte über **die Hölle.**

Seinen letzten glänzenden Sieg trug der Auferstandene über die Hölle davon. Und wie, Geliebte?

1) In so ferne, als die Hölle die Seelen der Altväter aus der Vorhölle herausgeben mußte, und endlich am Gerichtstage auch die Leiber aller Menschen wird herausgeben müssen. — Vor Christus kamen Alle in die Unterwelt, d. h. entweder in die Hölle, oder ins Fegefeuer, oder in die Vorhölle. Jetzt dagegen ist den Frommen der Himmel aufgethan und die Vorhölle verschlossen. Sonach kommt man jetzt nicht mehr, wie früher, vom Reinigungsorte in die Vorhölle, sondern unmittelbar in den Himmel. Die der Läuterung nicht bedürfen, gehen sogleich zum Himmel ein. Auf diese Weise war also Christus, wie schon der Prophet Oseas (13, 14.) weissagt, „der Biß der Hölle", weil er die Altväter aus der Vorhölle befreite, ungefähr so wie man an einem Apfel das Gesunde vom Verfaulten mit den Zähnen abbeißt. — Ein Vorbild hiefür findet sich im alten Testamente in der Geschichte Abrahams, welcher sammt seinen Genossen bei der Verfolgung des Königs Chodorlahomor die von diesem gemachte Beute und den Lot ihm wieder entriß (I. Mos. 14, 16.); desgleichen ist David ein Bild, welcher seine Schafe aus dem Rachen des Bären und Löwen befreite (I. Kön. 17, 34.).

2) Christus siegte über die Hölle ferner dadurch, daß er ihr den Rachen verschloß; indem er ihr unzählige Seelen, welche sie sonst gleich Bissen gierig verschlungen hätte, entriß; so daß der Hölle jetzt nichts anderes, als die verdammten und von Gott verworfenen Seelen zufallen; dann aber auch dadurch, daß Christus Alles gethan hat, was hinreichend ist, um alle Seelen von der Hölle zu befreien. — Auf dieselbe Weise, wie nach der hl. Geschichte (Richt. 1, 7.) Juda mit dem besiegten Adonibezek verfuhr, indem er ihm die Spitzen seiner Hände und Füße abhauen ließ, und dieser, wie er Anderen gethan, unter dem Tische die Abfälle der Speisen zusammenlesen mußte: also verfuhr auch Christus mit der Hölle. Er verstümmelte sie durch seine eigene Kraft, und zwang sie gewissermaßen, gebunden unter seinem Tische zu liegen; so daß er ihr nur das überließ, was die Welt verschmäht, wie man den Hunden die Knochen vorwirft. „Sie (die Hölle) verschluckte", wie es im Buche Job (40, 18.) heißt, vorher „einen Fluß, und wunderte sich darüber nicht; und hegte die Zuversicht, daß auch ein Jordan in ihren Mund fließen könne", d. h. nach der Auslegung des hl. Gregorius: die Christen, welche durch die Taufe geheiligt sind, und Jene, welche mit Verachtung des Irdischen mit dem Himmlischen in Verbindung stehen. — Aber, wie sah sich die Hölle in dieser ihrer Erwartung getäuscht! Christus der Herr raubte ihr nicht nur die unermeßliche Zahl der Christen, sondern er würde sie ihr alle entreißen, wollten sie sich nur mit Christus vereinigen. —

Schluß.

So hätten wir denn, andächtig Versammelte! in unserer heutigen Betrachtung kennen gelernt, in wie ferne der auferstandene Heiland die Feinde, die uns Alle so grimmig verfolgen, überwunden, und einen so glänzenden Triumph über die Welt, den Satan, die Sünde, den Tod und die Hölle gefeiert hat. Es erübrigt uns nur noch, daß wir uns diesen Sieg zu Nutzen machen, und die uns hiedurch erworbene Beute unter uns vertheilen; was dadurch geschehen wird, wenn wir jene Mittel anwenden, die der Herr vorgeschrieben hat; damit auch wir aus dem Kampfe mit diesen Feinden als Sieger hervorgehen, und mit dem Herrn endlich im Himmel ewiglich triumphiren mögen. Glorreicher Obsieger Christus Jesus! laß uns dies zu Theile werden! Amen.

Predigt auf den I. Sonntag nach Ostern.

Thema: Zu welchem Ende erschien Christus so oftmals in der Mitte von Anderen?

Eintheilung.

Der Herr erschien zu verschiedenen Malen auf Erden in der Mitte von Anderen, und zwar:

I. In Mitte zweier Thiere in der Krippe als Friedensstifter.
II. In Mitte der Lehrer als Lehrmeister.
III. In Mitte der Juden als Helfer.
IV. In Mitte der Apostel als Vater.
V. In Mitte der Welt als Mittler.
VI. In Mitte von Räubern als Richter.
VII. In Mitte der Jünger als König.

Text: Joann. XX, 19.

„Jesus erschien und stellte sich in ihre Mitte."

Eingang.

Da der Prophet Isaias einstmals sein Volk mit einer höchst beglückenden Nachricht erfreuen wollte, gab er ihm folgende Weissagung: „Freue dich und es frohlocke, was in Sion wohnt; denn groß ist in deiner Mitte der Heilige Israels" (Is. 12, 6.). Mit diesen Worten kündigt der heilige Seher den Bewohnern Jerusalem's an, der so lange ersehnte Messias werde in ihrer Mitte erscheinen; sie sollten also jubeln und ihren Gott preisen.

In der That, Geliebte! die Einwohner Sions durften frohlocken ob der Nähe ihres Herrn; denn die Väter harrten, bevor er in diese Welt kam, mit großer Sehnsucht auf sein Erscheinen. Und wieder in jenen drei Tagen, da der Herr im Grabe lag, trauerten Sions Bewohner, d. h. die Gläubigen, in hohem Grade

um ihn, zerstreuten sich und warteten mit Begier auf dessen Auferstehung.

Nun aber freue dich und juble, Kirche Christi! denn heute ist der Herr bei dir eingekehrt, ja er hat sich zur Erhöhung deiner Freude in deine Mitte gestellt, um dich zu trösten.

Uebrigens ist Christus zu verschiedenen Malen auf Erden in der Mitte von Anderen erschieneu: sogleich nach seiner Geburt zu Bethlehem unter zweien Thieren; dann fand man ihn als zwölfjährigen Knaben im Tempel zu Jerusalem mitten unter den Lehrern; dann trat er am Jordanflusse in der Mitte der Juden auf; dann befand er sich in der Mitte seiner Apostel beim letzten Abendmahle; auch schwebte er im Mittelpunkte der Erde und zwischen zweien Schächern auf dem Kalvarienberge; endlich erschien er nach seiner Auferstehung dem heutigen Evangelium zufolge in Mitte seiner Jünger.

Diese verschiedenen Erscheinungen Christi auf Erden in Mitte von Anderen und deren Bedeutung lasset uns nun, Andächtige! etwas einlässiger betrachten.

Abhandlung.

I.

Christus erscheint in der Krippe zu Bethlehem inmitten zweier Thiere — als **Friedensstifter.**

Zum ersten Male treffen wir unseren Jesus gleich nach seiner Geburt in der Krippe zu Bethlehem (Luc. 2, 7.) inmitten zweier Thiere. — Daß diese Thiere ein Rind undein Esel gewesen, nehmen viele Kirchenlehrer, Origenes, die Heiligen Ambrosius, Augustinus und Andere auf Grund der Stelle beim Propheten Isaias (1, 3.) an, wo es heißt: „Der Ochs kennt seinen Eigenthümer und der Esel die Krippe seines Herrn." — Christus wollte aber in Mitte eines Stiers und eines Esels gefunden werden als der Friedensstifter zwischen Juden und Heiden. Der Esel, als unreines Thier, bezeichnet die heidnischen Völker; der Ochs aber, ein reines Thier, das Judenvolk. Bevor diese beiden Thiere durch Christus vereinigt wurden, konnten Ochs und Esel nicht zusammen am Pfluge ziehen; d. h. Juden und Heiden waren nicht in Verbindung zu bringen. Aber durch die Vermittlung Christi fanden sie sich alsbald in einem und demselben Glauben vereint. — Vorboten und Vorbilder dieser Einigung waren Herodes und Pilatus, von welchen der erstere ein Jude, der letztere ein Heide gewesen; denn beide wur-

den am Tage des Leidens und Sterbens Christi Freunde unter einander (Luc. 23, 12.). Der Herr ist der Eckstein, welcher, wie der heil. Paulus (Eph. 2, 14) sich ausdrückt, „aus Zweien Eins machte, und die Scheidewand niederriß," d. h. die Feindschaft zwischen beiden Völkern — Juden und Heiden — aufhob. Dasselbe war auch durch jenes leinene Tuch versinnbildet, welches dem heiligen Petrus in einem Gesichte gezeigt wurde, worin vierfüßige Thiere sich befanden, welche einer Stimme vom Himmel zufolge von Petrus geschlachtet und gegessen werden sollten (Apstg. 10, 11 u. ff.). Das Linnentuch stellt nämlich die Kirche dar; die vierfüßigen Thiere, welche nach dem Zeugnisse des heiligen Hieronymus und des Origenes dem mosaischen Ceremonialgesetze theils rein, theils unrein waren, sind als eine Bezeichnung für Judenthum und Heidenthum anzusehen.

Weit mehr noch wollte der Heiland alle Christen unter sich durch das Band des Friedens vereinigen, wenn dieselben auch durch Abstammung, Vermögen, Macht, Gelehrsamkeit, Naturanlagen und sonstige Verhältnisse von einander abweichen. Daß dieses in der Zeit der Gnade eintreffen werde, weissagte schon der Prophet Isaias (11, 6.) mit den Worten: „Der Wolf wird mit dem Lamme zusammenwohnen, und der Pardel sich zum Böckchen lagern; Kalb, Löwe und Schaf werden zusammen weiden, und ein kleiner Knabe wird sie treiben." Bemerken wir hier die Gegensätze: Wolf und Lamm; Löwe, Kalb und Schaf, welche doch sonst unter sich in Todesfeindschaft leben, werden friedlich beisammen weilen. Hiemit ist bildlich angedeutet, daß durch Christus Völker, welche sonst in ihren Sitten sehr verschieden sind, sich versöhnen; daß Heiden mit Juden, Wilde mit Gebildeten (Civilisirten), Reiche mit Armen, Vornehme mit Niederen, Aufbrausende mit Sanftmüthigen u. s. w. sich vereinen und von einem schlichten Hirten lenken und leiten lassen werden. Dieses ist in den ersten Zeiten der christlichen Kirche wirklich geschehen, und geschieht noch bis auf den heutigen Tag, namentlich bei den Ordensleuten und noch sehr vielen Anderen, wo das Christenthum wahrhaft blüht.

II.

Im Tempel zu Jerusalem unter den Lehrern — als deren **Lehrmeister.**

Ein anderes Mal finden wir Christum im Alter von zwölf Jahren im Tempel zu Jerusalem mitten unter den Lehrern sitzen (Luc. 2, 46), als ein Lehrer aller Lehrer und aller Völker des ganzen Weltalls. — Gleichwie nämlich

die Sonne in der Mitte des Planetensystems steht, so daß sie sowol das Obere, d. h. die höher wandelnden Sterne, als auch das unter ihr Befindliche erleuchtet, und mitten am Himmel zwischen den beiden Wendekreisen ihren Standpunkt hat, um nicht Einigen ihr Licht und ihre Wärme zu entziehen, Andere dagegen allzureichlich damit zu versehen: ebenso ließ

1) Gott für's Erste seine Sonne — Christum den Herrn — über Gute und Böse aufgehen (Matth. 5, 45.), und **mitten unter den Menschen** erscheinen, um die mit Finsterniß umfangenen Herzen Aller zu erhellen, — „gleich dem Morgenstern mitten im Nebel", wie der weise Sirach bildlich sagt (50, 6.). — Darum schreibt auch der heilige Evangelist Johannes von Christus: „Er war das wahre Licht, welches alle Menschen erleuchtet" (Joh. 1, 9.). — Wie aber die Sonne die ganze Welt nicht auf einmal, sondern nach und nach erleuchtet, übrigens doch mit sehr großer Schnelle die beiden Halbkugeln mit ihrem Licht berührt: so hat auch Christus allmählig, dabei aber doch sehr rasch der ganzen Welt das Licht seines Evangelium mitgetheilt. Wenn nun gleichwol diese Sonne nicht von Allen erblickt wird, so kommt dieses lediglich daher, weil solche Blinde hiezu nicht befähigt sind. Auch die Fledermäuse und die Maulwürfe sehen nichts vom Tageslichte; denn jene verbergen sich in Ritzen, diese dagegen verkriechen sich unter die Erde. Und so machen es auch nicht wenige Menschen.

2) Auch in der Lebensweise hielt Christus die rechte Mitte ein, sowol was sein Beispiel, als was seine Lehre anbelangt; indem er nicht so äußerst strenge lebte, wie der heilige Johannes der Täufer, aber auch nicht im mindesten lässig. Er wollte nämlich Allen Alles werden und die ganze Welt an sich ziehen. — Gleichwie der Forstmann seine Waidgenossen an verschiedenen Punkten seines Jagdbezirkes vertheilt, während er selbst den Weg mitten durch den Wald einschlägt und festhält, ebenso verfuhr auch Christus. Und wenn gleichwol der Jäger nicht alles Wild selbst erlegt, sondern auch die Gefährten das Ihrige dazu beitragen, so wird doch der ganze Fang dem Jäger hauptsächlich zugeschrieben, weil er das Wild aufgespürt und in Trieb gebracht hat. Ebenso wird die strenge Lebensweise einiger Heiligen, worin sie sogar den Herrn übertrafen, dennoch dem Heilande zugemessen, welcher ihnen die Gnade zu solch' einem beschwerlichen Wandel verdiente. — Hiedurch ist für die Prediger angezeigt, in gleicher Weise bei Erleuchtung Anderer sich in die Mitte zu stellen, um weder dem Einen das Licht der Wahrheit zu entziehen, noch auch die Person eines Andern mehr zu berücksichtigen.

Denn gleich der Sonne, welche auch die am Firmamente über ihr befindlichen Sterne erhellt, muß der Verkünder des göttlichen Wortes Allen Belehrung und Zurechtweisung angedeihen lassen, auch Jenen, welche sich für hinreichend erleuchtet erhalten, so daß selbst die Vorgesetzten nicht ausgeschlossen sind.

III.

Am Jordanflusse mitten unter den Juden — als ihr **Heiland.**

Ferner sehen wir Jesum Christum am Jordanflusse mitten unter den Juden auftreten (Joh. 1, 29.), und zwar als Arzt, Tröster und Helfer für Alle, so daß zu ihm ein Jeder leichtlich Zutritt hatte, und ein Jeglicher ihn finden konnte. — So war auch der Baum des Lebens mitten in's Paradies gepflanzt, um Allen in's Auge zu fallen und zur Stärkung ihrer leiblichen Kräfte bei der Hand zu sein (I. Mos. 2, 9.). Auf gleiche Weise haben auch wir den Herrn in der Kirche gleichsam allenthalben in unserer Nähe und bereit, uns durch die heiligen Sakramente zu heilen; besonders aber in der hochheiligen Eucharistie, in unseren Obern und geistlichen Vorgesetzten, so wie in den Armen. — Gleichwie aber die Juden Christum, obwol er in ihrer Mitte stand, nicht erkannten und ehrten, so daß Johannes der Täufer zu ihnen sagen konnte: „In eurer Mitte steht er, aber ihr kennet ihn nicht" (Joh. 2, 26.); so trifft dieses auch heutzutage noch bei vielen Christen ein. Denn wenn der Heiland auch erklärt hat, er weile unter den Armen und erhalte Kleidung, Nahrung, Almosen in der Person der Nothleidenden; wenn er gleichwol gesagt hat, er werde im heiligen Altarsakramente angebetet und genossen; in den Vorgesetzten geehrt und gehört; so erkennen ihn trotzdem auch jetzt noch Viele nicht. Und gleich unseren Stammältern, welche sich dem Tod bringenden Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen schleuniger, als dem Lebensbaume genähert haben, setzen auch jetzt noch gar sehr viele Christen den Arzt und die Heilmittel für ihre Seligkeit bei Seite, und eilen dem zu, was ihnen Schaden bringt und für sie Gift ist.

IV.

Unter seinen Aposteln — als **Vater.**

Weiter finden wir Christum bei der Fußwaschung inmitten seiner zwölf Apostel (Joh. 13, 1—15.). Damals

nämlich war es, wo der Herr sprach: „Ich bin in eurer Mitte wie Einer, der Euch bedient" (Luk. 22, 26.). Er befand sich dort in Mitte seiner Apostel, wie ein Vater unter seinen Kindern, — alle mit gleicher väterlicher Liebe, Zuneigung, Sorgfalt und Theilnahme umfassend. Allen gab er Speise, allen reichte er seinen heiligsten Leib, allen wusch er die Füße, zu allen sprach er die lange und herzliche Ermahnungsrede, indem er ihnen vorzugsweise den Frieden und die Liebe, als das mittelst Vermächtnisses hinterlassene väterliche Erbe, an's Herz legte. Und als die Apostel dazumal unter sich stritten, wer unter ihnen als der Größte gelten sollte, legte der Herr ihren Streit bei durch die bereits erwähnten Worte: „Ich bin mitten unter euch wie euer Diener."

Merkwürdig ist übrigens an der Leitung der Apostelgesellschaft, daß Christus, wenn er auch den heiligen Petrus und die beiden Söhne des Zebedäus in vertraulicher Weise zu besondern Gelegenheiten und Geheimnissen, z. B. zu seiner Verklärung auf Tabor (Matth. 17, 1—9.), zu seiner Todesangst am Oelberge (Matth. 26, 37.), zu der Auferweckung des Mägdleins (Matth. 9, 25.) hinzuließ, dennoch dieses Alles den übrigen Aposteln durch liebreiche Behandlung zu ersetzen verstanden hat, so daß jeder von ihnen denken konnte, von Christus sei Niemand ihm vorgezogen. Deshalb erhob sich denn auch mehrmals jener bekannte Streit unter ihnen, wer als der Größte gelten sollte. Sie haderten aber nicht darüber: daß Petrus, oder Jakobus und Johannes größer sein und scheinen wollte, sondern darüber: wer unter ihnen als der Größte gelte; sonach hielten sie sich alle unter einander gleich. Christus lebte nämlich bisher durch die Erweise seiner Huld und Liebe, die er bald dem Einen, bald dem Andern zu Theile werden ließ, in der Weise in ihrer Mitte, daß keiner sich über die dem anderen erzeigten Wohlthaten beschweren, keiner seinen Mitapostel beneiden, im Gegentheile Jeder von ihnen meinen konnte, er sei vom Herrn am meisten geliebt.

Auf diese Art wird auch ein Jeder aus uns, wenn er seine Gaben und die Beweise der göttlichen Huld, die ihm zu Theil wurden, erwägt, denken können, er sei in vielen Stücken Anderen vorgezogen und bei Gott beliebter, als Jene. So wenn du z. B. ein Ordensmann bist, hast du einen Vorzug vor dem Weltgeistlichen, — als Priester vor dem Laien, — als Gelehrter vor den Ungelehrten, — als ein in hoher Würde Stehender vor dem gemeinen Manne, — als Reicher vor dem Armen, — als Gesunder und Starker vor dem Schwächlichen, — als Dürftiger vor dem Geizigen, — als Kranker und Schwacher vor gesunden Sündern, — als Rechtgläubiger vor dem Un- und Irrgläubigen u. s. f. — So wird am Ende Jedermann die Wahrnehmung machen, daß

er von Gott einzelne besondere Gaben sowol der Natur als der Gnade empfangen hat, durch welche er Andere überragt.

Hieraus mögen christliche Aeltern lernen, ihre Kinder in Allem gleich zu halten: — sie gleich zu lieben, gleich zu kleiden, gleich zu erziehen, und wo möglich auch ihre Geschenke gleichmäßig unter sie zu vertheilen; damit nicht Eines davon sich zurückgesetzt fühle, das andere hochmüthig werde. So werden sie auch den Zwistigkeiten und der Eifersucht ihrer Familie vorbeugen; wie dieses einst im Hause Jakob's der Fall gewesen, indem die Brüder Joseph's, weil sie sahen, daß dieser von ihrem Vater mehr geliebt und schöner gekleidet war als sie, den Joseph haßten und zu tödten suchten (I. Mos. 37.).

V.

Mitten in der Welt — als Mittler.

Wir erblicken ferner Christum den Herrn im Mittelpunkte der Welt, — schwebend zwischen Himmel und Erde, inmitten der Elemente; da er am Kreuze als Mittler zwischen der Menschheit und Gottheit auftrat, das Unterste mit dem Obersten zu versöhnen. — Gleichwie die Henne beim Anblicke des Geiers ihre Flügel über die Küchlein ausbreitet; und wie andere Vögel ihre Jungen unter ihre Füße nehmen, weil der Adler in der Höhe sich wiegt und auf Beute lauert, so daß mehr die Mutter, als die Jungen in Gefahr schwebt: so hat auch Christus am Kreuze, weil er wegen des Grimmes des himmlischen Vaters für seine Kinder Besorgniß hegte, mitten zwischen Gott und den Menschen, zwischen Himmel und Erde, gleichsam die Flügel seiner Arme ausgebreitet, und die Schläge und Blitze, welche der erzürnte Gott auf die Menschen schleuderte, aufgefangen. Und als nun Gott die Elemente bereits erschütterte, um die Gottesmörder zu Grunde zu richten; als das Weltlicht erloschen, und Alles in Finsterniß eingehüllt war; als die Erde dröhnte, wie wenn sie die Ruchlosen verschlingen wollte, — da betete Christus für sie: „Vater, verzeih' ihnen!" Luk. 23, 34. Um uns sonach zu lehren, daß er die ganze Welt mit dem Vater im Himmel versöhnt hatte, litt Christus im Mittelpunkte der Welt, wie dies schon der heilige Sänger David prophetischer Weise bezeugt mit den Worten: „Er wirkte das Heil mitten im Lande" (Ps. 73, 12.), d. h. zu Jerusalem, welches im Mittelpunkte der damals bewohnten Erde lag, nämlich an der Grenze von Europa, Asien und Afrika, und eben deshalb beim Propheten Ezechiel (38, 12.) „der Nabel der Erde" heißt.

VI.

Mitten zwischen den Schächern auf dem Kalvarienberge — als Richter.

Der Herr ward aber auch auf dem Kalvarienberge gesehen, wie er mitten zwischen Räubern hing, — als Richter über Gute und Böse. Denn am Kreuze schwebend, hatte Christus zu seiner Rechten den guten Schächer, und diesen nahm er in's Paradies auf; an seiner linken Seite hing der verworfene, und diesen überließ er der Hölle, wie er selbst einstens vorhergesagt hatte mit den Worten: „Es werden Zwei auf Einem Bette liegen; der Eine wird aufgenommen, der Andere verlassen werden" (Luk. 17, 34.). — So wird einstens der Herr auch am Gerichtstage die Lämmer zu seiner Rechten, und die Böcke auf seine linke Seite stellen, während er selbst in der Mitte thront; ja, er wird alsdann mit aller Gerechtigkeit, ohne das mindeste Ansehen der Personen und ohne irgend welche Begünstigung Gericht halten.

Zur Zeit des Leidens Christi, um die Mittagsstunde, fiel der Schatten des gekreuzigten Heilandes auf den Schatten des rechten Schachers, nicht auch auf den des Linken; denn die Kreuze waren so gestellt, daß die daran Hängenden mit dem Gesicht nach Westen schauten. Der gute Schächer konnte hiernach die Worte des heiligen Sehers Isaias (49, 2.) auf sich anwenden und sagen: „Mit dem Schatten seiner Hand bedeckte er mich." — So werden auch am Tage des Weltgerichtes die Frommen unter dem Schatten Jesu Christi geborgen sein; nicht so dagegen die Verworfenen. Diese werden vielmehr in ihrer Gluth „den Bergen zurufen: Fallet auf uns, und den Hügeln: Bedecket uns!" (Luk. 23, 30.) Denn also erheischt es die Gerechtigkeit. — Der gelehrte P. Villalpandus hat mir in Rom erzählt, und überdieß auch in seiner sehr genau abgefaßten Beschreibung von Jerusalem dargethan, daß zur Zeit des Leidens unseres Herrn der Fels des Kalvarienberges durch das Erdbeben dergestalt zerborsten sei, daß nachfolgends das Kreuz Christi und des reuigen Schächers auf die eine Seite zu stehen kam, während auf der andern, davon weggerissen, das Kreuz des Unbußfertigen verblieb. In derselben Weise wird auch beim jüngsten Gerichte Christus mit seinen Auserwählten sich von den Verworfenen scheiden, letztere dem Höllenschlunde überlassend.

VII.

In Mitte der Jünger nach seiner Auferstehung — als **König**.

Der Herr erschien endlich dem Berichte des heutigen Evangelium zufolge nach seiner Auferstehung mitten unter seinen Jüngern — wie ein König in Mitte seines Volkes oder seiner Kirche. So zeigte er sich nachmals auch dem heiligen Seher Johannes (Offenb. 1, 13.) „mitten unter den Leuchtern", d. h. unter den Bischöfen oder der gesammten Kirche. — Es ziemt sich nämlich, daß ein König mitten in seiner Residenzstadt und mitten in seinem Reiche wohnt; wie auch das Herz im Menschen den Mittelpunkt desselben, gleichsam als Pallast, einnimmt, damit es von da aus mit gleicher Schnelligkeit auf alle Glieder einwirken kann. Damit wir nun wissen, daß Christus auf gleiche Weise in seiner Kirche, gleichsam in ihrem Mittelpunkte, zugegen sei, um von da aus allen ihren Gliedern den Einfluß seiner Gnade und Hilfsmittel zuzuwenden; darum erschien er in der Mitte seiner Apostel, welche die Leuchter der Kirche waren; gleich als ob er allenthalben bereit stände zur Reinigung der Lichter, damit der Glaube nicht erlischt, die Zucht nicht verfällt u. dgl.; ebenso um einzelne Leuchter zu entfernen, d. h. Kirchenobere abzusetzen; wie er dieses dem Bischofe von Ephesus androht mit den Worten: „Ich werde deinen Leuchter von seinem Platze heben" (Offenb. 2, 5.).

Dieses unseres Königs erster Befehl lautet: „Der Friede sei mit euch!" (Joh. 20, 19.) Und damit dieser Friede unter den Gläubigen aufrecht erhalten bliebe, stellte sich Christus bei Erlassung dieses Gebotes in die Mitte seiner Jünger, gleichsam als ob der Verletzer des Friedens eher den Herrn — eben weil er in der Mitte stand, — als seinen Feind beleidigte.

Dies mag den obrigkeitlichen Personen zur Lehre dienen. Auch sie sollen in der Mitte stehen bleiben, d. h. Recht und Billigkeit in der Art handhaben, daß sie nie etwas mit Leidenschaft thun, oder die Person berücksichtigen.

Wenn in einem Dorfe oder Städtchen nur eine einzige Uhr vorhanden ist, so paßt es sich, daß sie in der Mitte des Platzes angebracht werde, damit sie von hier aus Alle schlagen hören, nicht etwa in einem entlegenen Winkel. Ein Gleiches gilt von einem öffentlichen Brunnen. Ebenso hat auch die Obrigkeit über Alle zu wachen, für Alle zu sorgen, Allen Recht zu sprechen, nicht blos Einzelnen.

Schluß.

So haben wir denn, andächtig Versammelte! vernommen, daß sich Christus fast an allen Orten in der Mitte finde, und überdies — was nicht übersehen werden darf — in jeder Lage. Denn der Herr lag in der Mitte (in der Krippe); er saß in der Mitte (im Tempel unter den Gesetzeslehrern); er stand in der Mitte (am Jordanflusse und nach seiner Auferstehung); er ging in der Mitte hin und her (bei der Fußwaschung); er hing in der Mitte (am Kreuze). Können wir noch mehr verlangen?

Lasset uns also, Geliebte! frohlocken und Gott preisen, — wir Alle, die wir auf Sion, d. h. in der Kirche Christi, wohnen; — lasset uns jubeln, sage ich, daß der Herr sich gewürdigt hat, in so manchfacher Weise in unsrer Mitte zu verweilen; — lasset uns ihn aber auch bitten, daß er auch mitten in unseren Herzen wohnen möge. Ja, göttlicher Heiland! der du von dir selber sagst: „Meine Freude ist es, unter den Menschenkindern zu sein" (Sprüchw. 8, 31.), o würdige dich, gleich einem König in unseren Herzen, als deinem Reiche, deinen Thron aufzuschlagen, und uns am Ende mitten unter deine Auserwählten zu stellen! Amen.

Predigt auf den II. Sonntag nach Ostern.

Thema: Wie soll Jeder von uns ein Hirte seiner selbst sein?

Eintheilung.

Um ein Hirt über sich selbst zu sein, muß ein Jeder
I. seine Neigungen, Sinne und Glieder beherrschen;
II. sich selbst und seine Schwächen kennen lernen;
III. sich auf die rechte Weide zu führen verstehen;
IV. über das ihm anvertraute Eigenthum wachen, und endlich
V. für dasselbe kämpfen.

Text: Joh. X, 11. „Ich bin der gute Hirte."

Eingang.

Glücklich wären wir alle, meine andächtigen Zuhörer! wenn wir in Wahrheit unsrem göttlichen Heilande die Worte nachsprechen könnten: „Ich bin der gute Hirte" (Joh. 10, 11.).

Doch glaube ich von sehr Vielen den Einwand zu vernehmen: Was geht mich der Name „Hirt" an? Ich bin ein gewöhnlicher Mann, kein Hirt. Darauf mögen Landesfürsten und Obrigkeiten, Bischöfe und Pfarrer merken.

Allein, Geliebte! die eben Genannten sind es nicht allein, denen das Hirtenamt obliegt. Im Gegentheile: Ein Jeder muß auch der Hirt seiner selbst sein; denn es ist ihm nicht etwa nur Eine Heerde, sondern deren mehrere sind ihm anvertraut. Die erste derselben bilden die Kräfte der Seele, als Verstand, freier Wille, Gedächtniß. Zur zweiten Heerde gehören die Gemüthsbewegungen, als Freude, Traurigkeit, Hoffnung, Furcht und andere Leidenschaften. Die dritte Heerde machen die

fünf Sinne des Leibes aus, und die vierte endlich die Glieder des Leibes und dieser selbst.

Daß ein Jeder diese vierfache Heerde zu weiden hat, scheint in der Schöpfungsgeschichte (I. Mos. 1, 28.) in figürlichem Sinne angedeutet, wo der erste Mensch die Herrschaft über die vier Gattungen von Thieren erhält, nämlich über die Vögel in der Luft, über die Fische im Wasser und über die Thiere der Erde, d. h. über die Vierfüßler und über die kriechenden Gewürme. Unter den Vögeln kann man die erste Heerde, unter den vierfüßigen Thieren die zweite, unter den Fischen die dritte und unter dem Gewürm die vierte Heerde verstehen. Wer nun diese Heerde zu hüten versteht, der verdient in Wahrheit den Namen eines guten Hirten. Gleichwie nämlich (nach dem Zeugnisse des Geschichtschreibers Plutarch) Cato zu sagen pflegte, „Jener sei der vortrefflichste Herrscher, der über seine Leidenschaften zu herrschen vermag"; so hatte umgekehrt König Alfons von Aragonien den Grundsatz: „Nichts sei unpassender, als wenn Jemand über Andere herrschen wolle, der über seine eigenen Neigungen nicht Herr zu werden im Stande ist."

Hiebei lasset uns, Andächtige! in gegenwärtiger Erbauungsstunde stehen bleiben, und kennen lernen, **wie wir es anzustellen haben, um Hirten über uns selbst zu werden, d. h. uns selber zu weiden und zu hüten.** — Ich bitte zur weiteren Auseinandersetzung um geneigtes Gehör.

Abhandlung.

I.

Um Hirten über uns selbst zu sein, müssen wir unsere Neigungen, Sinne und Glieder beherrschen.

An den Eigenschaften eines guten Hirten können wir abnehmen, wie wir es anzustellen haben, um Hirten über uns selbst zu sein. Wir wollen diese darum einzeln kennen lernen.

Der gute Hirt geht erstlich, wie der heilige Evangelist Johannes (10, 4.) bezeugt, **vor seinen Schafen her, und diese folgen ihm nach.** Ein Hirt über sich selbst ist sonach Derjenige, **welcher über seine Leidenschaften, Sinne und Glieder zu herrschen versteht;** so daß diese seiner Leitung folgen und nachgeben. — Christus pflegte seinen Jüngern immerdar voranzugehen. So oft er daher einen berief, sprach er zu ihm: „Folge mir nach!" (Luk. 5, 27.) Niemals sagte er: Komm mit mir! Hiemit wollte er sie ermahnen: sie sollten ihm

auch mit ihrem Willen und mit dem Gemüthe folgen, und ihm als ihrem Herrn und Meister gehorsamen. — Als darum der heilige Petrus einstmals Christum von dem Vorhaben seines Leidens abwendig zu machen suchte mit den Worten: „Das sei ferne von dir; nein, das soll dir nicht widerfahren!" gab ihm der Herr folgende zurechtweisende Antwort: „Weg von mir, du Widersacher! Du bist mir zum Anstoß. Denn du erfassest das Göttliche nicht, sondern nur Menschliches" (Matth. 16, 22. 23.). Wieder: als zwei seiner Jünger ihn zur Rache gegen eine Samaritanische Stadt aufforderten mit den Worten: „Willst du, so sagen wir, es solle Feuer vom Himmel fallen und sie zerstören?" verwies ihnen solches der Herr, sprechend: „Ihr wisset nicht, wessen Geistes ihr seid!" (Luk. 9, 54. u. f.) — Bei einer anderen Gelegenheit, als einer der Jünger größer, denn der andere sein, und dieser zur Rechten, jener zur Linken Christi sitzen wollte (Mark. 10, 37.), tadelte der Herr ihren Ehrgeiz.

So oft demnach die Leidenschaften und Sinne der Vernunft vorangehen, und sie von dem guten Vorhaben der Tugend ablenken wollen, müssen sie zurückgedrängt werden, etwa durch den Gedanken oder durch das Wort: Hinweg von mir, du Zorneshitze! Fort, du unordentliche Freude oder Traurigkeit, du Furcht oder Frechheit! Du dienest mir zum Anstoße; du erfassest nicht, was für Gott gehört; du weißt nicht, welcher Geist dich treibt! — Dieselbe gute Ermahnung gibt uns der weise Sirach, indem er sagt: „Gib deinen Begierden nicht nach, und kehre dich ab von deinem Eigenwillen. Gewährest du der Seele ihre Lüste, so macht sie dich zum Gespötte deiner Feinde" (Eccli. 18, 30. 31.). — Gleichwie Simson durch seine Nachgiebigkeit gegen Dalila, über welche er hätte herrschen sollen, in die Hände seiner Feinde gerieth, von diesen des Augenlichts beraubt ward, ihnen zum Gespötte, so wie zum Zeitvertreib für ihre Kinder dienen mußte (Richt. 16.): eben so ergeht es Allen, welche ihren Leidenschaften folgen und ihren Lüsten nachgehen; sie werden gefangen durch die Liebe zu den Vergnügungen, Reichthümern, Ehren und der Rache; sie werden zugleich Sklaven der Sünde und der Spielball Satan's.

Wie nun der Hirt vor den Schafen hergeht und sie anleitet, eben weil sie dumme Thiere sind, und den Weg auf die Weide nicht kennen: eben so muß auch die Vernunft den blinden Neigungen und sinnlichen Begierden voranschreiten, sie regeln und lenken; und wenn diese der Vernunft voranzueilen suchen, muß diese sie durch gemessenen Befehl, wie mit dem Stabe, zurückdrängen.

II.

Man muß sich selbst und seine Fehler kennen lernen.

Ein weiterer Zug eines guten Hirten ist: Er kennt seine Schafe. Hören wir, wie sich der Herr hierüber ausspricht; er sagt: „Ich bin der gute Hirt, und kenne meine Schafe" (Joh. 10, 14.); und kurz vorher erklärt er: „Der Hirte ruft die ihm eigenen Schafe mit Namen" (Joh. 10, 3.), d. h. er kennt sie genau und jedes einzeln nach seinen Eigenschaften und Bedürfnissen, und sorgt für dieselben. — Solch' ein Hirte, hauptsächlich für seine Apostel, war Jesus Christus, welcher sprechen konnte: „Ich rede nicht von euch Allen. Ich weiß, welche ich erwählt habe" (Joh. 13, 18.). Der Heiland kannte nämlich seinen Verräther gewiß, und ihn nun traf er mit diesen Worten. Er kannte die Schwäche des Petrus und dessen bald erfolgende Verleugnung. Er kannte auch seine übrigen Apostel; darum legte er einigen von ihnen neue Namen bei.

Auf diese Weise muß auch Derjenige, der ein Hirt über sich selbst sein will, wie er es soll, sich selbst, seine Fehler und Schwächen, seine Kraftlosigkeit und täglichen Sündenfälle kennen lernen, sie in Untersuchung ziehen, sie einzeln vor Gericht laden, sie zur Rede stellen, sie an sich selbst bestrafen. Wer nicht durch solch' ein Verfahren sich und seine Heerde kennen lernt, der folgt seinen bösen Lüsten; und anstatt diese als seiner Person feindlich anzusehen, fröhnt er ihnen mit bedauerlicher Blindheit, und schätzt sich überdies noch glücklich, seine Begierden vielmehr zu ersättigen, als zu beherrschen. So fühlt er sich denn besonders behaglich, wenn er köstliche Mahlzeiten halten, gute Weine trinken, viele Stunden süß schlafen, die Gelüste des Fleisches nach Wohlgefallen befriedigen kann. Er findet eine Freude darin, Jemanden hinterlistig übervortheilt, einen ungerechten Gewinn an sich gerissen, an seinem Feinde Rache genommen zu haben und dgl. m. — Es erfüllt an Solchen die Drohung Gottes (Hohes Lied 1, 7.): „Wenn du dich nicht selbst kennst, du Schönste der Frauen! so gehe nur hin, folge den Spuren deiner Heerden und weide deine Böcke!" Dies will sagen: Wenn du dich selber nicht kennst, so wirst du den fleischlichen Lüsten und thierischen Trieben folgen, wirst deine ausgelassenen Sinne mit sinnlichen Genüssen sättigen, und dich so von den vernunftlosen Thieren in Nichts mehr unterscheiden.

Ein solch' guter Hirte war Adam im Urzustande seiner Unschuld; denn er kannte alle Thiere und deren Kräfte. Darum rief er sie einzeln zu sich und bezeichnete sie mit Namen, welche

ihren besonderen Eigenschaften entsprachen. Ein älterer Schriftsteller (Moses Barcephas über das Paradies) bemerkt hierüber auf Grund einer uralten Meinung, Adam sei dabei auf einem etwas höheren Platze mit Majestät und hellstrahlendem Antlitze gesessen (wie solches später auch an Moses auf dem Berge Sinai wahrgenommen ward), habe so die Thiere einzeln vorgerufen, und diese seien aus Ehrfurcht vor seinem Angesichte gebeugten Hauptes und gebückten Leibes an ihm vorbeigeschritten. Dem sei nun, wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß Jeder in gleicher Weise seine Heerden, d. h. seine Begierden, Neigungen, Laster und Irrthümer kennen lernen, dieselben zur Prüfung ziehen und mit dem rechten Namen angeben sollte. Z. B. Du, o aufwallende Hitze! hast heute aus einer geringfügigen Ursache schwer gezürnt, — so hast du eine Löwennatur angenommen. Du, o Zunge! hast heute unehrbare Gespräche geführt, — so hast du einen Bocksgeruch verbreitet. Du, o Gaumen! hast dich heute im Trinken übernommen, — so bist du in ein Schwein gewandert. Du, o Mund! hast heute mit deinen Zähnen den Nebenmenschen verwundet, — so bist du einem Hunde gleich geworden u. s. f. — Auf diese Weise mußt du deinen verkehrten Willen, deinen irregeführten Verstand, deine ausschweifenden Sinne, deine unordentlichen Neigungen und thierischen Begierden überführen, bis sie um Verzeihung bitten. Die Vernunft soll den Richtersitz einnehmen, jene Kräfte und Sinne einzeln vorrufen, tadeln, zurechtweisen, abstrafen, indem sie, wenn z. B. der Verstand oder der freie Wille gefehlt hat, ihn also anredet: Ich kenne deinen Eigensinn, deine Hartnäckigkeit, dein flatterhaftes, unbeständiges Wesen; — oder indem sie zur Zunge sagt: Ich weiß deine Wuth, deine Voreiligkeit; — oder den Augen vorhält: Euere Neugier ist mir bekannt u. s. w. Sie merke ferner darauf und erkenne, was schwere, was läßliche Versündigungen sind; und unter diesen wieder, was absichtlich und was ohne Vorbedacht geschah, und bestrebe sich, daß dieses Alles hinkünftig vermieden werde, hauptsächlich aber das Erstgenannte. Der Hirte erforsche auch das Alter dieser Schäflein, d. h. wie viele Jahre, Monate, Tage diese oder jene Sünde alt sei. Eben so untersuche er deren Fruchtbarkeit, d. h. was für andere Sünden noch in ihrem Gefolge sind u. s. w.

III.

Er führe sich selbst auf die rechte Weide.

Einem guten Hirten ist es ferner eigen, seine Schäflein auf gute Weide zu führen. Dies bezeugt der Heiland selbst,

indem er sagt: „Er (der Hirte) führt seine Schafe heraus“ (Joh. 10, 3.), nämlich auf die Weideplätze, und zwar auf gute und gesunde, z. B. auf bergige und trockene Stellen; denn allzufette und feuchte Orte sind den Schafen gemeiniglich von Nachtheil. — So pflegte Christus seine Jünger an solche Orte hinzuführen, die sich zur Andacht und zur Verkündigung des Evangelium besonders eigneten, wie z. B. zu den Festen im Tempel zu Jerusalem, in die Wüste, auf den Berg Tabor, um hier seine Herrlichkeit zu sehen, auf den Oelberg, um daselbst seine Himmelfahrt zu schauen; er führte sie auch hinaus nach Bethanien. Ueberdies leitete er sie an durch Unterricht sowol, wie durch Wechselgespräche zum Verständnisse der heiligen Schriften, zu den Denkmälern der göttlichen Barmherzigkeit und Strafgerechtigkeit, wie jene Worte Christi bekunden: „Gedenket an Lot's Weib“ (Luk. 17, 32). Er leitete sie auf die Betrachtung des Weges zum Himmel, wie dazumal, wo er ein Kind in ihre Mitte stellte, und sprach: „Wenn ihr euren Sinn nicht ändert, und nicht werdet wie die Kinder, so könnet ihr nicht ins Himmelreich eingehen“ (Matth. 18, 3.); eben so führte er sie auf die Betrachtung der Höllenstrafe, wie durch die Erzählung vom reichen Prasser (Luk. 16, 19 u. ff.); von dem Menschen, der kein hochzeitliches Kleid anhatte (Matth. 22, 1. u. ff.); vom unbarmherzigen Mitknechte (Matth. 18, 23. u. ff.) und von dem trägen Knechte (Matth. 25, 14. u. ff.) u. dgl. m. —

Auf diese Weise muß ein Jeder seine Schäflein, ich meine: seinen Verstand, freien Willen, sein Gedächtniß, seine Sinne, Neigungen und selbst seine Glieder hinaus auf gute Weideplätze führen, nicht auf feuchte und allzufette, welche dem Fleische schmeicheln, der Seele indessen schaden würden; sondern auf solche, welche die Seele nähren, — in die Kirche, zur fleißigen und aufmerksamen Anhörung der Predigt, zur Lesung erbaulicher Bücher, auf den Gottesacker, zum ehrerbietigen Besuch heiliger und wunderthätiger Orte, zur Betrachtung der Größe und Schönheit des Himmels, als unseres höheren Vaterlandes, zum Anschauen merkwürdiger Denkmäler der Gerechtigkeit und Erbarmung Gottes, wie dies beim Anblicke des Regenbogens oder des Kreuzes der Fall ist; zur Erwägung der göttlichen Wohlthaten und der Beispiele der Heiligen, wie dies durch die Feier der Feste des Herrn und der Heiligen im Laufe des Jahres geschieht. —

Der heilige Hieronymus pflegte seine Sinne und Gedanken hin zur Wiege Christi und an andere Stätten des heiligen Landes zu führen, an denen der Herr unser ewiges Heil vollbracht hat. Ein Gleiches erzählt derselbe von der heiligen Paula in deren Leben. Seine Worte sind: „Da die heilige Paula auf ihrer Wanderung durch das heilige Land nach Segor oder Zoara

gekommen war, gedachte sie der Höhle Lot's; und in Thränen zerfließend, ermahnte sie die begleitenden Jungfrauen, sich vor dem Weine zu hüten, in welchem die Wollust enthalten sei, welcher die Ammoneiter und Moabiter ihren Ursprung verdankten."

Ein Vorbild dieses sorglichen Strebens gab uns im alten Bunde der Diener Gottes Moses, da er die Heerde, die er weidete, „tiefer in die Wüste trieb" (II. Mos. 3, 1.), oder wie der chaldäische Text lautet, „auf den besten Weideplatz führte". So kam er zum Berge Gottes Horeb, wo der Herr aus dem Dornbusch zu ihm redete. Moses zog sich aber an diesen Ort zurück, um dem Gebete und der Betrachtung ungestörter obliegen zu können; denn durch diese Mittel gelangt man am Bequemsten zum heiligen Berge Gottes. Bis dorthin werden freilich Jene nicht gedeihen, welche ihre Sinne und Gedanken, ihr Herz an solche Orte führen, wo nur die Eitelkeiten der Welt zu sehen und zu hören sind, wie z. B. in Schenken und Speisehäuser, auf Tanzplätze und zu unanständigen Belustigungen, in Schauspiele und zu unehrbaren Unterhaltungen, an Orte, die vom Irr- und Unglauben angesteckt sind, auf Jahrmärkte u. dgl. Denn dort steigen durch die Fenster der Sinne Vorstellungen jeder Art in die Seele, zerstreuen und verwirren dieselbe, und vertreiben sie gewissermassen aus ihrer eigenen Wohnung, so daß sie nicht mehr in sich selbst zu Hause ist, sondern anderswo auf der Welt umherschweift, und so aller inneren Sammlung, alles Geistes der Andacht baar und ledig wird.

IV.

Er hüte und bewahre, was ihm anvertraut worden ist.

Einem guten Hirten wohnt ferner die schöne Eigenschaft inne, daß er für seine Schäflein das Leben läßt, damit sie ja nicht der Wolf raube; wie wir dieses im heutigen Evangelium aus dem Munde der ewigen Wahrheit selbst vernommen haben (Joh. 10, 11.).

Dieses hat Christus mit der That bestätiget, als er am Oelberge der Rotte, welche gekommen war, ihn gefangen zu nehmen, entgegen ging und befahl und bewirkte, daß seinen Jüngern kein Leid geschah, mit den Worten: „Wenn ihr also mich suchet, so lasset diese gehen; damit das Wort sich erfüllte, welches er gesprochen: Von denen, die du mir gegeben hast, habe ich keinen verloren" (Joh. 18, 8. u. 9.). Desgleichen sagte der göttliche Hirte Jesus von seinen Schäflein, d. h. von all' seinen Auser-

wählten: „Niemand wird sie meiner Hand entreißen" (Joh. 10, 28.). Wie nämlich Niemand im Stande war, dem Milon seinen mit der Hand festgehaltenen Apfel, dem Herkules seine Keule zu entwinden: so läßt sich noch weit weniger der Herr seine Auserwählten nehmen.

Ein Beispiel haben wir an dem heiligen Thomas von Kanterbury, welcher den Heiland hierin nachartete. Denn als ihn einstmals Meuchelmörder im Tempel überfielen, ging er ihnen entgegen und sprach: „Auf Gottes Befehl sage ich euch, hütet euch, Einen von den Meinigen zu beschädigen" (Röm. Brev.).

Andächtige Zuhörer! In gleicher Weise muß auch Jeder über die Kräfte seiner Seele und des Leibes, über den Verstand, den Willen, über seine Neigungen, Sinne und Glieder wachen, und dieselben gegen die Welt, das Fleisch, die Hölle und deren Lockungen in Schutz nehmen, und vor der Einwilligung in eine Sünde zurückhalten, damit diese drei Wölfe sie nicht in ihre Gewalt bekommen; — ja er muß bereit sein, lieber Alles, sogar sein Leben, zu verlieren, als daß er etwas sehen oder verkosten oder berühren, hören oder reden, denken oder begehren wollte, was eine Todsünde wäre. Er muß bereit sein, lieber sein Leben herzugeben, als seine Erkenntnißkraft durch den Irrthum einer Ketzerei, durch Neid, Geiz oder ein ähnliches Laster blenden, oder auch sein Willensvermögen durch eine unerlaubte Liebe bestricken zu lassen.

Es ist uns aus der heiligen Geschichte bekannt, wie es dem Simson ergangen, nachdem er sich hatte scheeren, auf Dalila's Schooß einschläfern lassen (Richt. 16, 19.). Ein trauriges Vorbild, welches uns zeigt, wie es denen ergeht, welche sich ihren Verstand und ihr Herz rauben, und ihren Willen durch Geschenke, Schmeicheleien, Liebeshändel umgarnen und einschläfern lassen.

Vorsichtigere und wackere Hirten ihrer Seelen begegnen uns an jenen drei Babylonischen Jünglingen, welche lieber in den Feuerofen geworfen werden, als in blödem Irrthum Nabuchodonosor's goldene Bildsäule anbeten wollten (Dan. 3.). Eben so an Susanna, welche es vorzog, sich mit jenen ruchlosen Männern lieber zu verfeinden, als ihren Leib und ihre Keuschheit preiszugeben (Dan. 13.). Desgleichen an den sieben Machabäischen Brüdern, welche eher unter den ausgesuchtesten Qualen sterben, als ihren Gaumen durch den Genuß des ihnen durch das Gesetz ihrer Väter verbotenen Fleisches verunreinigen wollten (2. Mach. 7.). — So handelten die christlichen Blutzeugen alle: einstimmig gaben sie, wie Tertullian bezeugt, den Tyrannen die Antwort: „Peiniget, martert, verurtheilet, zertretet uns nur! Euere Ruchlosigkeit ist der Beweis für unsere Unschuld." — Auch die späteren Jahrhunderte haben noch solche Hirten der eigenen Seele auf-

zuweisen, z. B. zur Zeit der unseligen Kirchentrennung in England den Kanzler Thomas Morus, den Bischof Johann Fisher und mehrere andere Geistliche, welche ihre Hände lieber dem Henker darreichen, als das bekannte ruchlose Dekret König Heinrich's VIII. unterschreiben und sich in dessen Irrlehre und Abfall von der Kirche verwickeln wollten. Und welch' herrliche Beispiele ähnlicher Hirtensorge für die eigene Seele begegnen uns an so vielen katholischen Geistlichen gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts zur Zeit der französischen Revolution! Lieber ließen sie sich einkerkern, in die Verbannung schicken, in die Fluthen versenken, guillotiniren, als daß sie dem katholischen Glauben abschwuren.

Bedenke nur ein Jeder, die oben beschriebenen Schäflein seien sein eigen, und dürften sonach dem Feinde nicht überlassen werden; er beherzige, daß ihn Gott zum Hirten über dieselben aufgestellt habe, und er dem Herrn strenge Rechenschaft darüber ablegen müsse; er erwäge, daß er sie, wenn er sie erhält, für eine endlose Glückseligkeit im ewigen Leben aufbewahrt, wenn er sie aber verloren gehen läßt, den ewigen Qualen der Hölle überliefert.

V.

Er kämpfe für das Heil seiner Seele.

Der gute Hirte bewährt sich endlich auch als solchen dadurch, daß er für seine Schafe gegen die Wölfe kämpft, während der Miethling, wenn er den Wolf kommen sieht, die Schäflein im Stiche läßt und entflieht; wie der göttliche Heiland im heutigen Evangelium (Joh. 10, 12.) bezeugt. — Solch' ein guter Hirte war David, denn er erzählt selbst von sich (1. Kön. 17, 34. u. f.), er habe, wenn ein Bär oder Löwe ihm einen Widder aus der Heerde raubte, jene verfolgt, geschlagen, und ihnen die Beute aus dem Rachen gerissen; wenn sich jene wilden Thiere aber gegen ihn stellten, habe er sie beim Kinne gepackt und erwürgt. — Noch ein besserer Hirt war Christus, von welchem David nur ein Vorbild gewesen; denn er kämpfte wacker für seine Schäflein, für die Jünger und uns Alle durch Gebet, durch Vertheidigung, durch sein Leiden, und entriß sie so dem Schlunde des brüllenden Löwen: so unter Anderen den heiligen Petrus, indem er ihn nach jener bekannten Verleugnung mit seinem Blicke heimsuchte; den heiligen Thomas, indem er ihn aufforderte, ihn zu berühren; die heilige Magdalena, den Zöllner und andere Sünder. Diese und noch viele Andere machte er von den Banden, in denen sie Satan gefesselt hielt, und von ihren Sünden los; vertheidigte sie gegen die Lästerungen der Pharisäer, die er mit schlagenden Grün-

den widerlegte, so daß sie sich nicht mehr regen konnten und schwiegen. Endlich rang er für unser Aller Erlösung am Kreuze, kämpfte bis aufs Blut — bis in den Tod.

Diesen guten Hirten muß nun ein Jeder nachzuahmen suchen. Solches wird aber geschehen,

1) indem er bei herannahender Versuchung **sich** mit den jener Versuchung entgegengesetzten Tugenden **waffnet**, den Stolz durch Demuth, die Unmäßigkeit durch Fasten, die Wollust durch Geißeln und Bußgürtel, den Geiz durch Almosen bekämpft, in Allem endlich das Gebet anwendet. Die Sünden des Fleisches allein müssen durch die Flucht besiegt werden, weil die sinnliche Lust um so heftiger entflammt wird, je länger die Seele sich darin aufhält. — Wer auf diese Weise kämpft, theils durch Widerstand, theils durch Flucht, der schlägt den Feind sicherlich.

2) Man muß ferner den Gegner **verfolgen**. Dies geschieht, wenn man in seinen gewohnten geistlichen Uebungen fortfährt, nicht das Mindeste davon unterläßt, und überhaupt an seiner Lebensordnung und seinen guten Vorsätzen nichts ändert. Denn wenn Satan auch von uns sonst keinen Gewinn zieht, so ist es ihm schon überflüssig genug, wenn er uns von Zeit zu Zeit zerstreut und stört. — Trübes und unruhiges Wasser spiegelt nichts ab; helles und stilles Wasser dagegen läßt auch die kleinsten Steine durchscheinen. So beunruhigt auch die Versuchung das Menschenherz, und macht es unfähig zur Erwägung der Dinge nach ihrer Wichtigkeit, wie dieses der Psalmist bezeugt, da er sagt: „Meine Sünden haben mich eingenommen, und ich konnte nimmer sehen" (Ps. 39, 13.). — Endlich verfolgt man den Feind auch durch Vermeidung des Müssiggangs, so daß uns Satan immerdar thätig und beschäftigt findet.

3) Man erfasse endlich den Wolf am Kinne, wie David, und würge ihn; was dadurch geschieht, daß man gleich beim Beginne der Anfechtungen **Widerstand leistet**. In gleicher Weise wird das Feuer erstickt, bevor es um sich greift und zu heller Lohe aufschlägt, wenn man ihm beim Entstehen alle Oeffnungen und Ausgänge verschließt. Das ist aber nicht mehr möglich, wenn die Flamme bereits zum Ausbruch gekommen ist und Nahrung gewonnen hat. — Eine Stadt läßt sich noch vertheidigen, wenn der Feind in dieselbe noch nicht eingedrungen ist. Befindet sich dieser einmal darin, und hat er daselbst festen Fuß gefaßt, dann kann er nur mit sehr großer Anstrengung wieder daraus verdrängt werden. — Ein Felsstück, welches oben auf dem Berge liegt, kann mit leichter Mühe dort festgehalten werden, daß es nicht abwärts stürzt. Ist es aber einmal im Falle begriffen und bereits in Bewegung gerathen, so läßt es sich nur mit außerordentlichem Kraftaufwande zurückhalten. — Dasselbe findet

auch bezüglich der bösen Gedanken statt. Sie lassen sich leichtlich unterdrücken, wenn man ihnen gleich Anfangs begegnet, noch bevor sie Wurzeln geschlagen haben. Ein hiezu geeignetes Mittel ist, seine Aufmerksamkeit schleunigst auf etwas Anderes zu heften, z. B. auf die Betrachtung des Todes oder der Hölle; — oder sich vor ein Bild des Gekreuzigten hinzustellen, dessen Schmerzen, Wunden und Blutströme zu erwägen; und endlich zu bedenken, daß Christus dieses Alles deshalb gelitten, um die Sünde zu zerstören, daß es sonach unsere Pflicht sei, in Zukunft eben diese Sünde aus allen Kräften zu meiden. —

Schluß.

Allein, meine andächtigen Zuhörer! ich befürchte leider, daß ich mir durch dies mein belehrendes Wort bei sehr Vielen eine vergebliche Mühe gemacht habe. Denn wie Viele, glaubt ihr, wird es geben, welche diesen Unterricht erfassen und auf sich anzuwenden suchen werden? — Und dennoch werden wir, wenn wir nicht in der Weise verfahren, wie ich sie heute dargelegt habe, wenn wir nicht für unsere Schäflein kämpfen, keine Hirten, sondern wir werden nur Miethlinge sein, welche bei Annäherung des Wolfes die Flucht ergreifen und ihre Heerde im Stiche lassen; wir werden dann das tadelnde Wort des Propheten Zacharias hören müssen: „O Hirt, du nichtiges Bild (eines Hirten), der die Heerde verläßt! Zach. 11, 17.) Was wird aber das Schicksal eines solchen Hirten sein? — Ganz dasselbe, was der Heerde begegnet, die er dem Wolf zum Zerreißen überließ. Und was wird aus einer solchen Heerde werden? Dies beantwortet der Psalmist, welcher sagt: „Gleich Schlachtschafen fahren sie zur Hölle, wo der Tod sie weidet" (Ps. 48, 15.). Dort wird der Tod, oder die Strafe wider alle diesen armen und verlassenen Schäflein, gegen den Verstand, den Willen, das Gedächtniß, gegen die Neigungen und Gemüthsbewegungen, gegen die inneren wie äußeren Sinne, und gegen alle Glieder des Leibes unbarmherzig wüthen. Auf der anderen Seite aber, wenn wir diese unsere eben angegebenen Schäflein treulich werden bewacht haben, dann werden wir die tröstliche und erfreuliche Erfahrung machen, daß jedes derselben im Himmel mit einer besonderen Glückseligkeit belohnt wird. O möge uns der gütige Gott dieses beseligende Loos bescheeren! Amen.

Predigt auf den III. Sonntag nach Ostern.

Thema: Die Freuden des Sünders auf dieser Welt sind nichts weiter, als eine Kleinigkeit.

Eintheilung.

Des Bösen Weltfreuden sind Kleinigkeiten:

I. an und für sich schon;
II. im Vergleiche mit den dauerhaften Freuden;
III. in Anbetracht der immerwährenden mit ihnen verbundenen Betrübniß;
IV. in Erwägung ihrer kurzen Dauer und
V. mit Rücksicht auf die nachfolgende Trauer.

Text: Joh. XVI, 17. „Was bedeutet doch dieses, daß er zu uns sagt: Nur ein Kleines?"

Eingang.

Der griechische Geschichtschreiber Herodot erzählt, Solon, einer der sieben Weltweisen Griechenlands, habe einstmals in einem Gespräche mit Crösus, dem Könige von Lydien, diesen alles Ernstes an die Flüchtigkeit und Unbeständigkeit der irdischen Güter und des Glückes erinnert, und ihm bedeutet, er möge forthin nicht allzusehr auf seinen Reichthum und seine Macht pochen. Allein die gute Lehre des Weisen verhallte, ohne Gehör zu finden. Nachdem aber Crösus im Kriege mit dem Perserkönig Cyrus besiegt, gefangen genommen und zum Scheiterhaufen gebracht worden war, um des Feuertodes zu sterben, da gedachte er Solon's, und rief aus: „O Solon, Solon!" Als Cyrus dies hörte, fragte er nach dem Grunde dieses Ausrufs. Crösus erzählte nun, welch' gute Lehren ihm einst Solon gegeben, wie er sie damals zwar verachtet habe,

sich jetzt aber von der Wahrheit und Glaubwürdigkeit derselben nur zu sehr überzeuge, nämlich bezüglich des Wankelmuthes und des baldigen Entrinnens des menschlichen Glücks, menschlicher Macht und Reichthümer. Diese Rede rührte auch den König Cyrus, denn er fühlte hiemit sich selber getroffen. Er setzte den Crösus sofort in Freiheit.

Andächtig Versammelte! Dasselbe Lehrstück gibt uns Christus der Herr im heutigen Evangelium durch die öftere Wiederholung des Wörtchens „Nur ein Kleines". Denn was will er mit diesem Ausdruck anders sagen, als daß alle Pracht, aller Glanz und alles Glück dieser Welt nur eine Kleinigkeit sei?

Und doch gibt es so Viele, die gleich Crösus diese Wahrheit nicht beachten. Was die Jünger des Herrn im heutigen Evangelium nicht begreifen konnten, nämlich den Sinn jenes Ausspruchs Christi: „Nur ein Kleines", das wollen auch die Anhänger der Welt keineswegs fassen. Wir predigen es so oft, und wiederholen es bis zum Ueberdrusse: die Freuden, der Glanz, das Vergnügen, das Glück dieser Welt ist nur ein Kleines; — aber bei all' Dem wollen die Menschen nicht verstehen, was jene Kleinigkeit bedeute, die sie selbst für etwas Großes ansehen. Doch es wird die Zeit kommen, wenn wir nämlich im Todeskampfe liegen werden, wo wir die Wahrheit dieses Satzes eingestehen und rufen müssen: O Christus, Christus! — O Kleinigkeit, Kleinigkeit! — Damit uns dieses nicht zu spät begegne, wo wir keinen Nutzen mehr davon haben, so lasset uns jetzt schon, überhaupt frühzeitig diese Kleinigkeit beherzigen.

Wie ich es immer anstelle, und wohin ich auch immer blicke, — ich finde immerhin, daß die Freude der Welt nur eine Kleinigkeit ist.

Hiebei wollen wir, Andächtige! in heutiger Erbauungsstunde stehen bleiben und die Wahrheit dieses Satzes eingehender darlegen.

Abhandlung.

I.

Des Sünders Weltfreude ist eine Kleinigkeit, schon **an und für sich** betrachtet.

Die Freuden des Sünders auf der Welt sind eine Kleinigkeit schon an und für sich; denn sie sind eitles, kindisches und schnödes Wesen. Dieses gesteht bereits der weise Salomon zu, denn er sagt in seinem Prediger (2, 2.): „Lachen hielt ich für Unsinn, und zur Freude sprach ich: Was

täuschest du dich umsonst?" — Er redet aus eigener Erfahrung, und erklärt es selbst, indem er also fortfährt: „Ich unternahm große Werke: ich baute mir Häuser und pflanzte Weinberge; ich legte Lust- und Baumgärten an (ebend. V. 4 u. 5.) . . . Wenn ich mich aber zu allen meinen Werken wandte, die meine Hände hergestellt hatten, und zu den Arbeiten, in denen ich mich vergeblich abgemüht: so erkannte ich in Allem nur Eitelkeit und Geistesplage; ich nahm wahr, daß nichts unter der Sonne von Dauer ist" (V. 11.). — So z. B. was gewähren Unmäßigkeit und Schwelgerei für eine Freude? Nicht wahr, nur eine kleine? Nur dem Munde und dem Gaumen schmeckt die Speise und der Trank; und bald, bald wird Alles wieder ausgeworfen. — Oder was bringt der Tanz für ein Vergnügen? Vornehme Personen lächeln über die Landleute, wenn sie zusehen, wie diese tanzen, oder beim lärmenden Ton einer verstimmten Geige und Pfeife sich erlustigen oder sich wie unsinnig im Kreise herumdrehen. Aber in gleicher Weise lächeln die hl. Engel und geistreiche Männer über die Freuden der Vornehmen, indem sie die Leerheit ihrer derartigen Ergötzlichkeiten erkennen, und mit dem Propheten Amos sprechen (6, 14.): „Was erfreut ihr euch am Nichts?" — Oder was gewährt der Reichthum? Hören wir den weisen Salomon (Pred. 5, 10.); er fragt: „Was hat der Besitzer sonst für einen Nutzen, als daß er seine Schätze mit seinen Augen ansieht?" Wir belächeln die Knaben, wenn sie mit solchem Eifer um Kügelchen oder Nüsse spielen. So sah der hl. Paulus die Welt mit lächelndem Munde an, indem er deren Reichthümer für Koth erachtete" (Philipp. 3, 8.); an Koth und Unrath können aber nur Schweine und unreine Thiere, aber keine Menschen, ein Behagen finden. — Was ist die Kleiderpracht? Nicht mehr oder weniger, als ein Stock oder ein Bund Stroh, prächtig aufgeputzt mit feiner Leinwand, Gold und Purpur. So soll einstmals (nach dem Berichte Aelian's) Xerxes ergötzlicher Weise einen Ahornbaum, als seinen Liebling, mit Ketten, Bändern und Ringen behängt und ganz schön herausstaffirt haben. Was sind aber die Kleider anderes, als entweder Felle und Pelze von Thieren, oder das Gespinnst der Seidenraupe u. dgl. m.? — Kaiser Vespasian behandelte darum einst (wie Sueton erzählt) einen jungen Mann, der nach köstlicher Salbe duftend zu ihm kam, um sich für die ihm verliehene Statthalterstelle zu bedanken, mit verächtlicher Miene, und fuhr ihn mit folgenden Worten an: „Es wäre mir lieber, du röchest nach Knoblauch," und mit diesen Worten nahm er seinen Anstellungsbrief zurück. — Was gewähren die Ehren und Würden? Sind sie mehr als ein bloser Dunst? Die Welt macht es, wenn sie dich mit Lobeserhebungen und Ehren überhäuft, gerade so, wie wenn sie einen Weihrauchduft vor dir an-

zündete, um dich mit Wohlgeruch zu sättigen, während sie selber inzwischen schmaust und zecht. Das erfuhr einst der Heide Menekrates, ein äußerst hochfahrender Arzt, der sich sogar den Namen Jupiters, des höchsten Gottes, anmaßte. König Philipp zog ihn nämlich einst zur Tafel, wies ihm in der Mitte des Speisesaales einen etwas erhöhten Platz an, und ließ vor ihm, während den übrigen Gästen verschiedene köstliche Gerichte aufgetragen wurden, nur, wie es bei Opferfesten zu geschehen pflegt, Weihrauch anzünden. Wie nun der Arzt merkte, daß man ihn nur zum Besten hatte, da ihm gar nichts vorgesetzt ward, was seinen Hunger hätte stillen können, stand er eilends von der Mahlzeit auf, und entfernte sich sammt seinen Genossen voller Unwillen. So Aelian.

II.

Die Genüsse der Welt sind eine Kleinigkeit **im Vergleiche mit den wahren Freuden.**

Daß die Freuden der Welt in der That nur eine Kleinigkeit und etwas Unbedeutendes sind, erkennt man ferner dann, wenn man sie mit den wahren und dauerhaften Freuden vergleicht. Die Diener Gottes genießen nämlich eine innerliche Freude, entspringend aus einem guten Gewissen und aus der Erwartung der ewigen Glückseligkeit; — und gegen diese sind alle äußeren Freuden der Weltdiener Nichts; nur Zwiebeln und Lauch sind sie, an welche die Israeliten in Aegypten gewohnt waren, und um derentwillen sie das Manna in der Wüste verachteten (IV. Mos. 11, 5.). — Der Herr spricht mit Bezug hierauf durch den Mund des hl. Sehers Johannes (Offenb. 2, 17.): „Dem Ueberwinder will ich von dem verborgenen Manna geben;" es wird dies aber ein „verborgenes Himmelsbrod" genannt, weil, wie der hl. Johannes nach einigen kleinen Zwischensätzen hinzufügt, „Niemand es kennt, als wer es empfängt."

Die Welt hegt zwar den Wahn, die Diener Gottes hätten gar keine Freude, sie lebten in steter Trübseligkeit, Trauer und Wehmuth. Indessen würden die Weltkinder nur einmal die Freude der Gottesdiener erfahren, — sie würden sicher alle ihre Tröstungen im Vergleiche mit jenen gering achten. — Die Welt gleicht nämlich in diesem Stücke einem Hirten oder einem vereinsamten Landmanne, der in seinem ganzen Leben nichts, als Wasser getrunken hat. Ein solcher meint gewiß, es gebe gar keinen bessern Trank, als Wasser. Führt man ihn aber in eine Schenke, und setzt ihm hier auserlesenen Wein vor, so wird er, nachdem er da-

von gekostet hat, auf der Stelle sein Wasser verschmähen und dem Weine tausendmal den Vorzug geben. — Ganz ähnlich ergeht es der Welt. So lange sie die geistige Freude der Diener Gottes nicht gekostet hat, achtet sie solche für nichts, und ergötzt sich nur an ihren Vergnügungen. Sie würde aber eine andere Ansicht gewinnen, wenn sie jene erstere Freude einmal empfunden hätte. Dieses geistige, den Dienern Gottes eigene Vergnügen ist aber in vielfacher Beziehung vortrefflicher, als alle Freuden, welche die Welt bietet.

1) Denn erstlich ist jede äußere Freude in ein enges Gefäß eingeschlossen, beschränkt auf die körperlichen Sinne, und wird nur wie aus einer kleinen Rinne genossen, d. h. mittelst der Geschöpfe. Anders verhält es sich mit der innerlichen Freude. Diese wird in vollen Zügen geschlürft, nämlich mit der Vernunft, welche so groß ist, daß die ganze Welt sie nicht ausfüllen kann; sie wird vielmehr aus dem Urquell, ja aus dem unermeßlichen Meere aller Freuden, nämlich aus Gott selbst geschöpft. Was wäre das für eine Labung gewesen, die der reiche Prasser in der Hölle empfunden, wenn Lazarus nur mit seiner in Wasser getauchten Fingerspitze dessen lechzende Zunge berührt hätte? Auf gleiche Weise nun wird das Menschenherz, das doch vor unendlichem Durste brennt, erquickt, wenn ihm ein sinnlicher Genuß geboten wird. Es erhält einen Tropfen Wassers. Wie wenig ist doch dieses! —

2) Die geistige Wonne des Frommen ist aber auch darum weit vortrefflicher, als die äußerliche Freude der Weltkinder, weil diese letztere gar leicht durch einen traurigen oder störenden Zwischenfall getrübt wird, ungefähr ebenso wie Jener, der falsches Haar trägt, leicht gedemüthigt wird, wenn man ihn bei dieser Haartour anfaßt, was bei einem, der sein eigenes Haupthaar hat, nicht der Fall ist. Kommt nämlich irgend ein Unglücksfall, z. B. der Tod eines Freundes, ein Gewitter oder Hagelschlag oder sonst ein Mißgeschick mitten unter die Weltfreuden, so sind diese alsbald gestört. Eine solche Unterbrechung erlitt jenes Gastmahl Baltassar's durch die Hand Gottes, welche ihm das bekannte Urtheil: Mane, Tekel, Phares, an die Wand schrieb (Dan. 5, 25.). — Des Herodes Namenstag und Festmahl wurde durch die Hinrichtung und das abgeschlagene Haupt des Vorläufers Johannes in Verwirrung gebracht; denn Herodes ward, wie die hl. Schrift erzählt, „betrübt wegen seines geleisteten Schwurs“ (Matth. 14, 9.). Den frommen Diener Gottes dagegen kann kein Ereigniß außer Fassung bringen oder bestürzen; denn der weise Salomon sagt in seinen Sprüchwörtern (12, 21.): „Den Gerechten betrübt nichts, was ihm auch widerfahren mag.“

III.

Die Freude der Welt ist eine Kleinigkeit in Anbetracht der immerwährenden mit derselben verbundenen Betrübniß.

Des Sünders Freude ist ferner nichts weiter, als Kleinigkeit wegen der Betrübniß, welche immerdar mit ihr verbunden bleibt; wie es im Buche der Sprüchwörter heißt (14, 13): „Das Lachen wird mit Schmerz vermischt, und auf Freude folgt Traurigkeit.“ Denn die Sünder haben keine einzige Lust, womit nicht ein größerer Grund zur Betrübniß verbunden wäre.

1) Vor Allem kommt ihnen die Freude oftmals theuer zu stehen, und wird nur mit bedeutenden Kosten, oder wenn sie eine sündhafte ist, mit großer Gefahr errungen. So setzen Adelige bei ihren Jagden meistens mehr zu, als sie gewinnen. Oder es findet sich Jemand häufig am fremden Tische ein: so muß er auch, um nicht unverschämt zu sein, dasselbe daran wagen, und auch Andere einladen. Oder du machst ein großes Haus, lebst in Glanz: so verursacht dir dieses namhafte Unkosten. Oder du hast dich zu einer hohen Würde erschwungen: aber dann hast du dir auch große Sorgen aufgeladen. Du gingest vielleicht eine erwünschte Herzensheirath ein: doch da drängt sich dir sogleich der Gedanke auf, wie du dein Weib und deine Kinder ernähren willst; oder eine andere ähnliche Sorge. — Als daher der hl. Franziskus einst eine heftige Versuchung gegen die Reinigkeit auszustehen hatte, wälzte er sich in Schnee, bildete aus diesem sieben menschliche Figuren und sprach dann zu sich selbst: „Siehe, diese größere Figur da ist dein Weib, die vier neben daran deine Kinder, die zwei übrigen dein Diener und deine Magd. Sorge jetzt so geschwind, als du kannst, daß du sie alle kleidest, denn sonst erfrieren sie, wenn es nicht bald geschieht. Fällt dir aber ein derartiges Sorgen für Viele beschwerlich, so diene dem Herrn allein!“ Mittelst dieses Kunstgriffes überwand der Heilige die Versuchung.

2) Dann ist eine solche Freude immer von der Gewißheit begleitet, daß sie nicht lange währen wird. Wer weiß es aber nicht, daß die Trauer dessen, der ein Gut verliert, größer ist, als das Vergnügen, es zu besitzen? Die zeitlichen Güter haben überhaupt die Eigenschaft, daß sie, wenn man sie nicht hat,

das Verlangen darnach, — wenn man sie besitzt, Hochmuth und Sorgen, — wenn man sie einbüßt, Schmerz erwecken.

3) Hiezu kommt endlich noch die innerliche Unruhe und die geheimen Bisse des Gewissens, welche das Gemüth weit mehr quälen, als die äußere Freude es ergötzt. Denn diese letztere berührt ihn nur von Außen; die Gewissensunruhe dagegen foltert sein Inneres. Ein reicher Mann, der beständig am Podagra oder an einer andern gefährlichen Krankheit leidet, ist elender als ein armer, aber gesunder Handwerker. Ebenso sind auch die Sünder, umgeben von allen möglichen Genüssen und Vergnügungen, dennoch übler daran, als die Frommen, die von all' dem nichts haben. Die Vorwürfe des Gewissens sind es, die Jene fortwährend verfolgen und ihnen die Freude verbittern.

IV.

Die Freuden der Welt sind eine Kleinigkeit in Erwägung ihrer ungemein kurzen Dauer.

Zur Ueberzeugung, daß die Freuden dieser Welt nur eine Kleinigkeit sind, gelangen wir ferner durch die Betrachtung ihrer überaus kurzen Dauer. Schon Job sagt (20, 4 u. 5.): „So viel weiß ich von Anfang, seit der Mensch auf die Erde gesetzt ward, daß der Ruhm der Gottlosen kurz, und die Freude des Heuchlers einem Augenblick gleich ist." — Wie kann aber dieses wahr sein? wirst du mir entgegnen. Wolan! Ich werde dir dreierlei Gründe hiefür angeben:

1) Eine solche Weltfreude hat vor allem unverhofft und schnell wie ein Augenblick ein Ende. — Ein Vorbild hievon ist uns gegeben in der Geschichte des Propheten Jonas, wo erzählt wird, Gott habe über dem Haupte des Jonas eine Kürbisstaude wachsen lassen, damit der Prophet des Schattens genöße gegen die sengenden Sonnenstrahlen, und Schutz hätte wider die überaus große Hitze. „Jonas freute sich gar sehr über diese Kürbisstaude," sagt der hl. Text. Aber wie lange währte seine Freude? Lassen wir die hl. Schrift weiter erzählen: „Gott schuf aber am andern Tage beim Aufgang der Morgenröthe einen Wurm; der stach das Kürbisgewächs, und es verdorrte. Und nachdem die Sonne aufgegangen war, ließ der Herr einen heißen Gluthwind kommen; und die Sonne brannte auf des Jonas Haupt, so daß er fast verschmachtete. Da wünschte er sich zu sterben und sagte: Es ist mir besser zu sterben, als zu leben"

(Jon. 4, 6 u. ff.). — Unter dieser Kürbisstaude sind die Güter der Welt, die Vergnügungen, Reichthümer und Ehren versinnbildet, welche dem Menschen zwar eine Zeit lang labenden Schatten bieten und einige Freude bereiten. Aber unter ihnen ist nicht Eines, welches nicht seinen Wurm in sich trüge, der es alsbald zernagt und dem Genusse entzieht. Heute grünt der Kürbisstrauch, und morgen ist er schon verdorrt. — Und wie ungerne verliert man, was man mit Liebe und Freude besessen! — Hugo von St. Victor vergleicht die Weltmenschen mit Seefahrern, welche bei ruhiger See sich freuen, singen und Musik machen; plötzlich aber, wenn sich ein Sturm erhoben, Schiffbruch leiden und von den Fluthen verschlungen werden. Dasselbe bezeugt Job mit den Worten: „Sie nehmen Pauken und Harfen zur Hand, und freuen sich beim Klange der Pfeifen; sie bringen ihre Tage in Wohlleben hin, — und in einem Augenblicke fahren sie zur Hölle" (Job 21, 12 u. 13.).

2) Ferner sind die Genüsse der Welt nur kurz, — eine Kleinigkeit, weil wir, wenn sie vorüber sind, meinen, sie hätten nicht länger, als einen Augenblick gewährt. Und je vergnügter und froher die Weltlinge beim Genusse sind, desto kürzer dauert ihre Freude, wie an Jenen zu ersehen ist, die unter einer angenehmen Unterhaltung und Begleitung reisen, oder unter Mahlzeit und Gesang zu Wasser fahren. Sie können sich nämlich nicht genug wundern, daß sie so unerwartet bald am Ziele ihrer Reise angekommen sind, und die Zeit mit solcher Blitzesschnelle entschwunden ist.

3) Die Weltfreuden sind endlich deshalb von so kurzer Dauer, weil wir von jedem Vergnügen, und wenn es auch noch so lange währt, nicht mehr genießen, als einen Augenblick. Der vorausgegangene Theil der Freude ist nämlich nicht mehr vorhanden, außer in der Erinnerung; der künftige Theil derselben ist noch nicht da, außer in der Hoffnung; jener Theil aber, den du genießest, was ist er anders, als ein Augenblick? — Es verhält sich also die Sache gerade so, wie wenn du alle Jahre tausend Dukaten einzunehmen hättest, aber nur kreuzerweise, das heißt so, daß du jeden Augenblick etwas ausgeben und dafür kaufen kannst, aber immer nur für den Werth eines Kreuzers. Was ist aber das für ein Reichthum? Oder besser: Welch' eine große Armuth! — Jener kleine Faden, den die Parze zwischen ihren Fingern dreht, das ist die Freude, die du besitzest; was sich am Rocken befindet, das gehört dir noch nicht; was bereits auf der Spindel ist, das hast du schon besessen.

V.

Die Freuden dieser Welt sind nichts weiter, als eine Kleinigkeit, **mit Rücksicht auf die Trauer, die ihnen nachfolgt.**

Warum die Freuden dieser Welt mit Recht eine Kleinigkeit genannt werden, ergibt sich endlich aus der Traurigkeit, welche ihnen nachfolgt. Hier hast du jene Hitze zum Verschmachten, jenen heißen Gluthwind, welcher nunmehr auf den nur ganz kurze Zeit von der Kürbislaube gewährten Schatten folgt. Den Propheten Jonas schmerzte daher die nachgehende drückende Hitze mehr, als ihn vorher der Schatten erquickt hatte.

1) Diese Betrübniß beginnt aber erstlich schon im gegenwärtigen Leben. Denn die Freuden der Welt nehmen gemeiniglich über kurz oder lang ein trauriges Ende. Darum sagt der Prediger (7, 7.): „Wie das Knistern brennender Dornen unter dem Topfe, also ist das Lachen der Thoren." Zum bessern Verständniß dieser Worte dient, was der hl. Bernhard in ähnlicher Weise sagt: „Wie ein solches Feuer nur mit Rauch und Finsterniß endet, so verwandelt sich die Freude in Trauer." — So nehmen wir im Leben wahr, wie Schmausereien und Trinkgelage mit Kopfwehe, Schnupfen, Fieber und andern Krankheiten enden, manchmal sogar mit plötzlichem Tod ausgehen. So hat die Wollust ansteckende Seuchen, abscheuliche Geschwüre; die Hoffart Haß, Neid, Schande und Spott zur Folge.

Aman erlebte eine ungewöhnliche Freude, daß ihn die Königin Esther zur Tafel geladen hatte. Aber von der Mahlzeit weg ward er zum Galgen geführt (Esth. 7, 10.) — Holofernes war beim Weine neben Judith guter Dinge; aber es währte nicht lange, so schlug ihm diese das Haupt ab (Jud. 13, 10.).

2) Mehr noch offenbart sich die auf derlei Freuden folgende Trauer in der Todesstunde. Dieses ist an dem gottlosen König Antiochus ersichtlich. Denn als dieser auf das Sterbebett gekommen war, klagte er: „In welch' großes Leid bin ich gerathen, in welchem Meer von Traurigkeit befinde ich mich jetzt, — ich, der ich einst so fröhlich und beliebt war in meinem Gebiete! Doch nun erinnere ich mich der Frevel, die ich in Jerusalem verübt habe; . . . ich sehe ein, daß deshalb all' dies Unglück mich getroffen; und ach! ich komme um in großer Trübsal in einem fremden Lande" (1. Mach. 6, 12 u. ff.). — Aus diesem

Grunde sprach einstmals der Heiland also: „Wehe euch, die ihr jetzt lachet (in eitler Weltfreude); denn ihr werdet trauern und weinen“ (Luk. 6, 25). — So ergötzt sich auch der Fisch eine Zeit lang an der Lockspeise. Sobald aber die Angel angezogen wird, dann merkt er, was er genossen. Der hl. Augustin malt dieses Bild in Folgendem weiter aus, indem er sagt: „Der Fisch erlustigt sich, so lange er, nichts von der Angel ahnend, am Köder anbeißt. Wenn aber der Fischer die Angel einmal beizieht, so windet sich sein Leib in Schmerzen, und dann wird er von seiner ganzen Lust, die er an der Lockspeise empfand, weg gezogen, um verspeist zu werden. So ergeht es Allen, welche bei ihren zeitlichen Gütern sich glücklich fühlen; — es droht ihnen nämlich eine gefährliche Angel, und sie tragen sie unbewußt mit sich herum. Aber es wird eine Zeit kommen, wo sie inne werden, welche Qualen sie so gierig verschlungen haben.“ Fast dasselbe sagt der weise Salomon (Pred. 9, 12.) ganz richtig: „Wie man die Fische mit der Angel und die Vögel mit der Schlinge fängt, also werden die Menschen zur Zeit des Unglücks überfallen, wenn es unvermuthet hereinbricht.“ Diese Schlinge aber wird den Sünder erfassen, wenn sein eigenes Gewissen ihm vorwirft: „Mein Sohn, denke daran, daß du dein Gutes in deinem Leben empfangen hast“ (Luk. 16, 25.).

3) Am allermeisten aber wird die der Freude nachfolgende Trauer in der Hölle ihren Anfang nehmen. — Dann nämlich werden die Jahre der Unfruchtbarkeit und die mageren Kühe kommen und die fetten Kühe verschlingen, wie sie Pharao einstens im Traume sah (I. Mos. 41.); — das heißt ohne Bild: Die Hölle wird die freudigen Jahre des vorausgegangenen Lebens in einem Nu verschlingen, so zwar, daß von all' diesem nichts mehr, als nur die Erinnerung übrig bleibt. Möchten wir nur auch, wie Aegyptens König, jene unfruchtbaren Jahre voraussehen, jene Schmerzensjahre, wie sie der reiche Prasser nach seinem schwelgerischen Leben erfuhr; möchten wir uns mit Getraide versehen, ehe denn die Hungerjahre kommen! — Jene aber, die diese Warnung nicht beachten, gleichen den thörichten Aegyptiern, welche die Fruchtbarkeit und den Ueberfluß der ersten sieben Jahre mißbrauchten, nichts für die Zukunft zurücklegten, vielmehr Alles vergeudeten; darum aber auch mehr als andere Völker vom Hunger zu leiden hatten, so daß sie nicht nur ihre Heerden, sondern auch ihr Hab und Gut, sogar sich selber in die Leibeigenschaft des Königs zu verkaufen genöthigt waren, wie die göttliche Geschichtsurkunde (I. Mos. 47.) weiter bezeugt.

Ein gleiches hartes Loos wird die Verdammten in der Hölle treffen. Für sie wird statt der sieben Jahre der Unfruchtbarkeit

ein endloser Zeitraum des Elends kommen. Und ach! wie sehr werden die Verworfenen über sich selber zürnen müssen, daß sie für einen so kurzen und eitlen Genuß sich solche Qualen erkauft haben, die ihrer Beschaffenheit nach entsetzlich, ihrer Dauer nach ewig sind. — Als König Saul über seinen Sohn Jonathas das Todesurtheil ausgesprochen, weil dieser nur mit der Spitze seines Stabes etwas weniges Honig genossen hatte, sagte Jonathas: „Ich habe nur wenig Honig gekostet, und ach, ich soll sterben?“ (1. Kön. 14, 43.) — In welchen Jammer werden erst die Verdammten der Hölle ausbrechen! — Tertullian gibt deshalb den trefflichen Rath: „Betrachte alle Freuden so, als wenn du einige Tropfen Honig mit einem vergifteten Stabe nipptest, und achte den Genuß einer Lust nicht so hoch, als die damit verbundene Gefahr“ (d. spect. c. 27.).

Schluß.

Lasset uns deshalb, andächtige Zuhörer! zum Schlusse die Worte des hl. Chrysostomus (h. 22. ad pop.) unserem Gedächtnisse einprägen, welche lauten: „Wenn Jemand innerhalb eines Zeitraumes von hundert Jahren nur einmal in einer Nacht einen erquickenden und freudigen Traum gehabt hatte, und dafür hundert Jahre bestraft wurde: möchte man sich wol einen solchen Traum wünschen? Was aber ein Traum im Verhältnisse zu hundert Jahren ist, dasselbe ist das diesseitige Leben im Vergleiche mit dem jenseitigen, ja sogar noch viel weniger. Was ein Tropfen im Vergleiche zum unermeßlichen Weltmeere, das sind tausend Jahre gegen die einstige Ewigkeit.“ O möchten wir darum den inhaltsschweren Spruch des hl. Gregorius recht tief in unser Herz schreiben, welcher heißt: „Augenblicklich ist die Lust, aber ewig die Qual.“ — Wir wollen daher jetzt schon diese „Kleinigkeit“, welche die Welt uns bieten kann, wohl erwägen, damit wir nicht einst mit Crösus, dessen ich eingangs erwähnte, in der nie verlöschenden Gluth vergebens uns daran erinnern! Möge uns vielmehr der gütige Gott — wie uns die Kirche diese Bitte in einem ihrer Gebete in den Mund legt — möge Gott uns die Gnade verleihen, „daß wir allzeit unsere Herzen unverwandt dorthin richten, wo die wahren und eigentlichen Freuden zu finden sind!“ (Dom. IV. p. Pasch.) — Amen.

Predigt auf den IV. Sonntag nach Ostern.

Thema: Von dreien Banden, mit denen der Herr uns an sich zieht, und angesichts deren der hl. Geist uns anklagt.

Eintheilung.

Der Herr wendet drei Mittel an, uns zu unsrem Heile für sich zu gewinnen. Diese sind:

I. Die Liebe; oder die Wohlthaten
1. seiner Menschwerdung,
2. seiner Lehre,
3. seines Beispiels,
4. der Erlösung,
5. der Annahme an Kindesstatt,
6. des Schatzes seiner Verdienste,
7. des hl. Altarssakramentes.

Darum wird uns der hl. Geist betreffs „der Sünde“ überweisen.

II. Die Scham,

nämlich vor den Beispielen der Heiligen. Deshalb wird uns der hl. Geist in Bezug „auf die Gerechtigkeit“ anklagen.

III. Die Furcht

vor dem Gerichte und der Höllenstrafen; weswegen uns der hl. Geist bezüglich „des Gerichtes“ überführen wird.

Text: Joh. XVI, 8. „Wenn der Tröster angekommen, so wird er die Welt von der Sünde, von der Gerechtigkeit und von dem Gerichte überweisen.“

Eingang.

Als dem Lamech vom Himmel ein Sohn geschenkt war, sagte er: „Dieser wird mich trösten“; darum nannte er ihn „Noe“,

was soviel heißt als: „Trost“ oder „Ruhe“ (I. Mos. 5, 29.). In welcher Weise aber, meint ihr, geliebte Zuhörer! war Noe ein „Tröster?“ Tröstete oder beruhigte er vielleicht sein verderbtes Zeitalter in der Art, daß seine Zeitgenossen frohen Muthes sein, essen und trinken und heirathen sollten, wie sie wirklich thaten? Oder damit, daß er Wein baute, mit welchem sie sich berauschen sollten? — Das wol in keinem Falle. Solch ein Tröster war Noe gewiß nicht. Nein, er war ein Bußprediger, welcher der damaligen verderbten Welt die einbrechende Sündfluth androhte, die ihm der Herr als nach hundert und zwanzig Jahren kommend und die Menschen vertilgend angekündigt hatte, damit er sie zur Sinnesänderung ermahnte. Ja, die ganze Erbauung der Arche, an welcher Noe hundert Jahre arbeitete, hieß nichts anderes, als eine Bußpredigt und eine Rüge der Ruchlosen, welche ihnen dazu dienen sollte, ihrem Untergange durch die Sündfluth vorzubeugen.

Im heutigen Evangelium wird auch der hl. Geist „Paraklet“ genannt, was gleichfalls so viel heißt, als „Tröster.“ Was dieser aber für ein Tröster sei, erklärt uns der göttliche Heiland bald darauf durch die Worte, die ich als Vorspruch vorausgeschickt habe. „Wenn er angekommen, wird er die Welt von der Sünde, von der Gerechtigkeit und von dem Gerichte überweisen“ (Joh. 16, 8.). Erkennt hieraus, Geliebte, die Eigenschaft dieses Trösters. Gleich dem alttestamentlichen Noe predigt der hl. Geist uns Buße — durch die hl. Schrift, durch erbauliche Bücher, durch die Verkünder des göttlichen Wortes, durch gute Beispiele, durch innerliche Einsprechungen; ja er ermahnt uns beständig, uns das rettende Fahrzeug der Buße zu zimmern, welches er selbst in den Herzen Vieler baut, damit wir in diesem den Fluthen des jüngsten Gerichtes entrinnen. Derjenige ist sonach für uns kein Tröster, welcher redet, was uns behagt; der unsere Missethaten zudeckt und darüber weggeht; sondern wer dieselben tadelt, wer uns darüber anklagt, wer uns zur Buße und zur Tugend aufmuntert, der ist der eigentliche Tröster, — ein Noe, und der Paraklet. Wollen wir also in jener verheerenden Fluth nicht umkommen, so dürfen wir diesem Prediger unsre Ohren nicht verschließen; wir müssen vielmehr seine Vorwürfe nicht nur geduldig, sondern sogar mit Dank und Ehrfurcht hinnehmen, und uns seiner Mahnung zufolge vorsehen.

Vortrag und Abtheilung.

Der weise Salomon sagt in seinem Prediger (4, 12.): „Eine dreifache Schnur zerreißt nicht so leicht.“ — Diesem Satz entsprechend, wendet Gott ein dreifaches und überdies sehr

starkes Band an, um den Menschen an sich zu ziehen, nämlich die Liebe, die Scham und die Furcht: die Liebe, indem er uns für sich zu gewinnen sucht durch Wohlthaten und Versprechungen; die Scham, indem er uns aufmuntert durch die Beispiele der Heiligen; und die Furcht, indem er uns nöthigt durch Drohungen und Schreckmittel. — Dieses dreifache Mittel Gottes, uns an sich zu ziehen und zum ewigen Heile anzuleiten, ist in jenem evangelischen Gleichnisse von dem großen Abendmahle (Luk. 14, 16—24.) angedeutet, da zuerst die Gäste eingeladen werden, zum Mahle zu kommen, weil Alles in Bereitschaft stünde; dann ein anderer Diener ausgeschickt wird, sie hereinzuführen; und endlich wieder ein anderer Knecht beauftragt ist, sie zum Herbeikommen zu nöthigen. Das erste Verfahren redet von der Liebe, das zweite von der Scham, und das dritte von der Furcht.

Mit Recht wird uns der hl. Geist anklagen, so ferne wir dieses dreifache, gewiß sehr starke Band zerreißen. Folgen wir den Mahnungen der Liebe nicht, wird er uns über die Sünde verklagen; kann uns die Scham nicht bestimmen, so hält er uns vor Augen die Gerechtigkeit; und nützt selbst die Furcht nichts mehr, überführt er uns von dem Gerichte.

Lasset uns nun dieses dieses dreifache Band, wodurch uns Gott an sich zieht, ausführlicher beschreiben, und auch die Anklage des hl. Geistes näher kennen lernen.

Abhandlung.

I.

Erstes Band des Herrn, uns an sich zu ziehen: — das Band der **Liebe**, oder Gottes Wohlthaten.

I. Das erste Band, welches Christus der Herr anwendete, um uns Menschen an sich zu ziehen und zu fesseln, war die Liebe. Denn mit unendlicher Huld lädt er uns und alle Menschen zu sich ein durch die Wohlthaten, die er uns bei seiner ersten Ankunft in die Welt erwies. — Mit Uebergehung der Gutthaten der Erschaffung und Erhaltung, vermöge welcher uns der Herr aus dem Nichts nach seinem Bilde erschuf, uns zu Gebietern über die Erde und ihre Bewohner einsetzte; wonach er uns nährt und erhält, worüber uns der hl. Geist auch mit Recht anklagen kann — wollen wir nur jene besonderen Erweise von Huld erwähnen, die uns zunächst von Christus zufließen. Hiezu gehört:

1. die Wohlthat der Menschwerdung, durch welche der himmlische Vater seinen eingebornen Sohn zu uns auf die Welt

sandte, und dieser sich mit unsrer gebrechlichen Natur bekleidete, in Allem — die Sünde ausgenommen — uns gleich, ja unser Bruder wurde.

2. Hieher gehört auch die Wohlthat seiner hl. Lehre. Denn Christus lehrte uns in Wahrheit den Weg zu Gott. Seine Feinde selbst gaben Zeugniß, daß der Herr dies gethan, mit den Worten: „Meister, wir wissen, daß du wahrhaft bist, . . . und den Weg Gottes in der Wahrheit lehrest“ (Mark. 12, 14.). — Wie hätte Christus auch die Wahrheit nicht lehren können, da er doch der Sohn Gottes war? — Ist aber dies nicht eine überaus große Wohlthat, daß uns Gott über sein Gesetz und den Weg zum Himmel durch seinen eigenen Sohn unterweisen lassen wollte? In dieser Art hatte er vordem die Heiden nicht unterrichtet, sondern nur mittelst der Geschöpfe, durch die erste Anfangsunterweisung, und da schwer verständlich; indem er ihnen das natürliche Gesetz mittelst der Geschöpfe und eines natürlichen Lichtes mittheilte und bekannt machte. Auch die Juden belehrte er nicht so; denn zu ihnen redete er durch die Propheten, bisweilen durch Engel; die Geheimnisse der Erlösung und des Glaubens that er ihnen nur durch Bilder kund. Allein „in jüngster Zeit hat der Herr“ — wie der Weltapostel (Hebr. 1, 2.) bezeugt — „zu uns gesprochen durch seinen Sohn“, durch welchen wir so viele und so herrliche Bücher, Prediger und Wunder besitzen, wie sie kein Jahrhundert rückwärts aufzuweisen hatte. Wenn nun aber der hl. Paulus (Röm. 1, 20.) die Heiden „unentschuldbar“ nennt, denen das Gesetz doch nur mittelst der Geschöpfe bekannt geworden: wer soll uns entschuldigen, die wir das Gesetz Gottes, die beseligende Wahrheit, aus dem Munde Jesu Christi selbst haben? —

3. Dazu muß man die weitere Wohlthat der Beispiele zählen, welche Christus gegeben, um uns durch die Heiligkeit seines Lebens zur Tugend hinzuziehen. O welch' herrliches Vorbild aller Tugenden begegnet uns an dem Heilande! Wie groß war doch seine Liebe zur Armuth, da er nicht einmal in einer Herberge Aufnahme fand, und in einem Stalle zur Welt kam! Wie groß war seine Liebe zum Leiden, da er, kaum geboren, schon Verfolgung durch Herodes litt! Wie groß war seine Demuth, da er dreißig Jahre unter den Menschen ein verborgenes Leben führte, gleich als wäre er nicht mehr, als ein anderer Mensch, und zwar ein ganz unbekannter! Wie groß war sein Seeleneifer, da er die übrige Zeit seines Lebens auf Erden unausgesetzt unter Predigen, Fasten, Nachtwachen, Gebet, Umherreisen, Ermüdung, Ertragung von Frost und Hitze, Hunger und Durst verlebte, nur um Seelen zu gewinnen! Wie groß war seine Erbarmung, da er Kranken aller Art die Gesundheit schenkte, Hungernde speiste, Unwissende belehrte, Todte zum Leben erweckte, Sünder aufnahm

und lossprach! Wie groß war seine Liebe, da er auch seinen Feinden Gutes that und für sie betete! Wie groß war seine Herablassung, da er immer nur zu Fuße ging, jeder Einladung folgend die Kranken in ihren Wohnungen aufsuchte, seinen Aposteln die Füße wusch! — Wer weiß aber nicht, von welch' großem Einfluß die Beispiele der Vorgesetzten zur Aufmunterung der Untergebenen sind? —

4. Eine weitere hieher gehörige Wohlthat, die uns Christus erzeigte, ist, daß er uns von der Sünde und dem ewigen Tode erlöste, indem er für uns litt und starb, — was wol alle übrigen Wohlthaten Gottes hinter sich zurückläßt. Bei anderen Erweisen seiner Huld gab er uns von dem Seinigen, aber hier schenkte er uns sich selbst; bei den andern theilte er uns seine Lehre und Tugenden mit, hier aber sogar sein Leben; — eine Liebe, wie es nach seinem eigenen Zeugnisse keine größere mehr geben kann; anderwärts that er für uns sehr Vieles, hier aber litt er, was weit schwerer ist.

Mit Recht haben Moses und Elias, welche mit Christus bei seiner Verklärung redeten, diese Wohlthat „ein Uebermaß" genannt (Luk. 9, 31.). Christus that nicht zu viel in der Nahrung, denn er fastete vierzig Tage; auch nicht in der Kleidung, denn er besaß nur zwei ärmliche Gewänder; ebenso nicht im Schlafe, denn er durchwachte oftmals ganze Nächte im Gebete; endlich nicht in Anhäufung von Reichthümern, denn er hatte nicht so viel, um sein Haupt darauf zu legen.

Wenn aber der Heiland je in etwas das Maß überschritt, so war es in der Liebe. Denn er bot uns selbst zuerst den Frieden an, den wir hätten erbitten sollen; er that für uns genug, während wir ihm Genugthuung hätten leisten müssen; und während er mit einem einzigen Tropfen seines heiligen Blutes unsere Erlösung hätte vollbringen können, wollte er all' sein Blut vergießen, und nebstdem noch unzählige Peinen und Bußen erleiden — zum Beweise seiner unendlichen Liebe zu uns. Darum hat er uns einen so reichlichen, siebenarmigen Gnadenstrom durch Einsetzung der hl. Sakramente ergossen. Dieses Band der Liebe war so stark und mächtig, daß Christus selbst von ihm sagen konnte: „Wenn ich von der Erde werde erhöht sein, werde ich Alles an mich ziehen" (Joh. 12, 32.). Aber, o guter Gott! obgleich wir dich um unsretwillen erhöht wissen, widerstreben wir noch, und wollen nicht zu Dir gezogen werden!

5. Die fünfte Wohlthat Christi bildet unsere Annahme an Kindesstatt und Wiedereinsetzung in den Anspruch auf das ewige Leben. Christus hat uns nämlich nicht nur unsere Schuld und Strafe erlassen, sondern überdies noch als seine Kinder und Erben seines Reiches angenommen. Freigebig und herrlich genug

wäre Gott mit uns verfahren, wenn er uns nach Verzeihung der Sünde in unsrem natürlichen Stande gelassen, oder uns je nach unserem Verdienste den Engelszustand, wie er den Himmelsgeistern natürlich ist, verliehen hätte. Und welch' ein großes Glück wäre es schon, den Engeln gleich zu sein in der Unsterblichkeit, Behendigkeit, Leidensunfähigkeit, Selbstgenügsamkeit, in der genauen Kenntniß aller Dinge. Allein noch mehr: Gottes unendliche Gütigkeit hat uns weit über diese natürlichen Gaben erhoben, — er hat uns sogar zu seinen Kindern und zu Erben seines Reiches eingesetzt. —

6. Noch gehört hieher die Wohlthat, daß er uns den Schatz seiner Verdienste für immer hinterlassen hat, durch welche wir uns, so oft wir nur wollen, von Sünden reinigen und mit Gott wieder aussöhnen können. Welcher Vater — ich will nicht sagen, welcher Fürst ist in so hohem Grade gnädig, daß er bereit wäre, alle Missethaten, so oft sie begangen werden, zu vergeben? Kaum wird einer zu finden sein, der mehr als einmal oder mehr als zweimal verzeiht. Nicht so Christus.

7. Die siebente Wohlthat Christi endlich zeigt sich im hochheiligen Sakramente des Altars, welches unser Opfer und unsre Speise ist, in welchem wir die Verdienste Jesu Christi uns ganz und gar aneignen, gewissermassen hineinessen können. Mit Recht ruft darum der hl. Chrysostomus aus: „Wehe mir! wie vielerlei Wege gibt es doch, die uns zum Himmel führen! Der Herr machte uns zu seinem Leibe, er theilte uns sein heiligstes Fleisch und Blut mit; und dennoch hält uns nichts aus all' Dem vom Bösen zurück!" (61. Hom. a. d. Volk v. Antioch.)

II. Ebendarum klagt uns der hl. Geist erstlich „wegen der Sünde" an, weil wir nicht an Christus glauben, d. h. weil wir entweder wenigstens nicht fest glauben, oder nicht den lebendigen Glauben haben; denn nur dieses heißt an Gott glauben. Der hl. Augustin hält nämlich folgenden Unterschied fest; er sagt: Den Herrn glauben, heißt glauben, daß es einen Gott gibt; dem Herrn glauben, heißt glauben, was Er uns sagt; an den Herrn glauben, heißt an Ihm, als dem Endziele, mit Verstand und Willen festhalten durch den Glauben und die Liebe (tract. 20. in Joan.).

Daß uns Christus so große Wohlthaten erzeigt hat, daran können wir keineswegs zweifeln; wenn wir es also glauben: wie ist es möglich, daß wir, rings von solcher Liebesgluth umgeben, nicht gleichfalls davon entflammt werden? Wer sollte so vielen Zeugnissen der Liebe Gottes gegen uns keinen Glauben schenken? Wer sollte glauben und nicht sogleich in Liebe gegen Gott erglühen? — Unserer an Altersschwäche leidenden Zeit ergeht es wie dem hoch in Jahren stehenden Könige David, welcher, wenn

auch mit Kleidern bedeckt, dennoch nicht erwarmen konnte (III. Kön. 1, 1.). Denn obgleich unsere eiskalte Welt mit noch so vielen Wohlthaten Gottes überhäuft, mit so vielen hl. Sakramenten geschützt wird, — sie fühlt keine Wärme, wird nicht zur Liebe Gottes entflammt. Und das ist der Grund, warum sie der hl. Geist anklagt.

Glaube darum nie, christlicher Freund! du werdest nicht einstmals angeklagt oder verdammt werden, eben deshalb, weil dein Gott dich so innig geliebt hat. Versprich dir Gottes Freundschaft nicht; denn je mehr und größere Wohlthaten du empfangen hast, desto mehr wirst du beschuldigt und desto tiefer in die Hölle gestürzt, wenn du hienieden nicht auf seine Liebe gehört hast. Wem ist nämlich unbekannt, daß wenn Einer, den sein König mit Gnaden überhäuft und über die größte Stadt seines Reiches gesetzt hat, Verrätherei gegen seinen Fürsten anzettelte, nur um so schwerer angeklagt und um so härter bestraft würde, je größer die Wohlthaten waren, die er von seinem Landesherrn genossen hat? — Wurde nicht Joseph von Aegypten, den Putiphar, der Oberste der Leibwache Pharao's, anfangs so sehr geliebt, und über sein ganzes Hauswesen gesetzt hatte, sobald er — wiewol auf ungerechte Anklage hin, — bei seinem Herrn in Verdacht gekommen war, sowol seines Amtes entsetzt, als auch auf lange Zeit in einen finstern Kerker geworfen? (I. Mos. 39.) Desgleichen ward nicht Aman, zu Anfang des Königs Assuerus bester Freund, bald nachher, nachdem seine gottlosen Ränke enthüllt waren, auf Befehl des nämlichen Königs an dem höchsten Galgen aufgehängt? (Esth. 7, 10.)

So sollen auch **wir** bedenken, daß wir auf dieselbe Art, je mehr Wohlthaten und Erweise der Huld wir von Gott empfangen haben, vom hl. Geiste desto schwerer werden angeschuldigt, und wenn wir uns durch soviele Bande der Liebe nicht zu Gott haben ziehen lassen, auch desto härter werden verurtheilt werden. Bemerken wir nur, was der Heiland über die Stadt Kapharnaum sagt, — über jene nämliche Stadt, welche der hl. Evangelist Matthäus (9, 1.) die Stadt Christi nennt, in welcher er sich gewöhnlich aufgehalten und so viele Wunder gewirkt hatte. Und was ist dies? — Es sind die Worte: „Und du, Kapharnaum! das du bis in den Himmel erhoben wurdest, bis in die Hölle wirst du versenkt werden!" (Luk. 10, 15. Matth. 11, 23.)

II.

Zweites Band des Herrn, die Menschen an sich zu ziehen: — **die Scham** vor den Beipielen der Heiligen.

I. Das zweite Band, welches der Herr anwendet, um uns Menschen an sich zu ziehen, — wenn ich nicht irre — ein

noch stärkeres Band, als das erste — ist die Scham vor den Beispielen der Heiligen; so zwar, daß wir uns beim Anblicke dieser zahllosen Vorbilder mit Recht schämen müssen, wenn dieselben keine Anziehungskraft auf uns üben. — Wiewol uns nämlich das Beispiel, die Lehre und das bittere Leiden unseres Herrn mächtig anziehen und zu seinem Hochzeitsmahle einladen, so scheint es uns doch dort nicht einzuführen; denn wir können dagegen einwenden, Christus sei Gott gewesen, wir aber seien Menschen, und zwar schwache und gebrechliche Sterbliche. Nun haben wir aber die Beispiele der Heiligen Gottes. Diese waren uns in allen Stücken gleich; sie sind bereits glücklich in dieses himmlische Gastmahl eingegangen, und suchen noch dorthin zu gelangen. Sie nehmen uns also gewissermassen bei der Hand, und führen uns dort ein. Waren sie gleichsam hoffähig, warum sollten nicht auch wir es sein? —

Solcher Tugendmuster weisen uns die hl. Bücher sowol des alten als neuen Testamentes die Menge nach; dann die Geschichte der christlichen Kirche namentlich in den ersten Zeiten des Christenthums, wo wegen des musterhaften Wandels, der Liebe, Barmherzigkeit, Sittenreinheit, Geduld, Frömmigkeit der ersten Christen weit mehr Heiden zur Religion Jesu bekehrt wurden, als dies durch die Predigt des Evangelium geschah.

Endlich gibt es auch zu unsern Zeiten noch sehr viele Beispiele solcher Gerechten, so viele Ordenspersonen, die ihre Aeltern verlassen, ihre hohe Abkunft bei Seite gesetzt, ihren Reichthümern und Würden entsagt, und das strenge Klosterleben erwählt haben; wir haben so viele Beispiele von Solchen, die auch im weltlichen Leben im Rufe ausgezeichneter Frömmigkeit und Heiligkeit stehen, — was Niemand, der den Verstand nicht verloren hat, in Abrede zu stellen sich getrauen wird. Wir haben Heilige in jedem Stande: Geistliche und Laien, Fürsten und Unterthanen, Gelehrte und Ungelehrte, Reiche und Arme, Vornehme und Niedere, Erwachsene und Kinder, Männer und Frauen. Wir haben unter ihnen solche, die wir nur bewundern können wegen der entsetzlichen Leiden, die sie erduldeten, wegen der Wunder, die sie wirkten, wegen der äußerst strengen Lebensweise, die sie führten. Wir haben aber auch solche, die wir nachahmen können, die weder litten, noch Wunder thaten, noch gar zu strenge lebten, sondern vielmehr auf ebenem Wege zur Heiligkeit gelangten. Wir haben Heilige, die immerdar in Unschuld ohne eine Todsünde lebten; haben aber auch Sünder, welche Buße thaten, von denen einige nach den Worten des evangelischen Gleichnisses (Matth. 20, 1. u. ff.) um die dritte Tagesstunde, andere um die sechste, wieder andere um die neunte, noch andere erst um die eilfte Stunde und auf dem Todesbette zur Gnade, ja sogar zur Heiligkeit gelangten. — Seht doch, Ge-

liebte! wie gebahnt und eben haben uns die Heiligen den Weg zum Himmel gemacht! Wie viele Schaaren von Blutzeugen, Bekennern, Lehrern, Mönchen, Jungfrauen, Wittwen und Verehelichten sind schon vorangegangen! Wie viele Schaaren folgen ihnen noch auch in unserem Zeitalter nach! Wir haben, Gott Lob! noch Männer, die in großer Strenge und Sittenreinheit wandeln. Wenn wir z. B. einen Karthäuser, einen Trappisten, einen Kapuziner oder sonst einen Mann aus einem strengen Orden sehen, wie er mitten im Winter mit bloßen Füßen dahergeht, nur ein einziges Kleid an hat, mit einem Strohsack statt des Lagers sich begnügt, einzig von Almosen lebt, beinahe die Hälfte des Jahres das strengste Fasten beobachtet, und noch andere Bußübungen und Kasteiungen anwendet: müssen wir uns — im Falle wir nichts dergleichen thun — nicht vor ihnen schämen? uns nicht ermuntert fühlen, diese wenn auch nicht in allen Stücken, doch wenigstens theilweise, nachzuahmen, soweit es in unsern Kräften steht, z. B. zu fasten, Almosen zu geben u. dgl. m.?

Der hl. Hieronymus schreibt, der Heiligen, welche man zu seiner Zeit gekannt habe, seien soviele gewesen, daß man (mit Ausnahme des ersten Januars, an welchem bekanntlich die Heiden kein Blut vergoßen) auf jeden Tag des Jahres in das Martyrer-Verzeichniß mehr als fünf Tausend Blutzeugen hätte eintragen können. Und doch waren damals noch nicht einmal vier Hundert Jahre der christlichen Zeitrechnung verflossen. Wie groß muß erst jetzt die Zahl der Heiligen sein?

II. Deswegen nun klagt der hl. Geist zweitens bezüglich der Gerechtigkeit uns an, nämlich über den frommen Wandel so vieler Heiligen und Gerechten, welche — nach Erklärung des hl. Augustinus — selbst, wie auch wir, Christus den Herrn hier auf Erden „nicht gesehen und dennoch geglaubt haben" (Joh. 20, 29.); wie solches der Heiland zu verstehen gibt mit den Worten: „Ich gehe zum Vater, und ihr werdet mich nicht mehr sehen" (Joh. 16, 17.). — Wie kann uns nun, geliebte Andächtige! der Weg zum Himmel noch rauh und unerreichbar vorkommen, da er doch durch so viele Fußstapfen gebahnt ist? Wäre vor uns Niemand, oder wären nur Wenige auf diesem Wege zum Gastmahle des himmlischen Königs eingegangen, dann könnte es Niemand Wunder nehmen, wenn wir uns entschuldigten; wie es kein besonderes Staunen erregte, warum sich doch die Menschen nicht vor der Sündfluth, um dieser zu entgehen, eine Arche oder Fahrzeug bauten; sahen sie ja außer dem einzigen Noe sonst Niemanden auf der ganzen Welt ein solches Schiff zimmern. Nun aber, o wie viel Tausende von Menschen haben sich bereits ein solches rettendes Boot vor uns gefertigt, indem sie

ihre Zuflucht zur Buße nahmen, oder bei der Unschuld blieben, so daß sie nicht nur von der Fluth des Gerichts kein Leid erfuhren, sondern sogar mit ihrer Arche auf den höchsten Berg, — zum Himmel sich erhoben und dort einer seligen Ruhe genießen!

Wenn die Soldaten im Kriege sehen, wie Einer von ihnen wegen bewiesenen Heldenmuthes zum General, ein Anderer zum Fähndrich befördert worden, so fühlen sich die Uebrigen angespornt und aufs Neue zur Erringung einer gleichen Ehre ermuthigt. — Warum handeln nicht auch wir Christen in unserem Streiterleben auf Erden ebenso? Was hindert uns, zur Herrlichkeit der Heiligen uns zu erschwingen? Etwa die mangelnde Gnade? O diese können wir durch Gebet erlangen. Oder unsere natürliche Schwachheit? Aber auch die Heiligen waren alle Menschen so gut als wir. „Darunter befinden sich so viele Knaben und Mägdlein, so viele Wittwen und hochbetagte Frauen, so viele schlichte und ungelehrte Leute. Und du solltest nicht können, was diese und jene vermochten?" Dies, was sich der hl. Augustinus zuruft. — Als Julius Cäsar das Standbild Alexanders des Großen erblickte, seufzte er auf, daß er in jenem Alter, in welchem Alexander bereits fast die ganze Welt erobert hatte, noch gar keine Heldenthat vollbracht habe. Haben wir nun nicht gleichfalls Grund genug, zu jammern, wenn wir hören, wie die Heiligen in der Frömmigkeit so Wunderbares geleistet, während wir bis jetzt noch nichts derartiges gethan haben? — Zur Zeit der grausamen Christenverfolgung unter Kaiser Diokletian flüchtete sich der Bischof Narcissus nach Augsburg. Unbekannt in dieser Stadt und eine Herberge suchend, kehrte er mit seinem Diakon Felix zufällig im Hause einer heidnischen Frauensperson, mit Namen Afra, ein. Diese, im Rufe einer öffentlichen Sünderin stehend, glaubte anfangs, diese Männer hätten sich in einer schändlichen Absicht bei ihr eingefunden, und bereitete ihrer Gewohnheit gemäß eine köstliche Mahlzeit. Als es zu Tische ging, betete zuvor der hl. Bischof mit großer Andacht, welche sich über seine ganze körperliche Haltung, Miene und Augen verbreitete. Das Weib, welches vom Beten nichts wußte, und es noch nie gesehen hatte, staunte über diese ungewohnte Frömmigkeit und fragte Narcissus, wer er wäre. Nachdem sie erfahren, daß es ein christlicher Bischof sei, überlief sie eine heilsame Scham; und zugleich von Furcht ergriffen, warf sie sich ihm zu Füßen, und bekannte aus freien Stücken ihren seither gepflogenen unsittlichen Wandel. Ebenso ward auch (nach dem Berichte des ehrwürdigen Beda) der hl. Albanus durch das fromme und heilige Leben eines Geistlichen, welchen er gastlich bei sich aufgenommen hatte, vom Heidenthume zur christlichen Religion bekehrt, und besiegelte zuletzt den hl. Glauben mit seinem Blute. — Eine solche heilsame Scham sollte uns ergreifen,

wenn wir das Leben und die Thaten der Heiligen betrachten; und wir sollten darin einen Antrieb zu ihrer Nachahmung finden.

III.

Drittes Band, womit der Herr die Menschen an sich zieht: — die **Furcht** vor dem Gerichte und der Hölle.

I. Das dritte Band endlich, welches der Herr anwendet, um die Menschen an sich zu ziehen, ist die Furcht. Dieses ist wol das stärkste von allen, welches uns gleichsam nöthigt, zum Gastmahle des Herrn einzutreten. Denn dieses Mittel bedroht uns mit dem Zorne Gottes, mit dem Gerichte bei der zweiten Ankunft Christi und mit der Hölle. — Oft genug hat es der Heiland vorhergesagt, daß dort in der Hölle eine Beraubung der Seligkeit und der Anschauung Gottes eintreten werde auf die Worte des Weltenrichters: „Hinweg von mir, ihr Verfluchten!" (Matth. 25, 41.) und wie solches die Strafe wäre für Jene, die keine guten Werke vollbracht hätten. Der Herr hat es zum Voraus angekündigt, daß dort eine äußerste Finsterniß sein werde, und in diese Derjenige hinausgestoßen würde, welcher kein hochzeitliches Gewand hätte. Er bedeutete uns, daß dort ein ewiges Feuer lodern werde, und in dieses die Spreu, das Unkraut, der unfruchtbare Baum, der von Christus, als dem Weinstock, abgeschnittene Rebzweig u. dgl. geworfen würde. Er drohte, daß dort ein Wurm nagen werde, der nie stirbt, und von welchem jeder, der Aergerniß gegeben furchtbar gequält würde. Er verkündigte, daß dort Heulen und Zähneknirschen, die Gesellschaft der bösen Geister sein würde u. s. w. — Eine einzige dieser schrecklichen Drohungen sollte schon hinreichen, uns zur Buße, zur Rückkehr zu Gott und auf den Weg der Tugend zu vermögen.

II. Darum nun klagt uns der hl. Geist drittens „über das Gericht an, weil," wie der Heiland spricht, „der Fürst dieser Welt bereits gerichtet ist" (Joh. 16, 11.); was nach der Erklärung des hl. Augustinus soviel besagen will, als: weil wir, da wir nun wissen, daß Satan, das Haupt der Gottlosen, wegen der Sünde aus dem Himmel verstoßen und in die Hölle geschleudert worden, auch nicht mehr zweifeln dürfen, daß die Sünder, als Glieder und Unterthanen Satan's, eine gleiche Strafe treffen werde. Denn wenn der Oberste der bösen Geister vorher der Fürst der guten Engel war, und in der hl. Schrift bald „der Morgenstern (Lucifer)" (Isai. 14, 12.), bald „Siegel der Ebenbildlichkeit, voll der Weisheit, vollkommen an Schönheit, geschmückt mit allen kostbaren Steinen" (Ezech. 28, 12. 13.) genannt wird, „den alle Bäume des Paradieses beneideten" (ebend.

31, 9); — wenn, sage ich, dieser vortrefflichste, schönste und weiseste der Engel wegen einer einzigen schweren Sünde aus den Himmelswohnungen vertrieben und in die Abgründe gestürzt wurde: wie können sich Sünder, welche oftmals Jahre lang in sehr vielen Sünden befangen sind, welche diese Missethaten sehr vielmal wiederholen, und noch durch manchfache andere vermehren, sich mit dem Wohlgefallen Gottes schmeicheln? Müssen sie nicht vielmehr mit vollem Rechte für sich fürchten? Wie ist es also möglich, Geliebte, daß wir noch mit solchem Leichtsinne und gleichsam mit lachendem Munde sündigen können, wenn wir von der Ueberzeugung durchdrungen sind, daß Gott ein für alle Mal und unwiderruflich beschlossen hat, Jeden, der in einer Todsünde dahin stirbt, mit ewiger Strafe zu züchtigen? Wenn durch einen Befehl des Fürsten untersagt wäre, des Nachts auf der Straße umherzustreunen, und dem Uebertreter mit dem Galgen gedroht würde: sprecht, Geliebte, wer würde sich dessen unterstehen? Und hätte doch Jemand es gewagt, würde er nicht die Zeugen seiner That in hohem Grade fürchten? Nach dem Berichte der heiligen Schrift (1. Kön. 14.) hatte König Saul seinen zehntausend Soldaten bei Todesstrafe verpönt, bis zum Abende etwas zu genießen. Die Kriegsleute fürchteten dieses Gebot so sehr, daß Keiner von ihnen, wiewol sie hungernd einen Wald durchzogen, wo sie von wilden Bienen gesammelten Honig fanden, die Hand zum Munde führte, um davon zu verkosten, mit Ausnahme des Königssohns Jonathas, welcher dieses Gebot, sich aller Nahrung zu enthalten, nicht gehört hatte, und darum mit der Spitze seines Stabes etwas von dem Honigseim genoß. Gewiß hätte er das nicht gethan, wenn ihm seines Vaters Schwur zu Ohren gekommen wäre. Sehet, soviel vermochte die Androhung der Todesstrafe, daß, wiewol die Versuchung sehr groß, und die einladendste Gelegenheit zur Uebertretung des Verbotes gegeben war, dennoch kein einziger von den vielen Männern, die doch sonst nicht so engherzig sind (wie die Soldaten meistens), sich verging. Und wie? Uns sollte die Drohung mit der ewigen Höllenpein nicht abschrecken, unsere Hand nach der Sünde und den verbotenen Lüsten dieser Welt auszustrecken? — Nachdem der Prophet Jonas von Gott zur Stadt Ninive, die drei Tagreisen groß war, entsendet worden, mit dem Auftrage, zu rufen: „Noch vierzig Tage, und Ninive geht unter!" machte sich der Prophet auf, ging eine Tagereise in die Stadt hinein und rief, wie ihm der Herr befohlen. Sein Wort aber kam vor dem König jener Stadt, und die Niniviten glaubten an Gott, riefen ein Fasten aus und zogen Trauerkleider an vom Größten bis zum Kleinsten (Jon. 3.). — Sehet, eine so große Stadt wird durch die Drohrede des Propheten in Schrecken versetzt, und thut Buße. Und der hl. Geist sollte uns nicht ankla-

gen, wenn wir nach den weit schwereren Drohungen aus dem Munde Christi immer noch in unserem Sündenschlummer verharren? Oder aber glauben wir den Drohungen Jesu Christi nicht? Darum werden nach den Worten des Heilands (Matth. 12, 41.) „die Männer von Ninive am Gerichtstage mit diesem Geschlechte (mit uns) auftreten, und es verdammen; denn diese haben auf die Predigt des Jonas Buße gethan; und siehe, hier ist mehr, denn Jonas." —

Allein hier wendet man mir ein: Wer hat denn das Feuer der Hölle gesehen? Wer ist von dort auf die Welt zurückgekehrt, um uns zu melden, daß dieses wahr sei? — O welch' eine alberne Frage! Gerade deshalb muß man den Höllenschlund um so mehr fürchten, weil eben Niemand zu finden ist, der aus demselben emporzukommen vermag. Denn würden Einige herauf kommen, so hätten auch noch Andere Hoffnung, von dort zurückzukehren. Weil nun aber Niemand von da wieder kommt, so folgt daraus, daß dieser Schlund so tief, und seine Ausgänge so fest verriegelt seien, daß es selbst für einen Geist unmöglich ist, daraus ohne Zulassung Gottes zu entfliehen. — Die Fabel vom Wolfe mag uns hierin zum Lehrstücke dienen. Ein Löwe hatte nämlich einstmals einen Wolf in seine Höhle eingeladen. Als dieser jedoch sehr viele Fußstapfen von Thieren, welche hineingegangen, aber keine von solchen, welche zurückgekehrt waren, bemerkte, schlug er den Besuch aus und sagte: „Die Fußstapfen schrecken mich ab, indem sie alle vorwärts schauen, aber keine zurückführt." — Ja, es hat sogar, wie der hl. Gregorius, Johannes Climacus und Andere berichten, einzelne Personen gegeben, die zum Leben zurückgerufen wurden. Diese haben aber Schreckliches von der Hölle erzählt, und durch ihr äußerst strenges Leben nach dieser Zurückrufung die Wahrheit des darüber Gesagten bestätigt. Und gesetzt, dies wäre auch nicht geschehen: genügt es uns nicht, daß Christus uns soviel hierüber offenbart hat? Derselbe, welcher sah, was im Himmel vorging, sollte nicht auch wissen, wie es in der Hölle zugeht? Sagt Er nicht selbst: „Ich sah den Satan wie einen Blitz vom Himmel stürzen" (Luk. 10, 18.)? — Wenn endlich, wie Aristoteles bezeugt, schon die bloße Ahnung eines bevorstehenden Unglücks genügend ist, um Furcht einzuflößen, sollte uns hiezu die feste Glaubensgewißheit nicht hinreichen, welche bei einer Sache von höchster Wichtigkeit, wie diese, so vielfältig bekräftiget ist? Wenn wir hörten, außerhalb der Stadtthore halte sich ein fürchterlicher Löwe auf, wer wagte es wol, hinauszugehen, ob es gleich ganz leicht geschehen kann, daß ihn der Löwe gar nicht bemerkt?

Schluß.

So klagt uns also der hl. Geist an, und zwar mit vollem Rechte, wenn wir uns durch solche starke Bande, die Gott anwendet: — durch Liebe, Scham und Furcht, nicht zur Buße hinziehen, für die Tugend und Gerechtigkeit nicht gewinnen lassen. Möchten wir darum, Andächtige! auf seine Anklage hören; denn sie dient uns zum Heile. Gleich dem alttestamentlichen Noe ermahnt er uns, das rettende Boot der Buße zu erbauen und in die Arche zu entfliehen. Aber wehe uns, wenn wir ihn nicht hören; denn er wird dereinst als Richter kommen, und uns zum Verderben anklagen. Um dieses von sich abzuwenden, betet König David zu wiederholten Malen: „Herr, strafe mich nicht in deinem Grimme" (Ps. 6, 2. — 37, 2.). — Niemand zweifelt daran, daß die Menschen zu Noe's Zeit, als sie die Wasser der Sündfluth überhand nehmen sahen, sich mit Vorwürfen überhäuft und gerufen haben: O Noe, o Noe! wie treulich mahntest du uns! wie wahrhaft warst du uns ein Noe, d. h. ein Tröster und Ermahner! O wärest du noch einmal da: wie willig und freudig wollten wir uns jetzt in deine Arche retten! Wie blind, wie bejammernswürdig waren wir, daß wir deinen Worten nicht glaubten! — Aber ihr Jammern war umsonst. — Lasset uns darum dieses recht oft erwägen; lasset uns dem himmlischen Noe, dem hl. Geist, dem wahren Tröster, unser Herz erschließen, seine liebende, ernste, oft auch strafende Mahnung zur Buße und Tugend willig und dankbar vernehmen, damit wir nicht unversehens in die Fluth der Hölle stürzen, aus der in Ewigkeit keine Rettung mehr sein wird! Amen.

Predigt auf den V. Sonntag nach Ostern.

Thema: Warum will Gott um seine Gaben gebeten sein?

Eintheilung.

Gott will um seine Gaben gebeten sein:

I. damit wir durch Bitten zum Empfange befähigt werden;
II. damit wir die Gabe, um welche wir flehen, uns erst verdienen;
III. damit wir würdig werden, noch mehr zu erhalten;
IV. damit wir durch diese gottesdienstliche Handlung den Herrn verehren;
V. damit wir mit Gott vertraut werden;
VI. damit wir die Gaben Gottes nach ihrem Werthe schätzen lernen; und endlich
VII. damit wir Grund finden, unsere Armseligkeit anzuerkennen.

Text: Joh. XVI, 24. „Bittet, so werdet ihr erhalten, auf daß eure Freude vollkommen werde.“

Eingang.

Der heilige Basilius der Große regt in einem seiner Werke die schöne Frage an, warum Gott von den Menschen gebeten und angefleht sein wolle. Die Menschen nämlich gehen wir mit Bitten an aus einem dreifachen Grunde: entweder weil diese unsere Noth nicht kennen, oder weil sie uns nicht lieben, oder weil es ihre Sache nicht ist, für uns zu sorgen. Wir bitten sie daher erstlich, damit sie unser Elend und unsere Bedürftigkeit kennen lernen; zweitens, auf daß sie Mitleid gegen uns fühlen; und drittens, daß sie sich unserer Person annehmen. Von all' dem aber liegt kein Grund vor, Gott bittlich anzugehen; denn einmal weiß der Herr besser als wir, was uns Noth thut. Der Heiland spricht ja: „Wenn ihr betet, so machet nicht viele Worte, wie die Hei-

den; . . . denn euer Vater weiß schon, was ihr bedürft, noch bevor ihr ihn darum bittet" (Matth. 6, 7. 8.). Dann liebt uns Gott, wie ein Vater seine Kinder; wie uns gleichfalls Christus im heutigen Evangelium bezeugt mit den Worten: „Ich sage euch nicht, daß ich den Vater für euch bitten werde, denn der Vater selbst liebt euch" (Joh. 16, 26 27.). Endlich ist es eben darum, weil, wie gesagt, Gott unser Vater ist, auch seine Sache, für uns als seine Kinder zu sorgen.

Warum will Gott nun dennoch von uns gebeten sein? — Hierauf läßt sich im Allgemeinen antworten: Weil es zwar im Rathschlusse Gottes liegt, uns das Nöthige und Heilsame zu bescheren, aber nur durch Vermittlung des Gebetes; wie es Gott ja auch so gefügt hat, daß das Menschengeschlecht durch Vermittlung des Ehestandes fortgepflanzt werde, desgleichen das Brod dem Menschen durch Vermittlung des Samens und der Bearbeitung des Bodens bereitet werde.

Einige Gründe dieses Rathschlusses, **daß Gott von uns gebeten sein will,** wollen wir nun, Andächtige! etwas genauer untersuchen. —

Abhandlung.

Gott will von uns gebeten sein.

I.

Damit wir durch unser Gebet **zum Empfang befähigt werden.**

Der erste Grund, warum Gott von uns gebeten sein will, liegt, wie der heilige Augustinus bemerkt, darin: Wir sollen durch unser Gebet zum Empfang der Gaben, die wir begehren, befähigt werden. Die Worte dieses Kirchenvaters lauten: „Schon die Absicht des Gebetes heitert unser Herz auf, reinigt es, und macht es fähiger zum Empfange der Gaben, welche uns geistiger Weise eingegossen werden. Gott erhört uns nämlich nicht deshalb, weil er nach unseren Bitten geizt; ist er ja doch jederzeit bereit, uns sein Lebenslicht mitzutheilen. Aber wir sind nicht immer zum Erhalten fähig, indem wir uns zu anderen Dingen hinneigen, und durch die Begierde nach irdischen Dingen umdüstert werden." Der heilige Augustin macht uns die Sache mittelst zweier Gleichnisse deutlich; und zwar erstlich durch das Bild der Sonne. Dieses majestätische Weltauge strahlt uns zwar beständig, und ist bereit, so viel es vermag, uns sein Licht zuströ-

men zu lassen. Aber wir können nicht immer seinen Schein aufnehmen, weil ein Nebel oder eine Wolke unsern Blick umnachtet. — In gleicher Weise ist auch Gott zwar fortwährend bereit, uns seine Gaben mitzutheilen, aber wir sind oftmals nicht fähig, sie zu empfangen, weil wir unsere Hilfsbedürftigkeit und die Vortrefflichkeit der Gaben Gottes zuweilen gar nicht anerkennen, und also wegen unseres Stolzes und unserer Unwissenheit derselben nicht würdig sind. Das Gebet ist nun das Mittel, welches diesen Nebel zerstreut, unser Herz aufheitert und reinigt; denn der Betende demüthigt sich eben dadurch, daß er betet, selbst, und gibt sich als einen Hilfsbedürftigen zu erkennen. Der weise Sirach behauptet deshalb: „Das Gebet des Menschen, der sich demüthigt, dringt durch die Wolken" (Eccli. 35, 21.).

Ferner bedient sich der heilige Augustin des Gleichnisses einer Quelle. Diese fließt zwar in einem fort, aber sie wird dein Gefäß nicht füllen, wenn es verschlossen oder umgestürzt ist, oder wenn du dasselbe auf die Seite geneigt in der Hand hältst. So ist auch Gott der Urquell aller Güter, und Willens, uns damit anzufüllen. Aber wir haben gar oft ein verschlossenes, oder ein abgewandtes, oder ein auf die Seite geneigtes Herz. Verschlossen ist unser Herz, wenn wir nach den Gütern, deren wir bedürfen, kein Verlangen haben. Wer mag uns aber etwas geben, um das wir uns nicht kümmern, oder das wir nicht begehren? Nur dann füttert der Vogel seine Jungen, wenn sie mit aufgesperrtem Schnabel, oder auf eine andere ihnen mögliche Art ihr Verlangen nach Nahrung zu erkennen geben. Darum spricht Gott beim Psalmisten (80, 11.): „Thue deinen Mund weit auf, so will ich ihn erfüllen." — Ein abgewandtes oder auf die Seite geneigtes Herz haben wir, wenn uns die Begierde nach irdischen Dingen in Besitz genommen hat. Auch in diesem Falle sind wir der Gaben Gottes unfähig und unwerth; denn so lange uns heimlich nach dem Mehle Aegyptens gelüstet, wird uns das Manna nicht munden. Durch das Gebet nun öffnen wir unsern Mund gegen Gott zu, und geben unseren Hunger und unsere Hilfsbedürftigkeit zu erkennen, — machen uns also fähig, erfüllt zu werden.

II.

Damit wir uns die Gabe, um welche wir bitten, vorerst **verdienen**.

Als zweiten Grund, warum Gott von uns gebeten sein will, gibt der heilige Hieronymus in seiner Erklärung der Stelle aus dem Propheten Jeremias (29, 12.): „Ihr werdet zu mir

beten, und ich werde euch erhören", folgenden an: „Wir sollen durch unser Gebet die Gabe, welche wir begehren, uns vorerst verdienen. Denn wer muß nicht zugestehen, daß es viel würdiger und rühmlicher ist, jene Güter zu genießen, die man sich durch seine Mühe erworben, als jene, die man umsonst erhalten hat? Studirende achten jene Bücher, welche ihnen ihre Aeltern gekauft haben, nicht so hoch, als jene, welche sie als Preise für ihre ausgezeichneten Kenntnisse erhalten haben. Die Söhne der Lacedämonier bekamen deshalb von ihren Aeltern kein Brod, wenn sie es nicht mit dem Spieße heruntergeholt hatten. Ebenso verfahren auch die Aeltern; sie beauftragen oft ihre Kinder, wenn diese ein neues Kleidungsstück wollen, sich dasselbe vorerst durch ihren Fleiß, durch Arbeit oder braves Betragen zu gewinnen. Der Vater ist freilich seine Kinder zu ernähren verpflichtet; aber wie es den Raubbienen eigen ist, den Bienen ihren Honig zu stehlen, und wie es Sache fauler Menschen ist, vom Schweiße Anderer zu leben, so darf der Vater wol mit Recht darauf dringen, daß sich die Kinder daran gewöhnen, ihr Brod erst so viel wie möglich zu verdienen.

So will denn auch unser himmlischer Vater: wir sollen die Gaben, die er uns zu verleihen gewillt ist, mit verdienter Ehre und Freude genießen. Dies aber wird dann der Fall sein, wenn wir durch ein inständiges und demüthiges Gebet darum bitten. Das mag vielleicht der Grund sein, warum der Heiland im heutigen Evangelium spricht: „Bittet, und ihr werdet erhalten, damit eure Freude vollständig sei" (Joh. 16, 24.). Es gewährt dir zwar große Freude, mein Christ, deinen Feind besiegt zu sehen, und dich in die Beute zu theilen. Wenn du aber selbst es warst, der ihn durch Kriegskunst und Tapferkeit überwunden hat, dann ist deine Freude eine vollkommene. Was wir durch unser Bitten erlangen, das erwerben wir uns gewissermaßen durch unsern Fleiß, und holen auf diese Art das Brod so zu sagen durch unsere Gebets-Pfeile vom Himmel herab. Und gesetzt auch, wir erhielten nicht, um was wir bitten, so kommt uns dennoch das Verdienst unseres Gebetes und der Tugenden zu Gute, welche wir hiedurch in Ausübung bringen. Der heilige Clemens von Alexandrien sagt darum: „Besser ist es, beten und nicht erhalten, als erlangen und nicht beten."

III.

Damit wir würdig werden, **mehr zu erhalten.**

Ein dritter Grund, warum Gott von uns um seine Gaben gebeten sein will, liegt, wie abermals der heilige Hieronymus

(üb. d. 38. Cap. d. Proph. Isaias) bezeugt, darin: Damit wir würdig werden, mehr zu erhalten, als wir verlangen, oder als Gott uns geben würde, wenn wir nicht darum gebeten.

Gott gleicht nämlich hierin einer Quelle, welche beständig sprudelt, und ihr Labsal den Geschöpfen zuströmt. Diese Quelle aber machen wir reichlicher fließen, wenn wir die Gewalt und so zu sagen den Druck des Gebetes anwenden; wie auch ein Springbrunnen um so heftiger sich ergießt, je mehr er zusammengepreßt wird. Weil nun „Gott", um mit dem heiligen Apostel Jakobus (1, 5.) zu reden, „Allen" nach Würdigkeit „reichlich geben will," so ist es auch sein Wunsch, daß man ihn darum bittet, und hiedurch mit einer Art von Gewalt zur Erhörung drängt. Etwas Aehnliches ist in der Thierwelt wahrzunehmen, z. B. bei den jungen Lämmern u. dgl., welche, wenn sie an ihren Alten saugen, sich fest an die Mutter andrücken, um reichlichere Milch herauszuziehen.

Für wahr, Gott pflegt Jenen, die recht zu ihm beten, mehr zu schenken, als sie verlangen, wie uns manche Beispiele beweisen. — Abraham erflehte von Gott nur einen Sohn; und der Herr schenkte ihm einen solchen, aus dessen Nachkommen Christus geboren ward, und durch den alle Völker gesegnet wurden (I. Mos. 22, 18.). Auch Isak betete für sein Weib; und sie ward gewürdiget, Zwillinge zu erhalten (ebend. 25, 21.). Jakob flehte zu Gott, er möge ihm seine Söhne von der Reise nach Aegypten heimkehren lassen; und es war ihm vergönnt, auch seinen zwölften, längst todt geglaubten Sohn noch zu sehen (ebend. 45, 28.). Anna bat um einen Sohn; und sie erhielt den Samuel, diesen heiligen Propheten (1. Kön. 1, 20.). Tobias flehte zum Herrn um die Rückkehr seines Sohnes aus Medien; und er sah ihn nicht nur wohlbehalten, sondern auch im Besitze eines reichen Weibes und eines Heilmittels für seine Blindheit nach Hause zurückkehren (Tob. 11.). Der Mörder am Kreuze bat den Heiland, seiner nur zu gedenken; und erhält das Paradies (Luk. 23, 42. 43.). Die heilige Monika, die Mutter des heiligen Augustin, begehrte von Gott nur, ihren Sohn vor ihrem Tode als rechtgläubigen Christen zu sehen; wie sie aber selbst zu ihrem Sohne sagte, „hat ihr der liebe Gott noch reichlichere Gnade verliehen, nämlich ihren Sohn, mit Verachtung irdischer Glückseligkeit, sogar als einen Diener Gottes zu erblicken" (Bek. 9. B. 10. C.).

IV.

Damit wir durch eine solche gottesdienstliche Handlung **den Herrn verehren.**

Der heilige Chrysostomus führt auch als Grund an, warum Gott von uns gebeten sein wolle: damit wir durch diese gottesdienstliche Handlung dem Herrn Verehrung erzeigen, und immer mehr zur Liebe gegen ihn entflammt werden. — Es ist eine ausgemachte Wahrheit, daß wir dem Herrn Verehrung und eine über Alles gehende Liebe schulden. Diese erweisen wir ihm aber im Gebet, welches eine Uebung des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe, der Demuth, der Furcht und Ehrerbietung ist. Wir bekennen ja dadurch Gott als den Urheber und Spender aller Gaben. Wir bekennen ihn als unsern Vater, zu welchem wir in der Noth unsere Zuflucht nehmen müssen. Wir bekennen dadurch, daß Gott allen unseren Nöthen abhelfen könne und abhelfen wolle; und darum hoffen wir auch von ihm Abhilfe. Ferner schmeicheln wir, um menschlich zu reden, dem Herrn durch das Gebet; und geben dadurch, daß wir jede Zuneigung gegen die Geschöpfe bei Seite setzen, deutlich zu erkennen, wie es unser Verlangen sei, ihn, von welchem wir Beistand erflehen, zu lieben. — Oder liebt man Jenen nicht, von welchem man eine Wohlthat erwartet und empfängt? So wird auch die Liebe der Kinder zu ihren Aeltern entflammt, und die Aeltern lieben es, von jenen gebeten zu werden. — Dazu kommt noch, daß wir uns durch das Gebet vor Gott verdemüthigen, ihm die schuldige Ehrfurcht und Anbetung zollen. Dieses ist jenes Rauchwerk vom allerlieblichsten Wohlgeruche, welches nach Gottes Befehl dem Allerhöchsten jeden Morgen angezündet werden mußte (II. Mos. 30, 7.). Niemand ist wol so thöricht, glauben zu wollen, jene Räucherung habe Gott Ehre oder Freude bereitet, und sei ihm am Herzen gelegen; sie sollte den Juden, denen Alles unter Bildern zugänglich gemacht wurde, nur das Gebet vorstellen, von welchem der heilige Sänger sagt: „Mein Gebet möge wie Rauchwerk zu dir emporsteigen" (Ps. 140, 2.). Gleich wie nämlich diese Räucherung einen angenehmen Duft aushauchte, den üblen Geruch verscheuchte, aus zerstoßenen Gewürzen bereitet wurde, und aus dem Feuer aufstieg: ebenso ehrt und erfreut das Gebet den Herrn, vertreibt den Pesthauch der Sünde und den Zorn Gottes, kommt aus einem demüthigen und zerknirschten Herzen, und flammt von Liebesgluth.

Origenes schreibt hierüber: „Statt der Altäre sind es bei Jedem von uns die Herzen, aus welchen eigentlich und wahr-

nehmbar das süßduftende Rauchwerk sich himmelwärts erhebt — das Gebet aus einem reinen Gewissen." — Dies sind „die Opfer unserer Lippen," von denen der Prophet Oseas (14, 3.) redet, welche wir dem Allerhöchsten darbringen sollen, der Mahnung des Weltapostels zufolge, welcher mit Bezug hierauf schreibt: „Lasset uns Gott immerdar das Opfer des Lobes darbringen, d. h. die Frucht der Lippen, welche seinen Namen preisen" (Hebr. 13, 15.). Wir finden daher, daß es niemals ein Volk gegeben hat, welches nicht eine bestimmte Art und Weise, zu seiner Gottheit zu flehen, gehabt hätte.

V.

Damit wir **mit Gott vertraut** werden.

Unter den Gründen, warum Gott von uns um seine Gaben gebeten sein will, führt der heilige Chrysostomus noch einen fünften an, nämlich diesen: Wir sollen durch die häufige Unterhaltung mit Gott im Gebete mit ihm vertraut werden. — Denn aus einer öfteren Unterredung mit Jemanden entsteht Vertraulichkeit; und wenn wir erfahren haben, daß wir mehrmals erhört wurden, und erhalten haben, um was wir baten, so fassen wir Zutrauen, noch näher und vertraulicher mit Gott umzugehen und Alles zu erlangen. So sehen wir schon, daß wilde Thiere durch Darreichen von Speisen nach und nach angelockt werden, sich der Hand des Darbietenden immer mehr nähern, endlich ganz furchtlos aus der Hand fressen, und nicht entfliehen, wenn man sie berührt; ja sie werden sogar vertraulich und zugethan. Aelian erzählt, eine Bricke habe einen Römer, Namens Crassus, an der Stimme erkannt, und wenn er ihr gerufen, sei sie herbeigeschwommen; desgleichen wenn er ihr etwas gab, sei sie vor Freude aufgehüpft, und habe es bereitwillig genommen. Deshalb sei sie dem Crassus so lieb geworden, daß er über ihr Ende weinte. — Auch Bettelleute pflegen ihren gewöhnlichen Wohlthätern immer mehr bekannt und vertraut zu werden. — Der heilige Bernardus beschreibt darum das Gebet auf folgende Art: „Das Gebet ist der Ausdruck der Neigung eines Menschen, der Gott anhängt, eine vertraute und kindliche Ansprache, es ist der Stand eines erleuchteten Gemüthes, der den Menschen seinen Gott, so lange es ihm gestattet ist, genießen läßt." — Es ist uns aus der heiligen Geschichte bekannt, wie Moses in Folge seines Umganges mit Gott bei seiner zweitmaligen Unterredung mit ihm auf dem Berge Sinai in seinem Angesichte mit hellglänzenden Strahlen umgeben war; so daß ihn Niemand anzusehen vermochte

(II. Mos. 34, 30.). Wer nämlich häufig mit Gott Umgang pflegt, und im Gebete sich mit ihm unterhält, der taucht unter, wie Moses, in das Strahlenmeer Gottes, er wird Gott ähnlich, wird hellleuchtend in seiner Seele und manchmal auch an seinem Leibe, wie dies bei Christus dem Herrn der Fall war, welcher, während er auf Tabor betete, verklärt ward, und mit seinem Lichtglanze auch den Moses, den Elias und seine drei Apostel bestrahlte. Auch hat es einzelne Heilige gegeben, z. B. Antonius, Franziskus, Ignatius von Lojola und noch andere, welche man beim Gebete ganz und gar erglänzen sah. Dies darf uns keineswegs Wunder nehmen. Denn wenn wir durch näheren Umgang mit einem Menschen, welcher nach Moschus duftet, auch selbst einen ähnlichen Geruch annehmen; wenn unsere Hände nach den Handschuhen riechen, die wir tragen; wenn wir aus der Apotheke einen duftenden Arzneigeruch mit fortnehmen: sollte es zu wundern sein, wenn wir durch die trauliche Unterredung mit Gott im Gebete etwas Göttliches uns aneignen? — Der Herr spricht ja selbst: „Meine Freude ist es, unter den Menschenkindern zu sein" (Sprüchw. 8, 31); er wollte somit auch, daß wir durch unterredendes Gebet mit ihm vertraut würden. — Irdische Fürsten lassen sich nicht mit einem Jeden in Umgang und Gespräch ein; noch weit weniger erlassen sie deshalb eine Ladung; du kannst darum oftmals von ihnen das Wort hören: „Falle mir nicht zur Last" (Luk. 11, 7.). Allein ganz anders verhält sich die Sache bei Gott: er lädt Alle ein, ihn inständig zu bitten, sich mit ihm zu unterhalten; denn er spricht: „Bittet, so werdet ihr empfangen" (Joh. 16, 24.).

VI.

Damit wir die Gaben Gottes nach ihrem wahren Werthe schätzen lernen.

Der heilige Basilius der Große gibt noch einen weiteren Grund an, warum Gott von uns will gebeten sein; er sagt: Wir sollen dadurch die Gaben Gottes kennen, nach ihrem Werthe schätzen und bewahren lernen. — In Bezug auf die Gaben der Menschen kann man das Wort des heidnischen Philosophen Seneka gelten lassen: „Keine Sache hat für uns höheren Werth, als die durch Bitten erkauft wird." Auf die Gaben Gottes dagegen findet dieses keine Anwendung. Denn hievon sagte der Heiland zu der Samariterin am Jakobsbrunnen: „O, wenn du die Gabe Gottes kenntest, du würdest ihn wohl, d. h. gewiß, darum gebeten haben" (Joh. 4, 10.). Würden diese Gaben von Gott ohne Dazwischentritt des Gebetes, also ganz um-

sonst, gereicht werden, sie verlören alsdann sicher an ihrem Werthe. Die Apostelgeschichte erzählt (22, 28.), wie jener Oberste so großes Gewicht darauf gelegt habe, ein römischer Bürger zu sein, indem er betonte, diese Würde um eine große Summe Geldes erworben zu haben. Um wie viel billiger ist es nicht demnach, sich die Gaben Gottes, welche doch jeden Werth übersteigen, wenigstens durch das Gebet zu verschaffen! — Wir wissen, daß der heilige Augustinus von einem Bischofe „der Sohn der Thränen seiner Mutter" genannt wurde, weil die heilige Monika dessen Bekehrung unter vielen Thränen und Gebeten erlangt hatte. Diese Gnade der Bekehrung ihres Sohnes achtete Monika auch so hoch, daß sie um ihretwillen allein zu leben, und als sie dieselbe erreicht hatte, zu sterben wünschte; darum begleitete sie auch ihren Sohn bei allen seinen Land- und Seereisen.

VII.

Damit wir einen Grund zur **Anerkennung unserer Armseligkeit** finden möchten.

Endlich gibt der heilige Chrysostomus als Grund, warum Gott von uns gebeten sein wolle, den an: Wir sollen hiedurch Gelegenheit und einen Antrieb finden, unser Elend, unsere Gebrechen und Sünden demüthig anzuerkennen.

Ein umsichtiger Hausvater behält sich, um sein Dienstpersonal in schuldiger Unterthänigkeit zu erhalten, einige Schlüssel selber vor, z. B. den Schlüssel zum Gelde, den Schlüssel zu den Speisevorräthen und zum Keller, ebenso jenen zum Hause; so daß, wenn die Dienstboten Geld oder Speisen wollen, oder des Nachts auszugehen gedenken, sie dieses nicht nach Gutdünken thun können, sondern erst darum bitten müssen. — Auf gleiche Weise hat Gott die Schlüssel zu seinen Gaben für sich behalten, um uns in der Pflicht und in demüthigem Gehorsam zu erhalten, indem wir sie uns von ihm erbitten müssen. Den Juden eignet das schöne Sprüchwort, Gott habe vor Allem vier Schlüssel für sich zurückbehalten; und zwar erstlich den Schlüssel zum Leben oder zur Geburt. Darauf deutet der Patriarch Jakob hin, indem er seinem Weibe auf deren Vorwurf, ihr Kinder zu geben, die Antwort ertheilte: „Bin ich denn wie Gott, der dich der Nachkommen beraubt hat? (I. Mos. 30, 1. 2.) Zweitens den Schlüssel zu den Regengüssen, die der Herr ausgießt, wie er eben will; was Moses den Israeliten bedeutet, da er sagt: „Seinen besten Schatz: — den Himmel — wird der Herr aufthun, daß er deinem Lande zur rechten Zeit Regen gebe" (V. Mos. 28, 12.). Drittens den Schlüssel zu den Nahrungsmitteln, um der

Hungersnoth vorzubeugen. Dieses lehrt uns der heilige Sänger, von dessen Harfe es tönt (Ps. 103, 27. u. ff.): „Alle harren dein, daß du ihnen Speise gebest zu seiner Zeit. Du gibst ihnen und sie sammeln; du thust deine Hand auf, und Alles wird mit Gutem gesättigt. Jedoch wenn du dein Antlitz abwendest, so erschrecken sie." Und bei einer andern Gelegenheit singt David (Ps. 144, 15. u. 16.): „Aller Augen warten auf dich, o Herr! und du gibst ihnen ihre Nahrung zur rechten Zeit. Du öffnest deine Hand, und erfüllest Alles, was lebt, mit Segen." — Viertens hat Gott den Schlüssel zum Grabe und zur Auferstehung in Händen, wie wir aus dem Munde des Propheten Ezechiel vernehmen, welcher (37, 12.) den Herrn also sprechen läßt: „Siehe, ich will eure Grabhügel öffnen, und euch aus eueren Grüften hervorführen."

Indem nun Gott diese und ähnliche Gaben sich selber vorbehalten hat, wollte er die Menschen an sich ziehen, so daß sie nun gezwungen sind, zu ihm ihre Zuflucht zu nehmen, und sich in der Demuth zu erhalten, weil sie die Plätze derjenigen ergänzen sollen, welche durch Hochmuth gefallen sind. Dahin möge uns Jener geleiten, der „den Satan wie einen Blitz vom Himmel niederstürzen sah" (Luk. 10, 18.). —

Schluß.

So haben wir denn, geliebte Andächtige! die Gründe kennen lernen, um deren willen Gott der Herr von uns Menschen um seine Gaben gebeten sein will. Werfen wir nun auf diese, wie wir sie heute ausführlicher betrachtet haben, einen Rückblick: so werden wir finden, daß unter diesen Gründen keiner ist, durch welchen Gott für sich selbst etwas bezweckt; sondern daß sie alle nur unser Bestes im Auge haben. Wir sollen durch unser Gebet entweder zum Empfange uns befähigen; oder die gewünschte Gabe uns verdienen; oder uns noch mehrerer Gnaden würdig machen; oder uns im Dienste Gottes und in den Tugenden üben; oder mit Gott in ein innigeres Verhältniß treten; oder die Gaben Gottes, wie sie es werth sind, schätzen lernen; oder endlich Veranlassung finden, unsere Hilfsbedürftigkeit anzuerkennen.

So lasset uns denn zum Herrn um seine Gaben beten, flehen und rufen — nicht blos in der Bittwoche, welche wir mit dem heutigen Tage beginnen, sondern, wie der Weltapostel schreibt (1. Thess. 5, 16.), „ohne Unterlaß", „damit unsere Freude vollkommen werde" (Joh. 16, 24.), und zwar nicht nur für diese Welt, wie solche aus der Gewährung des Erbetenen fließt, sondern auch vorzüglich für die Ewigkeit, wo sie nie enden wird! Amen.

Predigt auf den VI. Sonntag nach Ostern.

Thema: Ueber die Art, wie die Apostel für Christus Zeugniß gaben, und wie ein jeder Christ dieses nachahmen soll.

Eintheilung.

Die Apostel legten Zeugniß ab für Christus

I. mit dem Munde, — durch Predigen;

II. mit dem Finger, — durch ihren Wandel;

III. mittelst Siegels, — durch Wunderthaten;

IV. mittelst Unterschrift, — durch ihr Martyrthum.

Text: Joh. XV, 27. „Auch ihr werdet (von mir) Zeugniß geben, weil ihr vom Anfange her bei mir waret.“

Eingang.

Eine hohe Würde, meine andächtigen Zuhörer! hat der Herr seinen Aposteln übertragen, als er sie zu Zeugen seines Lebens und Leidens bestimmte, wie er ihnen dieses kund that mit den Worten meines Vorspruchs: „Auch ihr werdet Zeugniß geben (von mir), weil ihr vom Anfange her bei mir waret“ (Joh. 15, 27.). Denn was ist ein Zeuge anders, als ein Vertheidiger, Beschützer und Befürworter irgend einer Angelegenheit? Und was muß es erst Großes sein, einen Beschirmer und Verfechter des Sohnes Gottes abzugeben? Darum rühmt sich der hl. Petrus eben dieses Namens, — nicht, daß er ein Apostel, und deren Oberhaupt, der Hirte über die gesammte Kirche, sondern daß er ein Zeuge Jesu Christi sei; er schreibt nämlich (1. Brf. 5, 1.): „Ich ermahne euch als Mitältester und Zeuge des Leidens Christi.“ Auch der hl. Paulus wußte dem ersten Martyrer Stephanus keinen herrlicheren Ehrentitel beizulegen, als daß er ihn einen Zeugen

Christi nannte; seine Worte sind: „Da das Blut des Stephanus, deines Zeugen, vergossen ward" (Apstg. 22, 20.). Die heiligen Martyrer endlich, welche ihr Blut für den Namen Jesu Christi verspritzten, heißen gleichfalls so, denn das Wort „Martyrer", welches der griechischen Sprache entnommen ist, bedeutet zu Deutsch soviel als „Zeuge."

Wenn wir übrigens genau darauf merken, so sind auch wir Christen in diesem Namen mit eingeschlossen und mit dieser Würde ausgezeichnet. Der Weltapostel nennt schon die Altväter Zeugen Christi (Hebr. 12, 1.), weil sie für den Heiland Zeugschaft gaben. Der hl. Johannes schreibt, (Offenb. 12. Kap.), zur Zeit des Antichrist's würden Enoch und Elias kommen; und er nennt auch sie Zeugen Christi. Kann nun noch Jemand daran zweifeln, daß auch wir Zeugen Christi sein können, ja sogar sein sollen, besonders jene, die erst vor Kurzem den katholischen Glauben angenommen haben? Wie dieses nun zu geschehen habe, wollen wir heute vernehmen.

Vortrag und Abtheilung.

Ein Zeugniß legt man gewöhnlich auf eine vierfache Art ab; nämlich mit dem Munde, dann durch Aufhebung einiger Finger, ferner durch Aufdrücken des Siegels und endlich durch eigenhändige Unterschrift. — Auf alle die eben angegebenen Weisen haben die Apostel für Christus Zeugniß gegeben, und zwar

I. mit dem Munde durch ihre Predigten,
II. mit den Fingern durch ihren Wandel,
III. mit ihrem Siegel durch ihre Wunder,
IV. mit ihrer Unterschrift durch ihr Martyrthum.

Ebenso sollen auch wir, in wieweit es uns möglich ist, für Christus Zeugniß geben. Wenn ich mir vorgenommen, euch hierüber etwas eingehend zu unterhalten, so wollet mir mit euerer Aufmerksamkeit entgegenkommen.

Abhandlung.

Erster Punkt.

Das Zeugniß der Apostel mit dem **Munde.**

1. Die Apostel haben erstlich für Christus Zeugniß abgelegt mit dem **Munde**, d. h. durch ihre Pre-

digten. Dies ist aus der Apostelgeschichte zu entnehmen, wo (4, 20.) die Apostel sagen: „Wir vermögen es nicht über uns, nicht zu reden, was wir gesehen und gehört haben;" mit andern Worten: Weil wir zu Zeugen Christi bestimmt sind, müssen wir auch unsere Schuldigkeit thun. Etwas später fährt der hl. Lukas fort: „Mit großer Kraft gaben die Apostel das Zeugniß von der Auferstehung unsers Herrn Jesu Christi" (Apstg. 4, 33.). Bemerken wir hiebei wohl, der heilige Verfasser sagt: „Sie gaben das Zeugniß", d. h. es war ihnen dasselbe als Hinterlage von Christus anvertraut worden. — Und der Eifer in Verkündigung des Evangelium war bei den Aposteln so groß, daß sie deshalb von Einigen für trunken und süßen Weines voll ausgegeben wurden (Apstg. 2, 13.); und daß sie dann selbst mit Ketten beladen, ihre Richter zum christlichen Glauben zu bekehren suchten, wie dies die Apostelgeschichte (26, 29.) namentlich vom hl. Paulus erzählt, so daß es hiebei schien, es handle sich nicht um ihr eigenes Leben, sondern um das ihrer Richter.

2. Der Christ soll darum nicht allein in seinem Herzen an Jesus glauben, sondern er muß erforderlichen Falles auch diesen seinen Glauben mit lebendigem Worte bekennen und bezeugen, so daß er einer vollkommenen Uhr zu vergleichen ist, welche die Stunden nicht nur anzeigt, sondern auch schlägt. Ja, der hl. Ambrosius will, der Christ solle jeden Morgen das Glaubensbekenntniß beten, und so oft wir uns in irgend einer angstvollen oder gefährlichen Lage befänden. Der hl. Augustinus und Hieronymus aber geben uns den Rath, dieses Glaubensbekenntniß zu wiederholen, bevor wir an unsere äußeren Geschäfte gehen, oder uns zur Ruhe begeben. Aus eben diesem Grunde haben die Apostel dieses Glaubensbekenntniß nicht schriftlich hinterlassen, sondern mündlich fortgepflanzt, um uns nämlich zu lehren, daß wir dasselbe beständig im Herzen haben, im Munde führen und auswendig hersagen sollten. Die Legende berichtet, der hl. Martyrer Petrus habe dies von Jugend auf beobachtet. Denn als er einstmals in einem Alter von sieben Jahren von der Schule heimkam und zu Hause gefragt wurde, was er gelernt hätte, sagte er frei heraus, er habe sich das christliche Glaubensbekenntniß angeeignet; und dieses sagte er auch her, während er von Meuchelmördern getödtet wurde. Außerdem müssen wir auch, wenn es nöthig ist, Andere im Glauben unterrichten, wenn wir darum gefragt werden, besonders von einem, der hiezu befugt ist, unsern Glauben frei bekennen, und ihn den Un- und Irrgläubigen gegenüber vertheidigen und verfechten.

Dieses haben vor Allem Jene zu beobachten, welche den katholischen Glauben erst vor Kurzem angenommen haben. Um nämlich allen Verdacht der Anhänglichkeit an die Religionspartei,

welcher sie vorher angehörten, von sich abzuwenden, und von den gläubigen Schäflein nicht für Wölfe angesehen zu werden, müssen sie die Aufrichtigkeit ihres Glaubens durch äußere Zeichen an den Tag legen; wie solches der hl. Paulus unmittelbar nach seiner Bekehrung auch gethan, da er sofort in die Synagoge ging und Christum predigte; und dann, nachdem er nach Jerusalem gekommen war, und sich den Gläubigen anzuschließen suchte, welche von seiner Bekehrung noch nichts wußten[1], sondern ihn noch wie einen Wolf fürchteten, vom hl. Barnabas eingeführt und ihnen beigesellt, den christlichen Glauben gegen die Griechen und Heiden vertheidigte, die ihn deshalb zu tödten suchten (Apstg. 9, 26—29.). — Noch viel weniger darf man seinen Glauben irgendwie verleugnen; denn welcher Sohn dürfte es wagen, seinen Vater zu verleugnen, ohne sich eine schwere Beleidigung gegen ihn zu Schulden kommen zu lassen?

Zweiter Punkt.

Das Zeugniß der Apostel durch den **Wandel**.

Die zweite Art der Zeugschaft besteht in der Aufhebung einiger Finger; und dieses ist hier der hl. Wandel eines christlichen Lebens, welcher ein Doppeltes in sich begreift, nämlich die Vermeidung der Sünde und den Eifer in den Tugenden, dem Ausspruche des Psalmisten zufolge: „Lenk' ab vom Bösen und thu' das Gute" (Ps. 36, 27.).

1. Wie heilig aber der Wandel der Apostel gewesen, können wir aus der Geschichte ihres Wirkens entnehmen, wie sie der hl. Lukas beschrieben hat; woraus ersichtlich, daß die Christen der damaligen Zeit nach der Anleitung der Apostel lebten, wie in unsern Tagen die Ordenspersonen. Alles war bei ihnen Gemeingut; niemand nannte etwas sein Eigenthum; sie verharrten täglich in der Anhörung des göttlichen Wortes, in der hl. Kommunion und im Almosen. Eine solch' vortreffliche Beschaffenheit der Jünger gereicht selbstverständlich dem Lehrmeister zum Lobe, wie auch das Werk seinen Meister lobt. Darum verlangt der hl. Paulus von den Christen zu Korinth kein anderes Empfehlungsschreiben, als ihr Leben, wozu er ihnen die Anleitung gegeben; seine Worte sind: „Unsere Briefurkunde seid ihr" (2. Kor. 3, 2.). Auf gleiche Weise bezeugt auch der hl. Petrus (1. Brf. 4, 4.), daß die Christen, die er unterrichtet habe, ob ihres heiligen Lebenswandels den Heiden zur Bewunderung dienten. Darum konnte die Martyrin Blandina, da sie wegen ihres Glaubens wie wegen eines Verbrechens gefoltert wurde, zu ihren Peinigern sagen: „Ich bin eine Christin, und bei uns wird nichts Böses begangen."

Dieses Zeugniß des Wandels war noch wirksamer, als das zuerst angegebene, — das des Mundes, und bewog die Heiden auf eine staunenswerthe Weise zur Annahme des christlichen Glaubens, wie es schon der Prophet Isaias (61, 9.) geweissagt hatte, daß nämlich die Heiden beim Anblicke des Wandels der ersten Christen von diesen bekennen würden: „Diese sind der Same, den der Herr gesegnet hat."

Die gleiche Wahrnehmung machte auch seiner Zeit Kaiser Julian, der Abtrünnige; denn er schrieb an Arsaces, einen seiner Anhänger in Galatien, er solle nach den Gebräuchen und Sitten der Christen seine religiösen Gebräuche einrichten, und den Wandel seiner Opferpriester bessern, so daß diese nicht die Schaubühne besuchten, in Schenken zechten, vielmehr fromm und heilig lebten, Wohlthätigkeit gegen Arme und Fremdlinge übten, den Uebertretern Buße auflegten u. dgl. m., nach dem Beispiele der Christen, wodurch zu seinem großen Leid die Heiden zur Liebe und Nachfolge der christlichen Bekenner angeeifert würden. Allein seine Mühe war vergeblich; denn der göttlichen Kraft, nicht einer menschlichen, steht es zu, die Menschen zur Heiligkeit des Lebens anzuleiten.

2. In diesem Stücke müssen also auch wir Christen alle die Apostel nachahmen und durch unsere Sittenreinheit Zeugniß für Christus ablegen, daß er nämlich der Sohn Gottes und vom Himmel gekommen sei als der Welterlöser, daß er uns von der Gewalt der Finsterniß befreit und in Kinder des Lichtes und Söhne Gottes umgeschaffen habe. Dieses, sage ich, müssen wir beglaubigen durch Ablegung der Werke der Finsterniß und durch Anziehung der Waffen des Lichtes, — oder durch Vermeidung des Bösen und Uebung des Guten. — Jenes verständige Weib, dessen der weise Salomon in seinen Sprüchwörtern (31, 13.) Erwähnung thut, „schafft sich Wolle und Flachs und arbeitet nach der Kunst ihrer Hände." Unter der „Wolle" ist das äußere Gewand, das Oberkleid zu verstehen; unter dem „Flachs" das innere Gewand, das Unterkleid. Wie nun Niemand — mit Ausnahme kleiner Kinder —, ohne sich zu schämen, nur mit einem Unterkleide im Oeffentlichen zu erscheinen sich getraut; so darf auch kein Erwachsener mit jenem Glauben allein, der im Winkel des Herzens verborgen ist, sich begnügen; er muß vielmehr auch das äußere Gewand, d. i. den frommen Wandel nach dem Glauben anziehen. Dieses heißt „nach der Kunst der Hände arbeiten", wenn Hand und Herz zusammenarbeiten.

Wenn dagegen unser Leben der Lehre Christi, oder dem Evangelium nicht entspricht, so fügen wir dem Herrn vielmehr eine Schmach und Unehre zu, wie wenn entweder unser Lehrmeister nichts gelaugt oder uns Arges gelehrt hätte; „da es nämlich in

der Welt" — wie Salvian sagt, — „heißt: „Sehet nur, was die Verehrer Christi für Leute sind! Ganz falsch ist, was sie behaupten, sie lerneten Gutes. Die Christen würden heilig wandeln, wenn ihnen Christus Heiligkeit gelehrt hätte. Derjenige, welcher verehrt wird, kann darum leicht nach Denen, die ihn verehren, abgeschätzt werden. Denn wie kann Jener ein guter Lehrmeister sein, von welchem wir so untüchtige Schüler sehen?" Und später fährt er fort: „Vergebens schmeicheln wir uns des Vorrechtes und des Namens „„Christ"", wenn wir so handeln und leben, daß eben der Umstand, daß wir christliches Volk genannt werden, für Christus eine Schmach zu sein scheint." Der hl. Augustin ruft uns deshalb zu: „Seid wahre und leibhafte Christen, und ahmet den Namenchristen, der es im Werke nicht ist, niemals nach!" Wollet ihr aber wissen, meine lieben Zuhörer! wie diese Namenchristen, die aller Christenwerke bar, beschaffen sind; ich will es euch sagen: Sie sind einem Gartenbeete ähnlich, welches gar schön aussieht, und worein der Name Jesus mit Blumen geschrieben, das aber von dem aufwachsenden Unkraut dergestalt zugedeckt ist, daß man diesen Namen nicht mehr erkennen kann. Gewiß ist der Name „Christ" etwas Schönes im Garten der Kirche; wenn ihn aber die Sünden und Laster bedecken und verdunkeln, wer kann diesen Namen dann noch lesen und herausfinden? Wer wird dir noch glauben, mein Freund, daß du ein Christ seiest?

Dieses mögen sich abermals hauptsächlich Jene merken, die den katholischen Glauben nicht lange erst angenommen haben. Solche mögen es ja nicht für hinreichend erachten, den Gläubigen beigezählt zu werden, und das Glaubensbekenntniß abgelegt zu haben, sondern sie sollen sich überdies auch befleißigen, „ihre Berufung durch gute Werke sicher zu stellen", wie der Apostelfürst (II. Petr. 1, 10.) schreibt. Sie mögen sich keineswegs damit begnügen, nur Setzlinge zu sein, welche in den Weinberg des Herrn gepflanzt sind; sondern sie sollen sich bestreben, auch Frucht herzubringen, um nicht, wie jener unfruchtbare Feigenbaum im Evangelium, aus dem Weinberge ausgerottet zu werden (Luk. 13, 7.). Der hl. Cyprian sagt darum: „Jene können nicht in der Kirche Gottes verbleiben, welche die göttliche und kirchliche Zucht weder in ihrem Wandel, noch durch den Frieden beibehalten." Solche werden zwar gemeiniglich von den Seelenhirten an ihre Pflicht erinnert und zur Rede gestellt, aber sie nehmen das übel auf und sinnen gar leicht darauf, wiederum abzufallen, und das Joch der christlichen Strenge abzuschütteln; wie der Prophet Oseas (7, 16.) von ihnen weissagt: „Sie kehren wieder zurück, um ohne Joch zu sein; sie sind wie ein unsicherer Bogen." — „Sie kehren wieder um", sage ich, zu ihrer früheren Treu-

losigkeit, wie König Jehu, (den der Prophet mit jenen Worten zu kennzeichnen scheint). Denn nachdem dieser den Baalsdienst ausgerottet hatte und ein Verehrer des einzig wahren Gottes werden zu wollen schien, kehrte er bald darauf zur Anbetung der goldenen Kälber zurück, wie Jeroboam sie eingeführt hatte, und stellte diesen abgöttischen Dienst wieder her (4. Kön. 10.). „Ein trüglicher Bogen" aber werden sie; denn dem Scheine nach zielen sie zwar auf den rechten Punkt hin, d. h. dahin, wo die katholische Religion ist; schießen aber ihre Pfeile zur linken Seite der von der Kirche getrennten Religionsgesellschaften; — oder auch deshalb, weil sie, wie ein wurmstichiger Bogen, wenn er nur etwas stark angespannt wird, ohne Nachhaltigkeit zerbrechen und das Joch Christi abwerfen.

Dritter Punkt.

Das Zeugniß der Apostel durch **Wunder.**

Ein Zeugniß wird drittens durch Aufdrückung des Siegels abgegeben; und hierunter ist bei dem Gegenstande, den wir besprechen, das Wirken von Wundern gemeint. Denn gleichwie das beigedrückte Siegel einem Testamente und anderen Urkunden Glaubwürdigkeit verschafft: so bestätigt das Wunder die göttliche Sendung. Darum sagt der göttliche Heiland (Joh. 6, 27.) von sich selbst, „er sei vom Vater mit seinem Siegel bezeichnet"; dieses Siegel sind aber die Wunder, die er wirkte, und womit er seine Sendung vom Vater bewies.

1. Daß nun die Apostel in dieser Weise Zeugniß für Christus ablegten, ist sonnenklar. Haben sie doch hiemit sehr viele Juden zur Ueberzeugung gebracht, und den Schriftgelehrten und Pharisäern den Mund verschlossen, so daß diese nichts mehr dagegen vorzubringen vermochten; wie dieses der hl. Geist beim Propheten Isaias (48, 9.) weissagt mit den Worten: „Mit meinem Ruhme will ich dich umzäunen"; dies will sagen: Mit meinen herrlichen Wundern.

2. Allein hier werdet ihr fragen, Geliebteste, wie können denn die übrigen Christen ein derartiges Zeugniß für Christus geben? — Allerdings sind Wunder jetzt weder nothwendig, noch werden sie von uns erfordert. Indessen können doch auch wir so manches Große vollbringen, was einem Wunder so ziemlich gleich sieht. Wenn nämlich:

a) Erstlich Einige, wie dies der hl. Paulus (Philip. 2, 15.) von den ersten Christen bezeugt, „mitten unter einem bösen und verkehrten Geschlechte wie Lichter in der Welt

leuchten", wirken sie da nicht ein großes Wunder? Wie der hl. Anselmus über diese Stelle bemerkt, will aber der Weltapostel, daß wir unter den übrigen Völkern, die des wahren Glaubens entbehren, so geartet wandeln sollen; die Worte Anselm's lauten: „Der Apostel verlangt, die Christen sollen den Sternen gleichen, welche, am Himmel befestigt, sich nicht um das Irdische bekümmern, sondern ganz und gar nur damit beschäftigt sind, ihren Lauf und ihre Bewegungen zu vollbringen, und der Welt ihr Licht zuströmen zu lassen." — Der Ausspruch der heidnischen Weltweisen Plato und Aristoteles ist gleichfalls bekannt: „Kein Morgenstern und kein Abendstern ist so wunderbar, wie ein tugendhafter Mann."

Ein solches Licht war Job in dem heidnischen Lande Hus, den der hl. Gregorius besonders deshalb so hoch erhebt, weil er fromm war unter Sündern; er sagt: „Es gehört ein außerordentlicher Held dazu, gut zu sein mitten unter bösen Menschen." — Ein solches Licht war Tobias, welcher während der assyrischen Gefangenschaft dem einzig wahren Gotte treu blieb; denn da „alle seine Landsleute zu den goldenen Kälbern Jeroboam's eilten, ging er allein nach Jerusalem zum Tempel des Herrn" (Tob. 1, 5. 6.). — Ein solches Licht war auch Noe zu einer Zeit, da nach den Worten der hl. Schrift (I. Mos. 6, 12.) „alles Fleisch auf Erden seinen Weg verderbt hatte." Solche Lichter waren Abraham unter den Chaldäern, die Machabäer unter den Juden, die Philipper und überhaupt die ersten Christen unter den Heiden.

Es ist ein Naturwunder, wenn verschiedene Wasser in einem und demselben Bette zusammen oder neben einander fließen und sich nicht vereinigen, wie z. B. der Rhein im Bodensee. Aber kein geringeres Wunder ist ein Frommer, welcher unter Gottlosen lebend, ihren Sitten fremd bleibt. Dazu gehörten auf der sonst sehr schlüpfrigen Hochschule zu Athen der hl. Gregor von Nazianz und der hl. Basilius. Der Erstgenannte schreibt nämlich: „Wie ein Fluß, der durch das salzige Meer strömend, sein süßes Wasser beibehält, wie der Salamander im Feuer, das doch sonst Alles verzehrt, wohlbehalten umherhüpft: so waren wir mitten unter den übrigen schlimmen und verderbten Jünglingen" (Or. 20.).

b) Dann können wir auch in geheimnißvollem Sinne jene Wunder thun, welche der Herr, da er im Begriffe war, gegen Himmel aufzufahren, zu wirken den Gläubigen gestattete; so z. B. die Austreibung böser Geister durch Ausrottung der Sünde aus dem Herzen; das Reden in neuen Sprachen durch Ablenkung der Zunge von sündiger Rede; das Aufheben von Schlangen durch Unterdrückung der bösen Versuchungen; das Trinken todbringenden Giftes ohne Schaden durch Widerstand gegen Verleitung zu böser

That, und endlich die Heilung von Kranken durch Ermunterung des schwachen Nebenmenschen zur Uebung guter Werke mittelst des eigenen guten Beispiels; — welchen Gegenstand ich bei einer andern Gelegenheit (Conc. 9. in fest. Ascens. Dmni) behandelt habe.

c) Endlich wirken auch alle Jene, welche gegen die allgemeine Gewohnheit oder Erwartung Tugenden in heldenmäßigem Grade üben, in Wahrheit kein geringes Wunder; wie z. B. jener Greis, dessen der hl. Cassian erwähnt, welcher nach manchfachen Verunglimpfungen durch das Volk von Alexandrien auf die Frage: „Was denn Christus für Wunder gethan habe?" zur Antwort gab: „Diese, daß ich, wiewol durch eure Schmähungen und Beleidigungen gereizt, dennoch nicht in Unwillen gerathe." — Desgleichen thun auch alle Jene, welche schwere Versuchungen bemeistern, gewissermassen Wunder, weil sie sozusagen im Feuer stehen und nicht brennen. — Dergleichen wunderähnliche Handlungen könnten unter Anderen die vor Kurzem zum Glauben Uebergegangenen thun, und auf diese Weise zugleich, wenn sie nur wollten, die Blicke und die Aufmerksamkeit Aller auf sich lenken, namentlich, wenn sie mitten unter den Andersgläubigen keinen Anstand nehmen, ihren Glauben treulich zu vertheidigen und überhaupt mit Jenen außer Gemeinschaft treten. — So handelte vor Allem jener Naaman, der Syrier, welcher sich zum einzig wahren Gott bekehrte, und dann etwas Erdboden vom heiligen Lande Israels mitnahm, um sich im Götzentempel seines Königs darauf zu stellen, und hiedurch an die Anbetung des wahren Gottes gemahnt zu werden. Mittelst dieses sinnreichen Kunstgriffes betete er am Orte des Götzendienstes den einzig wahren Gott an (4. Kön. 5.).

Rühmliche Erwähnung in einem ähnlichen Falle thut der hl. Epiphanius von einem gewissen Josephus, welchen Kaiser Konstantin der Große in den Grafenstand erhob, weil er in Scythopolis „ganz allein ein Rechtgläubiger war", während alle Uebrigen der Arianischen Irrlehre anhingen.

Desgleichen könnten die Neubekehrten wunderähnliche Thaten wirken, falls sie glänzende Zeugnisse und Merkmale ihrer Bekehrung an den Tag legen wollten; wie z. B. Zachäus, welcher seinem Geize und seiner Habgier abschwur, die Hälfte seines Vermögens an die Armen vertheilte, und einem Jeden, den er betrogen, vierfachen Rückersatz zu leisten versprach (Luk. 19, 8.). — Hieher gehören auch jene Männer von Ephesus, von welchen die Apostelgeschichte berichtet, (19, 19.) daß sie vorher „vorwitzigen Dingen" (d. h. den Zauberkünsten) „nachhingen, dann aber ihre Bücher zusammenbrachten und in Gegenwart Aller verbrannten."

Ihnen sind jene Indier beizuzählen, welche durch den hl. Franz Xaver und Andere zum Glauben bekehrt worden waren. Sie zerschlugen nämlich ihre Götzenbilder, spieen sie an, warfen sie auf die Erde und traten sie mit Füßen. Das Nämliche könnten alle Neubekehrten zu ihrem eigenen größten Lobe, zur Erbauung Anderer und zur Bewunderung aller Uebrigen thun, wenn sie starkmüthig genug wären, um für die Zukunft aller Gemeinschaft und dem gefährlichen Umgange mit den Andersgläubigen entsagen zu wollen; wenn sie die von ihnen früher zugefügten Schäden wieder gut zu machen suchten, wie dieses Erich, König von Schweden, that, den der hl. Ansgar, Bischof von Hamburg, für den christlichen Glauben gewonnen hatte, welcher die Grenzen der christlichen Religion ungemein erweiterte, um so den Schaden zu sühnen, den er ihr früher zugefügt hatte; wenn sie die von Irrlehren angesteckten Bücher den Flammen übergäben; wenn sie die Gesänge, Lieder und sonstigen Unsinnigkeiten der Irrgläubigen verfluchten; wenn sie endlich ihr Leben so einrichteten, daß es Jedermann in die Augen spränge, wie sie allbereits in ganz andere Menschen umgewandelt, und von ihrem früheren Wandel eben so weit entfernt seien, als die wahre Religion von der falschen, der göttliche Glaube von dem menschlichen.

Vierter Punkt.

Das Zeugniß der Apostel durch das **Martyrthum.**

Man legt endlich viertens ein Zeugniß ab durch Unterschrift, besonders wenn sie mit eigenem Blute geschieht; indem man um Christi und seines hl. Glaubens willen seine Hände dem Henker preisgibt. Dieses ist die letzte und vollkommenste Art von Zeugniß und zugleich die Ergänzung der übrigen. Darum haben die hl. Martyrer diesen Namen „Blutzeugen" geradezu erhalten, weil sie als zur glaubwürdigsten Gewährschaft den Glauben mit ihrem eigenen Blute unterzeichneten. Dieses an den Aposteln nachzuweisen, ist unnöthig, denn es liegt auf flacher Hand, weil außer Johannes alle des Martyrtodes starben.

Aber hier entsteht die Frage: Wie werden denn **wir** ein solches Zeugniß für Christus geben können? — Andächtige Zuhörer! Es gibt zwar in unsern Tagen keine Tyrannen mehr, welche die Christen derart mit ihrer Wuth verfolgen; allein es fehlt doch hin und wieder nicht an Irrgläubigen, welche die Katholiken bedrängen. Und gesetzt auch, es mangelten solche, so sind es doch auf der andern Seite unser eigener Wille, die Welt, das Fleisch und die Hölle, welche uns nicht selten zum Kampfe

herausfordern. Ueberwinden wir diese Feinde, so werden wir den ersten christlichen Blutzeugen sehr nahe kommen.

1. Unser erster Tyrann und Verfolger ist unser eigener Wille. Diesen besiegen wir mittelst des Gehorsams; denn auch der Gehorsam hat, wenn ich so sagen soll, sein Martyrthum, und zwar eben kein gewöhnliches, wenn man dadurch seinen eigenen Sinn bricht und sich dem Willen eines Anderen unterwirft. So that der selige Petrus Faber, einer der ersten Gefährten des hl. Ignatius von Lojola. In der größten Hitze nach Rom berufen, gab er dennoch aus Gehorsam nach, wiewol es ihm die Aerzte mißriethen. Er ward darum dort auch das Opfer seines Gehorsams, und gab seinen Geist in die Hände Gottes zurück. Später erschien er einer heiligen Person und wiederholte mehrmals, er sei unter dem Titel des Gehorsams gestorben, und genieße deshalb im Himmel der höchsten Wonnen. (Orlandin in dessen Leben).

2. Ein weiterer Verfolger und Feind für uns ist die Welt, welche uns bald mit Schmeicheleien lockt, bald mit Drohungen bekämpft. Hierüber sagt der hl. Augustinus (ser. 250. d. temp.) also: „Wir haben gegen die todbringenden Schmeicheleien (der Welt) zu streiten; denn wir wissen, daß hierin für die Christen eine tägliche Gelegenheit zum Martyrthum liegt." Und der hl. Gregorius läßt sich also vernehmen (hom. 25. i. ev.): „Schmach zu erdulden, Jene zu lieben, die uns hassen, ist ein Martyrthum der geheimen Gedanken." Als Grund gibt der hl. Chrysostomus (hom. 31. i. act.) folgenden an: „Einem biedern Manne ist nämlich eine Beschimpfung und Schmähung weit unerträglicher, als eine körperliche Verwundung oder ein Schlag."

3. Unser dritter Feind ist das Fleisch, welches uns nicht nur beständig umgibt, sondern auch fortwährend anfeindet. Der hl. Cyprian (oder wer sonst der Verfasser ist) schreibt daher in seiner Abhandlung „vom zweifachen Martyrthum, nämlich des Leidens und des Handelns, oder des heiligen Lebens", durch das Eine werde Gott ebenso gut verherrlicht, wie durch das Andere. Seine Worte lauten: „Der Rechtgläubige muß durch sein ganzes Leben ein Martyrer für Christus sein, d. h. Zeugniß für ihn ablegen. Dies darf so wenig übersehen werden, daß sogar, wenn dieser heilige Wandel nicht vorausgegangen war, das Martyrthum, welches mit dem eigenen Blute geleistet wird, kein solches mehr ist. Denn du würdest umsonst dem Henker deinen Nacken darbieten, wenn du nicht zuvor deine Glieder, die von der Erde sind, getödtet hast, — nämlich deine Neigungen, die wieder den Geist streiten, den Haß, den Neid, die Hoffart, die Wollust u. dgl."

4. Seinerseits läßt es endlich auch Satan nicht fehlen. Und

wenn sonst auch aller Kampf ruht, er weiß einen solchen heraufzubeschwören; der Christ muß also jederzeit gegen ihn auf der Hut sein, und ihm Widerstand leisten.

Endlich soll Jedermann bereit sein, den Glaubensgegnern gegenüber seinen Glauben zu vertheidigen und offen zu bekennen; so zwar, daß er denselben nicht nur nicht ableugnet, sondern auch keine ausweichende Antwort gibt, oder seine Religion zu verheimlichen sucht, wenn er von der Obrigkeit darum gefragt wird. Ja, er soll vielmehr lieber alle Arten von Strafen erleiden, als auch nur einen Nagel breit vom Bekenntnisse seines Glaubens abgehen.

Auch dieses mögen sich vornehmlich Diejenigen merken, die erst vor Kurzem zur Kirchengemeinschaft aufgenommen wurden, damit auch sie in ihrer Art Martyrer für Christus werden, und ihre Bekehrung gewissermassen mit ihrem Blute unterzeichnen. Denn es wird nicht an Dingen fehlen, welche ihnen, nachdem sie die katholische Religion angenommen haben, Geduldübungen auferlegen. Vor allem sind dies die eingewurzelten Laster und schlimmen Gewohnheiten, welche wie die Haut ankleben und nur sehr schwer abzulegen sind. Ferner ist es das Mißfallen an ärgernißgebenden Sitten einzelner Katholiken, welche ihren Pflichten nicht nachkommen. Ebenso auch die Spötteleien und Drohungen, ja manchmal die Nachstellungen von Seite der Andersgläubigen. Endlich sind es die manchfachen Lockungen der Welt, mit denen sie die Neulinge auf die Seite des Bösen zurückzuziehen sucht.

Aber allen diesen Verfolgern muß sich der junge Bekenner Christi widersetzen, und beherzigen, daß:

a) was das erstlich Genannte anbelangt, eine Gewohnheit durch die andere vertrieben werden könne, und das anfänglich Bitter-Scheinende sich durch fortgesetzte Uebung selbst versüße. Schon der heidnische Weltweise Seneka sagt: „Ungewohnten Schultern ist es schwer, das Joch zu tragen. Beim Anblicke einer Wunde erbebt der Neuling. Dagegen kann der gediente Soldat kaltblütig sein Blut fließen sehen, der da (aus Erfahrung) weiß, daß er schon oft nach vergossenem Blute noch Sieger geworden" (l. d. provid.). — Etwas Widriges gibt es allzeit zu ertragen, man mag sich zur wahren Religion, oder zu einer falschen bekennen; — überall gibt es Kreuz und Elend. Das Alter ist langwierigen, die Jugend gefährlichen Krankheiten ausgesetzt; auf den Bergen schneit, in den Thälern regnet es.

b) Was den zweiten Punkt (das Mißfallen an dem Wandel mancher Katholiken) betrifft, so soll der junge christliche Bekenner wissen, daß die katholische Kirche die Heiligkeit des Lebens zwar lehrt, aber nicht in allen ihren Gliedern be-

sitzt; daß sie dieselbe anstrebt und die Ihrigen dazu ermuntert, aber nicht alle Anhänger dieselbe bereits schon erreicht haben; daß unter einigen wenigen Bösen viele Tugendhafte sich befinden. Der hl. Hieronymus schreibt darum: „Kein Mensch wird fehlerfrei geboren; jener ist der beste, welcher die wenigsten Fehler hat" (ep. ad Salv.).

c) Was das Dritte angeht, den Hohn der Andersgläubigen, so darf uns etwas dergleichen nicht Wunder nehmen. Schon der heidnische Philosoph Epiktet schreibt: „Du suchst das Studium der Weisheit zu ergreifen? Mache dich aber von vorneherein darauf gefaßt, daß man dich verlacht, daß Viele dich verspotten, und gleichsam sagen werden: Der kommt auf einmal als ein Weltweiser zu uns; und woher wird uns eine solch' gewaltige Ehre?" — Wisset, liebe Christen, ein jeder Heilige, ja Christus der Herr selbst hatte Spötter. Und wer sollte nicht Gleiches erdulden wollen, wie diese?

d) Endlich muß man die Lockungen der Welt gering achten, dem Ewigen den Vorzug vor dem Vergänglichen geben. Im Sturme bewährt sich der Steuermann, und in der Versuchung der ächte Christ. Es ist etwas Leichtes, sich als einen Christen zu erweisen, so lange die Welt, das Fleisch, der böse Geist uns nicht schmeicheln, noch auf ihre Seite zu ziehen suchen. Allein wo Versuchungen auftreten, da zeigt sich erst der wahre Christ, der ächte Gottesfreund.

Ein hieher gehöriges Beispiel führt der hl. Gregor von Nyssa von einem in Purpur gekleideten Affen an. Ein Gaukler aus Alexandrien hatte diesen nämlich nach Art der Frauen angezogen, dessen Gesicht mit einer weiblichen Maske bedeckt, und so auf die Bühne gebracht; auch war er von ihm nach der Harfe fertig zu tanzen gelehrt worden, so daß man ihn allerseits bewunderte und für ein Frauenzimmer hielt. Indessen hatte Jemand den Trug bemerkt und dem Affen Aepfel, Birnen und Nüsse, was bekanntlich eine Lieblingsspeise dieser Thiere ist, auf die Bühne zugeworfen. Kaum hatte der tanzende Affe diese Dinge erblickt, lief er sogleich herzu, riß seine Maske ab, um die beliebte Nahrung desto bequemer verspeisen zu können. „So kam es," fügt der erwähnte Kirchenvater hinzu, „daß der Affe als das erschien, was er war." — Auf die nämliche Art verfahren auch manche Christen: sie beten, fasten, empfangen die hl. Sakramente, besuchen die Kirchen u. s. w., so lange ihnen eben keine Versuchung aufstößt. Allein sobald ihnen Satan eine Lockspeise und die Reizungen, die ihrem Geschmack entsprechen, vorhält, dann reißen sie nur zu häufig die Maske eines Katholiken, mit welcher sie sich verlarvt hatten, ab, verachten die Gebote Christi und seiner Kirche, leben nach Art der Andersgläubigen, oder wie sie es früher ge-

wohnt waren, genießen mit jenen Fleischspeisen an Tagen, wo es verboten ist, und heulen, wie man im Sprüchwort sagt, unter den Wölfen mit diesen. Allein solche Menschen geben deutlich zu erkennen, daß sie das Gebäude ihrer Religion auf Sand errichtet haben; hier trifft ein, was der Heiland von einem solchen Hause spricht: „Es fiel ein Platzregen, es kamen Wassergüsse, es wehten Winde und stießen an das Haus, — und es stürzte ein . . .“ (Matth. 7, 27.). Die Versuchungen zeigten also, daß die Religion solcher Katholiken nicht stichhaltig, nur Scheinwerk, ein Kartenhaus gewesen.

Schluß.

Möge darum, geliebte Andächtige! — eine heilsamere Ermahnung kann ich euch wol zum Schlusse nicht geben — möge darum ein Jeder sorglich darauf Acht haben, wohin er sein Haus erbauen will. Wenn wir aber weise sind und es gut mit uns meinen, so lasset uns dasselbe nicht auf Sand, sondern auf festen Boden, — auf den unüberwindlichen Fels der Kirche bauen, gegen welchen die Macht der Hölle nichts vermag (Matth. 16, 18.). Und in dieser Kirche lasset uns für unsern Herrn Jesus Christus frei und froh Zeugniß geben. Dies erfordert schon die dem Heilande schuldige Ehrfurcht und Dankbarkeit. Es erheischt dies aber auch die wahre Liebe zu uns selber; denn durch ein solches Einstehen für Christus verschaffen wir uns einen hohen Gewinn, da der Herr auf die Bürgschaft hin, die wir für ihn auf Erden ablegen, dermaleinst im Himmel für uns bei seinem Vater Zeugniß geben wird, daß wir nämlich zu den Seinigen gehören; denn er spricht mit klaren Worten: „Wer mich vor den Menschen bekennen wird, den werde ich auch vor meinem Vater bekennen, der im Himmel ist“ (Matth. 10, 32.). Amen.

Im Verlage der **Stahel'**schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg ist ferner erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Vorzügliche Fastenpredigten:

Die drei göttlichen Tugenden: Glaube, Hoffnung und Liebe. 6 Fastenpredigten. Herausgegeben von Pfarrer **R. Wörner.** 1864. 6 Bogen in Lex.-8°. broch. Preis 42 kr. oder 12 Sgr.

Die Religion. 6 Fastenpredigten. Herausgegeben von Pfarrer **R. Wörner.** 1863. 7 Bogen in Lex.-8°. broch. Preis 42 kr. oder 12 Sgr. (Diese gehaltreichen Predigten haben sogleich mit ihrem Erscheinen bedeutendes Aufsehen erregt.)

Frankenberger, 12 Fastenpredigten. Herausgegeben von J. Hopf, Pfarrer. gr. 8. broch. 36 kr. oder 12 Sgr.

Stroißnigg, L., Fastenpredigten über die Leidensgeschichte des göttlichen Erlösers, in Verbindung mit dem Buß-Unterrichte. 8. broch. 27 kr. oder 9 Sgr.

Callegari, Chr., und **F. Villardi,** Neue Fastenpredigten. Aus dem Italienischen übersetzt von Dr. Fr. Oehls. gr. 8. 1847. 48 kr. oder 15 Sgr.

Ankündigung der Philothea für 1864.

Die **Philothea**, welche unter ungemein günstiger Anerkennung und Aufnahme ihren 27. Jahrgang vollendet hat, wird in ihrer neuen und freundlichen Ausstattung im 28. Jahrgange (1864) wieder in Monatsheften erscheinen, und werden dieselben 3 Monate vor dem Zeitpunkte der treffenden Predigten ausgegeben werden.

Festhaltend an den im vorletzten Jahre ausgesprochenen Grundsätzen werden wir, so weit es bei den großen Schwierigkeiten der Sache uns möglich ist, die Redaction der Philothea fortführen auf der **Grundlage des hochwichtigen und segenreichen Planes, wonach die gesammte Glaubens- und Sittenlehre auf die Sonn- und Festtage des Kirchenjahres nach Thunlichkeit vertheilt und möglichst gründlich und vollständig behandelt werden soll.** Unsere verehrten Herren Mitarbeiter werden auch künftig die Predigten in einer volksthümlichen, edlen und kräftigen Sprache abfassen und übertriebene Länge sowie unklare und schädliche Kürze vermeiden. Wir wollen daher mit erneutem Eifer den 28. Jahreslauf beginnen. Möge Gott unser Mühen segnen!

Im Uebrigen bleibt Alles, wie im vorigen Jahre. Auch der Preis bleibt derselbe wie bisher, und beträgt das Abonnement auf den ganzen Jahrgang 3 fl. 12 kr. oder 1 Thlr. 24 Sgr. Vereinsmünze oder 2 fl. 85 kr. N. Oest. W. Silber.

Würzburg, im Januar 1864.

Die Redaction der Philothea:
J. M. Rückert, Pfarrer.

Die Verlagshandlung:
Stahel'sche Buch- und Kunsthandlung.

Predigten

des

P. Matthias Faber

aus der Gesellschaft Jesu

auf die

Sonn= und Festtage des Kirchenjahres.

(Opus tripartitum.)

Aus dem Lateinischen übersetzt und herausgegeben
von

Heinrich Hoffmann und **Michael Schuler,**

Priestern der Diözese Würzburg.

Neue Folge.

I. Jahrgang.

2. Band.

Pfingstcyklus.

Würzburg.

Druck und Verlag der Stahelschen Buch= und Kunsthandlung.

1864.

Predigten

des

P. Matthias Faber

aus der Gesellschaft Jesu

auf die

Sonn- und Festtage des Kirchenjahres.

(Opus tripartitum.)

Aus dem Lateinischen übersetzt und herausgegeben

von

Heinrich Hoffmann und **Michael Schuler**,

Priestern der Diöcese Würzburg.

Neue Folge.

I. Jahrgang.

2. Band.

Pfingstcyklus.

Würzburg.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung.

1864.

Inhalt des zweiten Bandes.

Pfingstcyklus.

Predigt auf das hl. Pfingstfest.

Thema: Erklärung des heutigen Festevangelium.

Punkte.

I. Auf welche Weise nimmt die allerheiligste Dreieinigkeit Einkehr bei Denjenigen, die Gott lieben?
II. Warum wird der hl. Geist 1) heilig, 2) ein Geist und 3) der Tröster genannt?
III. Warum kommt der hl. Geist im Namen Christi zu uns gesandt?
IV. Worin besteht jener Friede, den Christus uns mittheilt, und warum gibt er ihn nicht, wie die Welt ihn gibt?
V. Haben denn die Apostel Christus nicht geliebt?
VI. Wieso ist der Vater größer als der Sohn?
VII. Ob die Apostel nur dann geglaubt, als das Vorhergesagte eintraf?
VIII. Warum heißt der Teufel der Fürst dieser Welt?
IX. Warum kann der Teufel Christus dem Herrn nichts anhaben?
X. In wie vielerlei und welchen Gestalten erschien bisher der hl. Geist?

Text: Joh. XIV, 26. „Der Tröster aber, der hl. Geist, den der Vater in meinem Namen senden wird, soll euch Alles lehren und an Alles erinnern, was ich euch gesagt habe."

Eingang.

Nicht umsonst und unabsichtlich geschieht es, geliebte Zuhörer, daß das Bild des hl. Geistes in Gestalt einer Taube zu Häupten des auf der Kanzel stehenden Predigers angebracht ist. Die alten Christen haben diesen Gedanken muthmaßlich dem Texte unseres heutigen Evangelium entlehnt, wo es heißt, der hl. Geist werde den Aposteln Alles das wieder einflüstern, was ihnen bereits

vorher von Christus gesagt worden war. „Er wird euch," spricht der Herr (Joh. 14, 26), „Alles lehren und an Alles erinnern, was ich euch gesagt habe."

Nun will mir aber durchaus kein Grund beifallen, warum dieser Beistand des hl. Geistes den Aposteln allein verheißen sein und nicht auch den anderen Verkündigern des göttlichen Wortes gelten sollte, zudem es diese nicht weniger bedürfen als einstmals die Apostel des Herrn. Und in der That lesen wir in der Lebensbeschreibung des hl. Gregorius des Großen, wie der Diakon Petrus bezeugt, er habe zu öfterem Male den hl. Geist sich in Gestalt einer Taube auf das Haupt des großen Papstes und Kirchenlehrers niederlassen sehen, während er an seinen Werken arbeitete, die ihm jener in die Feder diktirte. So ist denn der hl. Geist der Lehrer und Beistand nicht blos der Apostel allein gewesen, er ist es auch für die nachfolgenden Verkünder des göttlichen Wortes, soferne sie kirchlich und gesetzlich zu diesem heiligen Amte berufen worden; sie sind gleichsam die Werkzeuge, die Zungen, deren sich der hl. Geist bedient. Ist er der Hauch des Windes, so sind sie die Segel; ist er der Strom, so sind sie die Räder der Mühle; ist er die Luft, so sind sie die Pfeifen der Orgel.

Und so ist es auch derselbe hl. Lehrer, der am heutigen Tage zu dem Ende vom Himmel zur Erde herniederstieg, auf daß er uns beistehe und belehre über das Dunkle und Geheimnißvolle, was wir im heutigen Evangelium vorfinden, auf daß Allen klar werde, was der soeben verlesene hl. Text Unverständliches für uns hat. Es ist sonach Gegenstand der nachfolgenden

Homilie.

Die Erläuterung der etwas dunkleren Stellen unseres heutigen Evangelium.

Es sind besonders zehn Punkte, die einer Erörterung mir zu bedürfen scheinen; und hierüber vernehmt mich!

Erster Punkt.

Auf welche Weise nimmt die allerheiligste Dreieinigkeit Wohnung bei Denen, welche Gott lieben?

Allerdings kommt Gott nicht zu den Menschen, die ihn lieben, in Folge einer örtlichen Bewegung, denn Gott ist seiner Natur nach, also vermöge seiner Allgegenwart und Allmacht an jedem Orte ohne Ausnahme, sonach auch im Menschen. Es will obiger

Satz also das besagen: Gott ist in Denen, die ihn lieben, in Wahrheit und Wirklichkeit als Freund, indem er solche Lieblinge mit seiner Gnade ziert, mit seinem Lichte erleuchtet und erwärmt, indem er sie besonders schützt und vervollkommnet. Gott gefällt sich also sozusagen in ihnen; er wird in ihnen wie in einem Tempel verehrt; er wohnt in ihrer Seele, wie ein Fürst in seiner Königsburg oder auf seinem Throne.

Man pflegt gewöhnlich zu sagen, die Sonne steige zu uns herauf, wenn sie die untere Hälfte des Erdballes verlassend zu unserem Gesichtskreis herauftaucht und unsere Erdoberfläche mit ihrem Lichte erhellt, mit ihrer Gluth erwärmt und mit ihrem Strahlenkranze neues Leben verbreitet. Und doch ist uns die Sonne alsdann um nichts näher stehend; die Erde nur, die in Vergleich mit dem Firmamente nichts weiter ist, als ein winziger Punkt, sie hat sich der Sonne zugewendet. Auf ähnliche Weise verhält es sich mit Gott. Dieser wohnt zwar in einem jeden Menschen; beginnt er aber in demselben mit seiner Gnade und Freundschaft zu wohnen, dann verwandelt er gleichsam Nacht in Tag, indem er den Menschen, der früher geistig todt war, wiederum belebt, indem er ihn geistiger Weise erwärmt, erleuchtet, erfrischt und befruchtet, auf dieselbe Weise, wie die Sonne der Erde gegenüber, wenn sich diese ihr zuwendet.

Ein anderer Vergleich wird den Fall noch weiter verdeutlichen. Ein Leib, dem die Seele innewohnt, beginnt zu leben und Lebenszeichen von sich zu geben. Wohnt dagegen die Seele in einem Leibe in der Weise, wie in einem Scheintodten, gleichsam nur als Miethsmann, alsdann gleicht der Körper nur einer entseelten Leiche. So lebt auch der Mensch geistiger Weise nur dann, wenn Gott in ihm mit seiner Freundschaft und Huld wohnet; ist dagegen Gott nur einfach gegenwärtig in ihm, gegenwärtig wie in jedem Steine, alsdann entbehrt die Seele des Menschen ihres höheren Lebens, sie ist eine geistige Leiche.

Zweiter Punkt.

Warum wird der hl. Geist 1) heilig, 2) ein Geist und 3) der Tröster genannt?

1) Der hl. Geist wird deswegen heilig genannt, weil er der heiligste und reinste, insonderheit aber auch bezüglich unserer Person die Quelle aller Heiligkeit ist. Er ist es, der die Seele heiligt und gleichsam zum Tempel Gottes einweiht. Er heißt aber auch aus dem Grunde so, weil er den strengsten Gegensatz

bildet zu dem unreinen, bösen Geiste, dem Urheber aller Uebel.

2) Ein Geist wird er genannt, weil er geistiger Weise vom Vater und Sohne ausgeht, etwa so wie der Mensch, wenn er athmet, den Hauch von sich ausstößt. Wie das Herz, oder besser gesagt, die Lunge durch den Mund den Odem von sich ausgehen läßt, so geht vom Vater durch den Sohn der hl. Geist aus. Oder vielmehr wie die Seele mittelst der Erkenntniß irgend eines angenehmen Gegenstandes die Liebe zu demselben wie einen Hauch und Seufzer der Sehnsucht erzeugt, so erzeugt der Vater durch das geistige Erkenntnißwort, durch den Sohn, den Hauch und Odem der Liebe, den hl. Geist.

Ein weiterer Grund ist der: weil der hl. Geist unserem Geiste in manchem Stücke ähnlich ist. Wie nämlich unsere Seele den Leib belebt, ihm Kräfte einflößt und die Lebenszeichen hervorbringt: so belebt auch der hl. Geist unsere Seele durch seine Gnade, er erweckt ihre Kräfte und erregt sie zum Guten, er unterstützt sie, daß es ihr leicht fällt und macht überhaupt ihre Werke verdienstlich für das ewige Leben.

Noch wird der hl. Geist auch deswegen so genannt, weil der Geist oder die Seele des Menschen sich vorzugsweise durch den Hauch und Odem des Leibes bekundet, und die Wirkungen des hl. Geistes oder des göttlichen Hauches gleich sind oder doch wenigstens ähnlich den Wirkungen des körperlichen Windhauches. — Im Lateinischen heißt Spiritus sowol Geist als auch Odem, Hauch, Wind, Luftströmung. Nun ist es bekanntlich der Wind, der die Luftschichten reinigt, den Regen herbeiführt, das Feuer entfacht, die Fahrzeuge von Ort und Stelle bewegt, die Mühlen treibt, die Menschen erfrischt, den Pfeifen Töne entlockt und Anderes mehr. So ist es auch das Amt des hl. Geistes, welches die Seele reinigt von ihren Sünden; er ist es, der den Thränenstrom der Zerknirschung und Reue hervorruft und das Herz befruchtet in Andacht; er ist es, der die Liebe zu Gott entzündet, der die zum Himmel anstrebenden Seelen auf ihrem Wege fördert, der uns zum Gutesthun antreibt, der uns tröstet und heilige Gebetsweisen zum Preise Gottes unserem Munde entlockt.

3) Paraklet aber wird er genannt, d. h. Tröster, Beistand, Einsprecher, weil er uns in der That tröstet, beisteht und einspricht. Er tröstet uns in Widerwärtigkeiten und besonders bei den Versuchungen zur Sünde. Der hl. Gregorius (30. Hom.) schreibt zu dieser Stelle: „Der hl. Geist wird deshalb Tröster genannt, weil er die Traurigkeit mäßigt, welche uns der Schmerz über die begangene Sünde verursacht, indem er uns zur Hoffnung

auf Vergebung ermuntert.“ Er ermuntert und stärkt uns aber auch, wenn es sich darum handelt, schwierige Geschäfte in Sachen unseres Heiles zu unternehmen und zu vollenden. Wie er in Wahrheit unser Anwalt und Beistand sei, das erörtert uns der hl. Apostel Paulus in folgenden Worten: „Ueberdies hilft auch der Geist unserer Schwachheit auf; denn wir wissen nicht, was und wie wir beten sollen; aber da spricht für uns dieser Geist durch unendliche Seufzer (Röm. 8, 26.).

Dritter Punkt.

Warum kommt der hl. Geist im Namen Christi zu uns gesandt?

1) Weil der hl. Geist anstatt Christi gesendet ist, daß er an Christi Stelle der Kirche vorstehe für alle Zukunft. Euthymius sagt hierüber, es verhalte sich dieses geradeso, wie bei dem Gesandten eines Königs. Er kommt in einen Staat oder in eine Stadt im Namen, d. h. an Stelle seines Königs. Der Ausdruck „im Namen Christi“ bedeutet also so viel als „Stellvertreter Christi.“

2) Eine andere Auslegung lautet: Der hl. Geist kommt zu uns vermöge des Namens und der Verdienste Christi, indem uns der Herr durch seinen Tod die Sendung des hl. Geistes verdient hat. In diesem Verstande befiehlt uns Christus, in seinem Namen zu bitten, d. h. auf Grund seiner Verdienste bei Gott.

3) Der hl. Cyrillus erläutert den Satz dahin, daß er sagt, der Ausdruck, der hl. Geist komme im Namen Christi heiße soviel, als, er komme durch Christus, d. h. aus Auftrag desselben. Wie nämlich der hl. Geist vom Vater und Sohne ausgeht, so wird er auch gesendet durch den Vater und den Sohn. In diesem Sinne wird der hl. Geist (Gal. 4, 7.) der Geist des Sohnes genannt; dort heißt es: „Weil ihr aber Kinder (Gottes) seid, so hat auch Gott den Geist seines Sohnes in euere Herzen gesendet, welcher ruft: Abba, Vater!“

4) Endlich heißt die Sendung des hl. Geistes (nach Theophyl.) eine Sendung im Namen Christi, d. i. zur Ausbreitung des Namens und Ruhmes desselben. Hierüber hat sich bereits unser Heiland selbst klar ausgesprochen, denn er sagt vom hl. Geiste, er werde von dem Seinigen d. h. von Christi Werke und Verdienste nehmen und es den Anderen geben. Und so sind wir ja Alle getauft im Namen des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes, d. h. zum Ruhme ihres Namens, als Diener ihres Namens.

Vierter Punkt.

Worin besteht jener Friede, den uns Christus verleiht, und warum gibt er ihn uns nicht, wie die Welt ihn gibt?

Der Friede Christi, den er uns hinterlassen, bezeichnet

1) den Anwunsch guten Heiles. Es geht dieses hervor aus der bei den Hebräern üblichen Grußesformel. In diesem Sinne gebraucht schon König David das Wort, indem er mit der Frage (II. Kön. 18, 32.): „Ist Friede dem Jungen Absalom?" erkunden will, wie es diesem seinem Sohne ergehe, ob er noch gesund, heil und am Leben sei.

2) Es bezeichnet ferner die gegenseitige Eintracht und liebevolle Uebereinstimmung der Geister und Gemüther, ein Friede, der den Aposteln so außerordentlich nothwendig war, wenn unter ihnen nicht Spaltungen und Mißhelligkeiten zum Verderben der Anderen entstehen sollten. Es ist dieses die Auslegungsweise des Chrysostomus, Euthymius, Theophylaktus.

3) Weiter bedeutet es den inneren Frieden, die Ruhe der Seele und des Gewissens, das Schweigen der Leidenschaften; eines der kostbarsten Güter, welches uns zu Theil werden kann; es gleicht ein solch innerer Friede einem ewigen Gastmahle. Dieses nach der Auslegung des heiligen Augustinus.

Der Friede, den uns Christus gibt, ist indessen, wie er selbst bemerkt, verschieden von dem, wie ihn die Welt gibt. Beide gehen in folgenden drei Punkten auseinander.

1) Die Welt kann dem Menschen den Frieden nur wunsch- oder gebetsweise vermitteln. Anders ist es bei Christus, der uns denselben wirklich gibt. Daher sagt er denn auch: „Meinen Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch" (Joh. 14, 27.). Die Welt also verleiht nur einen Scheinfrieden, den Frieden besitzt sie nicht, kann ihn sonach auch anderen nicht mittheilen; ihr ganzes Werk ist, daß sie uns den Frieden zu wünschen sich herbeiläßt. Christus gibt dagegen den wahren, den, welchen er selbst hat und daher auch allein zu geben im Stande ist.

2) Die Welt und ihre Anhänger suchen für sich und verleihen den Anderen nichts weiter, als einen vorübergehenden Frieden, die Ruhe und Behaglichkeit des Leibes, so frei als möglich von Schmerzen und Mühseligkeiten. Der Friede, den Christus den Menschen verleiht, ist von der Art, daß er ewig währet und Gott zu Ruhm und Ehre gereicht.

3) Die Welt sorgt nicht entfernt um den inneren Frieden der Seele, sie sucht nicht die Ruhe des Gewissens sich zu erwerben oder Anderen zu gewinnen; sie kennt gar nicht die Süßigkeit jenes Friedens, von dem der Apostel sagt, daß er „alles Denken übersteigt und die Herzen bewahrt" (Philipp. 4, 7.). Ein Friede, von der Art, wie ihn die Welt besitzt, war jener, den Herodes und Pilatus schlossen — zum Verderben des Menschensohnes. Ein solcher Friede ist auch der, den heutzutage viele Vorgesetzte lieben, die, um der Ruhe ungestört pflegen zu können, dulden, daß sowol göttliches als menschliches Recht verletzt wird; die da zusehen, wie der Wolf in die Hürde einbricht und die Heerde verzehrt, ohne daß sie ihm Einhalt zu thun sich nur im Mindesten anstrengen; die da, um als tolerant und friedliebend zu gelten, jegliches Laster dulden und den stummen Hunden gleichen, die zwar Laut schlagen können aber nicht wollen. Der Friede der Weltleute ist oft seinem Wesen nach nichts anderes, als eine einträchtige Verschwörung der Gottlosen gegen die Gerechten. So waren die Brüder Josephs, während sie sich's beim Essen wohl sein ließen, einhällig übereins gekommen, ihren Bruder zu unterdrücken und ihn in eine Cisterne zu werfen. Desgleichen jene Soldaten unter dem Kreuze, welche die Kleider Christi unter sich theilten und sein Obergewand herauswürfelten.

Fünfter Punkt.

Haben denn die Apostel Christus nicht geliebt?

Der Herr sagt bekanntlich im heutigen Evangelium: „Wenn ihr mich liebtet, so würdet ihr euch freuen, daß ich zum Vater gehe" (Joh. 14, 28.). Wie nun — haben die Apostel des Herrn ihren Meister nicht geliebt? — Ich antworte hierauf ein Doppeltes.

1) Allerdings liebten die Apostel ihren Herrn, aber sie liebten ihn nur unvollkommen, d. h. irdisch. Sie hingen an ihm, aber nur an seiner Gegenwart, an seiner Persönlichkeit, an seinem Aeußeren, nicht so sehr an seinem Geiste. Darum spricht der Herr zu ihnen: „Es ist euer Vortheil, daß ich hingehe" (Joh. 16, 7.). Hieherbezügliches schreibt der hl. Bernardus (20. Rede über das Hohelied): „Es liebten ihn die Apostel, und liebten ihn auch wiederum nicht; sie liebten ihn zärtlich, aber weniger weise; sie liebten ihn seinem Fleische nach, aber sie liebten ihn nicht geistig genug; ihre Liebe war ihrem Seelenheile nicht sonderlich angemessen." Die irdische Liebe der Apostel überwog vor dem Leiden Christi die höhere; denn sie wünschten nur, der Herr möge

sich niemals von ihnen trennen, wodurch sie an den Tag legten, daß sie mehr auf ihren Vortheil als auf die Verherrlichung Christi bedacht waren. Indessen verbesserten sie diesen Fehler nachmals vollständig.

2) Es kann aber auch die Rede des Herrn von der augenblicklichen Liebesäußerung verstanden werden; und eine solche legten sie keineswegs an den Tag; denn sie erschienen zu jener Stunde traurig, mürrisch und verdrossen; sie hörten nur, daß der Heiland von ihnen scheiden wolle und überhörten, daß er zu seinem himmlischen Vater und in die ewige Glorie eingehen werde. Sie nahmen ein Aergerniß an der Verhersagung des Herrn, der da ihnen seine Auslieferung, seinen Leidenstod, sein Verrathenwerden von Judas, sein Verleugnetwerden von Petrus u. dergl. vorherverkündete. So war ihnen demnach Christus augenblicklich mehr ein Gegenstand des Anstoßes als der Liebe. Und deshalb tadelte sie der Herr, daß sie ihn weniger darum liebten, weil er nun zu scheiden und zum Vater zu gehen im Begriffe stand, obgleich sie im Ganzen mit Liebe an ihm hingen. Ihre Trauer, ihre Bestürzung also ist es, was der Heiland an ihrer Liebe rügt.

Sechster Punkt.

Wieso ist der Vater größer als der Sohn?

Die Beantwortung dieser Frage ist so ohne alle Schwierigkeit, daß es uns verwunderlich vorkommen muß, wie Arius und sein ketzerischer Anhang bei dieser Textstelle straucheln konnte. Der Vater ist größer als der Sohn hinsichtlich der menschlichen Natur Jesu, als Menschensohn, als welcher er zum Vater ging; dagegen ist hinsichtlich der göttlichen Natur des Sohnes Gottes, als welcher er jederzeit von Ewigkeit her und ununterbrochen beim Vater war, der Sohn nicht im Mindesten geringer und kleiner, als der Vater selbst. Es ist sonach ganz klar und liegt auf der Hand, daß der Heiland hier nur von seiner menschlichen Natur gesprochen habe. Hören wir den hl. Augustinus über diese Stelle; er sagt (Trakt. 78): „Der Sohn steht im Begriffe, zum Vater zu gehen darin, worin er und der Vater nicht von gleicher Wesenheit sind. Darin indessen, worin Vater und Sohn von gleicher Wesenheit waren, war der Sohn nie vom Vater gewichen.“ Theophylaktus schreibt: „Es sollen die Irrlehrer einmal sagen: Auf welche Art geht denn der Sohn zum Vater, als Gottessohn oder als Menschensohn? Seine göttliche Natur war nie von seinem himmlischen Vater getrennt. Rücksichtlich der menschlichen Natur aber, welche nun zum Vater geht, ist der Sohn

kleiner denn der Vater." Ganz kurz spricht sich darüber der hl. Athanasius aus und sagt: „Der Gottheit nach ist der Sohn dem Vater gleich; der Menschheit (Christi) nach ist der Sohn geringer." — In gleicher Weise, aber in anderem Sinne, wie Christus, reden auch noch andere große Kirchenlehrer. Basilius, Athanasius, Gregor von Nazianz, Cyrillus, Hilarius, Chrysostomus und Damascenus sagen aus, man könne den Sohn auch bezüglich seiner Gottheit kleiner nennen als den Vater; dies ist aber nur im uneigentlichen Sinne zu verstehen. So sagt z. B. der hl. Athanasius gegen die Arianer (2. Red.): „Er (der Vater) ist größer nicht vermöge einer größeren Hoheit oder eines höheren Alters, sondern nur mit Rücksicht darauf, daß der Sohn vom Vater den Ursprung hat." Der hl. Hilarius schreibt (in Ps. 138.): „Größer als der Sohn ist der Vater hinsichtlich der Zeugung nicht der Gattung." — Doch ist, wie oben bemerkt, diese Redeweise nur eine bildliche, nicht im eigentlichen Sinne, auch nicht in dem Verstande, wie Christus hier spricht, der das Größersein des Vaters mit Rücksichtnahme auf seine menschliche Natur und als Menschensohn betont.

Siebenter Punkt.

Ob die Apostel nur dann geglaubt, als das Vorhergesagte eintraf?

Es ist hier nicht die Rede vom Glauben der Apostel an Christus überhaupt, sondern nur von einer Vermehrung ihres Glaubens in Ansehung neuer Thatsachen; desgleichen von der Stärkung desselben; denn es ist bekannt, auf wie wunderbare Weise die Apostel durch das Eintreffen jener vorhergesagten Ereignisse im Glauben befestiget wurden, nicht im Glauben an jene Dinge, die sie bereits erkannt und wahrgenommen hatten, sondern im Glauben an jene Wahrheiten, die sich mit den Augen nicht erkennen lassen, so z. B. daß Christus in Wahrheit der Messias, der Sohn Gottes sei; sowie auch im Glauben an jene Ereignisse, die zu jener Zeit noch nicht eingetreten waren. Aus dem Vorhergegangenen konnten sie daher mit Recht auf das Nachfolgende schließen, sie konnten aus der Auferstehung des Herrn mit Recht auch die Auferstehung, die uns verheißen ist, folgern.

Achter Punkt.

Warum heißt der Teufel der Fürst dieser Welt?

Fürst heißt er aus folgenden Gründen.

1) Weil Luzifer, der Oberste der bösen Geister, einstens der obersten Rangordnung der Engel angehörte. Demgemäß sagt auch der Apostel Paulus (Ephes. 6, 12.): „Wir haben nicht mit Fleisch und Blut, sondern gegen die Mächte und Gewalten, gegen die Fürsten dieser Finsterniß, gegen die bösen Geister unter dem Himmel zu kämpfen;" d. h. wie Cornelius a Lapide auslegt, gegen jene Geister, welche einst dieser Rangordnung angehört haben, nun aber abgefallen sind. Denn bekanntlich verloren die abgefallenen Engel durch den Sturz und Abfall ihre natürlichen Kräfte und ausgezeichneten Gaben nicht, sondern haben vielmehr eine gewisse Herrschaft über die niederen Geister bis zu einer gewissen Grenze beibehalten, wie auch der gefallene Mensch immer noch Mensch bleibt, d. h. das vorzüglichste sichtbare Geschöpf dieser Erde.

2) Ein weiterer Grund ist der: Der Geist der Finsterniß herrschte, so lange das Heidenthum noch in Blüthe stand, mittelst der Götzenbilder wie ein Fürst über die Menschen; daher denn auch der Psalmist (Ps. 95, 5.) sagt: „Alle Götter der Völker sind böse Geister."

3) Und herrscht denn nicht über die sündhaften Sterblichen noch bis auf diese Stunde der Teufel, d. h. so lange sie in ihren Sünden verharren? Recht hat darum der Apostel, wenn er in gleichem Tone sagt (II. Timoth. 2, 26.): „Vielleicht daß sie (die Irrenden) wieder zu sich selbst kommen aus des Teufels Fallstricken, der sie gefangen hält ihm zu Willen!" Ja wahrhaftig, ihm zu Willen! Denn ohne Gottes Gnade allein können sie sich nicht aus eigener Kraft und Stärke aus den Schlingen Satans loswickeln, vielmehr werden sie, losgelöst von Gottes besonderer Gunst und Gnade, nur allzuleicht in dieselben Laster fort und fort fallen, ja zu noch vielen anderen mitfortgerissen.

4) Erwägen wir nun noch den Fall Adams, und wie durch denselben der Teufel Gewalt über das gesammte Menschengeschlecht bekommen hat und dasselbe beherrscht, so lange es von der Erbsünde noch befleckt ist, alsdann wird es uns deutlich, warum Satan ein Fürst geheißen wird; es leuchtet aber auch ein, warum er genannt wird ein Fürst dieser Welt. — Dies noch aus folgenden Ursachen.

a) Den nächsten Anhaltspunkt bietet uns sein Wirkungskreis; es ist dieses die Erde, die untere Luftregion, wo er seinen Tummelplatz gewählt und sich vorgenommen hat, dem Menschengeschlechte, den Thieren, den Früchten dieser Erde zu schaden.

b) Dann heißt er aber auch darum „Fürst dieser Welt“, weil seine Herrschaft sich nur auf diese Welt, d. h. auf dieses Leben sich ausstreckt; im jenseitigen Leben ist er nicht mehr Herrscher, er wüthet gegen die Verdammten nicht eigenmächtig, sondern aus Auftrag Gottes, gleich einem Nachrichter und Henker, der im Dienste des wahren und eigentlichen Richters steht.

Neunter Punkt.

Warum kann der Teufel Christus dem Herrn nichts anhaben?

1) Weil er nichts in ihm findet, was nach dem Recht sein oder von dem Seinigen ist. Die Sünde allein ist das Werk Satans und verleiht ihm ein Recht auf den Menschen; wie z. B. ein Diebstahl oder ein Mord der Obrigkeit oder dem Scharfrichter ein Recht auf den Verbrecher gibt. Daß aber Christus ohne Sünde war und sein mußte, steht über allen Zweifel erhaben.

2) Weil er nichts hatte, was er ihm nehmen konnte. Nur da, wo er eine Todsünde findet, ist es ihm gestattet, die Seele in den ewigen Tod fortzuschleppen. Und wenn nun auch Christus gleich dem größten Verbrecher litt, so war er doch von aller Schuld frei; weshalb er auch seine Jünger ermahnte, an diesen Vorgängen kein Aergerniß zu nehmen, wenn sie nämlich sähen, wie man ihn verurtheilen und kreuzigen würde. Er litt also, weil er es selbst wollte, der That, aber nicht dem Rechte nach durch Satan und dessen Helfershelfer, das Kreuz und den Tod. Um daher dem Einwurfe zu begegnen und die Frage zu beantworten, dahin lautend: Wenn er von Schuld frei ist, was leidet er Strafe? fügt er der heutigen Rede noch den Schlußsatz bei: „Die Welt aber soll erkennen, daß ich, weil ich den Vater liebe, so handle, wie mir der Vater aufgetragen hat“ (Joh. 14, 31.). Urheber seines Leidens und Sterbens ist demzufolge eigentlich der Vater und die Liebe des Sohnes, der ihm gehorcht, da der Vater gewillt ist, durch den Tod seines Sohnes die Welt zu erlösen und von ihm die Genugthuung für die Sünden der Menschen zu erhalten.

Zehnter Punkt.

In wie vielerlei und welchen Gestalten erschien bisher der hl. Geist?

Die Erscheinungsweise des hl. Geistes geschah je nach der Beschaffenheit seines Amtes und Wirkens in verschiedenerlei Gestalten.

Der hl. Geist erschien:

1) in Gestalt einer Taube; so bei der Taufe Christi, um anzudeuten die vollständige Reinheit Christi und der auf seinen Namen Getauften. Die Taube sollte zugleich ein Sinnbild von der Fruchtbarkeit der Werke sein, wozu die Taufe den Menschen zubereitet und geschickt macht.

2) In Gestalt einer Wolke bei Gelegenheit der Verklärung des Herrn. Es ist diese leuchtende Wolke, aus der eine Stimme ertönte und sprach (Matth. 17, 5.): „Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe", ein Sinnbild des Schutzes und der Huld des hl. Geistes seinen Freunden gegenüber, und deutet zugleich hin auf den Regen und Segen der Weisheit, die der hl. Geist den Seelen seiner Lieblinge eingießt.

3) In Gestalt eines Hauches. Als der Herr seinen Aposteln den hl. Geist verlieh und zugleich die Vollmacht, Sünden zu vergeben und zu behalten, da hauchte er sie an; zum Zeichen, daß der hl. Geist es ist, welcher der Seele, besonders im hl. Bußsakramente, das innere und ewige Leben mittheilt.

4) Endlich in Gestalt von Feuerzungen unter währendem Sturme; so am Pfingstfeste. Gleich dem Feuer ist es auch der hl. Geist, der die Gläubigen reinigt und läutert, erleuchtet und entzündet. Der heftige Sturmwind sollte hindeuten auf die Gewalt und Macht der alleserschütternden Predigt der Apostel, der Diener des hl. Geistes. Wie der Sturm Saaten, Wälder, Häuser, ja selbst die festesten Thürme erschüttert und darniederwirft, wie er nicht selten die stärksten Gegenstände entführt und ihren Platz wechseln läßt, so zertrümmerte auch die Predigt der Apostel die Macht, Weisheit und Beredsamkeit der Welt und verwandelte das Heidenthum in das Reich Christi.

Deswegen begeisterte jener vom Himmel gekommene Schall die Apostel, zur Liebe Gottes sie anfeuernd, anstatt, wie man gewärtigen sollte, sie bestürzt und erschreckt zu machen.

Schluß.

Dies soll aber auch uns zur Lehre dienen, daß nämlich auch wir als Gläubige Christi, die wir denselben hl. Geist mit seinen sieben Gaben empfangen haben, auf dem Pfade der Tugend und des Heiles heftig verlangend, ja gleichsam stürmisch vorzudringen die Pflicht haben. Denn es steht geschrieben (Matth. 11, 12.): „Das Himmelreich leidet Gewalt, und nur die Gewalt brauchen, reißen es an sich." Wolan denn! Reißen wir im feurigen Zuge unserer Seele, mit Sturmesgewalt, im Eifer und Kampfe nie ermüdend, reißen wir dieses herrliche Reich der ewigen Glückseligkeit an uns, wozu uns der hl. Geist huld- und gnadenreich verhelfen wolle! Amen.

Predigt auf den I. Sonntag nach Pfingsten,

oder

das Fest der allerheiligsten Dreifaltigkeit.

Thema: Das Bekenntniß der allerheiligsten Dreieinigkeit kann dem Christen nicht genug empfohlen werden.

Eintheilungs=Gründe.

Das Bekenntniß der heiligsten Dreieinigkeit ist:
I. das Abzeichen und Losungswort eines katholischen Christen;
II. ein goldenes Halsgeschmeide der Welt und einer jeden Christenseele;
III. die Richtschnur für unsre Handlungsweise;
IV. ein Schild gegen die Angriffe Satans;
V. ein Band der Liebe; und
VI. ein Loblied zur Ehre Gottes.

Text: Matth. XXVIII, 19. „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes."

Eingang.

Andächtige Versammlung!
In dem eben verlesenen Evangelium hat uns der göttliche Heiland das tiefste Geheimniß unserer hl. Religion — das der heiligsten Dreieinigkeit — offenbart. Dieses Geheimniß war den Juden im alten Testamente von Gott nur dunkel und räthselhaft vorgestellt, theils weil noch keine Veranlassung zur Offenbarung desselben gegeben war, indem der hl. Geist noch nicht auf die Welt gesandt worden; theils weil im Gegentheile Gründe obwalteten, dasselbe noch geheim zu halten, da nämlich die Juden

bei ihrer Geneigtheit zum Götzendienste leicht auf die Verehrung mehrerer Götter hätten kommen können.

Für uns also, für die Christen im neuen Gnadenbunde war dieses Geheimniß vorbehalten, und zwar der Art, daß schon Kinder davon reden und wissen.

Da der Prophet Jeremias einstmals von diesem Geheimnisse sprach (nach der Meinung des gelehrten Blasius Viegas), sagte er, vor Staunen gleichsam stotternd: „Ah, Ah, Ah, Herr und Gott, ich kann nicht reden, denn ich bin ein Kind" (Jer. 1, 6.). Dagegen jetzt lallen bei Aussprechung dieses Geheimnisses die Kinder nicht mehr, sondern sagen deutlich: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des hl. Geistes;" — sie kennen also Gott den Vater, kennen den Sohn und kennen den heiligen Geist. Ueberhaupt ist allen Christen nichts geläufiger, als dieses kurzgefaßte Glaubensbekenntniß.

Damit wir nun aus dem Gebrauche dieses Bekenntnisses der hl. Dreieinigkeit, welches in dem hl. Kreuzeszeichen enthalten ist, um so mehr Gewinn ziehen, wollen wir in heutiger Erbauungsstunde die Gründe hören, welche uns dieses christliche Bekenntniß ganz besonders empfehlen.

Abhandlung.

Erster Grund.

Das Bekenntniß der allerheiligsten Dreieinigkeit ist unser **christliches Abzeichen** oder **Losungswort**, welches uns Katholiken von den Heiden, Juden, ja selbst Andersgläubigen unterscheidet.

Im Namen des dreieinigen Gottes sind wir getauft und Christen geworden; in eben diesem Namen wurden wir gefirmt, und in die Schaar der Streiter Christi eingereiht; uns mit dem Kreuzeszeichen, als dem kurzgefaßten Bekenntnisse des Einen Gottes in drei Personen zu bezeichnen, wurden wir von Kindheit auf gelehrt, um uns hiedurch einmal von den Heiden und Türken zu unterscheiden, von denen die Ersteren dieses Geheimniß gar nicht kennen, die Letzteren es leugnen, indem es in ihrem Gesetzbuche, dem Koran, heißt: „Gott ist nur Einer; er hat seines Gleichen nicht, und auch keinen Sohn." Für diese Behauptung führen sie den abgeschmackten Grund an, Gott habe ja kein Weib; und dann: hätte Gott einen Sohn, so wäre der Himmel leicht Zwistigkeiten ausgesetzt, wenn z. B. der Sohn sich gegen den

Vater erheben wollte; wie dergleichen die Heiden von einer solchen Empörung Jupiters gegen Saturn fabelten. Aber, Geliebteste! welch' eine Thorheit! Als wenn der Allmächtige, um einen Sohn zu erzeugen, eines Weibes bedürfte, und als ob nicht ein göttlicher Sinn, der über jede Störung erhaben ist, und eine Einheit des göttlichen Willens, welcher bei den drei göttlichen Personen immer derselbe ist, obwaltete, und jeglichen Zwist ausschlöße.

Ferner sind es auch die Juden, welche, um Christus die Eigenschaft eines Sohnes Gottes streitig zu machen, gleichfalls die Dreieinigkeit verhöhnen, obgleich sie in ihren Gesetzen, wenn auch nicht deutlich ausgeprägt, doch wenigstens angedeutet ist. Wirklich haben die älteren Rabbinen die Stelle aus dem Propheten Isaias (6, 3.), wo es heißt: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr und Gott der Heerschaaren", also erklärt: „Heilig ist der Vater, heilig ist der Sohn, heilig ist der Geist." (Vgl. Galatin 2. B. 1. C.)

Endlich haben fast alle Irrlehrer die Dreieinigkeit bekämpft, theils in offener Fehde, wie z. B. die Arianer, Manichäer und Andere; theils in versteckter Weise, wie die Glaubensneuerer vor dreihundert Jahren und die meisten Wiedertäufer. So hat Luther i. J. 1543 den Namen und die Anrufung der hl. Dreieinigkeit aus seinen Litaneien beseitigt, und in seinem Buche gegen Barthol. Latomus (Mason), einen Vertheidiger der katholischen Lehre, das Wort „gleichen Wesens mit dem Vater" gestrichen, mit welchem die hl. Väter immer und höchst passend die gleiche göttliche Natur Christi mit dem Vater den Arianern gegenüber ausdrückten. Aus dem 1. Briefe des hl. Johannes (5, 7.) ließ er auch die Stelle: „Drei sind, die Zeugniß geben im Himmel: Der Vater, das Wort und der hl. Geist; und diese Drei sind Eins", welche vorzugsweise für die Dreieinigkeit spricht, aus.

Calvin drückt den Wunsch aus, die Worte: Dreifaltigkeit, Personen, Wesens-Einheit und andere dergleichen, ohne welche dieses Geheimniß nicht verständlich gemacht, noch ausgedrückt werden kann, möchten in tiefster Verborgenheit begraben liegen und nie gehört werden. — Die Anhänger dieser neuen Religionsparteien vermeiden es auch und schämen sich, dieses Zeichen unseres Glaubens auf ihre Stirne zu zeichnen.

Um uns nun gegen diese irrthümlichen Ansichten zu waffnen, hat die katholische Kirche angeordnet, daß sich ihre Kinder tagtäglich, vor und nach dem Gebete und beinahe zu jeder Handlung im Namen des dreieinigen Gottes bezeichnen, damit wir schon von Kindesbeinen an fest an diesem hl. Geheimnisse halten. Gleichwie der Adler seine Jungen zur Sonne hinaufträgt, und beobachtet, wie sie in dieselbe sehen, ob mit festen oder blinzelnden Augen; und wie er jene, die ersteres vermögen, auferzieht, diese aber, welche das letztere thun, als entartet wegwirft: so prägt uns

auch die Kirche von Jugend auf den Glauben und die Kenntniß dieses hocherhabenen Geheimnisses ein, weil es die Grundlage des christlichen Glaubensgebäudes bildet; und wer im Glauben an dasselbe wankt, den stößt sie, als nicht zu ihrer Gemeinschaft gehörig, aus. Fürwahr: ein Soldat, welcher auf geschehene Anrede sein Losungswort nicht sagen kann, wird für einen Feind angesehen, und als solcher erschossen. So sollen denn auch wir als Streiter Christi auf die Frage nach unserem Glauben unser Losungswort aussprechen durch die Worte: „Im Namen des Vaters und des Sohns und des hl. Geistes." Wenn wir sprechen: „Im Namen," bekennen wir die Einheit Gottes; wenn wir die drei Personen nennen, bekennen wir die Dreifaltigkeit in der Einheit. Bezeichnen wir mit dem Namen des Vaters unsere Stirne, so glauben wir an ihn als den Anfang aller Dinge und als den Ungebornen, zeichnen wir des Sohnes Namen auf den Mund, so bekennen wir ihn als des Vaters ewiges Wort; bezeichnen wir mit des hl. Geistes Namen unser Herz, so legen wir das Bekenntniß ab, daß er die Liebe des Vaters und des Sohnes ist.

Zweiter Grund.

Das Bekenntniß der heiligsten Dreieinigkeit — ein goldenes Halsgeschmeide der Welt und einer jeden Christenseele.

Das Bekenntniß des Glaubens an den dreieinigen Gott ist zweitens eine goldene Kette, welche Gott der ganzen Welt gewissermassen um den Hals gelegt hat, da ihr der Vater den Sohn, und beide den hl. Geist schenkten; es ist jenes goldene Geschmeide, welches er auch einem Jeden von uns umgeschlungen, indem er uns in der hl. Taufe reinigte, adelte und zu seinen Vertrauten machte; da er uns den Ehrenschmuck der übernatürlichen Gottähnlichkeit mittheilte, — nämlich die heiligmachende Gnade, vermöge welcher er in unsrer Seele, wie in seinem Tempel, einkehrte. Fürwahr, Geliebte, eine überaus hohe, eine staunenswerthe Würde! — Wir waren von Gott anfänglich nach seinem Bilde geschaffen, da er uns mit Verstand, Gedächtniß und freiem Willen begabte. Nachdem aber diese Seelenkräfte durch den Sündenfall waren verderbt worden, hat Gott um der Verdienste Jesu Christi willen an dessen Stelle das bei weitem schönere, übernatürliche Kleinod seiner Gnade und der Kindschaft Gottes durch die Erlösung gesetzt.

Wenn wir uns also im Namen des dreieinigen Gottes bezeichnen, so geben wir erstens kund, wie sehr Gott uns geliebt

hat, da er sich nach allen seinen Persönlichkeiten uns ganz und gar hingab, — der Vater, indem er uns seinen Sohn schenkte; der Sohn, indem er sich als Lösegeld für unsere Erlösung und zur Erlangung der göttlichen Gnade darbrachte; der hl. Geist, indem er der Ausspender der von Christus uns erworbenen Gnade ward. Das will der Weltapostel mit den Worten sagen: „Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi, und die Liebe Gottes" — nämlich des Vaters, welchem gleichsam als dem Anfange in der Gottheit und als dem Ursprunge der übrigen Personen vorzugsweise der Name Gottes zugeeignet wird — „und die Gemeinschaft des hl. Geistes sei mit euch Allen!" (2. Cor. 13, 13.) — Dann erinnern wir uns der besondern Wohlthat einer jeden der drei göttlichen Personen, wornach wir in der hl. Taufe wiedergeboren und durch die Buße mit Gott auf's Neue ausgesöhnt wurden, wobei die ganze heiligste Dreieinigkeit zu uns, ja sogar in uns herniederschwebte, und uns ihr Ebenbild, insoweit es der Mensch erreichen kann, nämlich die vollkommenste Gnade eindrückte, durch welche wir geheiligt und der Art ausgeschmückt werden, daß wir von nun an Tempel und Freunde Gottes sind, die von ihm an Kindes Statt angenommen worden. — Gleichwie nun ein vornehmer Mann beim Anblicke der goldenen Kette an seinem Halse sich daran erinnert, oder doch wenigstens daran erinnern soll, daß er in demselben Grade, in welchem er Andere an hoher Abkunft und Ehrenstufe überragt, diese auch an edlen Sitten, Thaten und Tugenden übertreffen müsse: ebenso muß auch der Christ bei seiner Bezeichnung im Namen des dreieinigen Gottes eingedenk sein, daß er ein Tempel, ein Geadelter, ein Freund, ein Kind Gottes ist. Der hl. Cyprian schreibt deshalb (tract. de orat. Dom.): „Wir sollen wandeln als Tempel Gottes, damit es sich offen zeige, daß Gott in uns wohnt; damit wir als himmlische und vergeistigte Menschen auch nur Himmlisches und Geistiges denken und vollbringen." Und an einer andern Stelle (lib. d. spect.) sagt derselbe hl. Kirchenlehrer: „Wer immer sich als ein Kind Gottes erkennt, wird Menschenwerke nie bewundern. Wer nach Gott noch etwas anstaunen kann, der stürzt sich von der Höhe seiner edlen Abkunft herab." — Der gemeine und ungebildete Mann bewundert, achtet und erhebt Manches, was Vornehme gering schätzen, belächeln und für Nichts erachten; denn diese haben eine erhabenere Sinnesart, als jene. So soll auch der Christ das, was die Welt hoch anschlägt, mit Geringschätzung ansehen, weil er eine weit edlere Gesinnung und Würde, als jene, in sich trägt. Ferner gedenkt der Adlige bei Betrachtung seines Halsschmuckes auch der Ahnen, deren Tugenden er seinen Adel und eben diese Zierde zu verdanken hat: eben so ziemt es sich auch, daß der Christ bei Aussprechung des Namens der hl. Dreieinigkeit seinem Gotte

Gegenliebe erweist, dessen Bild er an sich trägt, und der ihm den Ehrennamen eines Kindes Gottes verlieh.

Dritter Grund.

Das Bekenntniß der heiligsten Dreieinigkeit — die Richtschnur unserer Handlungsweise.

Das Bekenntniß des dreieinigen Gottes ist drittens das Ziel und die Regel unserer Handlungen, welche wir im Namen der heiligsten Dreieinigkeit beginnen sollen, um den Beistand und die Leitung derselben von ihr zu erlangen, damit wir mit Hilfe derselben erkennen, was wir zu thun haben, und dieses auch wirklich vollbringen können und wollen. Im Namen des dreieinigen Gottes sollen wir alle unsere Werke nur zu dessen Verherrlichung und Ruhm einrichten. Wie demnach der Sohn vom Vater ausgeht, und zu diesem mittelst der Liebe, welche der hl. Geist ist, zurückkehrt (nach dem bekannten dem Merkurius Trismegistus zugeschriebenen Ausspruche: „Das Eins erzeugte das Eins, und wandte seine Liebe gegen sich selbst"), so sollen alle unsere Handlungen mit der Anrufung der heiligsten Dreifaltigkeit beginnen, und zu ihrer Ehre beschlossen werden. Sie ist nämlich jenes Meer alles Guten, von welchem alle Flüsse ausströmen und wohin sie wieder einmünden. Die Kirche beginnt deshalb das hl. Meßopfer und die Tagzeiten der Geistlichen allemal mit Anrufung des Namens der allerheiligsten Dreieinigkeit, und macht auch damit den Schluß.

Ein weiterer Grund ist: Zu unseren Handlungen haben wir erstlich Kraft und Fähigkeit nöthig, um sie vollbringen zu können; dann Erkenntniß, damit wir, was zu thun ist, auch auszuführen wissen; endlich die Zustimmung des Willens, um es auch in's Werk setzen zu wollen. Mit Recht rufen wir sonach beim Beginne des Werkes den Vater an, dem vorzugsweise die Allmacht zugeschrieben wird; und den Sohn, dem die Weisheit zukommt, und den hl. Geist, dem die Liebe und das Wollen eigen ist.

Vierter Grund.

Das Bekenntniß der heiligsten Dreieinigkeit — ein Schild gegen Satan.

Ein vierter Grund, der uns das Bekenntniß der heiligsten Dreieinigkeit dringend empfiehlt, liegt darin: daß dasselbe

eine Schutzwehr bildet gegen die Angriffe des bösen Geistes, und zugleich ein Mittel ist, jede Schwierigkeit zu überwinden und auf uns zu nehmen. Daß der Höllenfürst durch das Glaubensbekenntniß an den dreieinigen Gott gleichsam wie gebunden werde, davon gab, wie Cäsarius (5. B. 13. C.) berichtet, einst einer von Satan's Dienern Zeugniß. Dieser Schriftsteller sagt nämlich: „Gerhard erzählte mir, ein vielbekanntes, vom Teufel besessenes Weib sei einst, um geheilt zu werden, nach Siegeberg gekommen. Als in der Hauskapelle zum hl. Michael verschiedene Fragen an sie gestellt worden waren, und die Rede sich auf Lucifer lenkte, welcher in der Hölle festgebunden sei, antwortete der Teufel durch den Mund der besessenen Frau: O ihr Thoren! mit was für Ketten, meint ihr wol, ist mein Gebieter in der Hölle gefesselt? Etwa mit eisernen? O keineswegs. Im Stillgebete der Messe kommen drei Worte vor; diese fesseln ihn. Einige von den Brüdern fragten: Nun was sind denn das für Worte? Das Weib wollte sie nicht sagen, oder vielmehr sie wagte es nicht; sondern sie entgegnete: Bringet mir ein Meßbuch, und ich werde sie euch zeigen. Man reichte ihr ein solches, aber verschlossen. Sie öffnete es, fand beim ersten Aufschlagen sogleich den Canon (Stillgebet) der hl. Messe, und legte ihren Finger auf die Stelle, wo es dort heißt: „„Durch Ihn, und mit Ihm und in Ihm,““ in welcher der heiligsten Dreieinigkeit Erwähnung geschieht. Dabei sagte sie: Sehet, das sind jene drei Worte, durch die mein Gebieter gefesselt ist.“ — Der hl. Athanasius schreibt von dem hl. Einsiedler Antonius (in dessen Leben): „Wenn dieser das belebende Zeichen (des Kreuzes) in der hl. Zahl der Dreieinigkeit Einzelnen auf die Stirne drückte, so wurden nicht nur die bösen Geister verscheucht, sondern auch die eitle Weisheit der anwesenden Philosophen zu Schanden gemacht.“

Nach Viktor von Utika hat während der Verfolgung durch die Vandalen die hl. Dionysia ihren Sohn, da sie ihn unter grausamen Schlägen von Furcht befangen erblickte, ermuthigt, standhaft das Martyrthum auf sich zu nehmen und zu überwinden, indem sie ihm zurief: „Mein Sohn, bedenke, daß wir in unserer Mutterkirche auf den Namen der allerheiligsten Dreieinigkeit getauft sind; laß uns das Kleid unseres ewigen Heiles nicht verscherzen!“ — Dasselbe möge jeder Christ zu sich selber sagen, wenn er sich in Versuchung befindet, wenn die Hölle, die Welt und das Fleisch ihn dazu drängen wollen, von Christus und seinem hl. Gesetze zu weichen. Er möge — sage ich — sich selber zusprechen: Bedenke, daß du im Namen des dreieinigen Gottes getauft bist, daß du dabei Christus dem Herrn die Treue geschworen hast. Zeuge war dort der Vater, Zeuge der Sohn, Zeuge der hl. Geist, welche bei der Taufe Christi, so auch bei der deinigen zugegen waren.

Fünfter Grund.

Das Bekenntniß der heiligsten Dreifaltigkeit — das Band der Liebe und des Friedens unter den Christen.

Wiewol in Gott drei unter sich verschiedene Personen sind, so haben doch diese nur Eine Natur, Einen Willen, Eine Liebe; in allen Dingen nur Einen Sinn und Einstimmigkeit und nach Außen hin ein ungetheiltes Wirken; so zwar, daß das, was Eine Person wirkt, auch das Werk der übrigen ist. — Wenn wir uns demnach zu diesem Geheimnisse bekennen, finden wir in diesem Bekenntnisse zugleich eine Aufmunterung, diesen Frieden auch unter uns gegenseitig zu erhalten. Eine derartige Einigkeit herrschte wirklich in den Apostelzeiten unter den ersten Christen; denn in der Apostelgeschichte (4, 32.) heißt es von ihnen: „Die Menge der Gläubigen war Ein Herz und Eine Seele"; mit andern Worten, es beseelte sie eine so große Eintracht und ein so schöner Friede, als hätten sie allesammt nur Ein Herz und Eine Seele. So stand es auch zur Zeit Tertullian's, welcher um das Jahr 200 der christlichen Zeitrechnung lebte. Denn er schreibt in seiner Vertheidigungschrift (39.): Zu seiner Zeit sei die Liebe der Christen unter einander so groß gewesen, daß die Heiden allgemein von ihnen sagten: „Sehet doch, wie sie einander lieben; wie Einer für den Andern zu sterben bereit ist!" — Zur Zeit des hl. Gregor von Nazianz, welcher um das Jahr Christi 370 lebte, war es immer noch so; denn dieser Kirchenvater schreibt (or. 2. de pace): „Ebenso, wie in der Gottheit unter sich der schönste Friede herrscht, so besteht — wenn anders dieser Vergleich nicht allzugewagt sein dürfte, — auch unter uns die größte Eintracht, wir sind Eines Sinnes, Eines Mundes, und Einer Sprache." — Wie demnach in der hl. Dreieinigkeit der Vater und der Sohn durch den hl. Geist vereinigt sind, indem dieser das Band der Liebe zwischen Beiden ist; ebenso sollen auch wir Christen mittelst des hl. Geistes, ja durch die ganze hl. Dreifaltigkeit, welche uns innewohnt, durch das Band des Friedens vereint und zusammengehalten werden. Der weise Salomon sagt in seinem Prediger (4, 12.): „Eine dreifache Schnur zerreißt nicht so leicht." Das Geheimniß der allerheiligsten Dreieinigkeit, in welchem wir Alle getauft sind, soll demnach gewissermassen eine solche dreifache Schnur bilden, welche Niemand zu zerreißen sich unterfangen möge. Denn was suchen wir auch in der Welt? Oder um was streiten wir? — Gott Vater ist ja unsere Erbschaft, der Sohn der Kaufpreis für dieselbe, und der hl. Geist deren Unterpfand.

Sechster Grund.

Das Bekenntniß der heiligsten Dreieinigkeit — ein Lobgesang zu Gottes Verherrlichung.

Dieses Lied zum Preise der allerheiligsten Dreifaltigkeit hat der hl. Seher Isaias (6, 3.) der Harfe der Seraphinen abgelauscht und in folgenden Worten niedergeschrieben: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr Gott der Heerschaaren!" in welchem sie durch das dreimal wiederholte: „Heilig" die Dreieinigkeit preisen, wie die hl. Väter, der fünfte allgemeine Kirchenrath und die ganze katholische Kirche erklären. Der hl. Johannes schreibt in seiner Offenbarung (4, 8.), diesen Lobgesang hätten auch jene vier geheimnißvollen Thiere dem Allerhöchsten angestimmt. Derselbe Lobspruch wurde zur Zeit des Kaisers Theodosius des Jüngeren um das Jahr Christi 446 durch ein Wunder und die Zustimmung Gottes selbst bestätigt. Denn als damals ein halbes Jahr lang von Zeit zu Zeit ein schreckliches Erdbeben, besonders aber in Constantinopel, wüthete, ward ein Knabe während der öffentlichen Gebete auf einmal in die Höhe entrückt, wo er vernahm, wie die hl. Engel den Lobgesang anstimmten: „Heiliger Gott, Heiliger und Starker, Heiliger und Unsterblicher! erbarme dich unser!" Der Knabe erzählte dem Erzbischof Proclus, was er gehört, damit Alle diesen Lobgesang absingen und hiemit Gottes Hilfe und Erbarmung anflehen möchten. So geschah es auch; und das Erdbeben hörte bald auf. So erzählt der hl. Johannes von Damascus (tract. de Trisag.) und Nicephorus (14. B. 46. Cap.). Eben diesen Lobgesang empfahl auch Kaiser Leo VI. in einem Werke, welches er über die Kriegskunst schrieb, seinen Soldaten, und ermahnte sie, das Heer solle denselben täglich, am Morgen und am Abende beten, wie Baronius erzählt.

Um wie vielmehr werden nicht auch wir diesen Lobspruch: „das Dreimalheilig", Gott zur Ehre täglich zu beten haben, oder einen andern gleichen Inhalts! Galatin schreibt, selbst die Juden hätten nach Anordnung der älteren Rabbinen noch bis auf seine Zeit des Tags wenigstens zweimal, nämlich bei Sonnen-Aufgang und Untergang, das bekannte Loblied der Seraphinen: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr, der Gott der Heerschaaren", gesprochen. Dasselbe thut auch die Kirche im hl. Officium, indem sie jeden Psalm mit den Worten schließt: „Ehre sei dem Vater, und dem Sohne, und dem hl. Geiste"; und indem sie an allen Festtagen und fast an allen Sonntagen den Vers aus dem Propheten Isaias (6, 3.) anstimmt: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr, der Gott der Heerschaaren." Denn alle Sonntage vom heutigen an bis zum ersten Adventssonntage scheinen nichts Anderes zu sein, als die Oktaven oder die Wiederholungen des heutigen Dreieinigkeitsfestes.

Schluß.

Dieser kurze Lobspruch, Geliebteste! ist demnach die vortrefflichste Art und Weise, Gott zu preisen; er ist das heilige Loblied, welches im Reiche der Himmel die Schaaren der Engel und aller Heiligen voll unbeschreiblichen Entzückens und mit nie verstummender Kehle dem dreieinigen Gotte anstimmen. Allein, Geliebte! nicht nur im Himmel soll dieser heilige Preisgesang ertönen; nein, auch auf der Erde soll er widerhallen, so daß die ganze geschaffene Welt in tiefster Ehrfurcht ihren Schöpfer und Herrn preist, der ja mit seiner Herrlichkeit den Himmel und die Erde erfüllt. Demnach sollen auch wir Erdenwanderer hieniden es uns zur heiligsten Pflicht machen, die Himmelsbewohner hierin nachzuahmen; wir sollen diesen Dienst der Anbetung, Verherrlichung, Liebe und Dankbarkeit gegen den Dreimalheiligen, wie ihn die Bürger des himmlischen Jerusalem verrichten, auch uns aneignen, und hier schon beginnen, da wir ihn über kurz oder lang in der seligen Vereinigung mit ihnen im Reiche der Verklärung vollenden werden. In dieser Weise werden wir schon im Erdenthale Genossen der Seligen, beginnen schon hienieden ein himmlisches — ein Engelsleben, welches die Vorbereitung und Bedingung zu den Freuden der ewigen Seligkeit ist.

O möge uns das Eine wie das Andere der dreieinige Gott verleihen, der Vater, der Sohn und der hl. Geist, dem Ehre sei jetzt und allzeit und in alle Ewigkeit! Amen.

Predigt auf den II. Sonntag nach Pfingsten.

Thema: Ueber die Erhabenheit des heiligen Meßopfers.

Abtheilung.

Die Erhabenheit der heiligen Messe ergibt sich

I. aus dem Gegenstande der Opferung;
II. aus der Person Christi, als des Einsetzers;
III. aus ihren Ceremonien;
IV. aus der Vortrefflichkeit der Diener und Derer, die den Altar umgeben;
V. aus der Bestrafung ihrer Verächter.

Text: Luc. XIV, 16. „Es bereitete Jemand ein großes Abendmahl."

Eingang.

Geliebte im Herrn versammelte Zuhörer!

Hochberühmt ist jenes Gastmahl, welches König Assuerus nach der Erzählung der hl. Schrift (Esth. 1, 3.) den Fürsten seines Reiches und dann den Einwohnern der Königsstadt Susan anstellte, „um die Fülle der Herrlichkeit seines Reiches zu zeigen" (V. 4.). Denn erstlich wurden bei diesem großen Gastmahle „königliche Speisen in immer wieder anderen Gefäßen aufgetragen; auch Wein im Ueberfluß, und zwar vom besten" (V. 7.). Ferner war derjenige, welcher dieses Mahl zurüstete, ein überaus mächtiger König, der „über hundert sieben und zwanzig Landstriche herrschte" (V. 1.). Drittens waren die Zubereitungen im höchsten Grade großartig; denn das Mahl wurde im königlichen Garten gehalten; „nach allen Seiten hin hingen Vorhänge von lichter, weißer und Hyacinth-Farbe, gehalten von leinenen und purpurnen Seilen, die in elfenbeinernen Ringen liefen, und an marmornen

Säulen befestigt waren. Die Lagerstellen aber waren von Gold und Silber auf dem Fußboden, der mit smaragdgrünem und parischem Marmor eingelegt und in wunderschöner Mannigfaltigkeit wie ein Gemälde geschmückt war" (V. 6.). Viertens war für je einen Tisch ein Großer als Vorsteher bestellt, damit ein Jeder nehmen konnte, so viel er wollte (V. 8.). Endlich wurde die Königin Vasthi, weil sie sich geweigert, dem Befehle des Königs Folge zu leisten, und beim Gastmahle zu erscheinen, sehr schwer dafür bestraft; denn sie ward vom Könige verstoßen, und ihr Königthum einer Anderen übertragen (V. 19.).

Dieses Alles beweist, wie das von Assuerus angestellte Gastmahl ein großes gewesen sein mußte. Indessen war dasselbe nur ein Vorbild von jenem ungleich herrlicheren Gastmahle, welches Christus der Herr beim letzten Abendmahle einsetzte, — ich meine von der heiligen Messe; denn dieses wundervolle Mahl bereitete der Heiland zum ersten Male den Fürsten seines Reichs, d. h. seinen Aposteln, dann aber der gesammten Kirche.

All' das Große und Herrliche, was an des Assuerus Gastmahl zu bemerken war, findet sich in einem noch weit höheren Grade am heiligen Meßopfer.

Hiebei wollen wir in heutiger Erbauungsstunde stehen bleiben, und ich werde euch, andächtige Zuhörer! die Erhabenheit des hl. Meßopfers nach den oben berührten Vergleichungspunkten etwas ausführlicher zergliedern. — Vernehmet mich!

Abhandlung.

Die Erhabenheit der hl. Messe ergibt sich:

I.

Aus dem Gegenstande, der da geopfert wird. Denn das, was beim hl. Meßopfer dargebracht wird, übertrifft weitaus alle Gaben, welche Gott bereits in der Vorzeit geopfert wurden, oder noch geopfert werden können. Denn die Opfergabe bei der hl. Messe ist der Sohn Gottes selbst, welcher, wie er sich einst am Kreuze dem Allerhöchsten zu einem höchst wohlgefälligen Opfer voll des süßesten Wohlgeruches darbrachte, so daß er durch dasselbe sogar seine Feinde mit Gott versöhnte, sich auch heute noch in der hl. Messe seinem himmlischen Vater zu unserer Versöhnung mit ihm aufopfert, damit er uns sowohl die Sünde, als auch die dafür verdiente Strafe erlassen möge.

Gleich der Natur pflegt auch der Urheber der Natur vom Unvollkommneren zum Vollkommneren fortzuschreiten. Das ist an der Weltschöpfung zu sehen, wo Gott stufenweise von den Elementen und leblosen Dingen zu den Pflanzen, von diesen zu den vernunftlosen Thieren, und von letzteren zum Menschen, als zum Inhalte und der Wiederholung aller Geschöpfe überging. Dasselbe läßt sich auch an dem Fortschritte der Opfer wahrnehmen. Im natürlichen Gesetze begnügte sich Gott mit dem Opfer an Feldfrüchten und Lämmern ohne irgend welche Feierlichkeit. Im geschriebenen Gesetze forderte der Herr schon Schafe und Stiere, kurz Opfer von hohem Werthe, die mit einer großen Festlichkeit und sehr vielen äußeren Gebräuchen dargebracht werden mußten. Im neuen Bunde endlich ordnete er in der hl. Messe das Opfer aller Opfer an, das Christus selbst ist, welcher durch die Opfer der Vorzeit vorgebildet und alle geschaffenen Gaben in unendlichem Maße übertreffend, den Opfern des alten Bundes mit vollem Rechte ein Ende machte. Gleichwie sich die Sterne all' verbergen und erbleichen, wenn die Sonne heraufsteigt, weil das Sonnenlicht ihren Schein weitaus übertrifft: ebenso mußten auch alle alttestamentlichen Opfer aufhören, da der Herr sein hocherhabenes Opfer eingesetzt hat. Darum lassen sich die Worte des Speisemeisters im Evangelium ganz füglich auf Christus anwenden: „Du aber hast den guten Wein bis jetzt aufbewahrt" (Joh, 2, 10.). — So hatte schon der Prophet Zacharias (9, 17.) von dem Erlöser geweissagt: „Was ist doch seine (nämlich Christi) Güte, und was seine Schönheit? Ja, Getraide ist's der Auserwählten, und Wein, aus welchem Jungfrauen sprossen;" hiemit ist zu verstehen gegeben, daß Christus nichts Vorzüglicheres hatte, was er seinem himmlischen Vater darbringen und uns zu opfern hinterlassen konnte, als sich selbst unter den Gestalten von Brod und Wein. Daher kam es auch, daß Gott im Hinblicke auf dieses Opfer so zu sagen einen Ekel vor den alttestamentlichen Opfern empfand; denn er spricht durch den Mund des Propheten Malachias (1, 10. 11.): „Ich habe kein Gefallen an euch (Priester des alten Bundes!) spricht der Herr der Heerschaaren, und nehme kein Opfer von euren Händen mehr an. Denn vom Aufgang bis zum Niedergange der Sonne wird mein Name groß werden unter den Heiden, und an allen Orten wird meinem Namen geopfert und ein reines Opfer dargebracht werden;" welche Stelle die hl. Väter Irenäus, Cyprianus, Augustinus und Justinus von der hl. Eucharistie verstehen.

Gleichwie Jemand, dem man zuerst einige Kupferkreuzer, dann Silbermünzen und zuletzt eine goldene Dukate gibt, nach Empfang dieser letzteren die übrigen Goldstücke für gering achten und gerne für die Dukate hingeben wird, weil jene Münzen und

noch viel mehrere in dem Goldstücke enthalten sind: ebenso empfand Gott vor den Opfern des alten Bundes einen Abscheu, und hat nur an dem Einen, neutestamentlichen Opfer sein Wohlgefallen, weil dieses letztere eben so viel, ja noch weit mehr enthält, als jene früheren Gaben. Darum spricht auch der königliche Prophet David an der Stelle (Ps. 109, 4.), wo er von unserem Opfer redet, in ganz anderer Weise; er sagt nämlich: „Der Herr schwur's, und es wird ihn nicht gereuen: Du bist ein Priester nach der Ordnung Melchisedechs auf ewig." Der hl. Apostel Paulus deutet in seinem Hebräerbriefe (6, 20. u. 7, 1. u. ff.) diese Stelle auf das Hohepriesterthum und Opfer Jesu Christi. — Denn da in Ewigkeit ein vortrefflicheres und Gott wohlgefälligeres Opfer weder denkbar, noch wirklich sein kann, als der Sohn Gottes selbst; so ist es unmöglich, daß Gott gegen dieses Opfer einen Widerwillen und Abscheu empfinden könnte.

II.

Die Erhabenheit der hl. Messe läßt sich ferner abnehmen von der Person Christi, welcher sie eingesetzt hat.

Bekanntlich hat unser göttlicher Heiland beim letzten Abendmahle das heilige Meßopfer zum ersten Male dargebracht und dessen Darbringung für alle Zukunft angeordnet durch die Worte: „Dies thut zu meinem Andenken!" (I. Cor. 11, 24.). Ein Vorbild Christi in dieser Beziehung findet sich an Melchisedech, dem Könige von Salem, welcher nach dem Berichte der göttlichen Geschichtsurkunde (I. Mos. 14, 18.) dem Abraham nach dessen Siege über die Könige entgegenkommend „Brod und Wein brachte" und Gott zur Danksagung für den erfochtenen Sieg opferte; „denn er war," setzt der hl. Text bei, „ein Priester des Allerhöchsten;" was David, wie bereits bemerkt worden, prophetischer Weise vom Messias vorher sagte (Ps. 109, 4.), und der Weltapostel (Hebr. 7, 1.) von Christus erklärt. Dieses Vorbild hat nun der Heiland beim letzten Abendmahle erfüllt. Melchisedech aber stellte unsern Herrn in vielfacher Beziehung ganz passend vor. Denn einmal war Melchisedech König von Salem, was soviel als „Friede" heißt. Auch Christus wird bei Isaias (9, 6.) „Fürst des Friedens" genannt. Ferner war Melchisedech König und Priester zugleich (nicht so Aaron, denn dieser war nur Priester); Christus aber vereinigte ebenfalls beides: Königthum und Priesterthum in Einer Person. Drittens war Melchisedech Priester, und zwar im Allgemeinen, nicht blos für ein ein-

ziges Volk (wie etwa Aaron): ebenso ist auch Christus der Hohepriester für Alle, — sowol für die Juden, als für die Heiden. Viertens endlich war Melchisedech gleichsam ein ewiger Priester, welcher, wie Paulus (Hebr. 7, 3.) schreibt, „keinen Vater und keine Mutter, auch keine Geschlechtsnachfolge kannte;" ist ja doch von seiner Verwandtschaft nirgends etwas verzeichnet (Alles dies im Gegensatz zu Aaron): ebenso hat auch Christus als Mensch keinen Vater und als Gott keine Mutter, desgleichen als Priester auf ewige Zeiten keinen Nachfolger; und weil er der Erste und Einzige ist, der sich selbst opfert, hat er auch keine Vorgänger und keinen Nachfolger.

Wenn Christus gleichwol Priester auserwählte, so sollten diese doch nur seine Stellvertreter und Werkzeuge sein, er selbst dagegen bekleidet das Amt des obersten Priesters für alle Zeit. Der hl. Paulus sagt daher: „Eben darum kann er auch vollständig Jene retten, die durch ihn Gott sich nahen, weil er ewig lebt, um bei Gott sich ihrer anzunehmen" (Hebr. 7, 25.). — So oft demnach der neutestamentliche Priester das hl. Meßopfer feiert, reicht ihm Christus vom Himmel herab seine Rechte, führt den Priester gewissermaßen an der Hand, und opfert zugleich mit ihm als höchster Priester; denn Christus ist Opfernder und Opfergabe zumal. Wer vermöchte auch ohne einen solchen Führer ein so wichtiges Amt zu erfüllen? — So erschien, wie Surius erzählt, dem hl. Ulrich, da er auf Ostern die hl. Messe las, die rechte Hand des Herrn von Oben und opferte zugleich mit ihm. Der hl. Chrysostomus (60. Hom. an das Volk) schreibt darum: „Du aber, o Laie! der du den Priester opfern siehst, stelle dir vor, nicht des Priesters, sondern Christi unsichtbar ausgestreckte Hand vollbringe das." Zum Beweise, daß sich dieses wirklich so verhält, spricht der Priester bei der hl. Wandlung nicht in seinem, sondern in Christi Namen; und der Herr selbst ist es, der durch den Mund seines Priesters sagt: „Dieses ist mein Leib." Nicht genügte es, wenn der Priester sprechen wollte: Das ist der Leib Christi; denn in diesem Falle spräche er in seinem eigenen, und nicht in des obersten Priesters Namen, der einen so erhabenen Gegenstand durch ein Geschöpf so weit heruntergibt. Darum bedarf Christus nicht anderer Priester, wie Aaron Nachfolger haben mußte, sondern nur Diener, welche, weil auch das Opfer ein sichtbares, sichtbar sein müssen; denn Christus im Himmel ist für uns der Sichtbarkeit entrückt.

Daraus geht hervor, daß das Opfer selbst dann seinem Wesen nach an Erhabenheit und Reinheit nichts verliert, wenn auch der Diener ein unwürdiger ist; gerade so, wie die Schrift eines Schullehrers, wenn er einem Anfänger die Hand führt, nicht schlechter ist, als wenn er dies einem des Schreibens Kun-

digen thut; — so verliert auch das Almosen, welches ein heiliger Mann spendet, deshalb nichts an seinem Werthe, wenn der Diener, durch den die Gabe dem Armen mitgetheilt wird, ein nichtswürdiger Mensch ist. Darum hat die hl. Messe eines schlimmen Priesters nicht weniger Werth, als die eines frommen; eben so ist auch die hl. Messe, wie sie jetzt bei uns dargebracht wird, nicht im mindesten geringer, als die vom Heilande beim letzten Abendmahle selbst vollbrachte; denn nach den Worten des hl. Chrysostomus „ist es ja der Herr selbst, der beide verrichtet" (2. Hom. über 2. Tim., u. 17. über Hebr.). Der Unterschied zwischen beiden besteht einzig und allein darin, daß das Opfer, welches Christus damals allein vollbrachte, ein verdienstliches und genugthuendes war, weil es der Heiland noch im Zustande seines irdischen Wandels verrichtete; daß Christus dagegen jetzt im Zustande seiner Verherrlichung uns kein neues Verdienst mehr erwirbt, sondern durch die hl. Messe uns nur seine Verdienste zuwendet.

III.

Die Erhabenheit der hl. Messe gibt sich kund in ihren manchfachen Ceremonien und äußeren Gebräuchen.

Diese werden theils nach Vorschrift, theils nach Gewohnheit der katholischen Kirche bei der Feier derselben angewendet.

1. So wird die hl. Messe nur in lateinischer Sprache gelesen, nicht blos um die Einheit der römischen Kirche zu bezeichnen, sondern auch wegen der Erhabenheit und Würde der lateinischen Sprache; und auch deshalb: damit eine Sache von solcher Wichtigkeit nicht durch die Alltagssprache verächtlich werde und dem Wechsel unterworfen sei. Die hl. Messe aber ist von ganz heiligen Männern und in den inhaltsschwersten Worten, welche den Geist tiefster Frömmigkeit athmen, abgefaßt. Die Ordnung und Form der Meßfeier soll vom hl. Apostel Jakobus, dem Jüngeren, welcher Bischof zu Jerusalem war, herrühren; ihm war der hl. Stephanus behilflich. Später soll der hl. Basilius, Bischof von Cäsarea, sie genauer festgestellt haben. Zuletzt wurde von den Päpsten noch manches hinzugesetzt, und die äußeren Formen der hl. Messe nach und nach erweitert. Den Psalm (42.), welcher als Stufengebet zu Anfang der hl. Messe gesprochen wird, ordnete, wie Berno schreibt, Papst Pontianus an; das Eingangsgebet (nach Alcuin) Papst Cölestin; das „Kyrie" findet sich schon in der sogenannten Liturgie des hl. Jakobus; dessen neunmalige Wiederholung bestimmte Papst Gregor der Große. Nach dem

Berichte des Damasus beginnt das Anstimmen des Lobgesangs der Engel „Gloria in excelsis Deo" in der hl. Messe mit Papst Telesphor. Der Segenswunsch „Dominus vobiscum" rührt von den Aposteln selbst her, wie die Synode von Brachara bezeugt; Andere schreiben ihn dem Papst Soter oder Anaklet zu. So haben beinahe alle heiligen Päpste beim Meßritus einen oder den andern Zusatz gemacht.

2. Die hl. Messe wird nur zu einer schicklichen Zeit gelesen, nämlich vom Morgenroth an, bis zur Mittagsstunde. Unter der Zeit der Morgenröthe versteht man aber, wie der hl. Thomas von Aquin lehrt, ungefähr eine und eine halbe Stunde vor Sonnenaufgang.

3. Die hl. Messe darf nicht anders, als an einem geweihten, eigens dazu bestimmten Orte, z. B. in einer Kirche gelesen werden. In Kapellen und Betsälen, die nicht geweiht sind, oder auch in Privathäusern darf dieses hl. Opfer nur mit Erlaubniß des Bischofs dargebracht werden. Die Kirche selbst aber muß unentweiht sein; eine Entweihung aber würde durch Mord, durch Blutvergießen, durch Beerdigung eines mit dem Kirchenbanne Belegten, durch Feuersbrunst, oder anderen beträchtlichen und unschicklichen Vorfall eintreten.

4. Ebenso darf die hl. Messe nur auf einem steinernen Altare gelesen werden, welcher vom Bischofe geweiht und mit Reliquien von Heiligen versehen, überdies mit wenigstens zwei leinenen Tüchern bedeckt ist, auf welche dann noch das vom Bischofe (oder dessen Bevollmächtigten) geweihte Corporale gelegt wird.

5. Die hl. Messe wird nur in heiligen Kleidern und dergleichen Gefäßen, welche überdies vollkommen rein sein müssen, dargebracht. Denn auch die zur hl. Messe bestimmten priesterlichen Gewänder müssen gleichfalls geweiht sein. Der Meßkelch muß von Gold oder Silber, oder wenigstens von Kupfer und vergoldet, und vom Bischof unter heiligen Ceremonien geweiht sein.

6. Bei jeder hl. Messe muß das Bild des Gekreuzigten auf dem Altare stehen. Es ist zwar hierüber kein Gesetz der Kirche vorhanden, doch ist es in den Ceremonien und Vorschriften des Meßbuches also angeordnet.

7. Desgleichen müssen bei der hl. Messe zum Wenigsten zwei Kerzen brennen, und diese sollen aus Wachs bereitet sein.

8. Beim hl. Meßopfer ist ein Meßdiener nothwendig, wie das Concil zu Mainz bestimmt; dieser muß männlichen, darf dagegen nie weiblichen Geschlechtes sein. —

Durch all' diese Gebräuche deutet die katholische Kirche nicht nur auf gewisse tiefe Geheimnisse, sondern hauptsächlich auf die Erhabenheit dieses hl. Opfers hin. Gleichwie nämlich ein König

in seinem Palaste Alles so einrichtet, daß es seiner Person und Stellung würdig erscheint, — hieher gehört vor allen Dingen eine stattliche Residenz, eine Bedienung, welche durch Wohlgestalt und schöne Livree sich auszeichnet und glänzend dasteht, ein würdevoller Anzug, elegantes Möbel und Hausgeräthe u. s. w. —: ebenso verlangt auch Christus ein Gleiches für das hl. Meßopfer.

9. Die hl. Messe darf nicht gelesen werden im Beisein öffentlicher Büßer und mit dem Kirchenbanne belegter Personen. Der hl. Chrysostomus drückt sich hierüber also aus: „Gleichwie bei der Tafel eines hohen Herrn jene Personen, die ihn beleidigt haben, nicht unter der Bedienung oder unter den Anwesenden sein dürfen, sondern vielmehr ferne gehalten werden: ebenso müssen auch, wenn das hl. Opfer vollbracht und Christus als das unbefleckte Lamm geopfert wird, vor Allem die Sünder aus der Kirche entfernt gehalten werden“ (Hom. 3. über Eph. 1.). — Wirklich hat man mehrmalen sehen können, wie Solche, welche ohne Lossprechung vom Banne gestorben waren, auf den Befehl dessen, welcher die mit dem Bannfluch Belegten sich entfernen hieß, sich aus ihren Grüften erhoben und die Kirche verließen; wie im Leben des hl. Gothard, Bischofs von Hildesheim, erzählt wird. Denn als auf die Aufforderung dieses Heiligen: die Excommunizirten sollten sich aus der hl. Messe entfernen, Jene dennoch zurückblieben, standen einzelne Todte auf und gingen weg; hierüber von Scham betroffen, zogen sich denn auch die mit dem Banne beladenen Lebenden zurück. Gothard rief sodann die Entseelten zurück, sprach sie vom Banne los, und wies ihnen ihr Grab wieder an. — Daß Aehnliches auch sonst noch manchmal vorkam, berichtet Rader (in s. Baumgarten I. Thl. S. 54. u. ff.).

IV.

Die hohe Würde des hl. Meßopfers ergibt sich ferner aus der Vortrefflichkeit jener Personen, die dabei Dienste verrichten und zugegen sind.

Der hl. Nilus, ein Schüler des hl. Chrysostomus, schreibt an den Bischof Athanasius über seinen Lehrer also: „Er erblickte oftmals in der Kirche, besonders aber zur Zeit der hl. Messe, Engel. Voll Verwunderung und freudigen Entzückens erzählte er daher insgeheim seinen geistlichen Freunden Vieles davon, wie zur Zeit, da der Priester das heilige Opfer begann, eine Menge heiliger Engel vom Himmel niederschwebte, die in überaus glänzenden Gewändern, unbeschuht, aufmerksamen Blickes und mit niedergeschlagenen Augen den Altar umstunden, und in tiefer

Ehrfurcht, Ruhe und Stille dem hl. Geheimnisse bis zu Ende beiwohnten, hierauf sich in der ganzen Kirche ausbreiteten und die Bischöfe und Priester, wenn sie das heiligste Sakrament austheilten, bedienten und unterstützten." Dann fügt er weiter hinzu: „Ich schreibe dieses deshalb, damit ihr erkennet, was für eine Ehrfurcht gebietende Sache dieses göttliche Opfer ist; auf daß ihr weder selbst in der Furcht Gottes nachlasset und gleichgiltig werdet, noch auch gestattet, daß Andere während der hl. Messe frech schwätzen oder nur flüstern, oder sich unanständig benehmen, oder umher sehen oder träg und zerstreut mit ihren Gedanken herumschweifen." Der hl. Chrysostomus selbst schreibt in seinem Buche über das Priesterthum (6. B.): „Während der hl. Messe umschweben Engel den Priester, und die ganze Schaar der himmlischen Herrschaften erhebt freudige Rufe; ebenso ist der Ort zunächst am Altare mit Engelchören angefüllt, welche Den verehren, welcher geopfert wird. Denn ein Greis von seltener Frömmigkeit sah einst beim hl. Opfer eine Menge von Engeln in leuchtenden Gewändern den Altar selbst umgeben und mit gebeugtem Haupte dastehen, etwa wie die Krieger vor ihrem Könige." — Der hl. Cyrillus erzählt gleichfalls in der Lebensbeschreibung des Abtes Euthymius, dieser Heilige habe zum Oefteren, während er die hl. Messe feierte, zugleich mit ihm auch Engel den Herrn bedienen und die heiligen Opfergaben berühren sehen. — Der hl. Basilius vollbrachte, wie Amphilochius in dessen Leben bezeugt, das heilige Opfer fast nie, ohne eine Engelserscheinung zu haben. Desgleichen der hl. Erzbischof Gutwal und noch Andere. — Der hl. Ambrosius (üb. Luc. 1.) sagt: „Zweifle nicht an eines Engels Gegenwart, wenn Christus geopfert wird." Und der ehrwürdige Beda läßt sich also vernehmen: „Wie zu lesen ist, daß Engel den Leib Christi, da er im Grabe lag, umstanden: so ist auch anzunehmen, daß sie zur Zeit, da der Leib des Herrn gewandelt wird, zugegen sind." =

Und warum, meine Andächtigen! warum sollten die Engel dieses nicht thun? Wird es für sie schon hinreichend sein, zu wissen, daß der Herr auf Erden Diener hat, die ihn umgeben? Werden nicht vielmehr auch sie herniederschweben, um sich jenen als Genossen beizugesellen? — Als Christus, in sterbliches Fleisch gehüllt, auf die Welt kam, um sich kreuzigen zu lassen, stieg ja, wie der hl. Evangelist Lucas (2, 13. 14.) erwähnt, „eine Menge der himmlischen Heerschaaren hernieder, die Gott priesen und voll höchster Freude, sangen: „Ehre sei Gott in der Höhe u. s. f." Was werden sie also erst jetzt thun, wenn dieser ihr nämlicher König nunmehr glorreich und in unsterblichem Fleische erscheint, um auf's Neue und in staunenswerther Weise sich opfern zu lassen? Der hl. Gregor (Dial. l. 4. c. 36.) schreibt darum: „Es

unterliegt gar keinem Zweifel, daß zur Stunde dieses heiligen Opfers und auf das Wort des Priesters hin die Himmel sich aufthun und die Engel niedersteigen, um diesem hehren Geheimnisse unsres Gottes und Herrn Jesu Christi beizuwohnen."

Ja, man liest sogar, daß die Engel bei der hl. Messe hie und da gedient haben. Als nämlich einstmals der Papst Gregor der Große am Osterfeste in der Kirche zu Maria Maggiore die hl. Messe feierte und gebetet hatte: „Der Friede des Herrn sei allzeit bei euch!" antwortete ein Engel des Herrn mit lauter Stimme darauf: „Und mit deinem Geiste." Aus diesem Grunde wird seit dieser Zeit dem Papste, wenn er an diesem Tage dortselbst die hl. Messe liest, auf eben diese Worte nichts geantwortet. (So erzählt Johannes Diaconus im Leben dieses Heiligen.) Auch vom hl. Oswald, Bischof von Vigornium liest man, ein Engel habe ihm beim hl. Opfer förmlich als Meßdiener beigestanden und auf Alles geantwortet. — Aehnliches erzählt man sich von Johannes von Parma, dem Ordensgeneral der Franziskaner.

Manche hohe Herren haben es sich darum zur höchsten Ehre angerechnet, dem Priester bei der hl. Messe zu ministriren, wie z. B. Thomas Morus, Lord-Kanzler von England. Der hl. Wenzeslaus, König von Böhmen, begnügte sich nicht allein damit, täglich eine hl. Messe zu hören, sondern zur Zeit der Getraide-Aernte und Weinlese war er auch, seine Würde gleichsam bei Seite setzend, mit Schneiden und Wein-Lesen beschäftiget, um den Waizen und den Wein zum heiligen Opfer eigenhändig für die Priester zu sammeln und zu beschaffen. — Endlich erzählt Surius, auch das Lämmchen, welches die Heiligen Coleta und Franz von Assisi immer mit sich führten, habe in der Kirche dem hl. Meßopfer mit größter Eingezogenheit beigewohnt, sei zur Zeit der hl. Wandlung auf seine Kniee niedergefallen, und vor dem Schlusse nicht wieder aufgestanden. Der hl. Chrysostomus (Hom. 69. an d. antioch. Volk) bezeugt, in der Vorzeit hätten die Christen unter der hl. Messe mit kreuzweise ausgespannten Armen gebetet. Das darf uns gar nicht Wunder nehmen; denn wenn, wie Sirach (50, 19.) angibt, zur Zeit des alttestamentlichen Opfers „das ganze Volk auf sein Angesicht zur Erde niederfiel, um seinen Herrn und Gott anzubeten:" um wie weit mehr ziemt es sich für uns, unter der hl. Messe dasselbe zu thun?

V.

Wie hehr und hoch erhaben die hl. Messe sei, erhellt endlich aus der Bestrafung der Ruchlosen, welche die hl. Messe gering geachtet haben.

Nicht ohne Grund nennt der hl. Chrysostomus (Hom. 69. an d. Volk v. Antioch.) die hl. Messe „ein schreckbares Opfer," und wieder (üb. d. Priesterthum 6. B. 4. C.) „ein Schauder und Ehrfurcht gebietendes." —

Vergönnt mir, Andächtige! euch einige Beispiele solcher über die Verächter der hl. Messe ergangenen Strafen anzugeben. Vor Allem gehören hieher einige Hirtenknaben in der Gegend von Apamia. Diese erbauten nämlich scherzweise einen Altar, ahmten die Ceremonien der hl. Messe nach, sprachen sogar frevelnd über Brod und Wein die Wandlungsworte; — da fiel auf einmal Feuer vom Himmel, zerstörte den Altar sammt Allem, was darauf lag, und betäubte die Knaben alle der Art, daß sie wie todt niederfielen und bis zum folgenden Tage kein Wort vorzubringen vermochten. Nachher begab sich der Bischof jener Stadt an Ort und Stelle, wo sich die Sache zugetragen hatte, ließ daselbst zum ewigen Andenken eine Kirche erbauen, die Knaben aber zogen sich in ein Kloster zurück. So erzählt Johannes Eviratus (prat. spir. c. 196.). — Im Städtchen Hartwig ereignete sich ein ähnlicher Fall. Ein Andersgläubiger hob nämlich, um die Messe der Katholiken zu verhöhnen, ein Stückchen Brod in die Höhe; doch plötzlich ward er ganz starr, und kam elend um's Leben. So Coster. — Mehrere andere Beispiele zählt Bredenbach (l. 1. c. 64.) auf; so berichtet er unter anderen: Im Jahre 1574 sei in Gouda in Holland ein Katholik schwer erkrankt. Einige Calvinisten hätten ihn zum Besten gehabt, und spottweise geäußert, sie wollten eine Messe zu seinem sanfteren Ende lesen. Ohne Verzug bringt einer von ihnen, Namens Hermann Aldareich, einen Priesteranzug und die erforderlichen Meßkleider bei, ein Diakon und Subdiakon wird angekleidet, der Introitus und das Uebrige gebetet. Als man bis zum Agnus Dei gekommen war, kam ein Bote, und meldete dem, der den Messe-Lesenden nachäffte, sein Weib liege in Geburtsnöthen. Sofort warf derselbe sein Kirchengewand weg, und stürzte in aller Eile nach Hause. Auf dem Wege vernahm er, sein Weib sei von Zwillingen entbunden worden. Da er aber in's Haus trat, fand er die Kinder bereits todt, und die Frau mit dem Tode ringend; bald darnach verschied sie vor seinen Augen. Er selbst ward am andern Tage von der Pest befallen,

sammt Allen, welche bei der spottweise nachgeahmten Messe mitgewirkt oder Gegenwart geleistet hatten. Der Katholik dagegen genas. — Die eben angeführten Beispiele, denen noch manche anzureihen wären, zeigen zur Genüge, wie erhaben und hehr, wie heilig und ehrwürdig unser neutestamentliches Opfer ist, und wie schwer Gott jede Geringschätzung, Verhöhnung und Beschimpfung desselben ahndet.

Schluß.

Nachdem wir nun, geliebte Andächtige! im heutigen Vortrage die Würde und Erhabenheit des hl. Meßopfers haben kennen lernen, so wird sicher in uns der feste Entschluß zur Reife gediehen sein, dieses hochheilige Opfer, welches den Mittelpunkt unseres katholischen Lebens und Gottesdienstes bildet, immerdar hochzuschätzen; indem es das Gott wohlgefälligste Anbetungs-, Versöhnungs-, Bitt- und Dankopfer ist. Lasset uns aber demselben auch recht oft, nach Möglichkeit auch an den Wochentagen beiwohnen, und uns stets mit gebührender Andacht, Aufmerksamkeit, Ehrerbietung und Dankbarkeit dabei einfinden, weil der Sohn Gottes aus unendlicher Liebe sich in demselben unblutig, wie einst auf Kalvaria blutig, für uns dem himmlischen Vater aufopfert. Bringen wir aber dabei auch uns selbst dem Herrn zum Opfer dar, damit dieses unser Herzensopfer, mit dem Opfer auf dem Altare sich vereinigend, lieblich und wohlgefällig, wie einst Abels Opfer zum Throne Gottes emporsteige, auf daß des Himmels Segen über uns herniederthaue! Amen.

Predigt auf den III. Sonntag nach Pfingsten.

Thema: Erklärung der im heutigen Evangelium enthaltenen Geheimnisse.

Eintheilung.

Es kommen hier folgende vier Fragen zur Beantwortung:

I. Wer ist unter den neun und neunzig in der Wüste zurückgelassenen Schafen, und wer unter dem hundertsten verlornen zu verstehen?

II. Warum herrscht unter den Engeln Freude über einen einzigen Büßer?

III. In wie fern ist diese Freude größer, als die über neun und neunzig Gerechte?

IV. Was hat das Gleichniß von der verlorenen Drachme für einen Sinn?

Text: Luk. XV, 10. „Im Himmel wird Freude sein bei den Engeln Gottes über einen einzigen Sünder, der Buße thut."

Eingang.

Andächtige im Herrn Versammelte!

Im alten Testamente hatte Gott durch den Mund des Propheten Oseas (11, 4.) vorher gesagt: „Mit menschlichen Banden will ich sie ziehen, mit Seilen der Liebe." Dieses hat Christus im heutigen Evangelium wirklich versucht.

Um nämlich die unzufriedenen Pharisäer an sich zu ziehen, wendete er Bande an, aber keine Bande der Strenge (wie er mit Recht gekonnt hätte), nein, Bande der Liebe; menschliche Seile, nicht solche, wie man sie den Thieren anlegt. Es sind dieser Bande aber drei gewesen, wie der hl. Ambrosius bemerkt, nämlich drei Gleichnißreden, um die Pharisäer zur Ueberzeugung zu bringen:

Das erste Gleichniß sprach von dem Hirten, der dem verlornen Schäflein nachgeht; das zweite von dem Weibe, welches ihre Drachme sucht; und das dritte vom verlornen Sohne (welches unmittelbar auf den heutigen evangelischen Abschnitt folgt: Luc. 15, 11 u. ff.).

Es ist sonach sehr zu wundern, wenn die Pharisäer auf diese vortreffliche Mahnung hin nicht gebessert, durch dieses dreifache Band nicht angezogen wurden; „zerreißt ja doch," wie der weise Salomon (Eccl. 4, 12.) sagt, „eine dreifache Schnur nicht so leicht."

Die zwei ersten dieser Bande, deren sich der Heiland bediente, um die Pharisäer an sich zu ziehen, — oder die beiden ersten Parabeln, die vom verirrten Schafe, und die von der verlornen Drachme, wie sie uns im heutigen Evangelium vorgeführt werden, wollen wir nun betrachten und erklären.

Vortrag.

I.

Das Gleichniß vom verirrten Schäflein.

1.

Was bedeuten die neun und neunzig in der Wüste zurückgelassenen Schafe, und was das hundertste, das sich verirrte?

Diese Parabel läßt sich in einem doppelten Sinne erklären: einmal handelt sie von der Erlösung des Menschengeschlechtes im Allgemeinen; und dann von der Bekehrung eines jeden Sünders im Besondern. Diesen letzteren Sinn mochte Christus wol hauptsächlich in's Auge gefaßt haben, weil er namentlich von der Bekehrung der Zöllner und Sünder redet.

a) Nach der ersteren Erklärungsweise (rücksichtlich der Erlösung der Menschheit überhaupt) sind unter den neun und neunzig Schafen die hl. Engel zu verstehen, unter denen es neun Chöre in zahlloser Menge gibt, während die Menschen nur eine einzige Klasse bilden. Hienach wäre also das hundertste Schäflein der Mensch oder das Menschengeschlecht. Die Engel heißen auch Schafe wegen ihrer Unschuld, die bei ihrem göttlichen Hirten in des Himmels Auen weilen. Die Menschen hingegen

werden deshalb mit Schafen verglichen, weil sie, wie diese, wehrlos zur Welt kommen, sich leicht verirren, und für sich nicht mehr die Heerde finden; weil der Höllenwolf ihnen beständig nachstellt u. s. w. — Dieses Schäflein hat sich verirrt, da es im Paradiese sündigte, und darum von da hinausgestoßen ward. Der Prophet Isaias (53, 6.) sagt deshalb: „Wir Alle gingen in der Irre, wie Schafe.“

Die neun und neunzig Schafe aber ließ Gott in der Wüste zurück, als er nicht die Engelnatur, sondern die menschliche Natur annahm, und seiner menschlichen Natur nach außerhalb des Himmels auf der Erde leben wollte; auch insoferne, als er durch die Menschwerdung sich mehr der Hilfe der Menschen, als der Engel weihte — gleich einer Mutter, welche, so lange sie Ein Kind hat, dieses überaus zärtlich liebt, wenn sie jedoch noch einen jüngeren Sohn dazu erhält, nunmehr diesem eine größere Liebe zuwendet und auch mehr Wohlthaten erzeigt.

Einer Wüste wird der Himmel verglichen, weil er für uns verborgen und weit entfernt liegt. Eine Trift heißt er, weil er so überaus reiche Weideplätze besitzt u. dgl. Der Herr ging aus, das Eine verlorne Schäflein aufzusuchen, indem er in sein Leiden und auf den Kalvarienberg ging, wo Adam begraben lag; er nahm es dann auf seine Schultern, da er — nach den Worten des Apostelfürsten (I. Petr. 2, 24.) — „mit dem Holze unsere Sünden als Bürde übernahm;“ da er für uns am Kreuze litt, und zwar „mit Freuden“ (Luk. 15, 5.), wie das Evangelium sagt; und dieses in Anbetracht der herrlichen Wirkungen seines Leidens: der Verherrlichung seines himmlischen Vaters, der Rettung der Seelen und der Erhöhung seines Namens. — Er kam nach Hause, rief seine Freunde und Nachbarn zusammen, ihm Glück zu wünschen, da er gen Himmel auffuhr und die aus der Vorhölle befreiten Altväter mit sich führte, und da er seine Freude über das Wiederfinden des Schäfleins den Engeln mittheilte; dies sind ja seine Freunde, weil sie dasselbe, wie er, wollen oder nicht wollen; sie sind seine Nachbarn, weil sie vermöge des Adels ihrer Natur vor allen übrigen Geschöpfen die Nächsten bei Gott sind.

b) Nach der zweiten Auslegung sind die neun und neunzig Schafe die Gerechten; das hundertste dagegen ist jeglicher Sünder, welcher sich verirrt, wenn er in eine schwere Sünde fällt; — er verirrt sich, sage ich, nicht durch des Hirten, sondern durch eigene Schuld, da er sich nämlich vom Hirten trennt und seinen Lüsten nachgeht. — So verirrte sich einstmals David, welcher deshalb von sich selber sagt: „Ich habe mich verirrt, wie ein verlorenes Schaf; o suche deinen Diener“ (Ps. 118, 176.).

Der göttliche Hirte läßt die neun und neunzig Schafe — die Gerechten — in der Wüste dieses Lebens zurück, und eilt dem

Einen verlornen — der sündigen Seele — nach, indem er größere Mühe, Sorgfalt und Beihilfe verwendet für den Sünder, damit sich derselbe von seinem Fall erhebe, als für den Frommen, um in der Tugend zu beharren; gleich einer Mutter, die ihre gesunden Kinder aufsichtslos daheim zurückläßt, und auf ihr krankes Kind zueilt, welches sich auswärts befindet, oder in einen Brunnen fiel. Christus sucht aber das Schäflein auf durch allerlei Heimsuchungen: durch Trübsale, durch Wohlthaten, Liebkosungen, Predigten, Einsprechungen u. dgl.; und er findet es, wenn dasselbe in sich geht und sich selber finden läßt. Er nimmt es auf seine Schultern, indem er ihm die Beschwerlichkeiten des Bußweges versüßt, die Versuchungen lindert, und es durch Tröstungen aufrichtet; desgleichen indem er fast die ganze Sündenstrafe auf sich nimmt, und dem Sünder nur eine ganz geringe auferlegt (denn auch das Schaf muß selbst dann noch Manches erdulden, wenn es der Hirte trägt). Zu Hause angekommen, ruft Christus seine Freunde und Nachbarn zusammen, sich mit ihm zu freuen; dies geschieht, wenn er das verlorne Schäflein in den Schafstall der Kirche zurückbringt, und hiedurch gottesfürchtigen Männern, den Hirten der Kirche, allen frommen Seelen und den Engeln Gottes Freude bereitet. — Welch' eine Freude ward der Kirche durch die Bekehrung eines Paulus, Augustinus Konstantinus des Großen bereitet! Wie freuen sich die Katholiken, wenn ein Volk, eine Stadt, oder auch nur ein einzelner Mensch für die hl. Mutterkirche wieder gewonnen wird! Welch' ein seliges Gefühl ergreift die Prediger und Beichtväter, wenn sie sehen, wie ein Mensch in sich geht und auf bessere Wege zurückkehrt!

2.

Warum herrscht Freude unter den Engeln über einen Sünder, welcher Buße thut?

Hierauf lautet die Antwort:

Die Engel freuen sich:

a) weil sich durch die Bekehrung der Sünder jene ihre Zahl wieder ergänzt, welche durch Lucifer's Fall war verringert worden. So freut sich auch ein Kriegsherr, wenn er sieht, daß ein Theil oder Flügel der Schlachtlinie, welcher vom Feinde in die Flucht gejagt oder geschlagen worden, durch neuen Zuwachs vervollständigt und wieder hergestellt wird, oder wenn sich fremde Hilfstruppen mit ihm vereinigen, um die Feinde zu schlagen. So freuten sich jene vierzig Martyrer unter Kaiser Licinius, da

sofort, nachdem Einer aus ihnen vom Glauben abfiel, ein Anderer, von Gott erweckt, an seine Stelle trat. So freuen auch wir uns, wenn ein Mann von hoher Gelehrsamkeit den Irrglauben verläßt und zur alten Heerde zurückkehrt, nachdem er vorher von ihr abgewichen war.

b) Weil namentlich die hl. Schutzengel ihre Mühe belohnt sehen. So freut sich der Verkünder des göttlichen Wortes, wenn er wahrnimmt, daß er Früchte ärntet und seine Zuhörer für Gott gewonnen hat. Der Weltapostel nennt daher solche Christen „seine Freude, seine Krone" (Philipp 4, 1.). So freut sich der Lehrer, wenn er bemerkt, daß seine Schüler gute Fortschritte machen, und er selbst sich mit seinem Eifer nicht umsonst geplagt hat. Ein Vater dagegen, welcher ein ungehorsames Kind hat, an welchem alle Mühe vergebens ist, verwünscht all' seinen auf dasselbe verwendeten Fleiß, wie schon der weise Salomon (Eccl. 2, 18.) bezeugt.

c) Weil die Engel an der Freude Christi theilnehmen, welcher sich am allermeisten der Rückkehr eines verlornen Schäfleins freut und rühmt, so daß er (Luc. 15, 6. 9.) spricht: „Freuet euch mit mir!" Der Ruhm und die Ehre Christi wird auch durch die Bekehrung der Sünder außerordentlich erhöht. Wenn ein Soldat im Kampfe fällt, so fällt er nicht so fast sich selbst, als vielmehr seinem Feldherrn; und umgekehrt, wenn er geworben wird, geschieht dies vorzugsweise zum Ruhme des Feldherrn. Ebenso legen auch die hl. Schutzengel dergleichen gerettete Seelen, als ihre Kronen, Christus dem Herrn zu Füßen, und schreiben ihm diesen glücklichen Erfolg zu, wie nach der Offenbarung des hl. Johannes (4, 10.) die vierundzwanzig Aeltesten thaten.

3.

In wiefern ist im Himmel größere Freude über einen einzigen Sünder, welcher Buße thut, als über neun und neunzig Gerechte?

Hierauf läßt sich erwidern:

a) Im Himmel herrscht größere Freude über einen einzigen wahren Büßer, als über neun und neunzig Gerechte, die nicht wirklich Gerechte sind, sondern sich nur so stellen, nach Art der Pharisäer, denen der Heiland die heutige Parabel vortrug, und die nach ihrer Meinung der Buße nicht bedurften. Von solchen sagt der Prediger (Eccl. 9, 4.): „Besser ist ein lebendiger Hund, als ein todter Löwe." Der lebendige Hund ist der Sünder, welcher dadurch, daß er seine Schuld wieder sühnt,

in Gottes Augen lebt; der todte Löwe ist der Pharisäer, welcher auf seine Gerechtigkeit pochend und stolz, wie ein Löwe, vor Gott gewissermaßen erstorben ist.

b) Ferner herrscht größere Freude über einen solchen Sünder, weil er nach dem Falle kräftiger ersteht, und in der Tugend dann gleichsam Heldenmäßiges vollbringt, während die neun und neunzig Gerechten einfach in ihrer Gerechtigkeit beharren. Nicht selten werden nämlich bekehrte Sünder im göttlichen Dienste eifriger, als solche, die nie zum Falle gekommen. Dies läßt sich an der hl. Magdalena, an Petrus, Paulus, Maria von Aegypten und Anderen deutlich erkennen. Denn ihrer Vergehungen immerdar eingedenk, glaubten sie hiefür nie genug Bußwerke thun zu können. Der hl. Gregor schreibt deshalb: „Auch der Feldherr liebt im Treffen jenen Soldaten, welcher von der Flucht zurückkommend, dem Feinde muthig zu Leibe geht, mehr als den, welcher dem Feinde zwar nie den Rücken kehrte, aber auch keine besondere Heldenthat vollbrachte. Dem Landmanne ist jenes Grundstück theuerer, welches, nachdem es Dornen und Distel getragen, nun reichliche Frucht bringt, als jenes, welches zwar nie Unkraut hervorbrachte, aber auch niemals eine gesegnete Aernte aufzuweisen hatte.

c) Die Freude über Einen bekehrten Sünder ist größer, als über neun und neunzig Gerechte, weil noch gewissermaßen ein neuer und unverhoffter Grund zur Freude hinzukommt, wie ein solcher sich ergibt, wenn irgend ein großes Uebel in ein großes Glück umschlägt. So ist nämlich unsere Freude größer, wenn wir einen theueren Gegenstand, der verloren gegangen war, wieder erlangen, als wenn wir ihn immer besessen hätten. Darum sagt in der Parabel vom verlornen Sohne (welche sich bei Lucas 15. Cap. unmittelbar an das heutige Evangelium anreiht) der Vater zu seinem älteren Sohne: „Mein Sohn! du bist immer bei mir, und all' das Meinige ist dein. Aber ein Freudenmahl mußte gehalten werden, weil dieser dein Bruder todt war und wieder auflebte; — weil er verloren war, und wieder gefunden worden ist" (ebend. 31. u. 32.). Der Vater bereitete also eine frohe Mahlzeit um des jüngeren, verlornen Sohnes willen; aber nicht auch wegen seines älteren Sohnes, der das Vaterhaus nie verlassen hatte. In gleicher Weise freuten sich auch die Apostel mehr über die Auferstehung Christi, als vorher über seine Nähe. Noch mehrere ähnliche Beispiele führt der hl. Augustinus an (Bekenntnisse 8. B. 3. Cap.). So sagt er unter Anderem: „Der siegende Imperator triumphirt; aber nimmer siegte er, hätte er nie gekämpft; doch je größer die Gefahr im Treffen gewesen, desto größer ist die Freude im Triumphe. Sturm überfällt die Seeleute, und droht ihnen Schiffbruch. Alle erblassen vor dem

nahen Tode. Ruhig wird nun Himmel und Meer; und überaus groß ist ihr Jubel, weil ihre Furcht überaus groß war. Krank wird unser Vielgeliebter; der Puls verkündet uns seinen schlimmen Zustand. Alle, die ihn gesund wünschen, erkranken zugleich in der Seele mit ihm. Es tritt Besserung ein, noch aber wandelt er nicht in voriger Kraft umher; und schon entsteht eine Freude — so groß, wie sie vorher nicht war, als er gesund und stark umherging." — Ohne Zweifel durchströmte jene Wittwe zu Naim (Luk. 7, 11.—16.) eine höhere Freude, da sie ihren Sohn lebend zurück erhielt, als sie vorher empfunden, da sie ihn fortwährend um sich hatte.

II.

Das zweite Gleichniß von der verlornen Drachme.

Lasset uns nun, Geliebteste! zur Betrachtung des zweiten im heutigen Evangelium enthaltenen Gleichnisses übergehen, und vernehmen, welches der Sinn der Parabel ist, die von dem Weibe redet, das eine Geldmünze verloren hat.

Diese Gleichnißrede Christi bezweckt dasselbe, wie die vorausgegangene, und läßt auch, wie jene, eine doppelte Deutung zu.

1.

Das Weib, dessen unsere Parabel erwähnt, versinnbildet — da denn Frauen meistens mehr Fleiß, als Männer, anwenden, um irgend eine verlorne Münze zu suchen — dieses Weib, sage ich, versinnbildet nach der ersten Erklärungsart die ewige Weisheit Gottes; die neun Drachmen die neun Chöre der Engel; die verlorne (zehnte) Drachme das Menschengeschlecht, das nach Gottes Ebenbild erschaffen ist; wie der Psalmist bezeugt: „Der Glanz deines Antlitzes, o Herr! ist über uns sichtbar" (Ps. 4, 7.). — Die göttliche Weisheit hat diese Geldmünze verloren, da der Mensch sich selbst zu Grunde richtete und durch seine Sünde in Finsterniß stürzte. Nun zündete sie ein Licht an, da der Sohn Gottes Mensch ward und sichtbarlich auf der Welt erschien. Dieses Licht ward auf einen Leuchter gestellt, — und dieser war das Kreuz; als aber Adam gefunden war, da erlosch es. Das Auskehren des Hauses bedeutet theils den Predigtwandel des Heilandes, theils das Muster seines irdischen Lebens, da er Alles, was die Welt für etwas Großes hielt, z. B. Reichthümer, Ehren,

Vergnügungen u. dgl., wie Koth wegwarf, auf diese Weise durch sein Beispiel die Welt von diesem Unrath reinigte, und den Eifer für Armuth, Demuth und strenges Leben in uns hervorrief. — Das Zusammenrufen der Freunde und Nachbarn vollendet das Bild, wie nämlich Christus der Engelwelt die gewonnenen Seelen vorstellt, und ihnen seine Freude hierüber mittheilt.

2.

Der anderen — vorzugsweise hier beabsichtigten — Auslegung zufolge ist unter dem Weibe in der Parabel Christus dargestellt wegen seiner zärtlichen Liebe, in welcher er mit den Menschen, sogar mit den Sündern umging; desgleichen wegen der großen Schmerzen, welche ihn unsere geistige Geburt verursachte. Die neun Drachmen bedeuten die Gerechten; die zehnte, verlorne den Sünder, welcher dem Schooße Gottes entfiel und in die Gewalt des Fürsten der Finsterniß gerieth, in welchem Zustande er sich selbst verliert, weil er sich nicht mehr erkennt und zurechtfindet. —

Christus zündet ein Licht an, da er den Sünder entweder selbst ermahnt, oder ihm durch Predigten, erbauliche Bücher, innerliche Einsprechungen, gute Beispiele u. dgl. fortwährend zu Herzen redet. — Er kehrt in geistigem Sinne das Haus aus, da er das Gewissen des Sünders mittelst der knechtischen Furcht, z. B. vor der Höllenstrafe, oder durch Aehnliches erschüttert; oder da er ihn durch Krankheit oder sonst eine Drangsal wie mit Ruthen züchtigt. Hiedurch wird der anklebende Schmutz beseitigt, und der Sünder gelangt zur Einsicht, wodurch er sich dieses sein Unglück zugezogen hat, nämlich durch die Sünde; gleich den Brüdern Josephs, welche, erst als sie in Angst versetzt waren, also sprachen: „Wir haben verschuldet, was wir leiden; denn wir haben uns an unserem Bruder versündiget; und Einer von ihnen sprach: „Habe ich euch nicht gesagt: Sündiget nicht an dem Knaben 2c. 2c.?" (I. Mos. 42, 21. u. f.) Nach wiedergefundener Münze ruft der Heiland seine Freunde und Nachbarn, d. h. die gerechten Seelen der Gläubigen, zusammen, die Christus darum beglückwünschen, aber sich auch für sich selbst freuen, weil sie einen verlornen Bruder wieder gewonnen haben. Gewiß bei der Bekehrung eines Sünders feiern sowol die Engel und Heiligen im Himmel als auch die Frommen und Gerechten auf Erden mancherlei Feste: — ein Fest der Geburt, weil durch die Reue Christus im Herzen des Sünders, dieser letztere selber aber zum geistigen Leben der Gnade wiedergeboren wird; — ein Fest der Beschneidung, weil der Sünder seine früheren Laster, das fremde Gut, den Haß,

die Feindschaft, die unordentliche Liebe zu den Geschöpfen entfernt, und so durch Ablegung seines bisherigen Wandels den alten Menschen beschneidet; — ein Fest der Reinigung, weil die sündige Seele durch die Gnade der Rechtfertigung von ihren Sünden gereinigt, und mit Gott versöhnt ihm nun geopfert und dargestellt wird; — ein Fest der Verklärung, weil der Sünder von nun an in einen andern Menschen umgewandelt, mit dem Gewande der Tugenden umkleidet wird, und nach Außen hin frommen Wandel zeigt; — ein Fest der Auferstehung, d. h. des „Uebergangs" (II. Mos. 12, 11.) weil der Sünder von der Sünde zur Gnade übergeht, und hiedurch geistiger Weise zur Unsterblichkeit ersteht mit dem festen Vorsatze, nicht mehr zu sündigen; — ein Fest der Himmelfahrt, weil der Büßer gewissermaßen aus der Hölle zum Himmel auffährt; — ein neues Pfingstfest, weil der Bekehrte wiederum eine Wohnung des hl. Geistes wird.

Schluß.

Blicke darum, meine andächtigen Zuhörer! ein Jeder aus uns in sein eigenes Gewissen, und schaue, ob er zu den verlornen Schäflein gehört, oder nicht. Erkennt er sich für verirrt, o so bemühe er sich, zum Hirten zurückzukehren, um den Engeln ein Freudenfest zu bereiten; damit er im entgegengesetzten Falle nicht in der Hölle ein Fest anstellen muß, das den bösen Geistern zwar angenehm ist, ihm selbst aber Jammer und Wehe verursacht! Amen.

Predigt auf den IV. Sonntag nach Pfingsten.

Thema: In wie ferne jeder Christ auch im weltlichen Stande zur christlichen Vollkommenheit gelangen könne und solle.

Eintheilungsgründe.

Auch jeder Laie kann und soll vollkommen sein:

I. wenn er die Gebote Gottes beobachtet;
II. wenn er seine begangenen Fehler auf der Stelle an sich abstraft;
III. wenn er beständig gegen die Sünde ankämpft;
IV. wenn er in der Tugend fortzuschreiten allzeit bemüht ist;
V. wenn er nebst dem Gebotenen auch das nur Angerathene zu erfüllen sich befleißt;
VI. wenn er auch die läßlichen Sünden zu meiden sucht.

Text: Luc. V, 4. „Fahre hinaus in die hohe See, und werfet euere Netze zum Fange aus".

Eingang.

Geliebte im Herrn!

Unter vielen Laien herrscht das Vorurtheil, sie seien nicht zur Vollkommenheit des Lebens verpflichtet. Wir leben — sagen sie — in der Welt, sind in zeitliche Geschäfte verwickelt, können sonach nicht vollkommen oder heilig sein, und sind es auch nicht schuldig. Ein geistlicher und heiliger Wandel gehört für Ordensleute, welche der Welt nicht angehören und ausschließlich zum Dienste Gottes berufen sind.

In gewissem Sinne haben sie Recht. Denn die Geistlichen und Klosterpersonen müssen allerdings mit höherer Vollkommenheit ausgerüstet sein, als die Laien, denen die Sorge für Weib und Kind, für irdische Dinge obliegt. Allein dessenungeachtet wird auch von weltlichen Personen verlangt, daß sie vollkommen und heilig seien, wenn sie am Reiche Christi und Gottes Theil haben wollen, denn der hl. Paulus bezeugt dies (Ephes. 1, 4.) mit den Worten: „Gott hat uns in Christus vor Grundlegung der Welt erwählt, daß wir heilig und unbefleckt sein sollen"; er meint aber damit alle Gläubigen. Und der Apostelfürst schreibt (1. Petr. 1, 15.): „Ihr sollt selbst auch heilig sein in eurem ganzen Wandel; denn es steht geschrieben: Seid heilig, denn ich bin heilig". (III. Mos. 11, 44.) — Schon im alten Bunde sprach Gott zu Abraham: „Wandle vor mir und sei vollkommen (I. Mos. 17, 1.); und wieder gebietet der Herr seinem auserwählten Volke: „Du sollst vollkommen und ohne Fehl halten zu dem Herrn deinem Gotte" (V. Mos. 18, 13.).

Nachdem unser göttlicher Heiland in seiner unvergleichlich schönen, an goldenen Lehren so reichen Bergpredigt (Matth. 5.—7. Cap.) das Wesen der christlichen Vollkommenheit kurz zusammengedrängt vorgetragen hatte, fügte er schlüßlich hinzu: „Seid demnach vollkommen, wie auch euer Vater im Himmel vollkommen ist" (ebend. 5, 48.), was allen Christen gesagt gilt. —

Demgemäß sind auch die Laien zur Vollkommenheit verpflichtet, wenn auch gerade nicht zu einer so hohen, wie sie von den geistlichen Personen verlangt wird. Der Unterschied zwischen der Vollkommenheit beider Stände, und das ausdrückliche Gebot, welches sie allbeiden zur Pflicht macht, ergibt sich aus den Worten unseres göttlichen Heilandes, welche wir aus dem heutigen Evangelium vernahmen, und die ich zu meinem Vorspruche wählte: „Fahre hinaus in die hohe See, und werfet euere Netze zum Fange aus (Luc. 5, 4.). — „Fahre hinaus in die hohe See", spricht der Herr zum hl. Petrus und zu den Geistlichen, um anzudeuten, daß diese ihr Schifflein hinaus auf die Höhe der Vollkommenheit zu lenken haben. „Werfet euere Netze zum Fange aus," gilt den übrigen Fischersleuten, d. h. den christlichen Laien; und hiemit ist zu verstehen gegeben, daß auch diese all' ihre Kräfte anstrengen sollen, um zur christlichen Vollkommenheit zu gelangen, auf daß sie eine große Menge von Fischen fangen, d. h. sich recht viele Verdienste sammeln möchten.

Bei diesem zweiten euch angehenden Punkte wollen wir für heute stehen bleiben, und eines Näheren vernehmen:

Vortrag.

In wie ferne kann und soll ein jeder Christ, auch im weltlichen Stande, heilig und vollkommen sein?

Erster Punkt.

Auch im weltlichen Stande kann der Christ sich zur Vollkommenheit erschwingen, er darf nur die Gebote Gottes beobachten, oder was auf Eines und Dasselbe hinausläuft, Gott über Alles lieben. Denn der hl. Johannes schreibt (1. Brf. 2, 5.): „Wer Sein Wort hält, in dem ist wahrhaftig die Liebe Gottes vollkommen". Wer nämlich Gott über Alles liebt, der räumt ihm und seinen Geboten den Vorzug vor allem Andern ein; ja er ist bereit, wenn es darauf ankommt, entweder Gottes Gebot zu übertreten, oder die zeitlichen Güter, die er besitzt, zu verlieren, — lieber all' dieser Güter verlustig zu gehen, als Gott zu beleidigen. So verläßt und verschmäht also auch ein solcher — wenn gleich nicht wirklich, wie die Ordenspersonen — doch wenigstens dem Vorsatze nach und in seiner Seelenstimmung Alles, was von der Erde ist.

Eine derartige Vollkommenheit nun ist Allen ohne Ausnahme geboten; und zwar eben deshalb, weil Alle die Pflicht haben, Gott über Alles zu lieben, und sein Gesetz zu erfüllen. In diesem Sinne spricht Christus der Herr zu einem jeden Christen: „Wenn Jemand zu mir kommt, und seinen Vater, seine Mutter, Weib und Kind, Bruder und Schwester, ja auch sogar seine eigene Seele nicht haßt, (d. h. nicht weniger liebt, als mich,) so kann er mein Jünger nicht sein" (Luc. 14, 26.). Hiemit will der Heiland sagen, dieses Alles dürfe man nicht ebenso lieben, wie Gott, weit weniger noch mehr, als Gott; und müsse auf dasselbe, wenn es uns von Gott abzuziehen droht, mit solcher Freudigkeit verzichten, wie wenn man es haßte. So verfährt die vollkommene Liebe. — Hienach sollst du also, mein Christ! deine Eltern verlassen, sobald sie dich vom Dienste Gottes abhalten wollen. Dein Weib aber und deine Kinder wirst du dann verlassen, wenn du dich ihnen zu Liebe, so z. B. zu Gunsten ihres Putzes und ihrer Bereicherung, nicht an der Wiedererstattung fremden Gutes hindern lässest. Dein Haus wirst du verlassen, wenn du um einer reichen Heirath willen, wozu sich dir an einem andersgläubigen Orte Gelegenheit bietet, nicht den Glauben, sondern lieber eine solche Ehe aufgibst. Dein Grundstück wirst du verlassen, indem du dasselbe, sobald du siehst, daß es von einem

unrechtmäßigen Besitzer auf dich erblich übergegangen ist, lieber seinem Herrn zurückstellst, als dein Gewissen damit beschwerest. Alles mußt du endlich verlassen, dadurch daß du dein ganzes Hab und Gut der Art besitzest, als hättest du es nur geliehen, als müßtest du es über kurz oder lang seinem Eigenthümer zurückerstatten; wie solches der Apostel vorschreibt, indem er in seinem Korintherbrief (1. Brf. 7, 29.—31.) sich also vernehmen läßt: „Es übrigt nur, daß Jene, welche haben, seien, als hätten sie nicht; die welche weinen, als weinten sie nicht; die welche sich freuen, als freuten sie sich nicht; die welche kaufen, als besäßen sie nicht; und die, welche diese Welt brauchen, als brauchten sie selbe nicht; denn die Gestalt dieser Welt vergeht".

Auf solche Art fahren die Klosterleute in die hohe See der Vollkommenheit; da sie in Wirklichkeit Allem entsagen, was sie von der Liebe gegen Gott und von der Beobachtung seiner Gebote verhindern oder ganz abziehen könnte; um so der Gefahr ferner gerückt zu sein, und ihrem Gotte desto ungestörter und ungetheilter anhängen zu können. — Die weltlichen Personen erschwingen sich zwar in ihrer Vollkommenheit nicht auf eine solche Höhe; aber doch werfen sie ihr Netz aus, (um mit den Worten des Evangelium zu reden,) indem sie ihr Herz bis auf jenen Grad erweitern, daß sie bereit sind, um Gottes willen ihren Aeltern, Bequemlichkeiten, ihr Glück, ihre Sinnlichkeit, ihren eigenen Willen, ja sogar endlich ihr Leben preiszugeben. Die Erstgenannten (die Ordenspersonen) sind gewissermassen den ehelosen Kriegern zu vergleichen, welche keinerlei Kriegsgepäck mitnehmen, und sich darum muthiger und kampffertiger erweisen. Die Letztgenannten (die Weltleute) möchte ich mit beweibten Soldaten vergleichen, welche ihre Frauen, Kinder, Hausrath und ähnliches Gepäck bei sich haben, was sie indessen, sobald der Kampf beginnt, nicht hindert, dieselben zu verlassen.

Zweiter Punkt.

Jeder kann und soll auch als Laie vollkommen werden, indem er seine etwa gethanen Fehltritte auf der Stelle beweint, an sich selber straft, bei seinen Vergehungen über sich ungehalten zu werden pflegt, und den festen Entschluß erneuert, in Zukunft auf sich wachsamer zu sein und sich auch vor geringen Fehlern zu hüten. Sobald die Obrigkeiten in einer Stadt in dieser Weise die Vergehungen ihrer Mitbürger, d. h. sogleich und nach Verdienst ahnden, dann steht es mit der Stadt wohl, und ihre Sitten bleiben gut. Wenn hingegen über die Laster von

den Behörden hinweggesehen wird; wenn diese weder sofort, noch nach Gebühr mit Strafen einschreiten, dann wird die Stadt übel regiert und muß lasterhaft werden. Wir finden daher, daß die Spanier und Italiener, mehr als die übrigen Völker fast alle, einen ungeschmälerten und gesunden Glauben haben; nicht etwa deshalb, weil niemals ein Andersgläubiger ihr Land betrat, oder sich dort einige Zeit aufhält, sondern, weil sie die, welche neuen Lehren anhängen, nicht dulden, sondern ausweisen und fernhalten. Ebenso wird auch nicht nur derjenige, der gar nie einen Fehltritt beging, (denn solcher Menschen gibt es auf der Welt nur äußerst wenige) tadellos und vollkommen sein, sondern auch jeder, welcher, sobald er Fehler an sich entdeckt, diese sofort untersucht, beweint und abstraft, sie zu beichten bereit und fest entschlossen ist, sich für die Folge davor zu hüten und Gott anzugehören, auch wenn die Sinnlichkeit Einspruch dagegen erhebt. So schreibt der hl. Bernhard an den Abt von Premontré (252. Brief): „Ich werde euch angehören, wenn auch ihr nicht wollt; und werde euch angehören, auch wenn ich selbst nicht will". Dieses ist es, was der hl. Sänger David empfiehlt, indem er (Ps. 136, 9.) spricht: „Wohl dem, der deine kleinen Kinder nimmt und sie am Felsen zerschmettert". Der hl. Hilarius erklärt diese Stelle also: „Wohl einem Jeden, welcher gleich Anfangs jegliche Regung unehrbarer Begierden, die aus dem Willen des Fleisches entspringen, durch Geduld und Frömmigkeit zügelt, und sie endlich durch den Glauben und die Furcht Gottes ertödtet".

Wenn du also, christlicher Freund, deine Fehler zugleich gefangen nimmst und festhältst, wenn du sie gleichsam vor Gericht bringst und abstrafst, dann bist du vollkommen genug; gerade so, wie jenes Haus rein ist, welches sogleich, wenn es Jemand mit schmutzigen Schuhen betreten hat, wieder gescheuert und gesäubert wird. Lasse darum Niemand den Muth sinken, wenn er vielleicht fällt, oder in der Frömmigkeit nicht die gewünschten Fortschritte macht! Im Gegentheile mag ihm eben dies als Kennzeichen seines Strebens nach Vollkommenheit gelten, wenn er seine Gebrechen und Trägheit selbst bemerkt, und darum ein Mißfallen an sich hat. So bekennt ja auch der Weltapostel (Philipp. 3, 12.) seine Unvollkommenheit; nennt sich aber später (V. 13.) dennoch vollkommen. „Warum?" fragt der hl. Augustin (serm. 49. de temp.). „Nicht wahr? weil das eben die Vollkommenheit des Menschen ist, seine Mangelhaftigkeit erkannt zu haben"; und wieder schreibt derselbe Kirchenvater (serm. 15. de verb. apost.): „Es muß dir stets mißfallen, was du bist, wenn du das erreichen willst, was du nicht bist. Denn sobald du dir selbst gefällst, bist du rückwärts gegangen; wenn du aber sagst, du seiest vollkommen

genug, dann bist du auch schon verloren". In gleichem Sinne äußert sich der hl. Hieronymus (ep. ad Ctesiph.): „Darin allein besteht die Vollkommenheit des gegenwärtigen Lebens, daß du deine Unvollkommenheit erkennst".

Dritter Punkt.

Jeder Christ gelangt zur Vollkommenheit, wenn er beständig gegen die Laster und sündigen Neigungen ankämpft, wenn er dieselben in sich zu besiegen, und so die Sinnlichkeit in Unterordnung unter die Vernunft zu halten bemüht ist. Ein solches unausgesetztes Streben, eine solch unermüdliche Kampfesmühe nämlich wird Gott dem Siege gleich achten. Ein Feldherr, den sein König in den Krieg sendet, einen Feind des Vaterlandes zu überwinden und zu unterjochen, wird, wenn er leistet, was er vermag, wenn er den Gegner ohne Unterlaß beunruhigt, bekämpft und verfolgt, trotzdem, daß er ihn nicht völlig besiegt und auf's Haupt schlägt, ja sogar manchmal minder glücklich im Treffen ist, dennoch als ein tüchtiger Kriegsmann angesehen und belohnt werden. Gerade so muß auch der Christ, welcher durch das hl. Sakrament der Firmung gewaffnet und in den Krieg gegen die Seelenfeinde und hauptsächlich gegen die Sinnenlust, als den beständigen Feind des Vaterlandes, gesendet wird, wenn er seine Schuldigkeit thut, d. h. unausgesetzt seinen Gegner bekämpft und niederwirft, nichts destoweniger, wenn auch der Feind sich sogleich wieder erhebt und zur Wehr setzt, dennoch darum als ein vortrefflicher Streiter Christi angesehen werden. Bemerken wir deshalb wohl, Geliebte! was der hl. Paulus an Timotheus (2. Brief 2, 3.) schreibt. Er sagt nicht: Siege! sondern: „Arbeite als ein wackerer Kriegsmann Jesu Christi!"

Magst du also, christlicher Mitbruder! auch z. B. die Regungen des Zorns und der Wollust in dir verspüren: — willige nur nicht ein, sondern sprich in deinem Herzen: Nein! diesen Lockungen versage ich meine Zustimmung; an dergleichen Regungen habe ich kein Wohlgefallen, u. s. f.: so bist du in Gottes Augen kein Zorniger, kein Unkeuscher, sondern vielmehr ein Bezwinger der Zorneshitze und der Wollust. — Hier nur ein Beispiel! Wenn ein Mensch das Weib eines Anderen zur Sünde verleiten will; diese dagegen, weil sie, als der schwächere Theil, des Verführers durch Gewalt nicht loswerden kann, sich standhaft wehrt und Widerstand leistet: so wird sie, anstatt ihrem Gatten zu mißfallen, wenn er es erfährt, vielmehr dessen Wohlgefallen in hohem Grade erwerben und als treu in seinen Augen dastehen.

— Wir können, so lange wir leben, das Feuer der Sinnlichkeit in uns nicht völlig löschen (ausgenommen, Gott würde durch eine besondere Wohlthat solches Einzelnen gewähren); allein wir können und sollen dasselbe dämpfen, so daß wir davon keinen Nachtheil erleiden. So legen wir einen unbändigen Hund an die Kette, daß er weder uns, noch Andere beißt; wenn wir auch ihn nicht völlig zu zähmen im Stande sind. Hat nicht der Engel zu Paphnutius, dem überaus heiligen Einsiedlerabte, welcher die Sinnlichkeit doch so sehr zu beherrschen wußte, als dieser einst von einem Funken der Wollust zu leiden hatte, gesprochen: „Paphnutius! du wunderst dich, daß dich die Gluth belästigen konnte, da doch das Feuer in dir noch nicht so ganz erloschen ist, wie du meinst?" (Cassian, col. 15. c. 10.) — Hat nicht Ursinus, jener Mönch zu Nursia, nachdem er die Priesterweihe empfangen, sein Weib entlassen, und diesem vierzig Jahre lang nicht einmal den Zutritt gestattet hatte, endlich seinem Ende nahe (da dessen Weib sein Ohr auf ihn legte, um wahrzunehmen, ob ihr Gatte noch athme) ausgerufen: „Fort, Weib! denn das innerliche Feuer ist noch nicht ganz erloschen; weg mit dem Zündstoff?" (bei Gregor dial. l. 4. c. 11.)

Wenn wir also das Feuer der sinnlichen Lust auch nicht gänzlich zu löschen vermögen, so können und sollen wir dasselbe doch der Art dämpfen, daß es uns nicht schade; dieses aber wird uns dennoch als Sieg über dasselbe angerechnet werden. Solches befahl Gott schon dem Kain, sprechend: „Die Begierlichkeit soll dir unterworfen sein, und du sollst sie beherrschen." (I. Mos. 4, 7.)

Vierter Punkt.

Auch der Laie kann heilig und vollkommen werden, wenn er sich befleißt, in der Frömmigkeit immer größere Fortschritte zu machen, und die Tugenden, die er an Andern bemerkt, nachzuahmen; wenn er ferner Betrübniß empfindet, so oft er an Andern irgend eine vortreffliche Tugend wahrnimmt, die ihm noch mangelt; und wenigstens ein Verlangen darnach zeigt, indem er etwa sagt: O wie wünschte ich diesem Manne ähnlich zu sein! o wäre doch auch ich mit solcher Gottseligkeit begabt! Schmerz und Scham befällt mich, daß ich noch so tief stehe, während Jene schon so große Fortschritte in der Vollkommenheit gemacht haben!

Bezüglich des Ersteren sagt der hl. Bernhard (253. Brf. an den Abt Guarinus): „Das unermüdliche Streben nach Vollkommenheit und der unausgesetzte Eifer, immer mehr vorwärts zu

kommen, gilt schon für Vollkommenheit selbst". Schreibt ja doch der hl. Paulus (Philipp. 3, 12.): „Nicht als hätte ich's schon erlangt, oder als wäre ich bereits vollkommen; aber ich strebe darnach, um es auf irgend eine Art zu erreichen", was nach der Erklärung des hl. Chrysostomus und Theophylactus soviel sagen will, als: Ich habe mich bis zur Höhe und dem Wesen der Frömmigkeit noch nicht erschwungen. Und doch wissen wir, daß Paulus ein vollendeter Heiliger gewesen; denn er fügt bald darnach bei (V. 15.): „So viele von uns auch das Ziel erreicht haben, lasset uns gleich gesinnt sein!" — Paulus war demzufolge vollkommen, weil er immerdar die Vollkommenheit anstrebte, wenn er gleichwol den Gipfel aller Tugenden noch nicht erreicht hatte. Auf dieselbe Weise sollen auch wir nicht ablassen, uns der Mäßigkeit zu befleißigen, und wir werden mäßig sein; die Keuschheit zu erstreben, und wir werden keusch sein, u. dgl.; wir werden somit vollkommen sein, wenn wir uns beständig nach dem ausstrecken, was vor uns liegt, aber nicht an das denken, was uns im Rücken ist, d. h. das Gute nicht bemerken, was wir bereits gethan haben, sondern was uns noch zu vollbringen erübrigt. Das wollen die Worte des Weltapostels andeuten, da er (ebend. V. 13.) schreibt: „Was hinter mir liegt, vergesse ich; aber nach dem strecke ich mich aus, was vor mir liegt".

Aus dem Gesagten geht also hervor, daß die Vollkommenheit des gegenwärtigen Lebens nicht darin besteht, daß man ganz und gar vollkommen ist und gar nichts mehr Sündhaftes und Mangelhaftes an sich hat; sondern in dem unausgesetzten Streben, Ringen und Mühen nach Vollkommenheit. Das nämlich sind vollendete Wanderer, welche beständig und schleunig auf ihrem Pfade vorwärts pilgern. Der hl. Augustinus bemerkt deßhalb (de perf. just. 9. c.): „Vollkommen ist derjenige, welcher untadelhaft nach Vollkommenheit ringt, indem er sich verdammlicher Vergehungen enthält, und auch geringe Sünden durch Almosengeben zu beseitigen nicht versäumt". So nennt man ja auch im gewöhnlichen Sprachgebrauch Jene, welche der Philosophie und Theologie obliegen, schon Weltweise und Gottesgelehrte, wenn sie auch gar Manches noch nicht wissen.

Das Zweite anlangend, sagt ein heiliger Kirchenvater, den Cornelius a. Lapide anführt (über I. Mos. 4.), also: „Was du von ganzem Herzen, deiner ganzen Willensmeinung und deinem ganzen Verlangen nach bist, das bist du unzweifelhaft wirklich"; und er gibt deshalb den Rath, wenn du Großes zu geben oder zu vollbringen außer Stande bist, so habe doch wenigstens einen großen Willen, und dehne denselben sozusagen in's Unendliche aus. Und der hl. Augustinus schreibt (tract. in ep. 1. Joannis.): „Das ganze Leben des frommen Christen ist ein heiliges Verlangen

nach Fortschritt auf der Tugendbahn. Dieses ist unsere Bestimmung; ich möchte solches mit einem Sacke vergleichen, welchen man, wenn er eng ist, durch Ausdehnen aufnahmsfähiger macht".

Fünfter Punkt.

Einem Jeden steht der Weg zur Vollkommenheit offen, wenn er nicht schlechtweg nur das, was geboten, sondern auch Manches, was angerathen ist, zu thun sich beeifert; oder wenn er die Gebote mit größerer Strenge, als es vom Gesetzgeber beabsichtigt ist, zu beobachten sich bestrebt. — Das ist doch gewiß in der That ein braver und vollendeter Diener, der nicht nur die Befehle seines Herrn vollzieht, sondern auch dessen Winke befolgt; und sich darnach richtet, was er, wie man zu sagen pflegt, seinem Herrn an den Augen ansieht. — So waren jene drei wackeren Kriegsleute David's beschaffen, welche, als der König sagte: „O daß mir Jemand einen Trunk Wassers brächte aus der Cisterne, welche zu Bethlehem am Thore ist", sogleich mitten durch das Lager der Philister drangen und von dorther Wasser holten. (2. Kön. 23, 15. 16.) Und wenn wir auch nicht verpflichtet sind, alle nur möglichen Mittel zum Dienste Gottes anzuwenden, so sind wir doch Alle verbunden, der christlichen Vollkommenheit kein Ziel vorzuschreiben, oder kein Hinderniß entgegenzustellen, z. B. durch die Aeußerung: Es genügt mir, nur die Gebote zu erfüllen, aber von den Räthen mag ich keinen befolgen. Solch' eine Sprache oder Gesinnung würde dem hl. Geiste, welcher zur Beobachtung der Räthe antreibt, den Zutritt verschließen. Derjenige, der so karg mit Gott handelt, daß er nicht mehr gibt, als was er schuldig ist, scheint mir an den Tag zu legen, daß er auch das, was er gibt, nur ungerne verabfolgt. Hingegen wenn wir uns befleißen, mehr zu thun, als was geboten ist, so wird dies erstlich zur Folge haben, daß wir den sündigen Flecken und der Uebertretung der Gebote ferner stehen. Denn der wird sich gewiß kein ungerechtes Gut aneignen, der sein eigenes gerne austheilt. Jener wird sich gewiß von Rache für Beleidigungen ferne halten, der dem, welcher ihn auf die eine Wange schlug, auch die andere hinhält. Der wird nicht leicht an Feiertagen die hl. Messe versäumen, der sie täglich zu hören bemüht ist. Der wird gewiß in der österlichen Zeit die hl. Beicht und Communion nicht unterlassen, der mehrmals im Jahre die hl. Sakramente zu empfangen gewohnt ist, u. s. f. — Wie nämlich die Vormauern die Mauern schützen, so macht auch die Befolgung der Räthe die Erfüllung der Gebote desto gewisser.

Suchen wir mehr zu thun, als was befohlen ist, so hat dies zweitens auch zur Folge, daß wir das Gebotene mit größerer Leichtigkeit erfüllen. — Der Vogel, welcher seine beiden Flügel noch unverletzt besitzt, schwingt seinen Körper mit Leichtigkeit durch die Lüfte; hat er aber nur noch einen einzigen, so wird ihm der Flug außerordentlich schwer fallen, oder er muß auf dem Boden fortlaufen; denn Ein Flügel ist nur eine Last, zwei dagegen sind eine Erleichterung. In gleicher Weise wird auch Jener, welcher sich entschlossen hat, nur das Gebotene zu erfüllen, mit großer Mühseligkeit einhergehen, und in Gefahr schweben, mit seiner ganzen Last zu Boden zu fallen. Wer dagegen nebst dem Gebotenen auch nach Kräften wenigstens einen oder den andern Rath zu befolgen sich befleißt, der wird das Gebotene mit Leichtigkeit befolgen. Hören wir, wie sich unser göttlicher Heiland in der herrlichen Bergpredigt, welche einen gedrängten Inbegriff der christlichen Vollkommenheit enthält, hierüber ausspricht: „Ihr habt gehört, daß gesagt worden ist: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ich aber sage euch: Ihr sollt das Uebel nicht wieder vergelten; sondern wenn dich Jemand auf die rechte Wange schlägt, so reiche ihm auch deine andere dar. Und will Jemand mit dir vor Gericht streiten, und dir deinen Rock nehmen, so laß ihm auch den Mantel. Wenn dich Jemand eine Meile zu gehen nöthigt, so gehe auch zwei Meilen mit ihm. Wer dich bittet, dem gib; und wer von dir borgen will, dem schlag' es nicht ab. — Ihr habt gehört, daß gesagt worden ist: Du sollst deinen Nächsten lieben, und deinen Feind hassen. Ich aber sage euch: Liebet euere Feinde; thuet Gutes denen, die euch hassen; und betet für Jene, welche euch verfolgen und verleumden, auf daß ihr Kinder eueres Vaters seid, der im Himmel ist, der seine Sonne über Gute und Böse aufgehen, und über Gerechte und Ungerechte regnen läßt. Denn wenn ihr nur die liebet, die euch lieben, was werdet ihr da für einen Lohn erhalten? Thun dies nicht auch die Zöllner? Und wenn ihr nur euere Brüder grüßet, was thut ihr da Großes? Thun dies nicht auch die Heiden? Seid demnach vollkommen, wie auch euer Vater im Himmel vollkommen ist" (Matth. 5, 38—48.). O des Wortes voll der Wahrheit, — werth, von Allen angenommen zu werden! Aber ach, Geliebteste! welch' einen grellen Abstich bilden hiegegen die Sitten der Christen unserer Tage!

Sechster Punkt.

Jeder Christ, auch im weltlichen Stande, kann und soll zur Vollkommenheit gelangen, wenn er sich bestrebt, nach Kräf-

ten auch die läßlichen Sünden und die geringeren Fehler zu meiden.

Können wir zwar dergleichen leichteren Versündigungen nicht allen ausweichen, indem auch der Vollkommenste solche begeht: so sind wir doch ohne Ausnahme gehalten, alle Mühe anzuwenden, um sie zu vermeiden, und verbunden, uns zu bestreben, daß wir, — wie der hl. Apostel Jakobus (1, 4.) schreibt — „vollkommen sind und in keinem Punkte fehlen". Denn ein braver Diener ist darauf bedacht, nicht einmal in unbedeutenden Dingen seinen Herrn zu beleidigen. Wer sich keine Mühe geben mag, die läßlichen Sünden zu meiden, der kann sich nicht beklagen, wenn er zuletzt ganz von Gott verlassen wird, so daß er in Todsünden fällt, wie dies der weise Sirach bezeugt, da er sagt: „Wer das Geringe nicht achtet, wird nach und nach zu Grunde gehen" (Eccli. 19, 1.). Der ist kein wahrer Freund, ja er würde sogar aufhören, überhaupt ein Freund zu sein, der sich mit dem Gedanken ausgesöhnt hat, dem Freunde, wenn auch keine tödtliche, doch eine leichte Wunde zu versetzen. Gerade so muß auch derjenige, welcher sich keine Mühe geben mag, Gott durch keine läßliche Sünde zu beleidigen, eben hiedurch zu der Meinung berechtigen, er sei kein Freund Gottes. Desgleichen ist das kein guter Knecht, der seinem Herrn nicht eher Gehorsam leistet, als bis dieser das Schwert gegen ihn zückt. Mit einem solchen ist aber derjenige zu vergleichen, welcher sich nicht scheut, eine läßliche Sünde zu begehen, obwol er weiß, daß er deshalb im Reinigungsorte geläutert werden muß, und der nur die schweren Versündigungen meidet, welche die Hölle verdienen.

Schluß.

Aber, ach, du guter Gott! wie selten sind die, welche das beherzigen, wie wenig Laien gibt es, die sich dieser Vollkommenheit befleißen! Denn saget selbst, Geliebte! wie gleichgiltig begeht man schwere Sünden, um auch nur den geringsten Gewinn zu erzielen, oder um etwa einen unbedeutenden Schaden abzuwenden! Im alten Bunde hatte Gott befohlen: „Keine Unkeusche soll unter den Töchtern Israel's, und kein Unlauterer unter Israel's Söhnen sein" (V. Mos. 23, 17.); — und wie viele gibt es deren unter den Christen! — Wie wenig kümmert man sich um läßliche Versündigungen, z. B. Scherzlügen, unnütze Reden, unüberlegte Zornesausbrüche u. dgl.! Der Weltapostel schreibt (Ephes. 5, 3. u. 4.): „Jede Unreinigkeit oder Geiz werde unter euch nicht einmal genannt, wie es Heiligen geziemt; noch komme Schamlosigkeit,

noch thörichtes Gerede, noch Possen vor, was nicht zur Sache gehört". Und dennoch wie gewöhnlich ist dies heutzutage! — Wie Wenige gibt es, die ihre Sünden an sich selber bemerken, so daß sie selbe zu bessern und zu strafen suchen! Wie Viele, welche sie sogar oftmals vertheidigen! — Wie Wenige kämpfen gegen ihre Laster! Ja, wie Viele wissen nicht einmal, daß sie deshalb der Streiterschaar Christi zugetheilt sind, um ihre Begierlichkeit im Zaum zu halten! Die Meisten streben nur nach dem, was der Sinnlichkeit schmeichelt, und lassen sich von ihren Neigungen leiten. — Welch' geringes Streben nach immer größern Fortschritt auf der Tugendbahn läßt sich wahrnehmen! — Und die evangelischen Räthe — ach, sie werden fast gar nicht berücksichtigt! Daher kommt es denn auch, daß man so wenig von heiligen Laien weiß. Wir kennen zwar einzelne Heilige aus dem Fürstenstande, z. B. einen Ludwig in Frankreich, einen Eduard in England, einen Casimir in Polen, einen Wenzeslaus in Böhmen, einen Stephan in Ungarn, einen Heinrich in Deutschland, einen Leopold in Oesterreich. Aber wie wenige gute Fürsten sind dies im Vergleiche zu den vielen schlimmen! Aus dem Bürgerstande lebte in Cremona ein Mann, mit Namen Bonus, welcher sammt seinem Eheweibe so fromm und vollkommen wandelte, daß Papst Innocenz III. ihn sogleich nach seinem Tode selig sprach. Aber wo gibt es noch mehrere solcher Bürgersleute? Aus dem Stande der Ackerbauer gibt es einen hl. Isidor; dieser lebte so unschuldig, daß die berühmte Stadt Madrid, die Residenzstadt Spaniens, ihn zu ihrem Patrone erwählte, und Papst Gregor XV. ihn in die Zahl der Heiligen aufnahm. Aber wo gibt es noch andere solche Landbewohner? —

Können wir auch, Geliebte! eine so hohe Heiligkeit, wie diese, nicht erreichen, so lasset uns doch wenigstens nach der gewöhnlichen, Allen gebotenen Vollkommenheit trachten! Vor Allem sollen wir wissen, daß wir noch nicht vollkommen sind, und deshalb mit dem hl. Petrus im heutigen Evangelium sprechen: „Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen" (Luc. 5, 5.); ebenso mit dem hl. Paulus: „Brüder, ich bilde mir nicht ein, die Heiligkeit erlangt zu haben" (Philipp 3, 13.). — Dann, mein christlicher Freund! beherzige des Heilands Wort: „Fahre hinaus in die hohe See" (Luc. 5, 4.); d. h. Uebe dich in Vollbringung heldenmäßiger Tugendhandlungen, indem du deine Neigungen und Leidenschaften bezähmst, und die der Uebung der Tugend entgegentretenden Hindernisse überwindest. — Endlich blicke auf den überreichen Fang; d. h. auf den Kampfpreis der Auserwählung zur Himmelsseligkeit, welcher sich nach der Beschaffenheit der Kämpfenden höher und immer höher steigert. Schaue aber auch deiner Seele auf den Grund, oder

forsche nach der Wurzel deiner Sündhaftigkeit, aus welcher deine übrigen Fehler entsprossen, und entschließe dich fest, dieses Grundübel auszurotten. Darauf arbeite täglich hin, und beginne heute noch damit; denn die Zeit ist kurz, die Kunst lang, die Ewigkeit unendlich; damit du einstens nach vollbrachter Erdenlaufbahn mit dem großen Völkerapostel getrost und voll beseligenden Bewußtseins sagen kannst: „Ich habe den guten Kampf gekämpft, den Lauf vollendet, den Glauben bewahrt; im Uebrigen ist mir die Krone der Gerechtigkeit hinterlegt, die mir der Herr, der gerechte Richter, an jenem Tage geben wird" (2. Tim. 4, 7. 8.). Amen.

Predigt auf den V. Sonntag nach Pfingsten.

Thema: Ueber die Kunst, ohne Sünde zu zürnen.

Eintheilung.

Damit unser Zorneseifer sündlos bleibe, müssen folgende Fragen wohl in Betracht gezogen werden:

I. Warum man zürnt.
Man soll sich nämlich nicht erzürnen:
1) um guter,
2) um geringfügiger,
3) um nicht genau bekannter Dinge willen.

II. Ueber wen man zürnt.
Man darf nicht zürnen:
1) über die Obrigkeit,
2) über seine Aeltern,
3) über Irrsinnige,
4) über Kinder,
5) über ehrlose, noch
6) über vernunftlose Geschöpfe.

III. Wann man zürnen darf.

IV. Wie man zürnen dürfe.
1) über die Laster, nicht über die damit behafteten Menschen;
2) aus Gerechtigkeitsliebe, nicht aus Rachsucht;
3) ohne die Gemüthsruhe zu verlieren.

V. Bis wie weit darf man im Zorne gehen?
1) Man soll ihn nicht im Herzen bewahren;
2) ihn nicht in Worte ausbrechen lassen;
3) noch zu Thätlichkeiten schreiten.

Text: Matth. V, 22. „Ein Jeder, der über seinen Bruder zürnt, wird des Gerichtes schuldig sein."

Eingang.

Andächtige Zuhörer!

Schrecklich lautet auf den ersten Anschein der Ausspruch unseres göttlichen Heilandes im heutigen Evangelium: „Jeder, der über seinen Bruder zürnt, ist des Gerichtes schuldig" (Matth. 5, 22.). Denn was kommt unter Menschen gewöhnlicher und häufiger vor, als Zürnen? Und wenn Jeder, der über seinen Bruder zürnt, des göttlichen Gerichtes schuldig ist, was wird, frage ich, Andächtige! erst mit uns geschehen, die wir so oft und so leicht zürnen? Müssen wir nicht wie jene Jünger Christi ausrufen: „Wer kann denn da noch selig werden?" (Matth. 19, 25.) —

Der hl. Augustinus und der hl. Gregorius mildern indessen diesen Schrecken, indem sie erklären, durch das „Gericht", wovon die Stelle im heutigen Evangelium redet, werde nicht die Hölle oder die ewige Verdammniß bezeichnet, sondern eine Art genauer Untersuchung und strenger Prüfung, wobei unsere Angelegenheit hin und wieder besprochen wird, und uns Gelegenheit zur Vertheidigung geboten ist.

Wenn demnach dein Zorn vernünftig und gerecht war, mein Christ! dann hast du nichts zu befürchten, dann wirst du im Gerichte Gottes freigesprochen werden; im Gegentheile, du darfst für diesen deinen hl. Eifer sogar auf Belohnung hoffen. War dagegen dein Zorn ein unvernünftiger, ein unheiliger, so wirst du im Gerichte verurtheilt werden. Der hl. Chrysostomus liest daher die Stelle aus dem heutigen Evangelium also: „Wer über seinen Bruder ohne Ursache zürnt, wird des Gerichtes schuldig sein;" und macht hieraus folgenden Schluß: „Wer demnach mit Grund zürnt, der wird keineswegs schuldig sein; wenn es nämlich kein eigentlicher Zorn war, wenn Warnung und Belehrung nichts fruchtet, wenn kein Urtheilsspruch in Kraft tritt, und das Laster sich nicht bändigen läßt. Ein gerechter Unwille ist sonach ein Mittel zur Zucht. Demzufolge begehen Jene, welche aus einer gerechten Ursache sich ereifern, nicht nur keine Sünde; sondern im Gegentheile, sie würden sündigen, wenn sie nicht zürnten." Darum ruft uns der hl. Sänger David zu: „Zürnet, aber sündiget nicht!" (Ps. 4, 5.)

Vortrag und Eintheilung.

Hier drängt sich uns uns unwillkürlich die bemerkenswerthe Frage auf: Wie muß denn der Zorn beschaffen, und

von welchen Umständen muß unser Eifer begleitet sein, wenn er des Gerichtes nicht schuldig, sondern vielmehr löblich sein soll?

Hierauf will ich euch, Geliebte! in heutiger Erbauungsstunde etwas eingehender antworten, und euch mit der Kunst bekannt machen, ohne Sünde zu zürnen.

Schon der griechische Weltweise Aristoteles (Ethik 4. B. 5. K.) sagt: „Wer aus dem rechten Grunde und über Personen zürnt, die es verdienen" — man darf beisetzen: wie, wann und in wie weit der Unwille gerecht ist — „der verdient Lob."

Hiernach kommen folgende Fragen in Betracht: Warum, über wen, wann, wie und wie weit darf man zürnen, ohne daß unser gemessener Eifer zur Sünde wird? Vernehmt die Antwort hierauf mit Aufmerksamkeit! —

Abhandlung.

I.

Aus welchem Grunde und **über was** soll man nicht zürnen?

Die erste Frage, die uns hier begegnet, handelt von dem Warum, und beschäftigt sich mit den Gründen, um deren willen der Zorn unziemlich ist. Hierauf diene zur Antwort: Man soll sich nicht über Gutes, über Geringfügiges und über ungenügend Bekanntes ereifern.

1) Soll man nicht über etwas Gutes zürnen, denn dieses verdient keinen Unwillen, sondern vielmehr Belobung und Beglückwünschung. — Aus diesem Grunde hat unser göttlicher Heiland die hl. Maria Magdalena Jenen gegenüber in Schutz genommen, welche unwillig darüber geworden, daß sie den Herrn salbte; indem er sprach: „Warum kränket ihr dieses Weib? Sie hat ein gutes Werk an mir gethan" (Matth. 26, 10.). — Und als die Juden aufgebracht waren, weil Christus einen Menschen am Sabbat gesund gemacht hatte, versetzte ihnen der Herr: „Wollt ihr mir übel nehmen, daß ich am Sabbat einen Menschen am ganzen Körper geheilt habe?" (Joh. 7, 23.)

Hiegegen hat sich der Hohepriester Kaiphas schwer versündigt, welcher auf des Heilandes höchst sanfte und einnehmende Rede hin in Zorn entbrannte und sein Kleid zerriß, wie wenn der Herr eine Gotteslästerung gesprochen hätte (Matth. 26, 64 u. ff.). Solche, welche über etwas Gutes zürnen, sind Kinder Satan's, welcher über seine Sklaven aufgebracht ist, so oft diese

etwas Gutes thun, beten, zur hl. Beichte gehen u. dgl. Darum sprach Christus zu den Juden, welche darüber zürnten, daß er ihnen die Wahrheit sagte: „Ihr habt den Teufel zum Vater." (Joh. 8. 44.) —

2) Ebenso soll man nicht über unbedeutende, geringfügige Dinge in Zorn ausbrechen; denn solche Kleinigkeiten sind es wahrlich nicht werth, daß um ihretwillen die Seele sammt dem Leibe in Bewegung und Verwirrung geräth, und gewissermassen fast aus allen Kräften des Menschen ein Kriegsheer gegen dieselbe geworben und bewaffnet wird. Kümmert sich doch auch bei Gerichtsverhandlungen kein Richter um zu kleinliche Dinge.

Wer übrigens um einer geringfügigen Sache willen in Zorn entbrennen kann, verräth nur seine eigene Schwäche. Denn gleichwie nur ein krankhafter und wunder Körper bei der leisesten Berührung ein Weh empfindet, ebenso bekundet die um einer Kleinigkeit willen aufwallende Zornesgluth ein kindisches und schwaches Gemüth, wie dies schon der Heide Seneka bezeugt. Wenn du einem Knaben auch nur ein einziges Kartenblatt nimmst, so kann er sich darüber so ereifern, daß er das ganze Spiel wegwirft; in gleicher Weise zeigt sich Jener als ein albernes Kind, der um der geringsten Sache und Ursache willen in Eifer und Zorn ausbrechen kann. Wer überdies gegen leichte Verirrungen über Gebühr zürnt, der „läßt" — wie Stobäus bemerkt, — „den Fehlenden keinen Unterschied zwischen der höchsten und einer nur geringfügigen Schuld erkennen." —

3) Endlich soll man nicht zürnen, noch weniger sich von einer heftigen Aufwallung hinreißen lassen über Dinge, welche nicht genügend erwiesen sind; damit man sich nicht etwa nachher zu schämen braucht, und Unvorsichtigkeit an den Tag legt wegen Anschuldigung unschuldiger Personen. So schenkte (wie Plutarch erzählt) Phocion von Athen der Nachricht vom Tode Alexanders des Großen nicht augenblicklich Glauben, sondern sprach auf diese Kunde hin einfach: „Wenn er heute gestorben ist, so wird er auch morgen und übermorgen todt sein." In gleicher Weise soll man auch denen, die da sagen, dieser oder Jener habe uns verunglimpft, nicht unbedingt Glauben schenken, sondern erst der Wahrheit auf den Grund zu kommen suchen. Es gibt gewisse Städte, welche sich schmählich dem Spotte ausgesetzt und lächerlich gemacht haben, weil sie einzelne von Fern herkommende Personen für Feinde ansahen und ihnen mit den Waffen in der Hand entgegen zogen; während dieselben doch nur eine ganz friedliche Procession hielten. So läuft es auch meistens nicht ohne Schande ab, wenn man sich mit Zornesworten gegen etwas rüstet, was noch nicht gehörig bewiesen und ausgemacht ist und sich hinterher als harmlos erweist.

II.

Ueber wen soll man nicht zürnen?

Weiter fragt es sich, über wen soll man nicht zürnen, wenn man anders sich nicht versündigen will? — Ich antworte: Man soll nicht zürnen über Vorgesetzte, über Irrsinnige und über solche Personen, welche wegen ihres Jugendalters oder ihres Standes kaum beachtenswerth sind.

1) Man darf also vor Allem nicht über Fürsten zürnen, denn dieses wäre ebenso gefahrbringend, wie wenn man einen Löwen aus dem Schlafe weckte. Darum weissagt der Patriarch Jakob über den Stamm Juda's, welcher sich durch die Würde der Oberherrschaft und durch Macht auszeichnen werde, also: „Ein junger Leu ist Juda, . . . wer wagt es, seine Ruhe zu stören?" (I. Mos. 49, 9.) Mit andern Worten: Wer wird sich erkühnen, ihn durch Krieg aufzureizen? Wer immer dies thun wollte, würde es nicht ungestraft thun, wie der gelehrte Schriftausleger Cornelius a Lapide erklärt.

So verfuhr David; denn er gab stets der Wuth des Königs Saul nach, indem er bei sich im Herzen sagte: „Ich könnte doch eines Tags dem Saul in die Hände fallen. Ist es nicht besser, ich fliehe und rette mich in der Philister Land? Ich werde also seiner Hand entkommen." (I. Kön. 27, 1.) Und als David den Saul abermals in seine Gewalt bekam und hätte tödten können, ergoß er sich nicht in Schmähungen, und reizte ihn nicht durch Vorwürfe, sondern sprach in bittendem und versöhnlichem Tone mit ihm. Desgleichen schwieg er zu rechter Zeit stille, um nicht in Worte auszubrechen, die er später bereuen könnte. Darum kann er auch (Ps. 38, 2. 3.) sagen: „Ich habe meine Zunge bewacht, da der Gottlose mir gegenüberstand. Ich verstummte, demüthigte mich und schwieg sogar vom Guten, d. h. zu meiner billigen Rechtfertigung."

2) Auch über seine Aeltern darf man nicht ungehalten werden; denn einen solchen Zorn verbietet das natürliche Gefühl und die schuldige kindliche Ehrfurcht. Würden jedoch Kinder oder Andere von den Aeltern vielleicht ganz widerrechtlich behandelt, so könnten in diesem Falle die Kinder durch Worte oder Miene ihr Mißfallen darüber ausdrücken, wie nach der Erzählung der hl. Schrift (I. Kön. 20, 34.) Jonathas „voll unwilligen Zornes vom Tische aufstand," nachdem er gesehen, wie sein Vater Saul gegen David den Speer geschleudert hatte, um diesen zu tödten.

Als Beispiel, welches uns zur Genüge darthut, welch' eine schwere Sünde die Erbitterung gegen die Aeltern sei, kann Absa-

lom dienen, welcher darum, weil er gegen seinen Vater sich feindlich erhob, an einem Eichbaum hängen blieb und von drei Speeren durchbohrt ward, und zwar wie der hl. Text (2. Kön. 18, 14.) besonders betont, „in seinem Herzen"; denn mit diesem seinem Herzen hätte er seinen Vater lieben und nicht hassen sollen. Die Baumzweige selber traten somit als Rächer dieses Frevels auf; denn die Zweige hängen sozusagen wie Kinder fest am Baumstamme: Absalom dagegen sagte sich schmählich von seinem Vater los. — Auch im heutigen Evangelium schleudert der Heiland unverkennbar drei überaus spitzige Speere gegen ein solches entartetes Kind, indem er spricht: „Wer über seinen Bruder zürnt, wird des Gerichtes schuldig sein; wer zu seinem Bruder sagt: Raka (du Taugenichts), wird des Rathes schuldig sein; und wer sagt: du Narr (d. h. du Ruchloser), wird des höllischen Feuers schuldig sein" (Matth. 5, 22.). Wenn nun Jener, der seinen Bruder also behandelt, all' dies verschuldet: eine wie weit größere Schuld wird sich erst der aufladen, der seinem Vater oder seiner Mutter also schmählich begegnet? —

3) Zu denen, über welche man nicht zürnen soll, gehören ferner die Irrsinnigen. Ueber solche sich zu erzürnen, wäre selber Wahnsinn; denn alle diese Unglücklichen sind weder einer Schuld fähig, noch tadelnswürdig; im Gegentheile, sie werden durch unseren Zorn anstatt behutsamer, nur noch wilder und störrischer. Man kann sie zwar durch Zurufen erschrecken, dies ist aber kein eigentlicher Zorn.

Ein Gleiches läßt sich auch von Betrunkenen sagen. Denn wenn diese gleichwol nicht ohne Schuld sind, so muß man ihnen doch Manches nachsehen, weil sie in diesem Zustande eher unvernünftigen Thieren, als Menschen gleichen. — Als einstmals ein betrunkener Mensch den König Pyrrhus geschmäht hatte, und ihn der König nachmals fragte, ob er das, was man ihm vorhielt, gesagt habe, antwortete derselbe: Ja, ich habe es ausgesagt; und ich würde sogar noch mehr gesagt haben, wenn mir mehr Wein aufgetischt worden wäre. Pyrrhus lächelte und ließ den Menschen gehen. — Etwas Aehnliches erzählt man sich von Pisistratus. Als dieser nämlich von einem Gaste, der sich gehörig angetrunken hatte, gelästert wurde, gab der König auf das Zureden der Uebrigen, den Menschen abzustrafen, die schöne Antwort: Ich werde darüber ebensowenig unwillig, als wenn Einer mit verbundenen Augen wider mich angerennt wäre. So Aelian.

4) Fast dieselbe Bewandtniß hat es auch mit Kindern und sonst schwachen Personen, z. B. Frauen. Hier genügt es, die Beleidigungen derselben mit Verachtung zu behandeln; gerade wie auch große Hunde das Gekläff junger Hündchen gar nicht beachten. So sagte Job (1, 10.) zu seinem Weibe, das ihn

mit Vorwürfen kränkte: „Du redest wie eine von den albernen Frauen."

Zu Paris lag (wie Chavassius erzählt) ein Löwe in einem Käfig eingesperrt. Da warf man einen Fuchs zu ihm hinein, welcher, sich in der Nähe seines schrecklichen Todfeindes fühlend, sogleich entsetzlich zu heulen anfing, wie wenn er sein Mißgeschick beweinte. Der Leue rührte sich nicht von der Stelle. Der Fuchs ging um ihn herum, stürzte sich in vollem Anlauf auf den Rachen des Löwen, welcher ihn verschlingen sollte, und packte ihn, so fest er nur konnte, mit den Zähnen, um bei seinem Ende doch noch den Trost zu ärnten, Rache geübt und seine Fuchsenkeckheit gezeigt zu haben. Auch dieses verwegene Treiben war nicht im Stande, das großmüthige Thier zum Zorne zu reizen. Der Löwe schüttelte blos das Haupt und schleuderte den an seiner Mähne hängenden ohnmächtigen Feind mit solcher Gewalt gegen die Wand, daß er daran hängen blieb. — Das Benehmen dieses edlen Königs der Wälder dem frechen Thiere gegenüber mag uns lehren, wie man elende Schwächlinge, die uns anfeinden oder beschimpfen, anstatt über sie zu zürnen, nur mit Verachtung strafen soll.

5) Dasselbe gilt von Taugenichtsen und sonst ehr- und charakterlosen Menschen, weil sie vor den unvernünftigen Thieren nur wenig Voraus haben. Solche muß man mit Verachtung strafen, wie wenn es nicht der Mühe werth wäre, um ihretwillen auch nur eine Hand umzudrehen.

Dies war das Verfahren des weisen Sokrates. Denn als einstmals ein ungezogener Mensch auf der Straße mit dem Fuße nach ihm trat, ward er hierüber nicht im Mindesten aufgebracht; und da seine Begleiter sich deshalb wunderten, sagte er: „Was soll ich mit dem Menschen anfangen?" Da seine Freunde ihm riethen, denselben vor Gericht zur Strafe zu ziehen, antwortete Sokrates: „Das wäre lächerlich; denn gesetzt, irgend ein Esel würde nach mir ausschlagen, würdet ihr mir in diesem Falle rathen: Lade ihn vor Gericht?" — Einem Andern, welcher sich gleichfalls verwunderte, daß er sich gar nicht gegen einen Menschen aufgeregt fühle, der ihn mit Schmähreden verunglimpfte, gab derselbe Weise zur Antwort: „Mich lästert er ja nicht, so lange das, was er sagt, mich nicht angeht." — So lange Einer, der an den Augen leidet, in Folge dessen z. B. den Plato für den Sokrates fälschlich ansieht, und sich gegen den letzteren in Schmähungen ausläßt, so beschimpft er ja nicht den Plato, sondern den Sokrates. Ebenso gereicht es einem braven Manne, den ein ehrloser Mensch einen Schurken schimpft, gewiß nicht zur Schmach, weil er das nicht ist, was ihn der Verläumder fälschlischer Weise heißt.

6) Endlich soll man seinen Zorn nicht an vernunftlosen Dingen auslassen. Denn das ist die Manier von Knaben, die auf den Stein schlagen, über welchen sie fielen; so machen es die Spieler, welche die Karten zerreißen, mit denen sie ihr Geld verloren haben; desgleichen thun das die Hunde, die in den Prügel beißen, den man ihnen nachgeworfen hat u. dgl. m. Wolltest du dich, mein Christ! über Dinge erzürnen, welche keine Vernunft haben, wenn es nicht nach Wunsch und Willen geht, so würdest du dich nur lächerlich machen, dich herabwürdigen und dergleichen unvernünftigen Dingen selbst ähnlich werden.

III.

Wann ist der Zorn erlaubt?

Nachdem wir, geliebte Andächtige! in dem bisher Vernommenen kennen gelernt haben, warum und über wen man nicht zürnen dürfe, so wollen wir nun im Folgenden erörtern: Wann der Zorn ein erlaubter ist? — Und hierauf erwidere ich kurz: So oft die Ehre Gottes verletzt wird, und Sünden begangen werden. Wenn bei einer derartigen Veranlassung ein Unwille in unserer Brust sich regt, so verdient er nicht so fast den Namen Zorn, sondern es gebührt ihm vielmehr die Bezeichnung heiliger Eifer. Denn wie könnte auch ein wahrhaft gottliebendes Gemüth gleichgiltig bleiben, wenn Gottes Ehre beeinträchtigt und sein heiliges Gebot schnöde mit Füßen getreten wird? — Sehr schön äußert sich in dieser Beziehung der hl. Chrysostomus also: „Bei eigenen Beschimpfungen geduldig sein, ist lobenswerth; dagegen die Beleidigungen Gottes mit Geduld zu ertragen, ist schon große Verruchtheit."

So zürnte Moses, sonst ein überaus sanftmüthiger Mann, über die Götzenanbeter, und tödtete deren mehrere Tausende (II. Mos. 32, 28.). Ebenso brachte Phinees die Unzüchtigen um (IV. Mos. 25, 8.). Desgleichen tödtete Elias vierhundert falsche Propheten (III. Kön. 18, 40.). Diese Männer thaten alles dieses zwar nicht aus eigener Machtvollkommenheit, sondern aus göttlichem Auftrag, und entflammt von Eifer für die Ehre Gottes. — Hat ja doch unser göttlicher Heiland selbst mit fliegender Geißel die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel verjagt, wie das Evangelium erzählt (Luc. 19, 45. Matth. 21, 12. Marc. 11, 15.). — Der Abt Pastor pflegte daher zu sagen: „Dann erst magst du zürnen, wenn du fürchten mußt, von Gott getrennt zu werden."

IV.

Wie soll man zürnen?

Es fragt sich weiter: Wie soll man zürnen, ohne sich zu versündigen? — Hierauf erwidere ich: Ganz in der Weise, wie Christus, das vollendete Muster aller Gerechtigkeit und Vollkommenheit. Wenn Christus zürnte, so geschah dieses ohne die mindeste Leidenschaftlichkeit. Der Zorn darf nicht den Menschen lenken und fortreißen, sondern muß vom Menschen regiert und im Gehorsam gegen die Vernunft gehalten werden, wie der Hund vom Schäfer; so daß der Zorn nur dann, wenn ihn die Vernunft frei läßt, sich Luft macht; dagegen wenn sie ihn zurückruft, zurückkehrt und sich legt.. Mag er auch hie und da der Vernunft und dem Willen voraneilen, so kann und muß er dennoch durch diese beiden Seelenkräfte in Zaum gehalten und gemäßigt werden. Der hl. Chrysostomus (30. Hom. an das Volk) sagt deshalb: „Der unbändige Zorn ist wie ein Hund; doch muß er auf's Wort gehorchen lernen. Ist ein Hund bei der Heerde der Art wild, daß er dem Schäfer nicht gehorcht, und nicht auf dessen Ruf hört, dann ist er unbrauchbar für die Schafweide. Schmeichelt er aber den Schafen, so ist er gleichfalls unnütz. Wenn er dagegen folgen lernt, dann ernähre ihn; denn er ist von Werth gegen Wölfe und Räuber." Der weise Aristoteles bedient sich eines andern Vergleichs und sagt, der Zorn müsse hinsichtlich der Bezähmung wie ein Soldat, aber nicht wie ein Feldherr sein; d. h. er muß unter der Leitung der Vernunft stehen, aber nicht diese regieren wollen.

Rücksichtlich der Art und Weise des Zürnens hat man folgende Regeln zu beobachten:

1) Man zürne über die Laster, aber nicht auf die damit behafteten Personen. — So erzählt der hl. Evangelist Marcus (3, 5.), der Heiland „habe (nach der Heilung des Mannes mit der verdorrten Hand) zürnend die Juden ringsherum angesehen und sich über die Blindheit ihres Herzens betrübt;" gewissermassen auf seinem Antlitze die vollkommene Statthaftigkeit dieses seines Unwillens ausdrückend. Der Heiland bedauerte nämlich die Menschen, zürnte aber über deren Sünden, dem Arzte gleich, welcher nicht über die Kranken, sondern über die Krankheit gleichsam ungehalten ist, und diese mit allerlei Gegenmitteln bekämpft. Der hl. Chrysostomus schreibt daher: „Wenn die Aerzte

von Wahnsinnigen beschimpft oder mißhandelt werden, dann bemitleiden sie diese Kranken nur um so mehr, weil sie wissen, daß eine solche Unbild die Größe ihrer Krankheit bezeichnet. Gleiches Verfahren sollen auch wir gegen Zornmüthige beobachten."

2) Man zürne aus Liebe zur Gerechtigkeit und zur Ehre Gottes, jedoch nicht aus Rachsucht. Denn wenn das Verlangen, dich zu rächen, Ursache deines Zornes ist, dann bist du der Richter und Vergelter in deiner eigenen Sache; und dies ist in keinerlei Recht erlaubt. — Als einstens die Jünger Christi (nach Luc. 9.), und weil sie meinten, die ihrem Meister zugefügte Mißachtung gelte auch ihnen, wünschten, es möge Feuer vom Himmel auf die Einwohner von Samaria fallen, sie zu verzehren, weil sie Christum nicht aufgenommen hatten, tadelte sie der Herr ob ihres ungeregelten Eifers, und sprach zu ihnen: „Ihr wisset nicht, wessen Geistes ihr seid" (V. 55.). Nachmals jedoch, da der rechte Eifer sie beseelte, und sie einzig Gottes Ehre suchten, straften sie, wie die Apostelgeschichte (5, 5. u. 10.) berichtet, mit vollem Rechte und aus hl. Zorne Ananias und Saphira mit dem Tode, ebenso den Zauberer Elymas (Apstg. 13, 11.) mit Blindheit.

3) Man zürne, ohne die Gemüthsruhe dabei zu verlieren, also in der Weise, daß die Strenge der Zurechtweisung nach Außen die Gelassenheit des Gemüthes nach Innen nicht stört. — Um dieses zu erlangen, mein Christ! wird es gut sein, wenn du dich, bevor du zürnest, erst etwas sammelst; gerade so wie man bei drohendem Sturme zuerst den Anker auswirft und das Schiff befestigt, damit es von dem Orkane nicht zerschellt werde. Die oberste Luftregion ist allzeit ruhig und heiter, wenn es in der unteren auch Wolkenschichten, Blitze und Donner gibt. Ebenso muß auch das Gemüth des Zürnenden, wenn gleich nach Außen aufgeregt scheinend, innerlich dennoch allzeit friedlich gesinnt bleiben. So ist der Zorn Gottes beschaffen; in sich selbst ist der Herr stets vollkommen ruhig, nur nach Außen entsendet er Blitze, Donner und verhängt Strafen. Darum wird der Zorn des Herrn beim Propheten Isaias (25, 38.) „der Zorn der Taube" genannt, wie der hl. Kirchenvater Gregor und der gelehrte Schriftausleger Maldonat diese Stelle erklären. — Der Grund liegt darin, weil im entgegengesetzten Falle Jener, den man bessern will, die über ihn verhängte Strafe nicht für gutgemeint erkennen kann, indem er glaubt und sieht, sie rühre eher von Leidenschaft, als von Vernunftgründen her.

V.

Wie weit darf man im Zorne gehen?

Es erübrigt uns, Geliebteste! zur Erschöpfung unseres heutigen Unterrichts noch die Frage: Wie weit darf man beim Zorne gehen? — Ich gebe hierauf zur Antwort: Gleichwie Gott der Herr dem Meere seine Gränzen anwies, indem er (wie es bei Job 38, 11. heißt) zum Meere sprach: „Bis hieher sollst du kommen und nicht weiter gehen": so muß man auch dem Zorne ein Ziel setzen. Demzufolge soll

1) der Zorn im Herzen nicht um sich greifen, oder lange darin erhalten werden, denn sonst wird, wie der hl. Augustin (über Ps. 149.) bemerkt, „der veraltete Zorn zum Hasse." Derselbe hl. Vater sagt weiter: „Entweder habet gar keinen Zwist, oder beendiget denselben so schnelle als möglich; damit der Zorn nicht zum Hasse heranwachse, der Splitter nicht zum Balken, und die Seele nicht zu einer Menschenmörderin werde." — Bekanntlich wird ein vor langer Zeit geladenes Gewehr nicht ohne Gefahr losgeschossen. Geradeso verhält es sich mit einem veralteten Zorne. Der hl. Apostel Paulus gibt deshalb in seinem Briefe an die Ephesier (4, 26.) die Vorschrift, unseren Unwillen nicht länger als einen Tag im Herzen herumzutragen; seine Worte sind: „Die Sonne gehe nicht unter über euerem Zorne." Dieses läßt sich auch im sittlichen Sinne nehmen, damit nämlich durch den zu lange verhaltenen Zorn die Nächstenliebe nicht erlischt. Und im heutigen Evangelium gebietet unser göttlicher Heiland ausdrücklich, diesem Geschäfte der Aussöhnung mit seinem Bruder den Vorzug selbst vor dem Opfer und vor dem Gottesdienste einzuräumen, indem er spricht: „Laß deine Gabe daselbst vor dem Altare, und gehe zuvor hin, dich mit deinem Bruder zu versöhnen; dann komm' und opfere deine Gabe" (Matth. 5, 24.). Der Zorn ist sonach gleich einem bissigen Kettenhunde immerdar zurückzuhalten, man muß ihn sofort an sich ziehen; man spreche gewissermassen zu ihm, wie Gott zu dem wogenden und schäumenden Meere: „Bis hieher sollst du kommen, ... und hier deine hochangeschwollenen Fluthen brechen" (Job 38, 11.). „Zürnet also," rufe ich euch mit dem Psalmisten zu, „aber sündiget nicht! Was ihr in euerem Herzen sprechet, das bereuet auf euerem Lager" (Ps. 4, 5.); d. h. am Abende noch bereuet, strafet und leget euren Zorn ab, nach dem Beispiele David's, welcher, nachdem er in einer Anwandlung von

Rachsucht dem König Saul den Saum seines Mantels abgeschnitten, sogleich diese seine That bereute, „indem sein Herz schlug“ (I. Kön. 24, 5. 6.).

2) Man lasse seinen Unwillen nicht in beleidigende und verächtliche Worte ausbrechen. Denn mit Bezug hierauf spricht unser göttlicher Heiland im heutigen Evangelium: „Wer zu seinem Bruder sagt: du Narr! (du Gottloser!) wird des höllischen Feuers schuldig sein; wer zu ihm sagt: Raka! (Nichtswürdiger!) wird des (hohen) Rathes schuldig sein“ (Matth. 5, 22.). Der hl. Sänger David (Ps. 142, 4.) betet also: „Mein Herz ist in mir verstört“; hiemit will er nach der Erklärung des hl. Basilius soviel sagen, als: „Ich habe meine Verstörung nicht nach Außen kundgegeben, sondern wie die brandende Welle innerhalb ihres Ufers zurückbehalten.“ Denn, mein Freund! würdest du deinen Unwillen in Worten sich Luft machen lassen, so würdest du vielmehr Rache zu nehmen scheinen, als zur Besserung dessen beitragen, über den du aufgebracht bist; indem du zum Voraus annehmen kannst, ein solches Benehmen werde ihn nur sehr erbittern, anstatt ihm zu nützen. — Schlägst du Jemanden mit blankem Schwerte, so kann es dieser gewiß nicht als Zurechtweisung gutes Muthes hinnehmen. Dagegen ist solches der Fall, wenn du mit dem Degen in der Scheide dem Andern drohest. Geradeso wird auch der mit Schmähungen und Beschimpfungen Ueberfallene seinen Lästerer für seinen Feind und Mörder, aber nimmermehr für seinen Freund und Verbesserer annehmen müssen; denn „die Zunge solcher Menschen ist“, um mit dem Psalmisten zu reden, „ein scharfes Schwert“ (Ps. 56, 5.), welche dem Mitmenschen oftmals weher thut, als ein Degen.

In diesem Punkte aber, meine andächtigen Zuhörer! fehlen Aeltern und Hausväter fast unendlichmal; indem sie ihre Kinder und Dienstboten, ohne einen auf Wahrheit beruhenden Grund zu haben, mit zahllosen Schmähungen überschütten, ja ihnen nicht selten ehrenkränkende Beinamen geben, und so ihren gesunkenen Muth noch mehr niederbeugen. Anders verhält sich die Sache mit leichteren Tadelworten, deren es fast für jeden Fehler eines gibt, mit Rügen, welche auf Wahrheit gründen; so z. B. der Vorwurf der Unwissenheit, Widerspenstigkeit, Irreligiösität. Hat ja auch unser göttlicher Heiland einige seiner Jünger (Luc. 24, 25.) „Unverständige“; Johannes der Täufer die Juden (Luc. 3, 7.) „Natternbrut“; der hl. Paulus (Gal. 3, 1.) die Galater „Unvernünftige“ genannt.

3) Der Zorn darf endlich nicht in Thätlichkeiten übergehen, damit er keine Rache im Werke nehme. Während nämlich bei einer jeden Handlung ein Doppeltes zu beobachten ist, — die Gerechtigkeit und die Barmherzigkeit, beachtet der Zorn

von beiden keines; und zwar erstlich keine Barmherzigkeit, wie aus der hl. Schrift erhellt und sich bestätigt, da es im Buche der Sprüchwörter (27, 4.) heißt: „Der Zorn hat kein Erbarmen." Dann aber auch keine Gerechtigkeit; denn der Aufgebrachte berücksichtigt die Beschaffenheit und Größe der Schuld nicht, und kann auch vor Verwirrung seines Geistes gar keine Rücksicht darauf nehmen; auf diese Art also geht er oftmals zu weit. Wie man durch den Nebel die Körper, so sieht man auch im Zorne die Dinge alle größer. — Als Plato einst im Zorne einen Knaben züchtigen wollte, sagte er zu Xenokrates, welcher gerade dazwischen kam: „Schlage du hier den Knaben, denn ich bin im Zorne." Architas, ein angesehener Mann von Tarent, soll eines Tages zu seinem Sklaven, der einen Fehler begangen hatte, gesagt haben: „Ich würde dich zu Tode prügeln, wenn ich nicht zornig wäre." — Der hl. Apostel Jakobus bestätigt es, daß man im Zorne nichts reden oder thun, am allerwenigsten aber züchtigen darf, indem er schreibt: „Der Zorn des Menschen thut nicht, was vor Gott gerecht ist" (1, 20.). Aus dem angegebenen Grunde soll man die schlimmen Vorsätze, welche man im Stande der Aufgeregtheit gefaßt hat, nie zum Vollzuge kommen lassen. Ein treffliches Beispiel hiefür gibt uns der Kaiser Aurelian, dessen Wahlspruch war: „Je größer, desto versöhnlicher." Denn als er bei der Belagerung Thyana's, einer Stadt in Bithynien, im Zorne zufällig die Aeußerung hatte fallen lassen, nicht einmal ein Hund solle in jener Stadt verschont gelassen werden, und mit diesen Worten seinen Soldaten Hoffnung auf Beute gemacht hatte: ließ er nach Einnahme der Stadt nur einen einzigen Verräther, Namens Heraklemon, hinrichten, schonte dagegen alle übrigen Bewohner. Als nun die Soldaten auf das Versprechen des Kaisers hin von Aurelian die Zerstörung und den Untergang der ganzen Stadt verlangten, sagte er: „Ich habe geäußert, kein Hund soll übrig bleiben; wolan denn! so schlagt alle Hunde todt!" — Darum sprach der hl. Hieronymus (Brf. an Salvina) sehr schön und weise: „Zürnen ist menschlich; seinen Zorn unterdrücken ist christlich."

Schluß.

Andächtige Zuhörer! Ihr habt in dem heutigen Vortrage die große Kunst kennen gelernt, wie man zürnt ohne Sünde. Beherziget darum, damit euer Zorneseifer allzeit sündlos bleibe, die heute erörterten Fragen: Warum, worüber, wann und wie weit darf man in seiner Empfindlichkeit gehen. Beherzigt ferner das Wort unsers göttlichen Lehrmeisters: „Lernet von mir,

denn ich bin sanftmüthig von Herzen; so werdet ihr Ruhe für euere Seele finden." (Matth. 11, 29.) Blicket aber auch auf sein erhabenes Beispiel, welches uns zwar den edelsten Eifer für Gottes Ehre, doch auch zugleich die hochherzigste Mäßigung lehrt. „Zürnet demnach," so rufe ich euch zum Schlusse mit dem königlichen Propheten (Ps. 4, 5.) zu, „zürnet, aber sündiget nicht," damit ihr nicht durch einen sündhaften Zorn euch das Gericht Gottes zuziehet, sondern vielmehr durch vernünftigen und christlichen Eifer zur ewigen Belohnung gelanget! Amen.

Predigt auf den VI. Sonntag nach Pfingsten.

Thema: Ein Wort der Belehrung für Arme.

Eintheilung.

Den Armen wird an's Herz gelegt, daß sie

1) geduldig sein,
2) es mit Christus halten und sein Wort gerne anhören,
3) arbeiten,
4) auf Gott vertrauen,
5) demüthig,
6) mit dem, was man ihnen gibt, zufrieden, und
7) gegen Gott und ihre Wohlthäter dankbar sein mögen.

Text: Mark. VIII, 2. „Schon drei Tage harren sie bei mir aus und haben nichts zu essen."

Eingang.

Wenn ich, geliebte Andächtige! über den harten Stand und die Noth der Armen nachdenke, so schwebt meinem Geiste ein Dreifaches vor.

Das Erste anlangend, habe ich nicht den geringsten Zweifel; bezüglich des Zweiten hege ich die beste Hoffnung; hinsichtlich des Dritten drängen sich mehr wichtige Bedenken auf.

Erstens nämlich zweifle ich nicht im Mindesten daran, unser Herr und Gott werde stäts vom Himmel auf das betrübte Loos der Armen und die große Menge der Hungernden voll innigen Mitleids herniederschauen, und wie im heutigen Evangelium sprechen: „Ich fühle Erbarmen gegen das Volk" (Marc. 8, 2.). Zweitens hege ich die zuversichtliche Hoffnung, der Herr werde endlich, seine

Hand aufthun, und Alles, was da lebt, mit seinem Segen erfüllen" (Ps. 144, 16.), so daß man sagen kann: „Sie aßen und wurden satt" (Marc. 8, 8.). Ueber das Dritte aber bin ich wirklich noch sehr im Zweifel, ob alle Armen sich der göttlichen Mildthätigkeit auch würdig zeigen.

Nach der Erzählung des heutigen Evangelium wurden von Einigen dem göttlichen Heilande sieben Brode gereicht, und der Herr gab ihnen dafür einige Tausende zurück.

Würden demnach auch andere Arme Gott sieben Brode, wenigstens geistige, darreichen, gewiß, sie würden Hundertfältiges entgegen erhalten. Was das nun für sieben geistige Brode sind, welche die Armen Gott geben sollen; oder ohne Bild zu reden: Welche Tugenden die Armen in ihrer Lage üben können und sollen, darüber will sich mein heutiger Unterricht etwas näher verbreiten. Vernehmet mich mit Aufmerksamkeit!

Abhandlung.

Erster Punkt.

Die Armen sollen geduldig sein.

Vor Allem soll der Arme in seinem Stande die Geduld bewahren. — Die jüdischen Volksschaaren, von denen im heutigen Evangelium die Rede ist, harrten in aller Geduld drei Tage bei dem Lehrvortrage Jesu Christi aus, während sie doch wußten, daß sie nichts zu essen hatten. Wie nämlich der göttliche Heiland in der Versuchungsgeschichte (Matth. 4, 4.) zu Satan spricht, „lebt der Mensch nicht vom Brode allein, sondern von jedem Worte, das aus dem Munde Gottes kommt." — Wollet ihr nun, meine armen Mitbrüder in Christo! dergleichen Worte vernehmen, welche eueren Hunger zu stillen vermögen, ich will euch etliche angeben; sie enthalten zugleich für euere Dürftigkeit die schönsten Trostgründe.

1) Das erste dieser tröstlichen Worte entnehme ich dem Munde des Propheten Jeremias, welcher (Klagel. 3, 19.) den Messias also sprechen läßt: „Gedenke meiner Armuth und meines Elendes, des Wermuthes und der Galle."

a) Ihr habt also einen erhabenen Vorgänger euerer Armuth, ich meine Christum, den Sohn Gottes, welcher sich freiwillig die Armuth erwählte, und darum zu einem Jünger, der ihm nachzufolgen gedachte, sprach: „Die Füchse haben ihre Höhle, und die Vögel des Himmels ihr Nest; aber der Menschensohn hat nicht, wo er

sein Haupt hinlegen kann" (Matth. 8, 20.); er besaß, wie ihr wißt, kein eigenes Haus, denn er genoß das Osterlamm in einem fremden (Matth. 26, 18.). Armer Mitbruder! Du hast also nicht weniger, denn Christus, welchem das Kreuz zum Ruhelager, die Galle zur Speise, der Essig zum Tranke, die Schmähungen zur Erquickung, die Entblößtheit zum Gewande, der freie Himmel zur Wohnung diente. — Sobald Aeneas vernommen hatte, Herkules, den man für einen Gott hielt, habe keinen Anstand genommen, in der elenden Herberge Evander's einzukehren, begab er sich sofort selber eben dahin (Aeneide 8. B.). Um wie viel eher ziemt es sich also für dich, den Fußstapfen Christi, der doch wahrer Gott ist, nachzutreten, mit ihm die Armuth gerne zu dulden, wie er — den Stall und das Kreuz zu betreten, wohin du ihn hast vorangehen sehen?

b) Ihr dürftigen Mitchristen! ihr habt aber auch viele und gewichtige Genossen und Brüder euerer Gesellschaft, nämlich den hl. Petrus und die übrigen Apostel des Herrn. Höret nur, was der hl. Petrus dem Lahmgebornen entgegnete, der an der schönen Pforte des Tempels saß und bettelte: „Silber und Gold habe ich nicht, was ich aber habe, das gebe ich dir. Im Namen Jesu Christi von Nazareth stehe auf und wandle" (Apostg. 3, 6.). Höret auch den hl. Paulus, welcher an die Corinthier (I. Brf. 4, 11.) schreibt: „Bis zur Stunde hungern und dürsten wir und sind entblößt." — Im apostolischen Zeitalter haben auch die ersten Christen die Armuth beobachtet, indem sie ihrem Eigenthum entsagten und von dem lebten, was Allen gemeinsam war. Dasselbe thaten ihnen andere Christen zur Zeit Konstantin's des Großen noch, wie sie der hl. Einsiedler Antonius anleitete. Später lebten auch zur Zeit des hl. Hieronymus viele Andere so, namentlich einzelne vornehme Römer, welche dem armen Heiland nachahmend, sich zu seiner Geburtsstätte und Krippe begaben.

2) Für die Armen habe ich noch ein zweites Wort des Trostes, welches dem Munde Jesu Christi selbst entnommen ist. Es heißt: „Selig seid ihr Armen, denn das Reich Gottes ist euer" (Luc. 6. 20.). — Selig preist aber der Herr die Armen erstlich deshalb, weil sie die Güter, welche sie in diesem Leben entbehren, im jenseitigen erwarten dürfen. Darum erklärt auch der Herr (Luc. 16, 25.) vom armen Lazarus, er sei jetzt im andern Leben „getröstet," weil er hienieden nur Uebles empfangen habe.

Zweitens heißen die Armen selig, weil sie — vorausgesetzt, daß sie die christliche Gesinnung bewahren — den gewisseren und sicheren Weg zum Himmelreiche wandeln.

Drittens gereicht die Armuth zu großer Verdienstlichkeit, wenn sie mit Geduld und Gleichmuth ertragen wird. Darum singt der königliche Sänger David (Ps. 9, 19): „Der Armen Geduld wird bis an's Ende nicht verloren gehen." Ihnen ist deshalb auch derselbe Lohn, wie den Martyrern, verheißen, nämlich das Himmelreich, weil nach den Worten des hl. Bernhard „die Armuth eine Art Martyrthum ist."

3) Zum Troste der Armen dient ferner das folgende Wort des Herrn: „Jede Rebe an mir, die da Frucht bringt, reinigt er (der himmlische Weingärtner, Gott), damit sie mehr Früchte trage" (Joh. 15, 2.). Reben Christi seid ihr Arme, wenn ihr, wie ich hoffen darf, durch den Glauben und die Liebe mit Christus dem Weinstocke in Verbindung stehet! Weil nun aber Manche in den Tagen des Glückes und Ueberflusses ob der Ueberfülle der Säfte sich der Ueppigkeit ergeben, und gewissermassen in die Schosse der Laster, anstatt in gute Früchte hervorbrechen würden, darum kam der Herr zu ihnen mit dem Schnittmesser der Armuth, und entfernte die Zweige, indem er ihren Luxus in Speise, Trank und Kleidung beschränkte. Der Prophet Isaias (18, 5.) sagt darum: „Vor der Ernte blühte er über und über", (d. h. in seiner Blüthezeit ward er üppig) „und es sproßte unzeitige Frucht"; (mit anderen Worten: Es kamen unreife Schüßlinge hervor, an denen keine Frucht wächst) „dann werden ihre Stengel mit Sicheln abgeschnitten werden." — Reichthum ist bei Weitem gefährlicher, als Armuth. Darum vergleicht auch unser göttlicher Heiland die Reichthümer mit Dornen (Luc. 8, 14.), weil man nur mit Mühe, und fast nie ohne die Gefahr, sich zu verletzen, damit umgehen kann.

Die Noth und Armuth hat überdies auch das Gute, daß sie den Armen nicht nur von den Lastern, sondern auch von den Strafen reinigt, welche er sonst dafür von Gott zu leiden hätte. Der Arme hat sonach sein Fegfeuer schon auf Erden. Und wie kurz und leicht erträglich ist dieses nicht — im Vergleiche mit jenem in der anderen Welt?

4) Für die Armen hat endlich der Herr noch ein anderes Wort des Trostes, nämlich: „Von einem Jeden, dem viel gegeben worden, wird viel gefordert werden; und wem viel anvertraut ward, von dem wird viel zurück verlangt werden" (Luc. 12, 48.) Weil nun die Armen nur Weniges zur Verwendung für sich empfangen haben, so wird ihnen auch nur Weniges abgefordert werden.

Es haben deshalb manche Große der Erde auf ihrem Todesbette gewünscht, arm gewesen zu sein. So rief z. B. König Karl

von Sicilien in seinen letzten Augenblicken aus: „O wie eitel sind doch der Menschen Gesinnungen! Was hilft mich jetzt mein Königreich! Wie weit besser wäre es, ich wäre statt ein König, ein armer Mann gewesen!" (Cornel. a. Lap.) Und König Johann von Aragonien sagte sterbend: „Wie glücklich ist doch das Loos der Armen; wie sicher und selig das Leben Jener, die ihr Brod im Schweiße ihres Angesichtes essen, und sich von der Arbeit ihrer Hände ernähren! Denn was haben mir Unglücklichen das Königthum, die Ehren, was haben mir die Dienstleistungen so vieler Menschen eingetragen? Was denn? Nichts als große Sorgen und mancherlei Gefahren für Leib und Seele. Trotz meines langen Lebens konnte ich kaum einige frohe Tage für mich erübrigen. O ich elender und armseliger Mensch, der ich so spät erst die Täuschungen der Welt erkenne! Gewiß, ich hätte meine Lebenstage weit besser hingebracht, wäre ich kein König, sondern ein armer Landmann gewesen!" — Mit gleichen Wünschen und Klagen schied, wie die Geschichte erzählt, auch dessen Bruder, König Alphons von Neapel aus diesem Leben. — König Philipp III. von Spanien, der doch ein frommes und sittenreines Leben geführt hatte, rief auf seinem Sterbebette aus: „O wäre ich nie ein König gewesen! Hätte ich die Jahre, die ich auf dem Throne verlebte, lieber als Privatmann in einer Einöde zugebracht! Hätte ich als Einsiedler in der Thebaischen Wüste mit Gott gelebt! Wie ruhig könnte ich jetzt sterben, wie getrost vor Gottes Richterstuhl erscheinen!"

Mögen darum die Armen die Nähe des Todes bedenken, der ihr Elend enden und glücklich beschließen wird! Der Heiland sagt in dieser Beziehung: „Der Arme starb, und ward von den Engeln in Abraham's Schooß getragen" (Luc. 16, 22.). — Der hl. Gregor erzählt, der hl. Bettler Servulus sei im Tode von den Engeln unter süßtönendem Gesang geliebkost und in den Himmel geleitet worden.

Zweiter Punkt.

Die Armen sollen **es mit Christus halten** und gerne sein Wort anhören.

Arme mögen ferner es mit Gott halten, gerne sein Wort verkündigen hören und sich überhaupt der Frömmigkeit befleißigen; wie solches die Volksschaar im heutigen Evangelium that; sie mögen darauf bedacht sein, dem Gottesdienste eifrig anzuwohnen. Dies thun übrigens die Armen, besonders die Bettelleute, meistentheils nicht. Allein eben deshalb,

weil sie das Geistige und Ewige bei Seite setzen, versagt ihnen Gott das Leibliche und Irdische. So trifft ein, was der Herr durch den Mund des Propheten Oseas (4, 6.) spricht: „Weil du das Gebot deines Gottes vergissest, so vergesse auch ich deine Kinder." — Wirklich geben gewöhnlich die reichen Leute lieber und reichlicher ihr Almosen an fromme Arme, als an solche, denen die Frömmigkeit abgeht. Ein jeder Hausvater sorgt zunächst für seine Hausgenossen; kann es uns wundern, wenn Gott dasselbe thut an denen, die mit ihm durch die Gnade vereinigt sind. Weil nun die Armen sehen, daß irdische Güter ihnen nicht vergönnt sind, so sollen sie mit desto größerem Eifer die ewigen Güter suchen und anstreben, um auf diese Art in Gott und seiner Liebe reich zu sein. — Wie das heutige Evangelium erwähnt, und besonders der hl. Matthäus bei Erzählung dieses Wunders angibt (Matth. 14, 21.), haben die Männer auch ihre Frauen und Kinder zu Christus hingeführt. Darum mögen die Armen dafür sorgen, daß sie ihre Kinder in der Furcht des Herrn unterrichten, wie auch Tobias that (Tob. 4. Cap.). Denn leider ist heutzutage die Armuth die Mutter der Unwissenheit, der Sünde und Gottlosigkeit nur zu oft.

Dritter Punkt.

Arme sollen **arbeitsam** sein.

Die Armen sollen weiters arbeitsam und fleißig sein, und nicht dem Müßiggange fröhnen. Haben doch auch die armen Leute im heutigen Evangelium ihr Brod durch eine lange und beschwerliche Reise mühsam gewonnen. Der hl. Ambrosius schreibt daher über diesen evangelischen Abschnitt: „Bemerket wohl, wem der Herr heute Nahrung spendet: — keineswegs Müßiggängern; nicht Solchen, die in der Stadt wohnten, oder sich auf den Stühlen der Synagoge breit machten, oder weltliche Würden bekleideten, sondern Jenen, die in der Wüste den Heiland aufsuchten." — Gesunde und rüstige Bettler stehlen anderen Armen das Brod, nehmen ihnen das Almosen vorne weg, sind sonach zum Rückersatze verbunden. Deshalb erzählt die Legende, der hl. Antonin, Erzbischof von Florenz, habe einst zweien blinden Männern jener Stadt, von denen der Eine zweihundert, der Andere dreihundert Kronen zusammengebettelt hatte, dieses Geld genommen, es unter Dürftigere vertheilt, und jenen nur ihren Bedarf gelassen. Wie der Apostel sehr bezeichnend sagt: „Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen" (2. Thess. 3, 10.).

Vierter Punkt.

Arme sollen **auf Gott vertrauen.**

Den Armen und Nothleidenden kann ferner nichts mehr an's Herz gelegt werden, als das feste Vertrauen auf Gott. Dies können wir an den Schaaren unsers Evangelium wahrnehmen, welche auf ihre dreitägige Reise gar keine Nahrungsmittel mitnahmen, indem sie sich einzig der Fürsorge Jesu Christi anheimstellten. Die Armen mögen deshalb ihre Sorgen auf den Herrn werfen, denn an ihm haben sie einen mächtigen und reichen Versorger, der sich ihrer allzeit annimmt. Der hl. Sänger betet darum zu Gott (Ps: 10. 14): „Dir ist der Arme überlassen, der Waise bist du ein Helfer;" und an einer andern Stelle (Ps. 39, 18.) läßt David einen Armen sprechen: „Ich aber bin bedürftig und ein Bettler; der Herr sorgt für mich." So gedenkt Christus auch im heutigen Evangelium der Armen und spricht in liebender Sorgfalt für sie: „Ich habe Erbarmen mit dem Volke" (Mark. 8, 2.). — In der Vorzeit wurden die Juden in der Wüste durch das Manna vom Himmel, und zwar alle in gleichem Maße erquickt, wie der Völkerapostel schreibt: „Wer viel sammelte, hatte keinen Ueberfluß, und wer wenig sammelte, hatte keinen Mangel" (2. Cor. 8, 15. vrgl. 2. Mos. 16, 18.). Der hl. Chrysostomus bemerkt über diese Stelle: „Da wir Alle Einen und denselben Leib ersättigen, zu gleicher Zeit leben, und den nämlichen Körper kleiden: so besitzt der Reiche in Folge seines Ueberflusses nicht mehr, und der Dürftige in Folge seiner Armuth nicht weniger, sondern beide haben Dasein, Nahrung und Kleidung, und sind in diesem Punkte einander gleich." So war es auch bei der heutigen wunderbaren Speisung; wie der hl. Evangelist Matthäus (15, 37.) bezeugt, „aßen Alle und wurden satt," wenn der Eine auch mehr, als der Andere gegessen hatte.

Fünfter Punkt.

Arme sollen **demüthig** sein.

Den Armen steht ferner die Demuth sehr wohl an. So haben sich ja auch die armen Leute im heutigen Evangelium auf die Erde niedergelassen (Marc. 8, 6.). Wenn sich also Arme ihren Lebensunterhalt nicht erwerben können, so mögen sie sich

nicht schämen, in demüthiger Weise die Reicheren aus Liebe zu Gott um solchen anzusprechen. Werden sie abgewiesen, so sollen sie über Jene, die ihnen das Almosen verweigerten, nicht murren, oder dieselben Geizhälse schmähen; sondern sich, dem armen Lazarus gleich, geduldig zur Erde niederlassen, welcher gegen den reichen Prasser keine Widerrede hören ließ, da dieser ihm die Brosamen verweigerte, die von seinem Tische fielen; während er doch sah, wie dessen Diener und Hunde Nahrung in Ueberfluß hatten. — Nichts widert mehr an, als ein Armer, der sich aufspreizt — sei es durch die Kleidung des Körpers oder durch hochtrabendes Wesen des Geistes. Der weise Sirach hat daher ganz Recht, wenn er sagt: „Drei Arten von Menschen haßt meine Seele, und deren Wesen schmerzt mich sehr: Ein stolzer Armer, ein lügenhafter Reicher und ein thörichter unverständiger Greis" (Eccli. 25, 3. u. 4.).

Sechster Punkt.

Arme sollen **genügsam** sein.

Den Armen ist ferner anzuempfehlen, daß sie mit dem, was man ihnen anbietet und darreicht, zufrieden sein mögen. Die Armen heute in der Wüste aßen und wurden satt, indem sie mit den Broden und Fischen, die ihnen der Heilande vorsetzte, allein schon vorlieb nahmen; von Darreichung eines Trunkes dazu ist gar keine Rede. „Sie aßen," sagt der göttliche Text, d. h. sie verzehrten keineswegs Alles, was da war; auch griffen sie nicht gierig nach dem, was übrig geblieben, sondern ließen die übriggebliebenen Stücke liegen; auch sackten sie die Ueberreste nicht in ihre Taschen ein, — was bei vielen Armen Brauch ist. — In gleicher Weise „lasset auch uns," wie der Weltapostel (1. Tim. 6. 8.) schreibt, „zufrieden sein, wenn wir Nahrung und Kleidung haben." Sonst werden wir erst in die wahre Armuth gerathen, welche darin besteht, daß man immer mehr verlangt. Denn schon der weise Seneka sagt: „Nicht der ist arm, der nichts hat, sondern Jener, der zu viel begehrt." Und Bias, Einer der sieben Weltweisen Griechenlands, thut den Ausspruch: „Wer ist reich? Der nichts verlangt. Wer ist arm? Der Geizige (der nie genug bekommt).

Ferner verfallen jene Armen dem Gerichte Gottes, welche in der Unzufriedenheit ihres Herzens murren, stehlen oder falsch schwören. Darum sprach Gott einstmals zu den Juden nach ihrer Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft, weil der Armuth halber Dieberei und Betrug in Abgabe des Zehenten,

und in Folge dessen sogar Meineide gewöhnlicher wurden, durch den Mund des Propheten Zacharias (5, 3.) also: „Jeder Dieb wird, wie hier (auf der fliegenden Buchrolle) geschrieben steht, gerichtet werden, und jeder Meineidige wird gleichfalls darnach gerichtet werden.“ —

Siebenter Punkt.

Arme sollen **dankbar** sein.

Endlich sollen die Armen sich dankbar erweisen, und zwar a) vor Allem gegen Gott, der ihnen Wohlthäter beschehrt hat. — Daß die Volksschaaren, welche der Heiland heute wunderbarer Weise gesättigt hat, dankbar waren, darüber kann kein Zweifel obwalten, wenn auch aus dem Evangelium nichts Näheres hierüber verlautet. Allein aus dem Berichte des hl. Evangelisten Johannes über das heutige Wunder läßt es sich abnehmen, wie dankbar sich die Schaaren gegen Christus bewiesen, denn dort (6, 15.) ist ausdrücklich erwähnt, daß sie nach der wunderbaren Speisung voll Staunens und Dankgefühls den Herrn mit Gewalt nehmen und zu ihrem Könige machen wollten. — Gewiß würde sich Jeder einem Könige zu hohem Danke verpflichtet fühlen, der ihn an seinen Hof genommen hätte. Nun aber sind die Armen die Höflinge Gottes; folglich ihm auch Dank schuldig.

b) Die Armen sollen sich aber auch gegen ihre Wohlthäter dankbar bezeigen dadurch, daß sie für dieselben beten. Da nämlich die Reichen den Armen das geben, was sie in Ueberfluß besitzen, d. h. zeitlichen Unterhalt: so sind umgekehrt die Armen gehalten, den Reichen das entgegen zu geben, woran sie Ueberfluß haben, und dieses ist die Kraft des Gebetes, wodurch sie bei Gott sehr viel vermögen. Auf solche Art also wird, wie der hl. Paulus (2. Cor. 8, 14.) schreibt, „Gleichheit hergestellt.“ Wenn nämlich der leibliche Ueberfluß der Reichen den leiblichen Mangel der Armen ersetzt, so wird auch umgekehrt der geistige Ueberfluß der Armen der geistigen Armuth der Reichen abhelfen.

Schluß.

Geliebte Andächtige! Unser göttlicher Heiland sprach einstens: „Arme habt ihr allzeit unter euch“ (Matth. 26, 11.); und so hat es denn immerdar und überall Arme gegeben, und gibt deren noch. Jenen also, welchen die Vorsehung das Loos der Armuth

und Noth zugewiesen, jenen, sage ich, die ihr Leben lang mit Dürftigkeit zu ringen haben, sollte mein heutiger Vortrag zu heilsamer Belehrung dienen, daß sie jenen unbemittelten Volksschaaren gleich, dem Herrn ihre sieben Brode darreichen, d. h. ihre Armuth durch sieben überaus schöne Christentugenden heiligen, und Gott durch Geduld, Frömmigkeit, Arbeitsamkeit, Vertrauen, Demuth, Genügsamkeit und Dankbarkeit gefallen mögen. Hiedurch wird ihnen die Armuth nicht nur erträglich, sondern auch verdienstlich werden, sie zur Aehnlichkeit mit Christus führen, der die Armuth und Niedrigkeit erwählt hat, und ihnen die geistigen Schätze der Reichthümer für den Himmel — die Gnade und das Wohlgefallen Gottes auf dieser Welt, und die Freuden einer seligen Ewigkeit jenseits verleihen, wie der Heiland selbst verheißen hat, dessen Wort untrüglich ist. Amen.

Predigt auf den VII. Sonntag nach Pfingsten.

Thema: Warum fordert Gott gute Werke von uns?

Eintheilung.

Obgleich Gott unserer guten Werke nicht bedarf, so fordert er doch solche von uns aus folgenden Gründen:

1) damit wir durch sie die Sünden und Laster in uns ausrotten;
2) damit wir die empfangene Gnade uns erhalten;
3) damit wir hiedurch Gott verherrlichen;
4) damit wir durch sie unseren Glauben bekennen;
5) damit unsere Freude vollkommen werde;
6) damit in den Verdiensten und Belohnungen Mannchfaltigkeit herrsche, und endlich
7) weil das allgemeine Naturgesetz sie verlangt.

Text: Matth. VII, 19. „Ein jeder Baum, der keine guten Früchte bringt, wird ausgehauen und in's Feuer geworfen werden."

Eingang.

Geliebte in Andacht Versammelte!

Was unser göttlicher Heiland im heutigen Evangelium sagt, daß jeder unfruchtbare Baum in der Regel umgehauen und in's Feuer geworfen wird, damit müssen wir uns sicher für einverstanden erklären. Allein ob eben dieses Schicksal auch den Menschen treffen müsse, der keine Früchte guter Werke aufzuweisen hat, das will uns nicht so ganz einleuchten. Denn wenn wir einen unfruchtbaren Baum aushauen, so thun wir es deshalb, weil wir seiner Frucht entbehren müssen, wodurch wir einen Nachtheil erleiden. Gott aber, der uns erschuf, bedarf von unserer

Seite für sich keiner Frucht. Der hl. Sänger David betet ja deshalb zu Gott: „Erhalte mich, o Herr! denn auf dich habe ich gehofft. Ich sprach zum Herrn: Mein Gott bist du, weil du meiner Güter nicht bedarfst!" (Ps. 15, 1. 2.); gleichsam als wollte er sagen: Wir bedürfen des Ertrages unserer Bäume, weil wir eben Menschen sind; deswegen werden wir über unfruchtbare Bäume ungehalten und setzen das Beil an die Wurzel derselben. Du dagegen, o Herr! verfährst nicht so, denn du bist Gott. Erhalte uns also, o Herr! wenn wir auch unfruchtbar sind; halte ein mit dem Umhauen! —

Es steht aber ein- für allemal geschrieben: „Ein jeder Baum, der keine guten Früchte bringt, wird umgehauen und in's Feuer geworfen werden" (Matth. 7, 19.): und was geschrieben steht, das bleibt geschrieben.

Wir wollen daher, Geliebte! in unserer heutigen Betrachtung untersuchen, warum ein solches Urtheil gegen einen an guten Werken unfruchtbaren Menschen aufgezeichnet ist. **Warum fordert Gott von Menschen gute Werke, da er doch deren nicht bedarf?**

Vernehmet die Antwort hierauf in Folgendem.

Abhandlung.

Gott fordert gute Werke von uns?

I.

Damit wir durch dieselben die Sünden in uns ausrotten und vertilgen.

Denn wenn wir auch durch die Buße unsere Sünden auslöschen, so unterdrücken wir hiedurch doch den Hang, zu sündigen, nicht alsogleich. Dieser bleibt vielmehr zurück, und neigt uns bald auf's Neue wieder zur Sünde hin. Gleichwie man nun Krankheiten theils durch gewisse heilende, theils verwahrende Mittel von Jenem abhält, der dazu geneigt ist: „ebenso wendet auch" — wie der hl. Gregorius (hom. 32. in evang.) sehr schön bemerkt — „der himmlische Seelenarzt die einem jeden einzelnen Laster entgegenarbeitenden Heilmittel an. Und wie in der Heilkunde Hitziges durch Kaltes, und Kaltes durch Hitziges geheilt wird, so hat auch unser Heiland für die Sünden entgegengesetzte Heilmittel verordnet, so daß er den Unreinen Enthaltsamkeit, den Habsüchtigen Freigebigkeit, den Zornigen Sanftmuth, den Hoffär-

tigen Demuth vorschrieb." Der alte sinnliche Mensch ist aber immerdar zum Bösen geneigt und aufgelegt. „Denn worauf sinnt der alte, der fleischlich gesinnte Mensch" — fragt derselbe hl. Kirchenvater unmittelbar vorher (a. a. O.) — „worauf sinnt er sonst, als darauf, daß er das, was er hat, behalte; fremdes Gut an sich reiße, wenn er kann, und darnach verlange, wenn er nicht kann?" — Mag ein Garten anfänglich noch so zierlich angelegt, mit den schönsten Blumen und den edelsten Gewächsen bepflanzt, mit den manchfachsten Gruppirungen versehen und herrlich abgetheilt sein; so wird er doch, wenn der Gärtner nicht beständig nachsieht, alsbald verwildern und unnütze Schmarotzerpflanzen hervorbringen, welche die guten Kräuter ersticken, die Abtheilungen verwischen und überwuchern. Ein solcher Garten ist der sinnliche Mensch, die Vernunft ist so zu sagen die Gärtnerin, welche Gott für ihn aufgestellt hat. In der hl. Taufe wurde der Mensch neu hergerichtet, mit den schönsten Blumen und Anlagen, d. h. mit der Gnade und den eingegossenen Tugenden, ausgeschmückt. Indessen in Folge der sinnlichen Begierlichkeit und der fortwährend sich regenden Leidenschaften kommen nach und nach schlimme Pflanzen in ihm zum Vorschein, unter denen die edlen Gewächse verkümmern, wenn sie der Gärtner nicht fleißig ausrottet, und statt ihrer gute anpflanzt. Dergleichen Unkraut wird durch die Buße zwar gewissermaßen abgeschnitten, aber nicht völlig vertilgt; denn mittelst derselben wird die Wurzel, ich meine, der sündige Hang, nicht ausgerissen. Ein solcher Garten wird Gott zwar gefallen, weil er gereinigt ist; aber er wird nicht lange so bleiben, es sei denn, daß durch eifrige Uebung guter Werke die Wurzeln der Sünden zerstört, und Tugenden angepflanzt würden.

Wer kann aber noch darüber im Zweifel sein, daß der Geiz durch häufiges Almosen, die Unmäßigkeit durch Fasten, die Hoffart durch Werke der Demuth, mit welchen man den Armen dient, ausgerottet werde? Aus diesem Grunde hatte der Weltapostel das Messer der Abtödtung beständig zur Hand, um damit jene Sündenwurzeln völlig zu vertilgen; denn er schreibt (2. Cor. 4, 10.): „Wir tragen die Abtödtung Jesu immerdar an unsrem Körper umher"; d. h. wir tödten fortwährend unsere Glieder sammt ihren Lastern und sündigen Begierden ab, wie der hl. Remigius und Andere diese Stelle erklären. Der hl. Paulus sagt aber ganz richtig: „Die Abtödtung J e s u"; denn Christus war es, welcher — wie wir vorhin vom hl. Gregorius vernommen — die Abtödtung der Glieder mittelst der Tugenden und Ausübung solcher Werke, die den Sünden entgegengesetzt sind, gelehrt hat. — Wo also jener Gärtner mangelt, wo das Messer nicht angewendet wird, wo der häufige Empfang der hl. Sakramente fehlt,

wo keine guten Werke vollbracht werden: da müssen nothwendiger Weise die Laster und sündigen Begierden die Oberhand gewinnen und üppig emporschießen.

II.

Damit die empfangene Gnade uns erhalten bleibe.

Die guten Werke sind nämlich ein Mittel, um im Besitze der göttlichen Gnade zu bleiben, wie das Feuer durch hinzugelegtes Holz, das Leben durch den Genuß der Speise, das Licht der Lampe durch zugegossenes Oel erhalten wird. — Das Feuer kann ohne Brennstoff unmöglich erhalten bleiben, wie es im Buche der Sprüchwörter heißt (26, 20.): „Wenn kein Holz mehr da ist, erlischt das Feuer.“ Dieses Feuer aber ist die Gnade Gottes. Von ihm gilt der Befehl des Herrn im alten Bunde: „Das Feuer auf dem Altare soll immerdar brennen“ (III. Mos. 6, 12.). Allein wie wird dasselbe erhalten werden? Der hl. Text fügt sogleich bei (a. a. O.): „Um es zu nähren, soll der Priester täglich am Morgen Holz zulegen.“ — Unser Herz nun ist der Altar; die guten Werke sind das Holz; der Priester ist jede fromme Seele. Ist dir daher daran gelegen, mein Christ! Gottes Gnade dir zu erhalten, so lege häufig das Holz guter Werke zu! — Gleichwie ferner die natürliche Wärme im Menschen die Feuchtigkeit beständig verzehrt; so daß, wenn diese letztere nicht durch Speise und Trank immerdar erneuert wird, das Leben im Menschen sich nicht erhalten kann: ebenso liegen auch das Fleisch und die Sinnlichkeit mit dem Geiste in beständigem Kampfe. Wenn daher der Geist nicht durch gute Werke genährt wird, so unterliegt er am Ende, und das Leben der Gnade entflieht. — Wie demnach die Speise gegen die zehrende Hitze dem Leben zum Schutze dient, weil sie ihm stäts neue Feuchtigkeit zuführt: ebenso dienen auch die guten Werke der Gnade zur Nahrung und zum Schutze wider das Fleisch. — Endlich „gleichwie“ — nach den Worten des hl. Chrysostomus (hom. de verb. apost.) — „das Lampenlicht durch Oel erhalten wird, und wenn das Oel verzehrt ist, sich selbst verzehrt und erlischt: ebenso bleibt auch die Gnade des hl. Geistes nur so lange in uns, als wir gute Werke besitzen, und durch häufiges Almosen unserer Seele Nahrung geben, gleich der Flamme, die das Oel erhält; mangeln aber einmal die guten Werke, dann zieht sich auch die Gnade zurück und entweicht völlig.“ — So hat die Gnade die thörichten Jungfrauen in dem wohlbekannten Gleichnisse verlassen, denn sie sagten zu den klugen Jungfrauen: „Gebet uns von euerem Oele, denn unsere Lampen

verlöschen" (Matth. 25, 8.). — Und, o Geliebte! wie Viele werden im Augenblicke des Todes, wo ihnen die Bethätigung ihres Glaubens und die Erwerbung von Verdiensten nicht mehr möglich ist, ihre innere Dürftigkeit, ihren Mangel an innerer Gnade durch gute Werke, insbesondere durch Werke der Gottseligkeit, aber leider zu spät inne werden, und bei sich denken oder laut klagen: O hätte ich mich doch öfter bei den hl. Sakramenten, bei den Predigten eingefunden, und die Werke der Barmherzigkeit mit mehr Eifer geübt u. s. w. Ach, „unsere Lampen erlöschen!"

Die Juden stellten nach dem Zeugnisse des Flavius Josephus (de bello jud. l. 2. c. 17.) ein eigenes Fest zu Ehren des Zusammentragens von Holz zu beständiger Unterhaltung des heiligen Feuers im Tempel an. Hierin liegt für uns die Aufmunterung, daß auch wir als Christen ein gleiches Fest während unseres ganzen Lebens feiern möchten, — dadurch, daß wir uns gute Werke sammeln, um die göttliche Gnade stäts in uns zu bewahren.

III.

Damit Gott durch uns verherrlicht und gepriesen werde.

Denn durch unsere guten Werke verehren wir Gott; und diese Verehrung fordert er von uns. Die Neuerer leugnen dies zwar hartnäckig; allein, Geliebte! gehet nur hin, und höret, was der Weltapostel schreibt (1. Cor. 9, 7.): „Wer pflanzt einen Weinberg" (oder mit Anwendung auf unser Evangelium: einen Baum), „und genießt nicht von seiner Frucht?" Wer kauft sich einen Maierhof oder ein Landgut, und verlangt nicht von dem Verwalter eine Abgabe und einen Ertrag? Wie also der Gärtner von seinem Baume Früchte, und wie der Eigenthümer eines Landgutes von seinem Verwalter eine Abgabe, z. B. eine bestimmte Anzahl Gänse, Hühner, Butter, Fische, Geld, Getraide u. dgl. fordert: gerade so geht auch Gott zu Werke. Er hat uns erschaffen, hat uns so zahlreiche Gaben, sowol geistige als leibliche Güter verliehen, als da sind die Gnade und die eingegossenen Tugenden, Geistesanlagen, Verstand, freier Wille, Gedächtniß, Wissenschaft, Reichthümer, Ehren, hohe Abkunft, körperliche Stärke und Wohlgestalt, Gesundheit u. dgl. m. Für all' dieses verlangt nun Gott eine bestimmte Abgabe von uns; — nicht so zwar, um sich damit zu bereichern, wie ein irdischer Herr, sondern um hievon die ihm schuldige Anbetung von uns zu empfangen, was überdies noch auf unseren eigenen Nutzen hinausgeht.

Mein Christ! Gott verbietet dir nicht, die eben aufgeführten Güter auch zur Bestreitung deiner Bedürfnisse, zu deinem Unterhalte, oder auch zu einer anständigen Erholung zu benützen. Er will nur soviel, daß du auch ihm, wie es eben die Orts- und Zeitverhältnisse gestatten, hievon etwas als die ihm gebührende Abgabe entrichtest. Er verlangt z. B., daß du deinen Verstand, deinen freien Willen, dein Gedächtniß, deine geistigen Anlagen zu bestimmten Stunden mit der Betrachtung göttlicher Dinge beschäftigst; daß du dem Armen Almosen gibst; daß du deinem Leibe an den Fasttagen etwas von der Nahrung entziehest; daß du sechs Tage arbeitest, aber doch wenigstens den siebenten Gott und guten Werken weihest.

Wer kann hiebei noch einen Zweifel hegen, daß ein solcher Dienst Gott wohlgefälliger und vorzüglicher sei, als es die Opfer des alten Bundes waren? Deshalb läßt der hl. Sänger (Ps. 49.) den Herrn also sprechen: „Nicht um deiner Opfer willen werde ich dich (am Gerichtstage) strafen" (V. 8.). Er gibt auch den Grund an, indem er weiter sagt: „Denn mein ist alles Wild des Forstes" (V. 10.); ferner: „Werde ich denn das Fleisch der Stiere essen, und das Blut von Böcken trinken?" — Was soll man nun thun? Gott gar kein Opfer darbringen? O nein: die Antwort folgt: „Bringe Gott das Opfer des Lobes, und löse dem Allerhöchsten deine Gelübde!" (V. 14.) „Deine" heißt es, denn sie sind in gewissem Sinne wirklich unser Eigenthum, weil sie eben unsere geistigen Kinder, und auf der andern Seite der göttlichen Natur allein entsprechende Güter sind. Es ist sonach unrecht, und heißt unbesonnen sprechen, wenn Mancher sich wünscht, in der Wiege gestorben zu sein. Wir sind ja nicht erschaffen, um als Kinder dahinzusterben, sondern um Gott zu dienen, was hauptsächlich durch die guten Werke geschieht. Der hl. Paulus gibt uns nämlich (2. Cor. 6, 4—6.) folgende sehr schöne Ermahnung: „Wir sollen uns als Diener Gottes erweisen durch große Geduld in Trübsalen, in Nöthen, in Aengsten, in Schlägen, in Gefängnissen, in Aufruhr, in Mühen, in Nachtwachen, in Fasten, durch Reinigkeit, mit Weisheit, mit Langmuth und Freundlichkeit 2c. 2c."

Wollen wir also, wie wir sollen, Gott recht und vollkommen verehren: durch gute Werke können wir es; durch Fasten opfern wir ihm unsern Leib, durch Gebet unsere Seele, durch Almosen unser Hab und Gut. Der gelehrte Origenes schreibt daher (lib. 9. in epist. ad Rom.): „Wer seine Glieder abtödtet, der bringt ein lebendiges Opfer, und erfüllt das im Buche Leviticus vorgeschriebene Opfergesetz, seinem geistigen höheren Sinne nach. Wenn Jemand seine Hoffart besiegt, opfert er — ein Kalb; wenn er seine Zornmüthigkeit überwindet, — einen Widder; wenn er seine

Wollust bezähmt, — einen Bock; wenn er den allzu freien und frechen Flug seiner Gedanken zügelt, opfert er — Tauben."

IV.

Damit wir durch die guten Werke unseren Glauben offen bekennen und äußerlich zeigen.

Denn unser göttlicher Heiland sagt ausdrücklich: „Niemand zündet ein Licht an und stellt es unter den Schäffel, sondern auf den Leuchter, damit es Allen strahle, die im Hause sind. So lasset auch euer Licht vor den Menschen leuchten, auf daß sie euere guten Werke sehen, und eueren Vater preisen, der im Himmel ist (Matth. 5, 15. u. 16.). — Durch gute Werke also mußt du dich als Christen beweisen. Auch der Heiland hat sich den Jüngern des Vorläufers Johannes nicht durch Worte, sondern durch Thaten als den verheißenen Messias zu erkennen gegeben; denn er sprach zu ihnen: „Meldet dem Johannes, was ihr gehört und gesehen habt: Blinde sehen, Lahme gehen, Aussätzige werden rein, Taube hören, Todte stehen auf 2c. 2c." (Matth. 11, 4, 5.). Wenn Jemand an einem fleißig gebauten, sorgsam umgegrabenen und gehörig beschnittenen Weinberg vorübergeht, sagt er, wenn er darauf Acht hat: Wahrhaftig, der Bebauer und Eigenthümer dieses Weingartens muß ein fleißiger Mann sein, weil er seinen Weinberg so gut hergerichtet hat. Dasselbe sprechen auch Jene, die draußen sind, hinsichtlich der frommen Christen, wenn sie deren gute Werke sehen; ja, nicht nur die Christen nennen sie trefflich, sondern es dünkt ihnen auch der Gott der Christen als groß und erhaben.

Zur Zeit des Kaisers Maximin waren die Christen auf Befehl dieses Tyrannen allwärts aus den Städten vertrieben worden. Nachdem nun eine fürchterliche Pest und Hungersnoth unter den Heiden wüthete, so daß allenthalben die Leichen unbegraben liegen blieben, die Menschen vor Hunger wie Schatten aussahen, und vor Elend umkamen; da riefen die Heiden die (kurz zuvor verbannten) Christen als wohlthätige und barmherzige Leute zurück, um ihnen durch allerlei Wohlthaten zu Hilfe zu eilen, und ihre Todten zu bestatten. Sie sagten nämlich, nur bei den Christen gebe es noch ein Mitleid, und werde noch Menschlichkeit und Liebe gepflegt; unter allen Religionen sei keine andere so wahr, so heilig, so in allen Stücken vollkommen, als die christliche, welche für alle Menschen als Anverwandte und Nächste besorgt sei. Die Christen stillten demnach mit ihrem Vermögen den Hunger der Heiden, begruben ihre Todten, besuchten ihre Kranken,

blieben aber von der Ansteckung bewahrt. So kam es, daß die Götzendiener die Christen nicht mehr durch weitere Verfolgungen behelligten, sie vielmehr allein als gut und fromm, sowie den Christengott als groß rühmten (Eusebius Kirch.-Gesch. 9. Buch 7. Kap.).

Daher thut der Apostelfürst sehr wohl daran, die Christen zu ermahnen, daß sie sich unter den Heiden eines frommen Wandels befleißen möchten, „damit" — wie er schreibt — „Jene, welche Arges von euch, als von Uebelthätern, reden, euere guten Werke sehen und Gott preisen" (1. Petr. 2, 12.). Würden wir in diesem Punkte dem Apostel gehorsamen, wir müßten mit leichter Mühe die Irr- und Ungläubigen für unsere Religion gewinnen oder sie wenigstens beschämen, so daß sie sich nichts mehr gegen uns vorzubringen getrauten. Aber weil sie sehen, daß Viele von uns einen verwerflichen Lebenswandel führen, darum kommen sie auf den Wahn, unsere Religion und unser Gesetz gebiete oder erlaube ein solches Leben.

V.

Damit unsere Freude vollkommen werde.

Unser göttlicher Heiland sprach einstens mit besonderer Rücksichtnahme auf das Gebet: „Bittet, so werdet ihr erhalten, auf daß euere Freude vollkommen werde" (Joh. 16, 24.). Was aber hier vom Gebete gesagt ist, das gilt von allen andern guten Werken. Allein da höre ich von dir, christlicher Mitbruder! einen Einwand: Wie denn wird durch das Gebet und die übrigen guten Werke unsere Freude vollkommen? — Ich gebe dir darauf zur Antwort: Dieses geschieht in soferne, als unsere guten Werke zur Folge haben, daß uns Gott die Seligkeit und andere Güter als Belohnung, und nicht als bloßes Geschenk verleiht. Dieser Hinblick auf Belohnung ist es, was unsere Freude vollkommen macht. Reicht man uns nämlich irgend etwas zum Geschenke, ohne daß wir es verdient haben, so sagen wir sogleich: Hätte ich es auch nur im Geringsten verdient, dann würde ich es herzlich gerne annehmen. Wird dagegen uns etwas als Belohnung geboten, dann sind wir in gewissem Sinne die Ursache, wenigstens die mittelbare Ursache unseres Verdienstes und erlangen die Belohnung gleichsam durch uns selbst; wie der hl. Thomas von Aquin (3. p. q. 19. a. 3.) lehrt. Dies läßt sich an den Studierenden ersehen. Wenn sie einen Preis bekommen, welchen sie sich durch ihren Fleiß verdient haben, z. B. aus der lateinischen Sprache, oder aus der Dichtkunst u. s. f., so sind sie

darüber voller Freude. Würde dagegen einem solchen Jünglinge eine Belohnung ertheilt mit dem Beisatze, er erhalte sie rein aus Gnade, nicht nach Verdienst, dann würde er sie entweder ganz ausschlagen, oder sicher nur mit geringer Freude hinnehmen. — In gleicher Weise hat auch der Sohn eines Fürsten, wenn er einen besonders schönen Hirsch mit eigener Hand getroffen und erlegt hat, darüber eine weit größere Freude, als wenn man ihm hundert Hirsche brächte, welche seine Jäger geschossen haben. So war es dem hl. Martinus eine größere Seligkeit, aus dem Munde Christi die Worte zu vernehmen: „Mit diesem Mantel hat mich Martinus bekleidet;" als wenn ihm der Himmel geschenkt worden wäre. — Wiewol der Patriarch Jakob noch mehrere und vortreffliche Besitzungen hatte, so freute ihn doch keine mehr, als jener Sichemitische Acker, welchen er, nachdem die Amorrhiter ihm denselben entzogen hatten, ihnen mit Waffengewalt wieder abgenommen hatte; darum vermachte er ihn, als etwas besonders Theueres, dem Joseph, seinem liebsten Sohne, indem er sagte: „Ich gebe dir noch einen Theil vor deinen Brüdern, welchen ich den Amorrhitern mit meinem Schwert und Bogen abgenommen habe" (I. Mos. 48, 22.).

Um uns also des Himmels vollkommen freuen zu können, sollten wir ihn nach Gottes Absicht mittelst guter Werke verdienen. Weil wir dies jedoch nicht aus eigener Kraft vermögen, so verhilft uns Gott dazu durch seine Gnade. So gibt der Fürst seinem Sohne den Falken, damit er mit diesem die hochfliegenden Vögel fangen kann. Ein solcher Falke, wenn ich so sagen soll, ist für uns die Gnade; die Vögel sind die himmlischen Belohnungen für unsere guten Werke. Hieraus folgt, daß es eine weit größere Gnade von Seite Gottes ist, daß er uns den Himmel zum Theile will verdienen lassen, als wenn er ihn uns ganz umsonst verliehe.

VI.

Damit unter den Heiligen sowol der streitenden als der triumphirenden Kirche eine schöne und liebliche Manchfaltigkeit der Verdienste und Belohnungen hergestellt werde.

Es gehört unstreitig nicht zu den geringsten Schönheiten der Welt, daß auf ihr eine so große Manchfaltigkeit unter den Geschöpfen; oder eines Staates, daß in ihm eine solche Verschiedenheit der Stände, Bürger, Aemter und Verrichtungen herrscht. Dasselbe ist auch im Himmel und in der Kirche der Fall. Denn

gestehet selbst, Andächtige! wäre das schön, wenn Alle in der Gelehrtheit, an Würde, Reichthum u. s. w. einander gleich wären? Eine derartige erwünschte Manchfaltigkeit aber läßt sich durch nichts besser erzielen, als durch die guten Werke, welche mit der Gnade Gottes sich Jeder erwirbt. Wäre nämlich die Verschiedenheit der himmlischen Belohnungen nicht völlig vom Verdienste abhängig, dann könnte Einer den Andern beneiden, und gegen Gott murren, daß er dem Einen mehr verliehen, als dem Andern, da jener doch auch nicht mehr verdient hätte. Damit sich also Niemand beschweren könne, wollte Gott die Belohnungen Aller von ihren Verdiensten abhängig machen. Auf diese Weise hat er es Jedem freigestellt, sich im Himmel ein Haus zu erbauen, wie er es liebt, — ein goldenes, silbernes oder ein steinernes. Denn daß sich Jeder durch gute Werke ein Haus im Himmel erbaue, entnehmen wir einer Schrift des hl. Gregorius (dialog. l. 4. c. 36.), worin erzählt wird, der hl. Deusdedit habe in einem Gesichte erschaut, wie ihm alle Samstage (an denen er das mit seinem Schuhmachergewerbe erworbene Geld den Armen vor der Thüre der St. Peterskirche hingetragen hatte) ein wunderschönes Haus im Himmel erbaut wurde. — Und im Leben des hl. Johannes, des Almosengebers, lesen wir, daß sich dieser mit dreißig Pfunden ein herrliches Haus im Himmel erworben habe. Was für ein Haus sich also Jeder selbst baut, das wird er bewohnen; oder wie die Deutschen im Sprüchworte sagen: Bettest du dich gut, so liegst du gut.

Aus diesem Grunde dürfen denn auch die Seligen alle im Himmel mit ihrer Belohnung zufrieden sein, und sind es wirklich; denn wenn sie sehen, daß ein Anderer mehr empfangen hat, so erkennen sie, daß er auch mehr gearbeitet haben müsse. Daher kommt es, daß sie, obgleich ein so hoher Preis ausgesetzt ist, dennoch fürder keine höhere Glückseligkeit verlangen. Der Herr sagt deshalb in der Parabel von den Arbeitern im Weinberge zu einem von ihnen: „Freund ich thue dir nicht Unrecht; ... nimm, was dein ist“ (Matth. 20, 13. 14.); mit andern Worten: So viel hast du verdient, und nicht mehr; hättest du dir mehr verdienen mögen, so hättest du auch mehr bekommen.

VII.

Weil es ein allgemeines Naturgesetz und überhaupt fest beschlossen ist, daß — wie der hl. Paulus (II. Tim. 2, 5.) schreibt — „**nur Derjenige gekrönt wird, welcher rechtmäßig gestritten hat;**“ und daß man nur durch Mühen zur Belohnung gelangt.

Dies erkannten schon die heidnischen Römer; denn sie hatten, wie der hl. Augustin (de civit. Dei l. 5. c. 12.) bezeugt, den Tempel der Ehre und der Tugend so nahe aneinander gebaut, daß man zum Tempel der Ehre nicht anders, als durch den Tempel der Tugend gelangen konnte. Die Spartaner gaben ihren Kindern keine Speise, wenn diese sie nicht erst mit dem Pfeile herabgeholt hatten. Das Land der Verheißung hatte Gott den Israeliten geschenkt; doch mußten sie es erst mit vielen Kämpfen erobern und die Könige daraus verdrängen. Ein Vorbild hievon haben wir an dem Patriarchen Jakob; dieser hieß vorher „Jakob,“ d. h. „Ringer;“ nachmals erhielt er den Namen „Israel,“ was soviel ist, als „Held Gottes“ (I. Mos. 32, 28.). Sein jüngster Sohn hieß zuerst „Benoni,“ d. h. „Schmerzenssohn“ (so nannte ihn seine Mutter); aber später nannte ihn Jakob „Benjamin,“ was „Sohn meiner Rechten“ bedeutet (I. Mos. 35, 18.). Die Stadt Jerusalem führte erst den Namen „Jebus“ oder „Zertretung“ (Jos. 18, 28.); dann hieß sie „Salem,“ d. i. „Friede.“ Dem Sabbat ging immer Parasceve vorher, d. h. „Zubereitungs- oder Rüsttag,“ weil an diesem Tage die Speisen für den kommenden Sabbat bereitet wurden. So geht auch in diesem Leben die Zurüstung guter Werke dem großen Sabbat oder dem Ruhetage des künftigen Lebens voran, an welchem uns nicht mehr zu wirken vergönnt ist.

Dieses ist auch in so hohem Grade vernunftgemäß, daß kein Mensch, wenn er nicht von Sinnen ist, irgend eine große Wohlthat von einem irdischen Könige zu begehren sich getrauen wird, der gar nichts dem Fürsten zu Liebe gethan hätte. Auch wird nicht leicht Jemand einen müßigen Knecht, mag er gleichwol nichts Böses begehen, in seinem Hause dulden, geschweige gar belohnen.

Darum hat auch Gott Niemanden von diesem allgemeinen Gesetze ausgenommen, — weder die Engel, noch die Mutter seines eingeborenen Sohnes, noch auch seinen Sohn selbst. An Alle, welche die Ehre der Himmelsseligkeit begehren, wie einst seine Jünger Jakobus und Johannes, ergeht die Frage: „Könnt ihr den Kelch (des Leidens und des Kampfes) trinken?“ (Matth. 20, 22.) Würde dieses Gesetz eine Ausnahme zulassen, sicher hätte der Heiland Einen von seinen Aposteln, oder seine hl. Mutter von der Erfüllung desselben befreit.

Meiner Ansicht nach beruht diese allgemein giltige Bestimmung auf folgendem Grunde: Es sollen Alle zur Erkenntniß gelangen, daß zur Verleihung dieser reinen Gnadengaben durchaus keine Schuldigkeit obwalte. Denn würden dieselben ohne alle beschwerliche Bedingniß ertheilt; gar leicht könnten dann die Menschen den Wahn hegen, sie müßten ihnen ganz natürlich zu Theile werden, und man schriebe dem Urheber, Gott, gar nichts

zu. So entzieht uns — um die Sache durch ein Beispiel aus der Natur deutlich zu machen — Gott, sage ich, entzieht uns oftmals geraume Zeit die Sonnenstrahlen oder den Regen, oder läßt die Saat zu Grunde gehen. Er thut dies, damit wir nicht denken, er sei uns das schuldig; vielmehr sollen wir daran erinnert werden, daß wir uns diese Gutthaten verdienen und erbitten müssen. Und ist dies schon bei den natürlichen Gaben der Fall, um wie viel mehr wird dasselbe bei den übernatürlichen Gütern stattfinden, welche uns Gott auf keinerlei Weise schuldig ist? —

Schluß.

Jene sind also von einem himmelweiten Irrthum befangen, die da ohne die Schwingen guter Werke zum Himmel emporzufliegen suchen. — Als Marius einst mit den Cimbern Krieg führen wollte, und an einem trockenen Orte das Lager schlug, das Heer aber Durst leiden mußte, und deshalb, darüber unwillig, Wasser verlangte: deutete er mit dem Finger auf einen in der Ferne das feindliche Lager bespülenden Strom hin, mit den Worten: „Wer Durst hat, und ihn löschen will, der gehe dorthin, um zu trinken" (Majol. canicul. tom. 3. coll. 2.). Ebenso zeigt Gott auch dir, mein Christ! die Belohnungen des Himmels von ferne: aber erwirb sie dir erst durch Kampf; streite erst und siege, wenn du aus dem nie versiechenden Born der Wonnen und Seligkeiten des Himmels trinken willst. Denn „das Himmelreich leidet Gewalt," spricht die ewige Wahrheit, „und die Gewalt anwenden, die erobern es" (Matth. 11, 12.). Der Himmel ist eine Krone; und nur wer wacker gestritten hat, der erlangt sie. — Auf denn, Geliebte, in den heiligen Kampf! Christus geht voran; folgen wir seinem Banner! Seien wir unermüdlich in Uebung guter Werke! Amen.

Predigt auf den VIII. Sonntag nach Pfingsten.

Thema: Der Geizige ist der größte Verschwender.

Eintheilung.

Der Geizige verschwendet

I. die Güter des Glücks;

II. die Güter des Leibes;

III. die Güter der Seele, die natürlichen wie die sittlichen; und endlich

IV. die übernatürlichen Güter.

Text: Luc. XVI, 1. „Er (der Verwalter) kam in üblen Ruf bei ihm (seinem Herrn), als hätte er dessen Güter verschwendet."

Eingang.

Andächtige im Herrn Versammelte!

Bei Durchlesung des heutigen Evangelium könnte sich uns die Frage aufdrängen: Durch welche Mittel und Wege hat denn dieser Verwalter die Güter seines Herrn verschwendet, daß ihm so plötzlich, und ohne daß er den Grund erfährt, die Verwaltung abgenommen wird? Hat er vielleicht das Gut seines Herrn durch Hoffart und Prachtliebe vergeudet? oder etwa durch Ausschweifungen, indem er es liederlichen Dirnen anhängte? oder durch Unmäßigkeit, indem er kostbare Mahlzeiten hielt und Gelage anstellte? oder aber durch Streithändel und Prozesse? oder durch Müssiggang und Faulheit? oder durch sonst ein allzu sorgloses, ungeregeltes Haushalten? — Geliebte Zuhörer! Ich meines Theils glaube nichts von all' dem; ich bin vielmehr der Meinung, er habe das Vermögen rein durch Geiz verschwendet. Dies läßt sich einmal schon daraus folgern, daß er, nachdem er

den Schuldnern seines Herrn die Schuld theilweise erlassen, von diesem nicht getadelt, sondern vielmehr belobt ward; dann daraus, weil uns der göttliche Heiland ermahnt, mit seinen Gütern freigebig umzugehen, indem er spricht: „Machet euch Freunde mittelst des ungerechten Reichthums &c. &c." (Luc. 16, 9.). Also gerade das Gegentheil: durch Geiz, durch allzu zähes Zurückbehalten der Güter seines Herrn hat er sie verschwendet.

Allein Andächtige! ist das nicht ein offenbarer Widerspruch? Der Geiz, der sonst doch Alles so karg zusammenscharrt und zurückbehält, soll Verschwendung; das freigebige Hinlassen der Güter dagegen soll gute Verwendung derselben sein? — Ja, so ist es allerdings! Denn ich glaube kaum, daß es noch ein anderes Laster gibt, welches so verschwenderisch die Gaben Gottes verschleudert, als der Geiz; ich bleibe fest dabei stehen: **Der Geizige ist der größte Verschwender.** — Ich will euch in Folgendem **die Gründe** eingehender auseinandersetzen. Vernehmt mich!

Abhandlung.

Der Geizige ist der größte Verschwender.

I.

Er vergeudet die Glücksgüter oder den Reichthum; — und zwar hauptsächlich dadurch, daß er sie vergräbt und zurückbehält. Dies geschieht aber:

1) **weil er sein Vermögen,** wovon er doch Frucht und Gewinn haben könnte, **unfruchtbar und nutzlos macht.** — Mein Christ! dünkt dich das nicht Verschwendung, wenn Jemand seinen mit vortrefflichen Anlagen begabten Sohn nicht zum Studiren anhält, sondern müssig umherschlendern läßt? wenn Einer ein kräftiges und ausgezeichnetes Pferd beständig im Stall verschließt? Meinst du nicht, daß, wer also handelt, seinen Sohn oder sein Pferd zu Grunde richtet? — Das thut aber der Geizige, der sein Geld verbirgt und davon weder einen lobenswerthen Gebrauch für sich macht, noch auch dem Armen etwas gibt; er macht nämlich sein Vermögen unfruchtbar, für seine Person wie für Andere unnütz. Der gelehrte Johann Moschus (prat. spirit. c. 85.) erzählt: Im Kloster des hl. Theodosius habe der Brauch bestanden, alljährlich am Gründonnerstage ein bestimmtes Maß Waizen, Oel, Honig und Wein unter die Armen zu vertheilen. Als aber einstmals eine große Theuerung herrschte, seien die

Mönche in den Abt gedrungen, die Abgabe des herkömmlichen Maßes Waizen hinauszuschieben, oder wenigstens zu verringern, damit sie nicht wegen Mangels an Brod etwa selbst der Gefahr des Hungertodes preisgegeben würden. Wiewol ungern, gab der Abt dennoch endlich ihren Bitten nach. Als aber Ostern vorüber war, fand derjenige, der über die Oekonomie gesetzt war, daß der Waizen sammt und sonders gekeimt hatte; so daß der Abt zu den Brüdern sagte: „Sehet, mit dem wenigen Getraide hätten wir der Noth der Armen steuern können; nun aber haben wir durch unsere Kargheit unseren ganzen Vorrath Waizen eingebüßt. Söhne! was haben wir nun damit gewonnen? Wie sehr haben wir uns selbst geschadet!" — Hören wir hierüber den weisen Sirach: „Verborgene Weisheit und ein unsichtbarer Schatz — wozu nützen beide?" (Eccl. 20, 32.)

Als Dionys der Aeltere erfahren hatte, ein Bürger habe in seinem Hause alles Gold vergraben, ließ er sich dasselbe bringen. Der Bürger behielt indeß einen kleinen Theil davon zurück, zog in eine fremde Stadt, und kaufte sich einen Acker davon. Da nun ließ ihn Dionys vor sich rufen und händigte ihm sein ganzes Geld wieder ein, weil er nun den Reichthum zu verwenden gelernt habe, und das Nützliche nicht nutzlos lasse (Plutarch apopht. reg.). — Gleichwie derjenige sein Werkzeug verderbt, der es nicht gebraucht, z. B. der Soldat sein Schwert, der Schreiber seine Feder, der Maler den Pinsel, so vergeudet auch jener sein Vermögen, der sich dessen nicht bedient, wenigstens nicht zu Tugendwerken; denn Alles, was man außer diesen mit seinem Reichthum erwirbt, will wenig oder gar nichts heißen. Du fröhnest etwa den Vergnügungen, Lüsten, der Prachtliebe; aber dieses alles sind nur vergängliche, trügerische, eitle Güter, die mehr Bitterkeit, als Annehmlichkeit mit sich führen. Oder du erwirbst dir einträgliche Ehrenstellen; allein die sind wahrlich Thoren, welche sich die Tugenden mit Geld und Würden lohnen lassen. Du pflegst dein Leben mit Speise, Trank, Kleidung; allein ist dies nicht ein Leben, wie das der Thiere auch?

2) Der Geizige vergeudet die Glücksgüter, weil er sie Andern nicht gönnt, denen sie nützlich wären, und sie ihnen gewissermaßen so raubt. Verschwendet nicht auch der Hirsch sein Geweih, das er abwerfen muß, aber, weil er es den Menschen nicht gönnt, verbirgt, damit es nicht dem Menschen dienlich sein kann? (Aristot. üb. d. Nat. d. Thiere 9. B. 5. Kap. u. Plinius 8. B. 3. K.) Thomas Morus nennt die Geizigen deshalb „Hunde in der Krippe," weil sie nämlich selber das Heu nicht fressen, und auch das Pferd davon nicht fressen lassen. So machen es auch die Geizigen: für sich selbst genießen sie ihr Geld nur äußerst spärlich, und Andere lassen sie es auch nicht genießen. Muß

man nicht von Einem sagen, er verschwende das Brod und den Wein, wenn er dies, weil er es nicht genießen kann, in der Vorrathskammer verderben läßt? Oder von einem Andern, er verderbe seine Kleider oder verschwende sein Getraide, wenn er sein Eigenthum, weil er es Andern nicht gönnt, lieber von den Motten und Würmern verzehren läßt?

3) Der Geizige verschleudert sein Geld, indem er es für Solche aufspart, die es einstens nehmen, und ihm nicht einmal dafür danken werden. Er hebt also seine Habe an einem Orte auf, wo sie die Motte verderben, der Rost verzehren, und am Ende der Tod ihm selber rauben wird. Nichts davon zu sagen, daß es, — zur gerechtesten Strafe von Seite Gottes, gar oft von den Richtern, Advokaten, ja manchmal sogar von den Henkersknechten geholt wird. Wie nämlich Bäume, die an steilen und unwegsamen Orten stehen, ihre Frucht nicht für die Menschen, sondern für die Vögel tragen, so sammelt der Geizhals öfters Schätze für die Anwälte und Gerichtsdiener. Kaiser Augustus nannte seine Beamten „Schwämme," welche er, wenn sie mit Geld angefüllt wären, ausdrücke. Ganz so verfährt Gott mit den Geizigen; durch die Hand der irdischen Richter und Obrigkeiten preßt er ihnen das widerrechtlich Eingesogene wieder aus. Darum sprach Gott zu jenem reichen Manne im Evangelium, welcher Scheunen bauen und seine Güter genießen wollte, gar wohl: „Du Thor, noch in dieser Nacht wird man deine Seele von dir fordern; und was du erworben hast, wem wird es gehören? (Luc. 12, 20.) — Der Geizige sagt zwar: Es wird mir oder den Meinigen gehören. Allein sehr oft täuscht er sich; was uns ein Beispiel lehrt, welches ich euch (aus Stobäus, 17. Pred.) hier mittheilen will. Man erzählt sich nämlich, daß einstmals Einer, der einen Andern viel Geld hatte erheben sehen, diesen gebeten habe, er möge es ihm, gegen einstige Rückzahlung sammt Zinsen als Darlehen geben. Dieser aber, mißtrauisch gegen Jedermann, mochte nicht, und vergrub lieber sein Geld. Ein Anderer, der dies wahrgenommen hatte, machte sich heimlich auf, und stahl es. Als nun jener Geizige, der das Geld verscharrt hatte, später wieder einmal an den Platz kam, fand er es nicht mehr. Dieses sein Mißgeschick schmerzte ihn tief; denn hätte er sein Geld hingeliehen, so wäre es ihm nicht nur geblieben, sondern hätte auch noch Zins getragen. Da er nun zufällig jenen Mann traf, dem er es nicht hatte leihen mögen, klagte er ihm seine Noth. Dieser aber hieß ihn gutes Muthes sein und denken, er hätte einen Stein an jenen Platz hingelegt; denn, sagte er, „als du das Geld noch hattest, benütztest du es nicht; darum darfst du dich jetzt auch nicht irgendwie für beraubt ansehen."

Auf diese Weise sind die Geizigen überhaupt werth, um ihr Geld zu kommen; denn eigentlich besitzen sie dasselbe gar nicht; wie dies unser göttlicher Heiland erklärt, da er spricht: „Wer nicht hat, dem wird auch das, was er hat, genommen werden" (Matth. 13, 12.). Diese Stelle paßt ganz auf den Geizigen. Er besitzt sein Geld so, wie wenn er es nicht besäße, weil es ihm ebenso mangelt, als hätte er es gar nicht.

II.

Der Geizige verschwendet die leiblichen Güter, als da sind Gesundheit, Stärke, Wohlgestalt, und bisweilen sogar das Leben. Denn er versagt sich aus Liebe zum Gelde die entsprechende und sogar zum Leben nothwendige Nahrung entweder ganz, oder gönnt sich wenigstens nur den kleinsten Theil davon. So pflegte jener Einwohner der Insel Chios, wo ein herrlicher Wein wuchs, wie Plutarch erzählt, aus Geiz nur ganz geringe und sauere Weine zu trinken, den guten aber zu Geld zu machen. — Wenn der Geizhals krank wird, so gibt er für Aerzte wenig oder gar nichts aus; lieber will er sterben, als für ärztlichen Rath oder Arzneien eine Ausgabe machen. Darum sagt schon der weise Sirach: „Nichts ist unbilliger, als die Geldliebe; denn der Geldsüchtige hat sogar seine Seele feil; noch da er lebt, wirft er die Eingeweide weg" (Eccl. 10, 10.). Der Sinn ist: Der Geizige handelt so unrecht, daß er das Geld höher anschlägt, als seine Eingeweide, und um kein Geld ausgeben zu müssen, lieber Hunger leidet, oder seiner Krankheit erliegt.

Geliebte Zuhörer! Heißt das nicht um des elenden Geldes willen Leib und Leben verschleudern, geringschätzen, ja sogar wegwerfen? — Kein Mensch wird in Abrede stellen wollen, daß jene erbärmlichen Possenreißer, welche sich um ein bedungenes Spottgeld Schläge aufzählen lassen, sich an ihrem Leibe versündigen. Allein, meine Lieben! thut denn der Geizhals nicht dasselbe? — P. Pontanus (p. 2. Att. bell. synt. 1.) erzählt folgendes hieher gehörige Beispiel. Ein Geizhals habe, wiewol er ein Haus, Güter und Vermögen, das auf viele Tausende geschätzt war, geerbt, und keinen Heller Schulden mehr hatte, dessenungeachtet daheim so karg und hart gelebt, daß er sich nicht satt zu essen getraute, dagegen wenn er an einem fremden Tische speiste, gehörig zugegriffen und mit beiden Backen zu kauen verstanden. Als er sich einstens ein Pferd gekauft hatte, das bei Nacht fraß, und der Geizhals im Bette dieses hörte, fragte er sein Weib, was das wäre. Nachdem diese geantwortet, es sei das Pferd, welches seiner Natur nach zur Nachtszeit gieriger und mehr zu

fressen die Gewohnheit habe, erkundigte er sich weiter, ob das alle Pferde und immer so machten. Die Frau erwiderte: Freilich, alle machen es so und allzeit. Hierauf versetzte der Mann: Fort mit dem Pferde! wenn dieses Nachts ebenso wie bei Tage gefüttert sein will, wo soll ich all' die Menge Futter auftreiben? Ich werde es verkaufen, und wenn auch halb so theuer, als es mich zu stehen kam! — Hieraus sehen wir, wie ein Geizhals nicht nur seinen eigenen Magen, sondern auch jenen der Thiere seinem Götzen Mammon zu opfern fähig ist. Diese Erfahrung machen vielfach auch die Dienstboten, deren Gesundheit oftmals durch den Geiz ihrer Herrschaften leiden muß. So verkauft also der Geizige selbst auch das Leben anderer Menschen um Geld.

Was jedoch am allermeisten zu beklagen, das ist, daß der Geiz den Menschen manchmal so weit treibt, daß er selbst seine Seele dem Teufel opfert, und sich selber mordet. Es trägt sich das öfters zu, und ist an dem Verräther Judas handgreiflichst zu sehen, welcher seine Seele um dreißig Silberlinge an Satan verkaufte, und thatsächlich mit den Worten Sirach's „seine Eingeweide wegwarf," indem er, wie die Apostelgeschichte (1, 18.) berichtet, „sich erhängte, mitten entzwei barst, so daß sich alle seine Eingeweide ausschütteten." — Dem Beispiele des Judas sind schon manche Geizhälse nachgefolgt, indem sie trotz all' ihres Ueberflusses vom Geize bethört, als seien sie aller Güter entblößt, sich selbst das Leben nahmen — ein bejammernswerthes Opfer der Hölle. Ruft ja doch unser göttlicher Heiland aus: „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber an seiner Seele Schaden leidet? Oder, was kann der Mensch darum geben, um seine Seele wieder einzutauschen?" (Matth. 16, 26.)

III.

Der Geizige verschwendet die Güter der Seele, sowol die natürlichen, als auch die sittlichen. Ich will mich deutlicher erklären:

1) Der Geizige vergeudet die natürlichen Güter der Seele, so den Verstand, den freien Willen, das Gedächtniß, die Sinnesvermögen und die übrigen Seelenkräfte, indem er sie beständig im Dienste seiner Habsucht beschäftigt, und übt, während sie dem Menschen von Gott doch zu dem Zwecke verliehen wurden, die himmlischen Güter damit zu erstreben und sich damit zu beschäftigen, wie man sich dieselben aneigne. — Was Pierius (hierogl. l. 2.) vom Elephanten schreibt, daß er nämlich mit seinen ungemein kostbaren Zähnen, dem sogenannten Elfenbeine, den Koth

aufwühle und nach Wurzeln grabe: eben das thut auch der Geizige, welcher mit seinen vortrefflichen Geistesfähigkeiten im Schmutze irdischer Reichthümer wühlt, und in den Erdschollen gräbt, einem Schweine gleich, das den Kopf beständig zur Erde senkt, um den Unrath zu durchsuchen, und wenn es je einmal seinen Blick vielleicht aufwärts richtet, sogleich vor Schreck zusammenschauert.

Heißt das nicht die geistigen Güter vergeuden, wenn man seinen Verstand und sein Gedächtniß mit sonst nichts beschäftigt, als mit gewinnsüchtigen Plänen, mit Geld zählen und Rechnen? den Willen mit unersättlicher Geldliebe, die Zunge, die Augen, die Ohren und Hände mit dem steten Umgang mit Geld?

Die Spinne thut weiter nichts, als daß sie ein Gewebe macht, um Fliegen zu fangen; daß aber der Mensch sein Herz hergibt, und Tag und Nacht darauf sinnt und denkt, wie er einen elenden Gewinn erhasche — ach wie entehrend und unwürdig ist das nicht? Die Geizigen können in Wahrheit von sich sagen, was der Psalmist (Ps. 89, 9.) spricht: „Unsere Jahre werden erachtet wie Spinnengewebe.“ Von ihnen gilt auch des Propheten Isaias (59, 5.) Ausspruch: „Spinnengewebe weben sie;“ und weiter (V. 6.) setzt er bei: „Ihr Gespinnst taugt nicht zu Kleidern; was sie wirken, nicht zu Decken; — unnütz sind ihre Werke.“ — Ist das keine Verschwendung der natürlichen Geistesanlagen, wenn man sie nur dazu anwendet, um unnütze Dinge damit zu erwerben; heißt man das nicht, kostbare Falken halten, um elende Sperlinge zu fangen?

2) Auch die sittlichen Seelengüter gibt der Geizige verschwenderisch hin, z. B. seine Gemüthsruhe, seine Freiheit, seinen guten Namen, das Freundschaftsverhältniß mit seinen Mitmenschen.

a) Seine Seelenruhe opfert er, indem ihn beständig tausenderlei Sorgen für Erwerbung, Erhaltung und Vermehrung des Reichthums quälen. Deswegen hat auch unser göttlicher Heiland die Reichthümer mit Dornen verglichen (Luc. 8, 14.); und ein Fürst (so erzählt Chavassius de prud. l. 3. c. 3.), welcher seinen nichtswürdigen Unterthanen ein großes und langwieriges Kreuz aufladen wollte, machte sie reich und wohlhabend. Die gleiche Wahrheit stellt uns die Fabel Aesop's von der Stadt- und Landmaus deutlich vor Augen. Es ging nämlich eines Tages eine Stadtmaus auf's Land hinausspazieren, und wurde von einer Landmaus zu Gast geladen. Als aber diese ihr nur grobe Gerichte vorsetzen konnte, verschmähte sie die Stadtmaus, und nahm die Landmaus mit sich, um dieser ein freilich köstlicheres Mahl zu bereiten. Da beide so beisammen saßen, da knarrte auf einmal ein Schlüssel in dem Thürschlosse. Beide erschracken und flohen; die Landmaus, des Ortes nicht kundig, rettete sich

mit genauer Noth. Kaum war sie aus ihrem Winkel wieder hervorgekrochen und belehrt worden, eine solche Gefahr komme täglich vor, sagte sie zur Stadtmaus: „Meine liebe Freundin! Deine Mahlzeit gewährt mehr Bitteres, als Süßes. Da will ich doch lieber mein dürftiges Mahl in Ruhe, als deine reich besetzte Tafel in solcher Angst verzehren.“ Daher sind die Geizigen fast immer voll Mißmuth und Traurigkeit, gleich jenem Schuhflicker, dessen der gelehrte Benediktiner Majolus (Canic. tom. 2. coll. 7.) erwähnt. Dieser, bei einem reichen Mann im Hinterhause wohnend, und sorgenlosen, heiteren Sinnes täglich muntere Lieder singend, war von dem Reichen mit einer großen Summe Geldes beschenkt worden. Als er aber das Geld erhalten hatte, war es auch um seinen Frohsinn und seine Singlust gethan.

b) Der Geizige verscherzt seine Freiheit; denn es steht ihm nicht mehr frei, seiner Ruhe und Bequemlichkeit nachzuleben, sich standesgemäß zu kleiden, einen guten Tisch zu führen, einen Armen durch ein Almosen zu laben; seine Geldgier nöthigt ihn vielmehr zu Nachtwachen, zum Arbeiten, zum Hungern u. s. f. Der Völkerapostel nennt darum den Geiz „einen Götzendienst“ (Ephes. 5, 5.). — Wenn sich der Geizige für frei ansieht, nun so versuche und beweise er es; er gebe einmal den Armen reichliches Almosen; er verwende etwas zum Schmuck der Kirche; er mache ein Vermächtniß in ein Spital; er esse und trinke einmal besser, lade manchmal seine Nachbarn oder die Armen Christi ein. Doch, wo thut er das?

c) Der Geizige verliert seinen guten Namen; denn er steht als Geizhals allenthalben in üblem Rufe. Fallen der Mitwelt seine Güter, Häuser, Gärten u. dgl. in die Augen, so heißt es: Das Alles hat dieser reiche Filz Anderen abgeschunden und erpreßt, mit dem Schweiße der Armen sich angeeignet und aufgebaut. Der Grund liegt darin, weil es für einen Menschen, der zu wahren und dauerhaften Gütern geboren ist, schmachvoll und schmutzig ist, dem Laster der Habsucht zu fröhnen.

d) Der Geizige bringt sich endlich um die Freundschaft seiner Mitmenschen; denn er verfeindet sich fast mit der ganzen Welt, weil er gar nichts ausgibt, vielmehr Alles zusammenscharrt, seine Umgebung plündert und seine Schätze nutzlos vergräbt. Darum heißt es im Buche der Sprüchwörter: „Wer sein Getraide verbirgt, wird unter dem Volke verflucht“ (11, 26.). —

IV.

Der Geizige verschwendet die übernatürlichen Güter — die Gnade und Verdienste zur Seligkeit, den Himmel selbst, und wenn ich so sagen darf, sogar Gott. — Denn erstlich müht er sich ab und arbeitet für Andere, jedoch für sich selber thut er nichts. Er ist, wie Einer, welcher irrthümlicher Weise fremde Aecker bebaut, die seinigen aber vernachlässigt. So sind geizige Eltern meistens darauf bedacht, wie sie ihren Kindern Reichthümer sammeln; für sich selbst sorgen sie indessen durch gute Werke gar nicht.

Ferner vergräbt der Geizhals gleich jenem trägen Knechte im Evangelium (Matth. 25, 18.) das ihm vom Herrn anvertraute Talent des Reichthums in die Erde, womit er sich doch hundertfachen Gewinn hätte erwerben können, wenn er es im Schooße der Armen verzinslich angelegt hätte. Er verschwendet also in's Hundertfache, was er durch diese seine eigene Schuld versäumt; er bringt sich um die „ewigen Wohnungen," welche er, wie das heutige Evangelium lehrt, um einen geringen Preis sich im Himmel hätte aneignen können. Oder wie? verscherzt der etwa seine Seligkeit nicht, welcher ein Mittel zur Erlangung derselben zur Hand hat, aber dasselbe nicht anwendet?

Nach Plinius (10. B. 73. Cap.) und Andern gibt es in Afrika eine Art wilder einhörniger Ziegen, welche beständig Durst haben, und nach starkem Laufen leicht verdursten, wiewol sie in einem Bläschen eine Flüssigkeit in sich tragen, welche ein vorzügliches Mittel gegen den Durst ist. Solchen Ziegen sind gewissermassen die Geizigen vergleichbar; denn ob sie gleich das Mittel zur Seligkeit in sich tragen, gelangen sie nicht zum ewigen Heile, weil sie sich desselben nicht bedienen, um sich damit zum Himmel zu verhelfen. Beherziget doch, ihr Geizigen! was einstens unser göttlicher Heiland zu den Pharisäern sprach: „Das Reich Gottes ist in euch" (Luc. 17, 21.); — und doch wie schnöde verscherzet ihr dasselbe!

Endlich gibt der Geizige in gewissem Sinn sogar Gott, das höchste, unvergleichliche Gut, hin, weil er ihn gegen einen geringen Gewinn und um elenden Mammon vertauscht, indem er falsch schwört, Wucher, Betrug und List, ja sogar Gewalt anwendet, und so Gott verkauft, gleich dem Verräther Judas, der den Heiland um dreißig Silberlinge verschacherte, gleich den Juden, die ihn kreuzigten, damit nicht etwa, wie ihre Hohenpriester vorschützten (nach Joh. 11, 48.), die Römer kämen, und ihr Land und Volk

wegnehmen. Gleichwie jedoch die Juden den Verlust irdischer Güter, aber nicht den Verlust Gottes fürchteten, und auf diese Weise beides einbüßten: ebenso wird es auch den Geizigen ergehen: — sie müssen im Tode ihr Geld und Gut verlassen, und haben noch überdies ihren Gott verloren!

Schluß.

Wenn nun, geliebte Andächtige! der Geizige, wie wir heute haben einsehen lernen, der größte Verschwender ist, und alle irdischen, leiblichen und geistigen Güter vergeudet; erwirbt er sich am Ende gar nichts? verschleudert er Alles ganz und gar? Nein; Alles verscherzt er doch nicht; Einen Schatz legt er doch zurück. Und der wäre? Der Geizige sammelt sich den Grimm seines göttlichen Richters für jenen Tag des Zorns; er flicht sich nämlich die Schlingen, in die er gerathen soll; denn der Weltapostel bezeugt: „Die da reich werden wollen, fallen in Versuchung und in die Fallstricke des Teufels" (1. Tim. 6, 9.); der Geizige trägt nach Art des Vogels Phönix selbst das Holz bei, mit welchem er in der Hölle verbrannt werden wird.

Wie Florus (hist. l. 3. c. 11.) erzählt, hätten die Parther dem M. Crassus, einem höchst geldgierigen Manne, (der zu sagen pflegte, keiner dürfe für reich angesehen werden, der nicht ein Kriegsheer aus eigenen Mitteln zu unterhalten im Stande wäre,) nachdem sie ihn im Kriege besiegt hatten, geschmolzenes Gold in den Mund gegossen unter dem Vorwurfe: „Du hast nach Gold gedürstet, so schlürfe jetzt das Gold!" Dasselbe wird dem Geizigen einst in der Hölle begegnen, und dieses wird die Frucht seiner Mühen sein. — Hören wir zum Schlusse die ernste Rüge des hl. Apostels Jakobus an die ungerechten Reichen, oder an die Geizigen; er schreibt (5, 1.—3.): „Wohlan nun, ihr Reichen, weinet und heulet über euer Elend, das über euch kommen wird! Euere Reichthümer sind verfault, euere Kleider von den Motten gefressen, euer Gold und Silber ist verrostet; und der Rost desselben wird zum Zeugniß wider euch dienen, und euer Fleisch verzehren wie Feuer. Ihr habt euch Schätze des Zornes (Gottes) angesammelt auf den jüngsten Tag (des Gerichtes)."

Und nun, Andächtige! frage ich euch nochmals: Ist das nicht zwecklose Verschwendung seiner ganzen Habe, wenn man sich mit all' seinen Mühen am Ende ein solch' trauriges Loos bereitet? — Nein, so thöricht, so schändlich wollen wir nicht handeln; wir

wollen uns vielmehr stets die Wahrheit, daß wir, wie der Apostel sagt (1. Tim. 6, 7.), nichts in die Welt gebracht haben und auch nichts aus derselben mitnehmen werden, gegenwärtig halten, und das Zeitliche so genießen, daß wir das Ewige nicht darüber verscherzen. Besonders wollen wir die irdischen Güter auf einträgliche Zinsen für den Himmel anlegen, und uns nach der Mahnung Christi von dem trügerischen Reichthume Freunde machen, welche uns, wenn wir von der Erde scheiden, in die ewigen Wohnungen aufnehmen (Luc. 16, 9.), und durch das Gute, das wir ihnen erwiesen haben, unsere Fürsprecher bei Gott werden. Amen.

Predigt auf den IX. Sonntag nach Pfingsten.

Thema: Ueber den Tod des Sünders.

Eintheilung.

Was dem Buchstaben nach der Stadt Jerusalem begegnet ist, wird geistiger Weise dem sterbenden Sünder begegnen.

I. „Es werden ihn Feinde umgeben,"
   1) ihm durch Schreckbilder Furcht einzujagen;
   2) ihn mit Versuchungen zu beunruhigen;
   3) ihm seine begangenen Sünden vorzuhalten.

II. „Sie werden ihn von allen Seiten beängstigen."

III. „Sie werden ihn zu Boden schmettern;"
   1) weil der Sünder gezwungen dem Leben entsagen muß;
   2) weil er das Geistige vergißt, und
   3) zur Verzweiflung gebracht wird.

IV. „Sie werden keinen Stein auf dem andern lassen,"
   1) weil der Sünder seiner Güter beraubt wird;
   2) weil er der Früchte seiner außer dem Gnadenstand gethanen Werke verlustig geht;
   3) weil seine Vorsätze zu nichte werden.

Text: Luc. XIX, 43. „Es werden Tage über dich kommen."

Eingang.

Geliebte in Andacht Versammelte!

Das eben verlesene Evangelium kommt Manchem nicht viel schrecklicher vor, als ein bereits entladenes Geschütz, oder als ein Feind, der zwar ein Gewehr, aber kein Pulver und Blei hat. Sie

meinen nämlich, diese Weissagung und Drohung des Heilandes sei ja an den Juden bereits in Erfüllung gegangen, und ginge die Uebrigen nichts an. Darum scheinen sie zu sagen: Diese Tage werden über uns nicht kommen.

Allein, Geliebte! wenn ich die Wahrheit gestehen soll, so muß ich schon sagen, daß, wenn mich je ein Evangelium mit heftigem Schrecken erfüllt, es das heutige ist. Denn ich sehe deutlich ein, daß das, was in dem eben verlesenen evangelischen Abschnitte den unbußfertigen Juden vorhergesagt ist, auch Jenen gilt, die im Stande der Sünde sterben; daß sonach das heutige Evangelium eine doppelte Weissagung in sich schließt, von welcher die eine die Juden, die andere alle Sünder berührt. Gleichwie nämlich die Zerstörung Jerusalem's ein Vorbild des Untergangs der Sünder ist: ebenso darf man auch annehmen, daß das, was dem Buchstaben nach über Jerusalem hereinbrach, geistiger Weise Jedem begegnen werde, der in der Sünde dahinstirbt. Hiebei wollen wir in der gegenwärtigen Erbauungsstunde stehen bleiben, und um die Sache klarer einzusehen, die einzelnen im heutigen Evangelium über Jerusalem angegebenen Züge an dem sterbenden Sünder nachweisen.

Abhandlung.

I.

Der göttliche Heiland kündigt der Stadt Jerusalem an: „Deine Feinde werden dich mit einem Walle umgeben und ringsum einschließen" (Luc. 19, 43.).

Dieses ist denn auch den Einwohnern von Jerusalem widerfahren, indem sie von dem Kriegsherrn der Römer ringsumgeben, mit einer Mauer und einem Walle eingeschlossen worden waren.

Ganz auf dieselbe Weise, geliebte Zuhörer! werden auch die bösen Geister mit dem sterbenden Sünder verfahren. Sie werden ihn nämlich:

1) durch die fürchterlichsten und scheußlichsten Schreckbilder beunruhigen; denn wir lesen zum Oefteren, daß sie den im Todeskampf Begriffenen in Gestalt von Drachen, Löwen, Schlangen, Mohren, schwarzen Hunden u. dgl. erschienen, welche die Sterbenden angrinzten, zu erfassen oder zu verschlingen drohten; so daß diese öfters laut aufschrien, es sei um sie geschehen. In den Dialogen des hl. Gregor finden sich mehrere derartige Beispiele aufgeführt. So ist unter andern dort (dial.

l. 4. c. 38.) erzählt, in dem Kloster Tongalathon in Ikonien habe ein Mönch gelebt, welcher sich durch seine erheuchelte Heiligkeit bei Allen in hohe Achtung zu setzen gewußt habe. Als er jedoch krank geworden und seinem Lebensende nahe gekommen war, habe er voll Entsetzen seine Brüder zusammengerufen, und seine lange geheim gehaltene Heuchelei an den Tag gelegt. Er sagte zu ihnen: „Nun gebet Acht, wohin mich mein erlogener heiliger Wandel gebracht hat. Ich stellte mich, als quälte ich mich, wie ihr, mit Fasten; aber heimlich aß ich, und fastete gar nie; dafür bin ich jetzt dem Höllenfeinde überliefert. Sehet, eine fürchterliche Schlange hält mich mit den Windungen ihres Leibes umschlungen. Schon hat sie ihren Kopf an meinen sonst heimlich mit köstlichen Speisen angefüllten Mund gesetzt, und raubt mir, mit todbringendem Bisse mein Blut aussaugend, das Leben." Und bei diesen Worten verhauchte der Unglückliche seine Seele. Derselbe hl. Kirchenlehrer schreibt (a. a. O. 7. Kap.), ein junger Mönch, der einen sündhaften Lebenswandel führte, sei auf gleiche Weise von einem Lindwurm umkreist und fast verschlungen worden.

Weil nämlich der Sünder ein thierisches Leben führt und so die Laster von Thieren annimmt, darum schreckt ihn auch theils Satan, theils seine eigene kranke Einbildungskraft ganz billig mit Gestalten wilder und abscheulicher Thiere; der Sünder soll auf diese Art mit eigenen Augen sehen, wer er war, und wohin sein Streben ging.

2) Der Höllengeist belagert den sterbenden Sünder mit Anfechtungen, und schwingt über ihn die Geißel irdischer Sorgen, damit er keine Zeit findet, auf sein Seelenheil Bedacht zu nehmen. Gleichwie nämlich den Juden in Aegypten von Pharao durch Arbeiten und Schläge am allermeisten zu jener Zeit zugesetzt wurde, da sie Willens waren, aus seinem Lande fortzuziehen und ihrem Gotte zu opfern; — gleichwie die Postpferde hauptsächlich dann durch Peitschenhiebe und Zurufe zum Laufen angetrieben werden, wenn es auf das Ziel zugeht: gerade so werden auch die Sünder, wenn sie ihrem Lebensende entgegeneilen, am allerärgsten vom Satan gequält, welcher, wie der hl. Johannes in seiner Offenbarung (12, 12.) schreibt, gerade zu jener Zeit heranzukommen pflegt, und einen gewaltigen Zorn hat, weil er weiß, daß ihm nur wenig Zeit gegönnt ist." Dies will auch unser göttlicher Heiland durch die Wiederholung sagen: „Deine Feinde werden dich umgeben und umringen."

3) Endlich beunruhigt Satan den Sünder in seinen letzten Lebensstunden, indem er ihm seine begangenen Sünden vorhält, und sie der Menge, Häßlichkeit, Undankbarkeit und häufigen Wiederholung nach ihm viel größer darstellt. Denn wie

der Erzfeind dem Sünder anfänglich, da er ihn zum Bösen verleitet, sein Vergehen leicht macht, so stellt er es ihm am Ende, wenn es zum Sterben kommt, in seiner ganzen Größe vor, um ihn zur Verzweiflung zu bringen. Die höllische Schlange stellt nämlich hauptsächlich der Ferse des Menschen, d. h. seinem Lebensende nach; darum hält sie ihm nach allen Seiten hin seine begangenen Sünden vor Augen, in der Absicht: der Mensch soll bei deren Anblick bestürzt werden und alle Hoffnung auf seine Rettung verlieren. Dieses fürchtete David, der heilige Mann; denn er sagt (Ps. 48, 6.): „Warum werde ich mich fürchten am bösen Tage? Die Bosheit meiner Ferse wird mich umgeben;" mit andern Worten: Wenn ich in der Todesstunde die Sünden meines Wandels vor mir werde stehen sehen, so werden sie mich gleich einem Damme oder einer Mauer umgeben, so daß ich nicht entrinnen kann. Einen solchen Wall aber wird Satan aufwerfen mittelst der Menge der aufgehäuften Sünden, die man begangen hat. Darum läßt sich das Wort des Propheten Habakuk, das buchstäblich von Nabuchodonosor gilt, bildlich auf Satan anwenden; der hl. Seher sagt nämlich: „Jeglicher Festung lacht er; er schüttet einen Wall auf, und erobert sie," d. h. die Stadt Tyrus — die sündige Seele (Habak. 1, 10.). — Endlich so viele Sünden ein Mensch begangen, mit ebenso vielen Wällen werden die Teufel den Armen umgeben, und gleichsam schon über seine Gefangennehmung und Besiegung triumphirend frohlocken. So wird sich erfüllen, was der Prophet Jeremias klagt: „Alle deine Feinde werden ihren Mund über dich aufsperren; sie werden zischen und die Zähne fletschen, und sagen: Wir wollen ihn verschlingen; siehe, das ist der Tag, auf den wir gewartet; wir haben ihn erlebt und gesehen!" (Klagel. 2, 16.).

Mit einem solchen Sündenwalle hat der Satan den König Heinrich VIII. von England umgeben. Denn nachdem dieser ruchlose Wütherich sehr viele Heilige gemordet und andere Gräuel verübt hatte, rief er sich im Todeskampfe von Stunde zu Stunde das viele Unheil in's Gedächtniß zurück, das er über sein Volk gebracht; und mit dem Plane umgehend, zur hl. Kirche zurückzukehren, die er treulos verlassen hatte, fragte er die Bischöfe über die Art seiner Wiederversöhnung um Rath. Diese aber, die Grausamkeit des Königs kennend, wagten es nicht, ihm einen Rath zu geben, aus Furcht, von ihm, der die Besserung etwa nur erheucheln könnte, zur Strafe gezogen zu werden. Einer von ihnen war jedoch verworfen genug, ihn in seiner Treulosigkeit zu bestärken, indem er sagte: „Der König sei der weiseste Mann von allen, und habe nach göttlichem Rathschlusse sich von der Herrschaft der römischen Kirche losgesagt." Der Bischof von Vintonium habe ihm zwar, erzählt man, den guten Rath gegeben, die

Sache den Ständen des Reiches mitzutheilen; aber diese Mahnung fruchtete wenig, indem die Schmarotzer des Königs dazwischen kamen, und ihn durch ihre Gegeneinwendungen in seinem Treubruch erhielten. Auf diese Art verschloß sich der verblendete Fürst selber die Thüre zum Himmelreiche (Florimund de orig. haeres. l. 6. c. 5.).

II.

Christus fügt ferner hinzu: „Sie werden dich von allen Seiten beängstigen" (Ebend.).

Dieses Wort hat sich an Jerusalem erfüllt; denn von Außen ward die unglückliche Stadt von den Römern, im Innern von Hungersnoth, Pest, Raub und Aufruhr bedrängt, so daß keine Ausflucht war.

Dasselbe wird auch dem Unbußfertigen auf dem Todesbette begegnen. Die Angst des sterbenden Sünders schildert Job ganz trefflich, da er schreibt: „Die Leuchte der Gottlosen wird erlischen, und Wasserfluth wird über sie hereinbrechen" (Job 21, 17.). — Gleichwie nämlich vor der Sündfluth alle Gewässer in den Wolken, in dem Meeresabgrunde, in den Quellen beisammengehalten wurden, um die Menschen nicht zu bedecken, welche darum ungehindert auf allen Lasterpfaden wandelten; wie jedoch, nachdem die Sündfluth auf einmal hereingebrochen, die Wasser in reichlichster Menge von allen Richtungen hervorströmten, — vom Himmel, aus der Erde, vom Meere her, aus den Quellen und den Wolken, und die Menschen allenthalben bedeckten: ebenso geht auch der Sünder sein Leben lang frei umher, ist glücklich, freut sich an seiner Habe, und wie ihn der königliche Sänger (Ps. 143, 12. 13.) beschreibt: „Seine Töchter sind geputzt, ringsum geschmückt nach Art des Tempels, seine Speicher sind voll ɩc. ɩc." Allein, wenn er sich der Pforte des Todes nähert, dann überdecken ihn von allen Seiten her Schmerzen und Aengsten in Menge. Er mag blicken, wohin er will, er sieht keinen Ausgang, findet keinen Beschützer. Erhebt er sein Auge in die Höhe, so schaut er seinen über ihn erzürnten und tausendfach beleidigten Gott. Senkt er den Blick abwärts, so sieht er die Hölle mit offenem Rachen ohne Ende. Blickt er in sich selbst hinein, so gewahrt er den Wurm des Gewissens, der ihn verklagt und peinigt. Sieht er sich nach Außen um, so begegnen seinem Auge zur Rechten trauernde Freunde und Anverwandte, die er bald verlassen muß, die ihm bisweilen lästig und ungelegen sind wegen Vertheilung des Vermögens, die ihm häufig auch hinderlich sind auf der Bahn des Heils; zur Linken schaut er seine vielen Güter, von denen er sich

in kurzer Zeit trennen muß. Um sich herum gewahrt er allenthalben böse Geister, die ihm nachstellen, und auf das Abscheiden seiner Seele warten, wie die Katzen an den Mäushöhlen lauern, um die hervorkommenden Thiere zu erhaschen. Vor sich erblickt er den Tod, der allzuplötzlich und unvermuthet heraneilt; auch stellt sich seinem Auge das Grab dar, in welches er hinabsteigen soll. Im Rücken begegnet ihm das strenge und ungewisse Gericht, in welchem er Gott, wie einem Wirthe, alle Schulden bezahlen soll, die er in der Herberge dieser Welt durch Schwelgen, Spiel und Ueppigkeit gemacht hat.

Wenn König Balthasar beim Anblicke des an die Wand geschriebenen Strafurtheiles von Seite Gottes, obwol er es noch gar nicht verstand, der Art erschrack, daß sich sein Angesicht entstellte, und seine Kniee schlotterten (Dan. 5.): was wird erst Derjenige empfinden, der da wahrnimmt, wie für ihn bereits sein letzter Urtheilsspruch unterzeichnet, wie er in kürzester Zeit in die Wage gelegt wird, ja, wie in der Einen Schale schon eine so schwere Sündenlast wider ihn aufgehäuft ist? — Dieses ist jene traurige und finstere Zeit, von welcher der himmlische Prediger redet, da er sagt: „Wenn auch der Mensch viele Jahre durchlebt und sich in ihnen allen gefreut hat, so denke er doch an die finstere Zeit und an die vielen Tage, welche, wenn sie kommen, das Vergangene der Eitelkeit zeihen werden“ (Eccle. 11, 8.); d. h. angenommen, aber nicht zugegeben, der Mensch habe viele Jahre gelebt, und sich in ihnen allen gefreut, was doch unmöglich in Wirklichkeit geschehen kann. Denn Niemand besitzt eine Gewißheit darüber, daß er viele Jahre leben werde; ebensowenig kann derjenige dieselben froh durchleben, der nicht einmal auf den morgigen Tag mit Sicherheit rechnen darf. Wie sollte auch ein zum Strange Verurtheilter, wenn er die Leiter zum Galgen hinansteigt, und nicht weiß, von welcher Stufe er hinabgestoßen werden soll, sich auf irgend einer dieser Sprossen freuen können? Wird er nicht auf allen Stufen vielmehr immerdar voll Angst und Furcht sein? — Gerade so verhält es sich auch mit uns. Aber auch zugegeben, ein Mensch sei eines langen Lebens gewiß, und während desselben allzeit froh, so soll er doch „der finsteren Zeit und der vielen Tage,“ d. h. des Todes und der darauf folgenden Ewigkeit eingedenk sein (die Zeit des Todes ist zwar nur von kurzer Dauer, allein sie scheint sehr lange wegen den damit verbundenen Aengsten, wie wir auch im heutigen Evangelium hören.). Diese Todesstunde wird aber finster sein einmal wegen der vielen Trauer, die sie mit sich bringt, sowol in Anbetracht der körperlichen Schmerzen, als der Freunde und Anverwandten, als des zusprechenden Priesters, als auch sonstiger schon erwähnter Umstände; dann ist sie auch dunkel wegen des ungewissen Aus-

ganges. Denn der Sterbende sieht sich stehen und anklopfen an der Pforte — entweder der ewigen Seligkeit oder der Höllengluth. Welch' eine Dunkelheit, welch' ein angstvoller Zustand ist das nicht! — Der gelehrte Schriftausleger Cornelius a Lapide schreibt (über Ezech. 32. Cap.), wie er von vollkommen glaubwürdigen Männern gehört, daß ein Rathgeber der berüchtigten Königin Elisabeth von England in seinen letzten Augenblicken seinen Sitz tief in der Hölle, glühend, und neben daran noch andere ähnliche für seine Genossen bereitstehend erschaut habe.

III.

Unser Herr Jesus Christus sagt in seiner schauerlichen Weissagung weiter: „Sie werden dich und deine Kinder zu Boden schmettern" (Luc. 19, 44.).

Dieses ist an der Stadt Jerusalem buchstäblich in Erfüllung gegangen, indem in ihr nicht nur die Gebäude zerstört, sondern auch die Einwohner größtentheils entweder von der Pest hinweggerafft, oder getödtet, oder in Gefangenschaft abgeführt wurden.

Geistiger Weise begegnet eben das dem sterbenden Sünder, und zwar

1) deshalb, weil er mit großer Anstrengung und gleichsam mit Gewalt, wider seinen Willen und gezwungen, dem Leben entrückt und in das Grab geworfen wird; einmal da er so fest an die Welt gekettet war, — gleich einem hohen Baume, welcher, nachdem er durch starke und tiefe Wurzeln im Boden befestigt ist, nur mit großer Gewalt und unter heftigem Widerstande durch den Sturm zersplittert wird. Der weise Sirach ruft deshalb aus: „O Tod, wie bitter ist dein Andenken dem Menschen, der sein Glück in seinem Vermögen findet!" (Eccli. 41, 1.) — Darum, weil er vorher nie an's Sterben gedacht hat. Wenn er daher jetzt den Tod vor Augen sieht, befällt ihn Staunen, Schauer, Muthlosigkeit; ungefähr ebenso, wie z. B. die Schweine, wenn man sie nieder wirft, um sie zu schlachten, erbärmlich schreien und jammern, weil sie den Tod nicht eher wahrnehmen, als bis er da ist. So ward Agag, König der Amalekiter, ein sehr wohlbeleibter Mann, bestürzt, da er, auf des Propheten Samuel Wort wider Erwarten zum Tode bestimmt, zitternd ausrief: „Scheidet also der bittere Tod?" (I. Kön. 15, 32. 33.)

So wird auch der sterbende Sünder sammt seinen Kindern, daß heißt nach der Erklärung des hl. Gregorius (hom. 39. in evang.) „mit seinen Gedanken" zu Boden geschmettert, indem er, nur an's Leben denkend, auf einmal vom Tode überrascht und

in die Gruft geworfen wird. Aber mit welcher Gewalt, glauben wir wol, wird er zur Hölle hinabgeschleudert werden? Nicht anders, denn Satan. Gleich dem Blitze fiel dieser vom Himmel, wie Christus selbst bezeugt (Luc. 10, 18.); mit gleicher Gewalt und Schnelligkeit werden auch seine Anhänger zur Hölle fahren.

2) Der sterbende Sünder wird zu Boden geschmettert, weil er, mit seinen Gedanken fast durchgängig dem Irdischen zugewandt, nur mit den Schmerzen der Krankheit, mit Weib und Kindern, mit dem Testamente, mit Arzt und Arznei, mit seiner Wiedergenesung u. s. f. zu thun hat, und darüber das Geistige vergißt. Der hl. Augustin (serm. 3. de innoc.) sagt in dieser Beziehung: „Den Sünder trifft nämlich die Strafe, daß er im Tode auf sich selbst vergißt, da er im Leben seines Gottes vergaß.“ Oefters kommt auch vor, daß ein Sünder noch in seinen letzten Augenblicken sich einzig mit jenen Sündenreizen beschäftigt, die ihn in gesunden Tagen umstrickt und ergötzt hatten. So erzählt Robertus a Licio (in quadrag.), ein Mädchen aus Spoledo, welches der Putzsucht sehr ergeben gewesen, habe sich kurz vor dem Tode noch seine schönsten Kleider anziehen lassen, wie wenn es zum Traualtar gehen wollte, und dann so geschmückt den Höllengeist gerufen mit den Worten: „Nun komme, Satan, und hole meine Seele!“ Unter diesem Ausrufe sei sie verschieden. — Franz Coster (Dom. Sexag.) schreibt, im Jahre 1533 habe ein reicher Mann, dem Tode nahe, auf die Mahnung, Buße zu thun, sein Gesicht abgewandt, und von nichts, als von Gold hören wollen, sich deshalb eine mit Gold gefüllte Schale an sein Sterbebett bringen lassen. Diese habe er nun also angeredet: „Du, mein Geld! du bist mein Beistand; mögen die Priester sagen, was sie wollen.“ Mit diesen Worten legte er seinen Kopf auf die Goldschüssel, und gab elender Weise seinen Geist auf. Derselbe Schriftsteller berichtet (nach Cäsarius), Wilhelm, Graf von Jülich, habe, nachdem er in ehebrecherischen Umgang gelebt, in den Armen seiner Mätresse ohne Empfang der hl. Sakramente sein Dasein beschlossen. Jansenius (bei Martin Delrius Adag. p. 2. n. 444.) erzählt, Einer, dessen einziges Begehren im Leben darin bestand, seinen Bauch mit Leckerbissen zu pflegen, sei einstmals von einer derartigen Krankheit ergriffen worden, daß er keine Nahrung zu sich nehmen, ja nicht einmal hinunter schlingen konnte. In diesem Zustande habe er sich die köstlichsten Speisen und den besten Wein bringen, auf den Tisch oder an sein Bett stellen lassen, solches unverwandten Blicks mit größter Sehnsucht mit den Augen verschlungen und unter schweren Seufzern angeschaut, und unter solchem Schmachten sein Auge zum Tode geschlossen. Delrius setzt bei: „Ich habe einen vornehmen, durch hohe Würde hervorragenden Mann gekannt, welcher, ein Spieler

sein Leben lang, sich bis zum letzten Lebenshauche Spielkarten bringen ließ, um, da er selber nicht mehr spielen konnte, doch Andere spielen zu sehen." — Andächtige Zuhörer! Heißt das nicht zur Erde niedergezogen werden? —

3) Der sterbende Sünder wird zu Boden geschmettert, indem ihn die bösen Geister und die Erwägung seiner eigenen Missethaten zur Verzweiflung bringen. Gleiches widerfährt seinen Kindern, d. h. seinen Gedanken, die seine Seele quälen und erdrücken, wie solches viele Beispiele lehren, die bei Beda, Thomas Cantiprat., beim hl. Gregor und Anderen aufgeführt sind. Die Verzweiflung ist gleichsam die Axt, welche den Baum endlich ganz und gar umhaut, und mit einem Hiebe zu Boden wirft, zersplittert und zerstückt, wie sie dies an Kaiser Julian dem Abtrünnigen gethan, da er sein aus der Wunde strömendes Blut auffangend und gegen Himmel schleudernd, ausrief: „Du hast gesiegt, Galiläer!" Desgleichen an Calvin, welcher sterbend die Teufel anrief, gegen Gott hingegen Flüche und Verwünschungen ausstieß (Hier. Bolsec. in dessen Leben.). —

IV.

Endlich fügt der Heiland bei: „Sie werden in dir keinen Stein auf dem andern lassen" (Luc. 19, 44.). Dies hat an der Stadt Jerusalem zugetroffen, denn sie ward von dem römischen Feldherrn Titus zerstört und später von Hadrian völlig vertilgt und geschleift. Dasselbe begegnet auch dem sterbenden Sünder; denn:

1) wird er der Güter des Leibes und des Glücks, an denen er doch mit so großer Liebe hing, und in deren Besitz ihm so wohl war, entkleidet und beraubt, so daß ihm außer seinem Sterbehemde nichts verbleibt. Der hl. Evangelist Marcus (13, 1.) erzählt, als Jesus einst aus dem Tempel ging, habe Einer seiner Jünger, auf den prächtigen Bau deutend, dessen Untergang der Herr geweissagt hatte, zu ihm gesprochen: „Sieh' doch, Meister, welche Steine, und welche Gebäude!" Der hl. Lucas setzt bei (21, 5.), der Jünger habe ihm auch die Opfergeschenke an den Tempel in's Gedächtniß zurückgerufen, gleichsam als ob es Schade wäre, wenn dieses herrliche Kunstwerk zerstört würde. Doch was erwidert der Herr darauf? Er sagt (Marc. 13, 2.): „Siehst du all' diese großen Gebäude? Kein Stein wird auf dem andern gelassen werden, der nicht abgebrochen würde." Dieses ist denn auch an dem Tempel geschehen, und zwar nicht in bildlicher, die Sache etwas zu stark bezeichnender Ausdrucksweise, sondern in Wirklichkeit, nämlich zuerst unter Kaiser Hadrian,

dann unter Julian, da die Juden, in der Absicht, den Tempel wieder aufzubauen, den Grund des alten Tempels ausgruben, bei welcher Gelegenheit Feuer aus dem Boden hervorbrach, die Steine fortschleuderte und viele Juden tödtete, wie der hl. Chrysostomus (or. 2. et 3. contr. Jud.), der hl. Gregor von Nazianz (or. 2. et 3. contr. Julian.) und Andere bezeugen.

Gleiches Loos wird tagtäglich den sterbenden Sündern zu Theile. Mein Christ! betrachte einmal einen Fürsten, Grafen, Adeligen, überhaupt solche, welche durch Reichthum, Macht, Kleidung, Dienerschaft, Herrlichkeit, Ruhm und Ehre ausgezeichnet sind. Welche Steine, was für Gebäude! Doch ich kann dir die Versicherung geben, es wird kein Stein auf dem andern unverrückt gelassen werden; — Alles wird zu Grunde gehen: die Schätze, die Bedienung, die herrlichen Gewänder, die Pracht, der Glanz, die Wohlgestalt; sogar die Glieder des Leibes werden dergestalt zerstört, daß kein Gebein beim anderen bleibt. — Blicke hin auf jenes aufgeputzte Weib? Siehst du ihre Locken, ihre Wangen, ihren Mund, ihre Augen, ihre Kleider, ihre Edelsteine, — siehst du dies Alles! Aber kein Stein wird auf dem andern bleiben: Alles wird der Tod zerstreuen, entstellen, in die Lüfte wehen. Und mit je größerer Liebe der Sünder an all' diesen Dingen hing, desto schmerzlicher wird er ihren Verlust empfinden; und was ihm früher das Liebste gewesen, das wird ihm nachmals zur größten Qual werden. Seinen Leib, den einst so zärtlich gepflegten und gekleideten, — ach, er muß ihn jetzt den Würmern überlassen; seine Sinne, die ihn einst so sehr ergötzten, er muß sie schließen und dem ewigen Grabesschlummer übergeben, sein theueres Weib, seine lieben Kinder, er muß sie Anderen anvertrauen; sein Haus und seine Grundstücke, er muß ihnen auf ewig entsagen. O wie bitter ist ihm jetzt Alles dieses, was ihm einst so süß und erfreulich war!

2) Beim sterbenden Sünder wird kein Stein auf dem andern gelassen, weil er der Früchte seiner Mühen und Arbeiten, des Gewinnstes aus seinen Werken, den guten wie den bösen, beraubt wird (denn auch seine guten Werke nützen ihm zur Seligkeit nichts, weil sie im Stande der Ungnade Gottes vollbracht sind). Daher schreibt der hl. Gregorius (a. a. O.): „Wenn der Mensch in verkehrter Gesinnung zu einem verkehrten Gedanken einen noch verkehrteren hinzufügt, — was thut er anders, als daß er einen Stein auf den andern fügt? Aber bei Zerstörung der Stadt wird kein Stein auf dem andern belassen werden; denn da die Seele zur Strafe gezogen wird, so geht ihr ganzes Gedankengebäude in Trümmer." — Wenn demnach der Sünder sammelt, was nicht sein ist, so setzt er einen Stein auf den andern; wenn er Betrug auf Betrug, Unmäßigkeit

auf Unmäßigkeit, Wollust auf Wollust, Sünde auf Sünde häuft, fügt er einen Stein zum anderen. Wenn er weiter einen Acker um den andern, ein Schloß um das andere kauft, einen Haufen Goldes zum andern aufschichtet, ja wenn er auch sittlich gute Handlungen, Almosen, Gebet, Gerechtigkeit anhäuft, so setzt er einen Stein auf den andern, und errichtet am Ende ein ansehnliches Gebäude. Allein in der Todesstunde wird kein Stein auf dem andern gelassen; denn alle diese Werke des Sünders zerfallen, seine Anstrengungen, sein Schweiß nützen ihm nichts.

Gleichwie nach dem Propheten Daniel (2, 34.) ein Stein, der ohne menschliches Zuthun sich losriß, jene Säule Nabuchodonosor's, die aus Gold, Silber, Erz, Eisen und Thon bestand, zerschlug und zu Staub zermalmte; so stürzt und zerstört auch der heimlich herbeischleichende Tod das ganze Gebäude, das der Sünder theils durch böse, theils durch gute Handlungen aufgeführt hat.

3) Kein Stein wird auf dem andern bleiben, da endlich auch des Sünders Wünsche und Vorsätze in Nichts zerfallen, z. B. hinsichtlich der Errichtung neuer Bauten, wie solches jener reiche Mann im Evangelium beabsichtigte, welcher sagte: „Ich will meine Scheuern abbrechen, und größere bauen; dahin will ich Alles, was mir gewachsen ist, schaffen, und meine Güter zusammenbringen. Dann will ich zu meiner Seele sagen: du hast nun Güter in Menge ꝛc. ꝛc." (Luc. 12, 18. u. f.). Allein dieser Mann baute Luftschlösser; denn in der darauffolgenden Nacht starb er, und sein ganzer Plan ward zu nichte. Oder auch des Sünders sonstige Vorsätze werden vereitelt, etwa Buße zu thun, das Erwucherte zurückzuerstatten, der Trunkenheit zu entsagen, seine Sünden mittelst Almosen und anderer guter Werke zu sühnen. Dergleichen Entschließungen hat der Sünder ohne Zweifel schon öfters gemacht, oder wird sie wenigstens in schwerer Krankheit fassen, und z. B. aufrufen: O würde ich doch von dieser Krankheit befreit, wie wollte ich mich bessern! O würde mir nur der morgige Tag noch geschenkt, morgen wollte ich beichten, Schadenersatz leisten u. s. f.! O wie wünscht er dann, er hätte lieber Buße gethan, als dem Vergnügen nachgelebt! wie wäre er lieber mit Lazarus arm und von der Welt verachtet, als mit dem reichen Prasser glücklich und guter Dinge gewesen! Aber ach! in der Todesstunde zerfließen alle diese Wünsche und Versprechungen des Sünders und werden zu nichte; denn er muß die Zeitlichkeit verlassen, und die Reise in die Ewigkeit antreten; was der sterbende Sünder oftmals selbst voraussieht, und durch das Wort: „Ich muß jetzt fort," oder durch ähnliche Aeußerungen einbekennt, wie solches ich, und mit mir so mancher Priester, der Sterbenden beigestanden, mehr als einmal hören konnte.

Schluß.

Nachdem wir nun, geliebte Andächtige vernommen, wie die im heutigen Evangelium ausgesprochene Drohung Christi nicht nur die Juden, sondern auch einen Jeden von uns treffen: o so lasset uns denn unsere Blicke nicht mehr auf das bereits in Trümmer zerfallene Jerusalem, sondern auf den über kurz oder lang zerfallenden Bau unseres eigenen Leibes werfen! Und wenn Christus die Juden für beklagenswerth erklärte, weil sie mitten in so großer Gefahr nicht auf ihre Rettung dachten, werden nicht auch wir beweinenswerth sein, wenn wir nach so vielen Mahnungen den uns drohenden Untergang, und zwar den ewigen, immer noch nicht einsehen wollen? Wenn wir also weise sind, und es gut mit uns meinen, so lasset uns jetzt schon unsere Thorheiten und Sünden beklagen, damit wir nicht dermaleinst ewiglich und zwar vergeblich weinen müssen an jenem Orte der Verwerfung und Finsterniß, wo Heulen und Zähneknirschen sein wird! Amen.

Predigt auf den X. Sonntag nach Pfingsten.

Thema: Ueber die Art, wie man zur Kirche kommen soll.

Eintheilung.

Um aus seinem Kirchenbesuche Nutzen zu schöpfen, soll man zum Hause Gottes kommen:

1) mit Ehrfurcht;
2) mit zerknirschtem Herzen;
3) mit Hintansetzung zeitlicher Sorgen;
4) mit Demuth;
5) rechtzeitig;
6) nicht ohne Almosen, und
7) mit der rechten Absicht.

Text: Luc. XVIII, 10. „Es gingen zwei Personen hinauf in den Tempel, ihr Gebet zu verrichten."

Eingang.

Geliebte Zuhörer!

Unter andern Vorschriften, die der weise Salomon in seinem Prediger gibt, kommt auch (4, 17.) folgende vor: „Bewahre deinen Fuß, wenn du zum Hause Gottes gehst"; womit unverkennbar darauf hingewiesen ist, daß es keineswegs gleichgiltig sei, wie man zur Kirche kommt, wenn man anders mit Seelennutzen dort verweilen und von da wieder zurückkehren will. Diese Mahnung der heiligen Schrift läßt demnach auf die Nothwendigkeit einer bestimmten Vorbereitung und gewisser Tugenden, mit denen der Kirchenbesuch begleitet sein soll, schließen. Dies scheint schon dadurch vorgebildet, daß der Tempel Jerusalems hoch gelegen war. Hieraus sollen wir erkennen, daß man mit einiger Mühe und

Anstrengung sowol für den Leib als auch für die Seele zum Tempel hinanzusteigen habe, wenn man in denselben kommen und mit Nutzen darin verweilen will.

Es kann aber vielleicht Manchen die Frage, wie man in die Kirche gehen soll, ganz überflüssig und sogar kindisch vorkommen; denn ich höre Einzelne sagen: Morgens sieben Uhr stehe ich auf, kleide mich an, beschaue mich im Spiegel, ob ich rein bin, dann nehme ich ein Frühstück zu meiner Stärkung, hierauf gehe ich fort auf den Markt, plaudere mit meinen Kameraden, bis es Zeit ist, daß die Predigt beginnt; diese höre ich dann, und wenn sie aus ist, die heilige Messe — wenn nicht ganz, doch wenigstens bis fast zu Ende.

Doch höre, mein lieber Freund! das ist die rechte Art, zur Kirche zu gehen, noch lange nicht. Ganz anders mußt du gestimmt und vorbereitet sein, wenn dein Kirchenbesuch dir ersprießlich sein soll.

Ich werde demnach, andächtig Versammelte! vom heutigen Evangelium, welches uns zwei Personen vorführt, welche zum Tempel kamen, Veranlassung nehmen, euch die Art und Weise zu erörtern, wie der Christ im Hause Gottes sich einzufinden hat. — Vernehmt mich!

Abhandlung.

Wie man in der Kirche erscheinen solle.

I.

Mit Ehrfurcht und heiliger Scheue.

Die Kirche heißt und ist das Haus Gottes, der Hof des himmlischen Königs. Im alten Bunde ward sie daher „Heiligthum" genannt; da Gott (III. Mos. 19, 30.) selbst befiehlt: „Mein Heiligthum sollt ihr fürchten: Ich bin der Herr." Und anderswo (ebend. 26, 2.) spricht Gott: „Habet Ehrfurcht vor meinem Heiligthume!" Im hebräischen Urtexte wird es mit dem Namen „Palast" oder „Hof" bezeichnet. — Nun aber, Andächtige! wer betritt den Palast oder Hof eines mächtigen irdischen Königs nicht mit aller Sittsamkeit und Ehrerbietung? Wer wagt es, daselbst unter Lachen und Lärm einzutreten? Der heilige Chrysostomus sagt daher (15. Hom. üb. Hebr.): „Wenn du an den königlichen Hof gehen willst, so ordnest du deine Kleidung, deinen Blick und Gang, sowie alles Uebrige auf's Beste. Wenn du da-

gegen in der Kirche, wo doch wahrhaft der Hof eines Königs, und zwar des himmlischen ist, zu erscheinen dich anschickest, dann lachst du?" Und der heilige Bernardus drückt sich also aus: „Zur Kirche muß man kommen wie etwa ein armseliges Fröschlein aus dem Sumpfe hervorkriecht." Ebenso tönt es von des heiligen Sängers Harfe (Ps. 5, 8.): „In dein Haus will ich eingehen, und in Furcht vor dir in deinem heiligen Tempel anbeten." —

Der Tempel zu Jerusalem war deshalb, wie Arias Montanus angibt, der Gestalt eines Löwen nicht ganz unähnlich erbaut; und hieß, wie die alten Rabbiner behaupten, „Ariel," d. h. „Löwe Gottes," oder „starker Leu." Mit weit mehr Recht verdienen aber unsere Kirchen diesen Namen; denn „der Löwe aus dem Stamme Juda," wie die heilige Schrift (I. Mos. 49, 9.) geheimnißvoller Weise Christum nennt, weilt beständig dort, und schlummert so zu sagen daselbst mit offenen Augen im hochheiligen Sakramente des Altars. — In der göttlichen Geschichtsurkunde (IV. Kön. 17, 25.) wird erzählt, Gott habe unter die Assyrier, welche das heilige Land der Juden bewohnten, den Herrn aber nicht fürchteten, Löwen gesendet, welche sie tödteten. Nun aber ist der Boden einer Kirche bei weitem hehrer, als das geheiligte Erdreich Palästina's. Fürchte demnach, mein Christ! du möchtest durch dein unehrerbietiges Betragen in der Kirche jenen Löwen aufreizen. Hat sich Christus vor acht Tagen nicht als Löwen gegen Jene gezeigt, welche im Tempel ehrfurchtslos kauften und verkauften? (Luc. 19, 45.) — „Wenn nun," schreibt der ehrwürdige Beda, „der Heiland im Tempel nicht einmal den Verkauf jener Dinge duldete, welche er doch im Tempel geopfert wissen wollte: wie strenge wird er erst Jene bestrafen, die er daselbst lachend, oder mit eitlem Geschwätze beschäftigt, oder einer andern Sünde fröhnend finden wird?"

II.

Man erscheine in der Kirche mit einem reuigen und bußfertigen Herzen.

Denn, mein Christ! wenn du dich als Feind Gottes weißt, wie kannst du es wagen, sein Haus zu betreten? Wenn du Jemanden viel schuldig bist, aber entweder den Willen nicht hast, oder nicht im Stande bist, ihn zu befriedigen; nicht wahr, so meidest du sein Haus, und magst nicht einmal dort vorübergehen? Wie magst du dich nun unterstehen, in das Haus Gottes zu kommen, dem gegenüber du eine so große Schuld auf dir hast?

— Der heilige Hieronymus schreibt deshalb (geg. Vigilantius): „Wenn ich erzürnt war, wenn ein böser Gedanke in mir aufgestiegen ist, oder ein nächtliches Traumgesicht mir Eitles vorgegaukelt hat: wage ich nicht die Kirchen der heiligen Martyrer zu besuchen; ich zittere ganz und gar an Leib und Seele."

Jene Maria von Aegypten hatte es zwar versucht, wiewol über und über mit Lastern und Wollüsten bedeckt, und noch von keiner Bußgesinnung beseelt, den Tempel zu Jerusalem zu betreten; aber eine verborgene Gewalt hielt sie dreimal davon zurück; und nicht eher vermochte sie dorthin zu gelangen, als bis sie in sich gegangen war, und außerhalb desselben vor einem dort befindlichen Marienbilde gebetet hatte.

Was ist nun zu thun? fragst du vielleicht, mein Christ! Sollte also einem Sünder nicht gestattet sein, das Haus Gottes zu besuchen? Allerdings darf er es, — aber er muß den Zöllner im heutigen Evangelium nachahmen: er muß mit reuevollem Herzen zur Kirche kommen, und um seine Sünden dort zu beweinen. Salvian schreibt: „Mag auch der Christ ein Sünder sein, so ist ihm dennoch der Zutritt zum Tempel nicht verwehrt; doch darf er sich nicht anders dort einfinden, als um über seine alten Uebel zu seufzen." In gleicher Weise läßt sich auch der heilige Chrysostomus vernehmen: „Du sagst vielleicht: ich bin ein Sünder, und darf mich nicht den Denkmälern der Martyrer nah'n. Gesetzt auch, du wärest das: so komme doch herzu, damit du gerechtfertigt werdest."

Also auch der **Sünder** darf zur Kirche kommen, wenn er naht, wie der Zöllner, wenn er in der Ferne stehen bleibt, wenn er an seine Brust schlägt, sein Auge nicht aufzuschlagen wagt, wenn er seinen sündigen Zustand erkennt, und um Verzeihung bittet. — Der heilige Augustinus schreibt: „Gleichwie eine gewisse Art von Schlangen, wenn sie trinken will, ehevor sie sich der Quelle nähert, erst all' ihr Gift ausspeit: ebenso soll auch der Christ, wenn er beten geht, vorher alle Bosheit und Feindschaft gegen seinen Nebenmenschen ablegen." Die Kirche ist nämlich die Quelle der Gnaden, aus der wir durch Gebet und Anhörung des Wortes Gottes trinken. Willst du dich also dort einfinden, lege alles, was Sünde heißt, ab. So darfst du ja auch getrost in das Haus deines Gläubigers eintreten, wenn du entweder das ihm schuldige Geld mitbringst, oder doch Willens bist, ihn über die Zahlung eine Versicherung zu geben.

Das haben die Christen der ersten Zeiten gar wohl erkannt. Um nämlich an diese Vorschrift, mit bußfertiger Gesinnung zur Kirche zu kommen, gemahnt zu werden, wuschen sie ihre Hände vor der Kirchenthüre in einem eigens dazu bestimmten Gefäße. Statt dessen erhielt sich in der Folge das Weihwassergefäß, wel-

ches gewöhnlich am Eingange der Kirche sich vorfindet, wie Cornelius a Lapide eines Näheren darthut. Mit dieser Ceremonie war nicht sowol Reinigkeit der Hände, und überhaupt eine körperliche Abwaschung, als vielmehr eine geistige Makellosigkeit des Herzens, die Reinigung vom Schmutze der Sünde als erforderlich hingestellt; wie solche der Weltapostel (1. Timoth. 2, 8.) verlangt, indem er schreibt: „Hebet reine Hände empor, frei von Zorn und Streitsucht." Im entgegengesetzten Falle träfe uns das strafende Wort des Herrn, welches der Prophet Isaias (1, 15.) aufbewahrt: „Möget ihr auch euere Hände ausbreiten, ich werde doch meine Augen von euch abwenden; möget ihr auch euer Gebet vervielfältigen, doch werde ich es nicht erhören; denn euere Hände sind voll Blut," d. h. mit Sünden befleckt. — Wenn du also, christlicher Freund! zur Kirche kommst, so besprenge dich mit Weihwasser, und suche hiedurch in dir das Gefühl der Reue und Bußfertigkeit zu wecken; sprich also mit dem heiligen Büßer David (Ps. 50, 9.): „Besprenge mich, o Herr! mit Hyssop, so werde ich rein." Sehr passend stimmt daher der Priester, wenn er vor Beginn des sonntäglichen Gottesdienstes das Weihwasser austheilt, diesen Vers an, und das anwesende Volk singt:

„Wenn wir hier an heil'gen Plätzen
Segnend uns're Stirne netzen:
Wasche, Herr! durch Reu' und Schmerz
Unser sündbeflecktes Herz!"

III.

Man komme zur Kirche mit Fernehaltung weltlicher und eitler Sorgen.

Im Hause Gottes haben wir ein höchst wichtiges Geschäft zu vollbringen; es muß daher auch die größte Sorgfalt und Aufmerksamkeit angewandt werden, damit wir uns in gebührender und heilsamer Weise mit Gott unterhalten; damit wir auch erlangen, um was wir bitten; damit wir bei unserer Anwesenheit im Tempel dem Herrn, wie es sich ziemt, mit den Engeln dienen. Dies Alles aber werden wir nicht zu Stande bringen, wenn irdische Sorgen uns beschäftigen. Der heilige Nilus sagt daher: „Zur Kirche komme, wie zum Himmel; und rede weder, noch thue dort etwas, was nach der Erde riecht." — Wenn wir demnach zur Kirche gehen, so laßt uns mit dem heiligen Bernhard an der Schwelle derselben unseren Sorgen zurufen: „Wartet hier außen, bis ich wieder herauskomme!" Derselbe Heilige soll bei

einer anderen Gelegenheit zur Kirchenschwelle gesprochen haben: „Meine andern Sorgen überlasse ich dir, bis ich mich dieser Sorge (mit Gott zu reden) entledigt habe.“ Der Gottesmann scheint dies dem frommen Patriarchen Abraham abgelernt zu haben, welcher, im Begriffe stehend, dem Befehle Gottes zufolge seinen Sohn Isak zu opfern, am Berge Moria (wo später König Salomon den prächtigen Tempel erbaute, wie Cornelius a Lapide bezeugt) seinen Knechten bedeutete: „Wartet hier mit dem Esel; ich und der Knabe wollen dorthin eilen, und zu euch zurückkehren, wenn wir angebetet haben“ (I. Mos. 22, 5.). Wenn wir demnach in der Kirche beten wollen, sollen wir das Lastthier zeitlicher Sorgen außerhalb derselben zurücklassen; denn ebensowenig, als dieses Thier, gehören dergleichen Sorgen in das Haus Gottes.

In demselben Sinne läßt sich auch das Wort auffassen, welches der Herr zu Moses sprach, da dieser den durch Gottes Nähe heiligen Ort, wo der Dornbusch brannte, betreten wollte: „Löse deine Schuhe von den Füßen; denn der Ort, wo du stehest, ist heiliges Land“ (II. Mos. 3, 5.). Unter den Schuhen ist hier der Schmutz weltlicher Sorgen und irdischer Gesinnungen gemeint. Darum sagt schon der heidnische Weise Pythagoras: „Opfere mit entblößten Füßen!“ Dies thaten denn auch die Priester des alten Bundes, wie Cajetan, Lipomanus und Ribera daraus folgern, daß ihnen (II. Mos. 30, 19.) vom Herrn geboten war, vor dem Eintritt in das Heiligthum die Füße zu waschen. Auch bei den Türken findet sich der Brauch, daß sie aus Ehrfurcht vor ihren Moscheen diese nur unbeschuht betreten. — Wir Christen dagegen machen diese Ceremonie mit weit mehr Recht im geistigen Sinne mit, wenn wir die mehrerwähnten irdischen Sorgen, und wie der heilige Bernhard sich ausdrückt, „den Ueberwurf fleischlicher Gedanken“ ablegen.

Zabazago, der Gesandte Aethiopiens, sagt bei Damian von Goa: „Wir (äthiopische Christen) dürfen den Tempel nicht anders, als mit bloßen Füßen betreten; auch ist es uns nicht erlaubt, darin zu lachen, zu schwätzen, hin und herzugehen. Denn die Tempel haben Aehnlichkeit mit dem Berge Sinai, wo der Herr dem Moses befahl, seine Schuhe abzunehmen u. s. f.“ — Diesen Ausspruch dürfen sich auch die übrigen Christen gar wohl merken!

IV.

Man erscheine in der Kirche mit demüthiger Gesinnung.

Schon irdische Große dulden in ihrer Nähe und in ihren Häusern nicht leicht hoffärtige Leute. Noch weit weniger kann Gott solche vertragen, welcher nach den Worten des Apostelfürsten (I. Petr. 5, 5.) „den Hoffärtigen widersteht, den Demüthigen hingegen seine Gnade gibt.“ Darum sagt der heilige Geist im Buche der Sprüchwörter (16, 5.): „Ein Gräuel ist dem Herrn jeder Hoffärtige.“ Dies konnte man an jenem Engel ersehen, welcher einstmals (wie der heilige Antonin im Leben der Väter erzahlt) mit einem Einsiedler durch die Wüste wandelnd, da er an einer bereits in Fäulniß übergegangenen Leiche vorüberging, seine Nase nicht zuhielt, dieses aber that im Vorbeigehen vor einem in eitelsten Putz gekleideten jungen Menschen; während der Einsiedler gerade das Gegentheil beobachtet hatte. — Dasselbe können wir auch aus dem heutigen Evangelium abnehmen, denn der hochmüthige Pharisäer mißfiel Gott, an dem demüthigen Zöllner aber hatte er sein Wohlgefallen.

Am meisten jedoch ist ein solcher elender Hochmuth Gott und den Engeln zuwider, wenn derselbe bis in die Kirche getragen wird; denn hier finden wir uns ja als Bettler ein, und bitten zu Gott: „Gib uns heute unser tägliches Brod“ (Matth. 6, 11.). Wer mag aber einen Bettler leiden oder erhören, der angethan mit hoffärtiger Kleidung und nach köstlichen Salben duftend uns um ein Almosen anspricht? Hören wir nur das drohende Wort des Herrn, welches er über solche Frevler ausspricht, z. B. beim Propheten Amos (6, 1.): „Wehe euch ihr Reichen, ihr hohen Häupter der Völker, die ihr pomphaft zum Hause Israels kommt!“ Und wieder bei Sophonias (1, 9.): „Ich will heimsuchen an jenem Tage Alle, die stolz über des Tempels Schwelle schreiten, die das Haus des Herrn mit Ungerechtigkeit erfüllen.“

Wenn die heilige Elisabeth, eine königliche Prinzessin, zur Kirche ging, so pflegte sie die Krone vom Haupte zu nehmen, und gab als Grund an, es sei unpassend, daß dort eine goldene Krone auf dem Haupte eines Menschen strahle, wo Gott mit einer Dornenkrone dargestellt sei (Surius in ihrem Leben). — Ebenso äußerte sich Kaiser Theodosius der Jüngere auf der Kirchenversammlung zu Ephesus bezüglich seiner Person: „Wir tragen beständig die Waffen rechtmäßiger kaiserlicher Macht, und sind, wie es sich ziemt, allzeit von einigen bewehrten Trabanten umgeben. Wenn wir jedoch zum Tempel Gottes gehen wollen, so

lassen wir die Waffen draußen zurück, legen in Demuth sogar das Diadem, das Zeichen unserer Majestät, ab, und treten nur zum geheiligten Altare, um unser Opfer darzubringen. Haben wir aber dieses gethan, so verfügen wir uns alsogleich in die äußerste, Allen gemeinschaftliche Halle; und maßen uns nicht das Mindeste von der in der Nähe befindlichen Gottheit an."

In der Kirche ist Niemand groß, — Alle sind wir klein, mögen auch Einige Fürsten, Andere Unterthanen sein. Denn wir stehen vor Gott; und im Vergleich mit Gott sind wir Alle gleich Null, wie auch die Berge und Hügel im Vergleich zum Himmel, denn auf dem höchsten Berge ist weder eine geringere Entfernung des Himmels, noch ein hellerer Schein der Sterne bemerkbar, als auf einem Hügel, in der Ebene oder Niederung. Jenen Stolzen also, die gleich himmelanstrebenden Bergen in der Kirche dastehen, und auch hie und da dort die Gebieter spielen wollen, gilt mit Recht des Propheten Zacharias Wort: „Wer bist du, großer Berg! vor Zorobabel? Zur Ebene wirst du werden" (Zach. 4, 7.). Zorobabel war derjenige, der den Tempel wieder herstellte; und hiedurch erschien er als ein Vorbild von Christus.

Zur Nachtszeit sind zwar die Sterne an Größe und Helle von einander verschieden. Wenn jedoch die Sonne erscheint und am Himmel ist, dann verdunkeln und verbergen sie sich alle in gleichem Maße, so daß kein Unterschied mehr unter ihnen stattzufinden scheint. Auf dieselbe Weise sind auch **wir** vor Gottes Angesichte in der Kirche Alle dunkel, unscheinlich und klein; Keiner ist größer oder hellstrahlender, als der Andere, wenn der Eine in der Welt auch eine höhere Würde und glänzendere Stellung, als der Andere, inne hat.

V.

Zur Kirche soll man rechtzeitig kommen.

Unter diesem „**Rechtzeitig**" ist zu verstehen, daß man schon beim Beginne des heiligen Meßopfers und bei der dem Hochamte vorangehenden Austheilung des Weihwassers zugegen sein müsse. Denn aus welchem Grunde, glaubet ihr wol, theilt der Priester das geweihte Wasser in der Kirche aus? Etwa um mit dem Weihwedel die Hunde hinauszujagen? Oder um die leeren Bänke zu besprengen? Das gewiß in keinem Falle! Wohl aber, um die Anwesenden hiedurch zur Andacht vorzubereiten. Es gibt indessen Manche, die da meinen, es sei nur Sache gewöhnlicher und verächtlicher Leute, zum Beginne der heiligen Messe zu erscheinen; dagegen gehöre es bei den Vornehmeren und Reicheren

zum guten Tone, zum Gottesdienste sich zu verspäten. Aber o Thorheit! Was soll denn dies? Wollen sich etwa diese Leute zur Schau tragen, indem sie, wenn schon Alles versammelt ist, erst zur Kirche kommen? Stören sie Andere etwa hiedurch nicht? — An derlei Spätkommenden hat nur Satan seine Freude. Denn als der heilige Dominikus (wie der heilige Antonin erzählt) einstmals den bösen Feind in den Chor führte, und ihn fragte, in welchem Punkte er die Ordensbrüder am meisten versuche, gab er zur Antwort: „Darin, daß sie zu spät kommen und zu schleunig wieder fortgehen." Wenn nun aber solche langsame Kirchengänger dem Teufel gefallen, so können sie selbstverständlich Gott und seinen heiligen Engeln nur mißfällig sein.

Wir lesen bei Pierius: wenn die Störche fortziehen wollen, versammeln sie sich an einem bestimmten Tage; und beißen die zu spät Kommenden todt. Diese unvernünftigen Thiere strafen also das langsame und träge Wesen: sollten nun Menschen nicht ein Gleiches thun? Fürwahr es steht zu befürchten, derlei Schnecken werden einstens auch die Himmelsthüre verpassen, und sie verschlossen finden, wie es jenen fünf thörichten Jungfrauen im Evangelium (Matth. 25, 10.) erging.

VI.

Man verbinde mit seinem Kirchengange ein Almosen.

Schon im alten Testamente befahl der Herr seinem auserwählten Volke: „Vor meinem Angesichte sollst du nicht leer erscheinen" (II. Mos. 23, 15. und 34, 20.), d. h. du sollst nicht mit leeren Händen, oder ohne irgend welche Gabe zu mir kommen. Willst du nämlich, mein Christ! von Gott in seinem Hause Barmherzigkeit erlangen, so erwirb dir vorher die Gunst Gottes in der Person eines Armen. Der heilige Chrysostomus schreibt: „Darum stehen Arme vor den Kirchthüren, damit Niemand leer eintrete, vielmehr von der Barmherzigkeit begleitet, getrost zur Kirche gehe. Du kommst ja zum Hause Gottes, um Barmherzigkeit zu erlangen: sei darum vorerst selber barmherzig." — Der Weltapostel sagt in seinem Briefe an die Römer (11, 35.): „Wer hat ihm zuerst etwas gegeben, daß es ihm wieder vergolten werde?" Hier kannst du zuerst Gott etwas geben; und es wird dir ohne Zweifel vergolten werden. In unserer Kirche sitzt der Heiland, wie er einstens im Tempel zu Jerusalem saß, den Blick auf den Opferkasten gewendet, und Jene beobachtend, welche Geld hinein werfen; und der heilige Evangelist Markus (12, 41.) setzt bei:

Viele Reiche warfen viel hinein." Christus beobachtet sonach stillschweigend unsere Freigebigkeit, um sie seiner Zeit wieder zu vergelten. Allein in unseren Tagen dürfte der liebe Heiland oft lange sitzen, bis er einmal Jemanden sieht, der freigebig wäre gegen dürftige Personen oder arme Kirchen; in unseren Tagen hat man entweder für solche fromme Gaben keinen Sinn, oder kein Geld, — weil man eben zu viel für Vergnügungen und irdische Zwecke braucht. Wie ganz anders war es in der Vorzeit!

VII.

Endlich komme man zur Kirche mit einer guten Absicht, vor Allem mit reinem Herzen.

An der guten Meinung liegt sehr viel; sie ist es, welche das ganze Werk gut macht. Gleichwie nach Angabe des Aristoteles der Gang und die Bewegung überhaupt der Natur nach von Rechts beginnt, so heb' auch du, mein Christ! wenn du zur Kirche gehen willst, vorerst den rechten Fuß auf; d. h. komm' mit einer guten und heiligen Absicht zum Hause Gottes. — Plutarch erzählt, die den Tempel Apollo's Besuchenden seien durch den lauten Zuruf gemahnt worden: „Aufgepaßt! aufgepaßt!" — nämlich darauf, was man im Tempel zu thun habe. Dasselbe nimm auch du dir vor: Gehe zur Kirche, um Gott die schuldige Verehrung und Anbetung zu zollen, um mit himmlischer Belehrung und Gnade erfüllt zu werden.

Aber, ach, wie Viele gibt es, die nie darüber nachdenken, warum sie eigentlich zur Kirche gehen! Wie Viele, die mit einer eitlen, ja sogar schlimmen Absicht dort erscheinen! — Einige kommen nur aus Gewohnheit, weil sie auch Andere zur Kirche gehen sehen, oder weil sie zu Hause keine Gesellschaft haben, mit welcher sie sich inzwischen unterhalten und die Zeit vertreiben können. Diese kommen nicht anders, als die Hunde, die mit ihren Herren laufen, nämlich: wie sie hineintreten, gehen sie auch wieder heraus. — Wieder Andere besuchen das Haus Gottes, um die Schönheit ihrer Gestalt oder ihres Anzugs zur Schau zu tragen, wie wenn die Kirche ein Marktplatz wäre, wo eitle Ehre und Gunst der Menschen käuflich und verkäuflich ist. Als der heilige Chrysostomus eines Tages eine Frauensperson in übertriebener Kleiderpracht zur Kirche gehen sah, redete er sie also an: „Kommst du denn zur Kirche, um zu tanzen? Suchst du etwa hier die Freuden einer Hochzeit, oder ausgelassene Ergötzlichkeiten? Kommst du vielleicht hieher, um dich zum Schaustücke zu machen? Oder soll dir dort dein Brautgemach hergerichtet werden? — Dein

Aufputz paßt nicht für eine Beterin. Du kamst hieher, um Gott für deine Sünden Abbitte zu leisten, um ihn unter Seufzen und Weinen um Verzeihung anzuflehen u. s. w." — Noch Andere finden sich im Tempel ein, um Andere zu sehen; wie wenn die Kirche eine Schaubühne oder gar ein Sündenhaus wäre.

Unzweifelhaft hatten selbst die Heiden ein Gesetz, welches ihnen mit reiner Absicht in den Götzentempel sich einzufinden vorschrieb; denn Cicero (de legib. 1. l.) schreibt: Vor den Göttern erscheine man rein, zeige man Frömmigkeit, halte man Reichthum ferne. Handelt Jemand dem zuwider, so soll die Gottheit selber Vergeltung üben." — Der heilige Clemens von Alexandria erzählt, über der Pforte des Tempels zu Epidaurus sei folgende Inschrift zu lesen gewesen:

„Rein soll Jeglicher sein, der über des heiligen Tempels
Schwelle zu schreiten gedenkt . . ."

Hieraus mögen unlautere Christen erkennen, wie sie sogar von den Heiden zu Schanden gemacht werden. Allein was spricht Gott von solchen zu seinem Propheten Jeremias: „Darum bete nicht für dieses Volk, und bringe für sie weder Lobgesang, noch Bitte vor, und widerstehe mir nicht; denn ich werde dich nicht erhören" (Jer. 7, 16.). Und warum? was für eines Frevels wegen? Die Antwort folgt (V. 30.): „Sie haben Böses verübt vor meinen Augen, spricht der Herr. Sie setzen ihre Aergernisse in das Haus, worin mein Name angerufen worden u. s. w." — Darf es uns daher Wunder nehmen, wenn der im Hause Gottes keine Erhörung findet, welcher dasselbe sogar zum Orte seiner Sünde macht?

Schluß.

So sehen wir also, Geliebteste! daß der weise Salomon nicht umsonst das mahnende Wort gesprochen: „Bewahre deinen Fuß, wenn du zum Hause Gottes gehst" (Eccle. 4, 17.). Denn es fehlt nicht an Solchen, welche mit ihrem Fuße an die Schwelle der Kirche anstoßen, und schon beim Eintritte in dieselbe einen schweren Fehltritt thun. Gott in seinem Hause zu besuchen, vor seinem Angesichte entweder flehend oder dankend zu erscheinen ist Bedürfniß, ist Pflicht für den Christen. So lasset uns denn auch immerdar so zur Kirche kommen, daß wir Nutzen daraus schöpfen. Dies wird aber der Fall sein, wenn wir, wie ich euch heute ge-

zeigt habe, stets mit Ehrfurcht, mit Reue, mit Entfernung aller Weltsorgen, mit Demuth, zur rechten Zeit, mit einem Almosen und mit der rechten Absicht im Hause des Herrn uns einfinden. Thun wir das, so werden wir mit dem Zöllner im heutigen Evangelium „gerechtfertigt nach Hause gehen" (Luc. 18, 14.). Gottes Gnade und reichlicher Segen wird uns hienieden allenthalben begleiten, und der ewige Himmelsdom uns einstens aufnehmen. Amen.

Predigt auf den XI. Sonntag nach Pfingsten.

Thema: Ueber die Mittel zur Bezähmung der Zunge.

Eintheilung.

Aus den Ceremonieen, welche Christus bei Heilung des Stummen heute anwandte, lassen sich die Mittel zur Bezähmung der Zunge einigermaßen ableiten. Sie sind:

I. die Gesellschaft meiden;

II. vorher überlegen, was man reden will;

III. bedenken, daß die Zunge mit dem heiligsten Altarssakramente in Berührung kommt;

IV. die Gnade, recht zu reden, von Gott erbitten, und seine Allgegenwart vor Augen haben;

V. die Verderblichkeit einer ungezähmten Zunge erwägen; und

VI. den festen Vorsatz fassen, seine Zunge zu bewachen.

Text: Marc. VII, 37. „Staunend sagten sie: Er macht Alles wohl.“

Eingang.

Andächtige Christen!

Alle Jene, welche das Wunder, das der Heiland nach dem heutigen Evangelium wirkte, mit ansahen, wurden, wie mein Vorspruch besagt, in Staunen versetzt. Aber auch wir können uns verwundern, nicht allein darüber, daß der Herr einen Stummen heilte, sondern auch deshalb, weil er dieser Handlung so viele Ceremonien vorangehen ließ. Denn ich erinnere mich nicht, daß

Christus jemals einen andern Kranken mit gleicher Umständlichkeit gesund gemacht habe, wie diesen Taubstummen. Die Uebrigen heilte er meistens durch sein bloßes Wort; bei diesem dagegen wandte er unterschiedliche Ceremonien an. Denn erstlich „führte er ihn abseits von dem Volke; dann legte er seine Finger in dessen Ohren; hierauf berührte er dessen Zunge mit Speichel; nachher blickte er zum Himmel empor und seufzte; endlich sprach er: Thu' dich auf!" (Marc. 7, 33. 34.) — Was sollte dieses Alles bedeuten? Kostete es denn so große Mühe, einem Menschen, der nicht völlig stumm war, sondern der nur (wie der griechische Urtext sagt) schwer sprechen konnte, die Gabe zu verleihen, recht und geläufig zu reden? — Das wol nicht, Geliebte! dieses machte unserem göttlichen Heilande gar keine Schwierigkeit; er hatte vielmehr außer andern Absichten auch den Zweck im Auge, uns zu zeigen, wie schwer es sei, die Zunge zu verbessern und zu bezähmen, so daß sie niemals übel, sondern allzeit recht redet. Dieses bezeugt der heilige Apostel Jakobus in seinem Briefe (3, 7.): „Alle Naturen der wilden Thiere, der Vögel, der Schlangen und übrigen Thiere können gezähmt werden, und sind schon von der Menschennatur gezähmt worden; doch die Zunge kann kein Mensch bezähmen." Dieses ist indessen nicht so zu verstehen, als ob solches gar nicht möglich wäre, sondern nur so: Der Mensch vermag es nicht ohne den Gnadenbeistand Gottes; wie auch der Herr anderswo (Matth. 19, 24. Marc. 10, 25. Luc. 18, 25.) sagt, so wenig ein Kameel durch ein Nadelöhr, geht ein Reicher in den Himmel ein, außer die Gnade müßte ihn unterstützen. So kann auch die Zunge gebändigt werden, jedoch nicht ohne die Gnade von Oben, und nicht ohne viele Mühe.

Da nun die ungezähmte Zunge ein so großes Uebel ist, so muß uns gewiß viel daran gelegen sein, ein Heilmittel dagegen zu erfahren. Wir wollen darum, Andächtige! bei unserer heutigen Betrachtung die Mittel zur Bezähmung der Zunge etwas näher kennen lernen. Die Ceremonien, welche unser göttlicher Heiland heute bei der Heilung des Stummen anwendete, weisen nicht undeutlich darauf hin, was wir zu thun haben, um recht reden zu lernen.

Lasset uns dieses jetzt einläßiger vernehmen!

Abhandlung.

I.

Das erste Mittel, die Zunge zu bezähmen, ist: **der Gesellschaft ausweichen.**

Wenn wir den Heiland bei dem heutigen Wunder beobachten, so finden wir, daß „er den Stummen aus dem Volke herausnahm und abseits führte.“ — Ebenso mußt auch du, christlicher Freund! dem Treiben und Lärmen der Welt dich entziehen, wenn du dich nicht durch Reden versündigen willst. Denn es ist äußerst schwer, Vieles zu sehen und zu hören, und nicht auch davon zu sprechen. Darum ist die Zunge nicht weit vom Gehirn, der Mund nicht weit vom Sitze der Einbildungskraft; was diese denkt, das bahnt sich bald den Weg in den Mund. Deshalb sagt der weise Sirach (19, 11. 12.), die Sucht, zu reden, sei so groß, als das Verlangen eines Weibes nach der Geburtsstunde, und als die Sehnsucht eines Verwundeten nach Entfernung des in ihm steckenden Geschosses; und Job (32, 19.) vergleicht die Geschwätzigkeit mit gährenden Moste, der die Schläuche zersprengt. — Soll demnach kein übereiltes Wort gleich einer Frühgeburt deinem Munde entschlüpfen, so laß dich nicht durch das Gerede der Welt beschweren; forsche nicht neugierig Dingen nach, die dich nicht angehen; hauptsächlich aber mische dich nicht in schlechte Gesellschaft, die von nichts Anderem, als Sündigem zu reden weiß. Denn es hält schwer, mit dergleichen Leuten umzugehen, und ihren Sitten und Gesprächen nicht gleichförmig zu werden. Wie nämlich die Kinder der Juden von ihren azotischen Müttern azotisch reden lernten (2. Esdr. 13, 24.), eben so lernen auch wir von gottlosen Menschen gottlos, von lügenhaften lügnerisch, von Gotteslästerern gotteslästerisch, von Unehrbaren unehrbar reden. Wie wir daher, auf großen Jahrmärkten umhergehend, nicht Alles durchmustern, sondern nur suchen, was uns nützlich ist, und was wir eben zu kaufen haben, das Uebrige dagegen bei Seite setzen und nicht beachten: so sollen auch wir auf dieser Welt nicht Alles aufspüren und nachahmen, als nur das, was höchst löblich ist, und uns Nutzen bringt.

II.

Das zweite Mittel zur Bezähmung der Zunge ist: voraus überlegen, was man sagen will.

Christus „spuckte" ferner „aus." Der Speichel aber ist das Bild der Weisheit; denn er kommt aus dem Haupte, sammelt sich im Munde an, und geht dann daraus hervor. Auch hat er einen salzsauern Geschmack; das Salz aber ist gleichfalls ein Symbol der Weisheit. So soll auch unsere Rede vom Gehirn oder von der Urtheilskraft ausgehen, und erst erwogen werden, bevor sie gesprochen wird. Mit Recht gibt daher der weise Sirach (28, 29.) die Mahnung: „Für deine Worte mache eine Wage." — Gleichwie wir nämlich die Goldmünzen erst genau abwägen, bevor wir sie ausgeben oder auch einnehmen: eben so sollen wir auch unsere Worte genau in Erwägung ziehen, bevor wir sie in die Oeffentlichkeit übergehen lassen. Vor allen Dingen aber sind hier vier Fragen wohl zu berücksichtigen, nämlich was man zu reden hat? — die Art, wie? — die Zeit, wann? — und der Zweck, warum man sprechen soll? —

1) Den ersten Punkt anlangend, was man reden dürfe, so gibt uns der Weltapostel hierüber Aufschluß, indem er (Ephes. 4, 29.) schreibt: „Kein böses Wort komme aus euerem Munde, sondern was gut ist zur Erbauung im Glauben, damit es den Hörenden heilsam sei;" und in demselben Briefe (5, 3. 4.) sagt er weiter: „Unzucht und Unreinigkeit jeder Art, oder Geiz werde unter euch nicht einmal genannt, wie es Heiligen geziemt; noch Schamlosigkeit oder albernes Geschwätz oder Possen, die zur Sache (zum Betragen eines Christen) nicht gehören." — Unflätige und unkeusche Gespräche und Scherze nennt Wilhelm Perald, Bischof von Lyon, (24. Rede üb. d. Hohel.) „des Teufels Auswurf." — Gleichwie die Seefahrer alle gefährlichen Stellen im Meere auf ihren Seekarten verzeichnet haben, um ihnen ausweichen zu können: so muß sich auch der Diener Gottes die Arten sündhafter Reden unterscheiden können, um der Gefahr, sich darin zu versündigen, vorzubeugen.

2) Rücksichtlich der Weise, wie man zu reden habe, ist zu bemerken, daß wir nicht gar zu geschraubt, unbedachtsam, hochtrabend, gekünstelt, neugierig, in allzugesuchten Worten, noch streitsüchtig reden sollen.

3) Zur rechten Zeit und passend sprechen erwirbt eben so viel Gunst, als das Schwätzen zur Unzeit Haß erweckt. In Bezug auf Ersteres sagt der weise Salomon (Sprüch. 25, 11.): „Ein Wort, geredet zur gelegenen Zeit, ist wie goldene Aepfel in

silbernen (Andere geben „durchsichtigen") Schalen." Letzteres anlangend sagt Sirach (20, 22.): „Ein Sittenspruch aus dem Munde des Thoren wird verworfen, denn er sagt ihn nicht zur rechten Zeit."

4) Endlich ist auch der Zweck oder die Absicht bei dem Reden wohl zu beachten; sie muß nämlich auf die Ehre Gottes und das Wohl des Nebenmenschen abzielen. Demnach soll eitle Ruhmsucht und Heuchelei vermieden werden.

Ueberdies kommt es öfter auch darauf an, an welchem Orte und zu was für Personen man redet.

Zu all' dem aber ist das Salz der Weisheit erforderlich, von welchem der heilige Paulus (Coloss. 4, 6.) schreibt: „Euere Rede sei allzeit lieblich, mit Salz gewürzt." Wie wir nämlich die Speisen mit Salz würzen, oder den Federkiel in die Tinte tauchen, so muß auch unsere Rede mit Klugheit gewürzt und von derselben durchdrungen sein. — Wer diese Regeln nicht beachtet, versündigt sich oftmals schwer im Reden; wie Zeno zu einem Jüngling sagte, welcher gerne unnütze Gespräche im Munde führte: „Wenn du deine Zunge nicht in Vorsicht tauchst, wirst du bei deinem Gerede dich noch weit mehr versündigen" (Stobäus 36. Rede). Der jüdische Richter Jephte erfuhr das an sich selbst, da er unbesonnener Weise das Gelübde machte, den, der ihm zuerst an der Thüre seines Hauses begegnen würde, dem Herrn opfern zu wollen. Denn wer ihm zuerst entgegen kam, war seine einzige Tochter. Darüber ward er nun mit tiefem Schmerz erfüllt, und rief aus: „Wehe mir, daß ich meinen Mund aufgethan!" (Richt. 11, 35.) — Dieselbe Erfahrung machte auch Herodes, da er thörichter Weise dem tanzenden Mägdlein zu gewähren versprach, um was es immer ihn bitten würde. In Folge dieses unbedachtsamen Schwur's ward er aber nachher sehr traurig, da des heiligen Johannes des Täufers Haupt begehrt wurde (Marc. 6, 25.). Gleichwie derjenige, der im Begriffe steht, das Haus zu verlassen, sich erst nach allen Seiten betrachtet, ob sein Aeußeres und sein ganzer Anzug anständig genug sei, um öffentlich erscheinen zu können; so soll auch ein Jeder, der da sprechen will, vorher erwägen, in wie ferne die Worte, die er in die Oeffentlichkeit zu entsenden Willens ist, auch dem Anstande entsprechend seien. Weiter sagt der heilige Augustin (in psalm. 51.): „Wie du erst wählest, was du issest, so wähle auch vorher, was du reden willst."

III.

Das **dritte** Mittel zur Bezähmung der Zunge ist der **Gedanke, daß die Zunge mit dem heiligsten Leibe des Herrn in Berührung kommt.**

Der Heiland „berührte ferner die Zunge des Stummen." — Willst du, mein Christ! deine Zunge bezähmen lernen, so bedenke, daß sie mit Christus in der heiligen Kommunion so oft in Berührung kommt. Deine Zunge ist gewissermaßen der Wagen, und wie der heilige Chrysostomus (hom. 52. in Matth.) sich ausdrückt, „das königliche Leibroß," auf welchem Christus zu dir kommt. Wirklich hat jenes Pferd, welches einstmals eine vornehme Dame dem heiligen Papste Johannes I. zum Gebrauche überlassen, und welches diesen getragen hatte, nochmals seine Herrin, die früher auf ihm zu reiten gewohnt war, nicht mehr aufsitzen lassen, da es einmal den Stellvertreter Christi getragen hatte (Baronius z. J. 525.). — Wie können wir nun unsere Zunge, welche so zu sagen das gewöhnliche Pferd des himmlischen Königs ist, zu einem Pferde Satan's machen, das da schändliche Reden, Flüche, Gotteslästerungen, Meineide rc. rc. trägt? — Gleichwie in der christlichen Hauptstadt Rom jene Lastthiere oder Pferde, welche einmal den Papst mit dem Hochwürdigsten Gute auf seinen Reisen getragen haben (so habe ich in Rom erfahren), nicht mehr zu andern gemeinen Diensten verwendet werden, so sollen auch wir unsere Zunge von der Zeit an, da sie den Heiland trug, ja nicht mehr entheiligen. Der heilige Chrysostomus sagt (hom. 4. ad baptiz.): „Wie kann uns Verzeihung zu Theil werden, im Gegentheile welche schwere Strafen müssen wir uns nicht zuziehen, wenn wir unsere Zunge, mit welcher wir das heiligste Fleisch unseres Herrn verkostet haben, dem Teufel widmen?"

IV.

Das **vierte** Mittel zur Bezähmung der Zunge ist: **von Gott die Gnade hiezu erbitten.**

Bei der Heilung des Taubstummen „blickte der Heiland zum Himmel auf," um anzudeuten, daß die Gabe, zu reden, vom Himmel zu erwarten sei. — Willst du demnach, christlicher

Freund! deine Zunge beherrschen, so schaue zum Himmel empor, und bete mit dem königlichen Propheten unablässig zu Gott: „Stelle, o Herr! eine Wache an meinem Mund, und eine Thüre rings um meine Lippen!" (Ps. 140, 3.). Der heilige Sänger bittet hier um zwei zum Rechtreden nothwendige Gaben des heiligen Geistes: — um die Gabe des Rathes, um zu wissen, was, wie und wann man reden müsse; und um die Gabe der Stärke, um Muth zu haben, zu reden, was man soll, und Scheue, zu sagen, was man nicht darf.

Das Erstere erfleht er, da er um einen Thürhüter, — das Zweite, indem er um eine Thüre an seinen Mund bittet. Beides: Pförtner und Pforte, sind nämlich gegenseitig nothwendig zur Bewachung eines Hauses. Ohne Thürhüter ist die Pforte entweder immer verschlossen, oder sie steht allzeit offen. Ohne Thüre aber kann auch der Pförtner nicht verhindern, daß Jeder nach Willkür ein- und ausgeht.

Daß es sehr schwer ist, über seine Zunge Herr zu werden, haben wir bereits vom heiligen Apostel Jakobus vernommen, welcher (3, 9.) keinen Anstand nahm, zu behaupten: „Die Zunge vermag kein Mensch zu bändigen;" denn vermöge seiner verderbten Natur ist der Mensch zur Geschwätzigkeit, zu Eigenlob, zum Tadel des Nebenmenschen, zu freventlichem Urtheile, zur Verläumdung u. s. f. sehr geneigt; dann ist aber auch zum Rechtreden große Klugheit nothwendig. Demgemäß muß man hiezu den Beistand Gottes anrufen; weshalb der heilige Augustinus sagt (de nat. et grat. c. 15.; de verb. Dni serm. 4.): „Es ist also klar, Geliebteste! weil kein Mensch seine Zunge bändigen kann, so muß man seine Zuflucht zu Gott nehmen, und ihn bitten, er möge unsere Zunge bezähmen." Weiter läßt sich derselbe Heilige also vernehmen: „Zur Zähmung eines Pferdes, Stieres, Kameel's, Elephanten, Löwen, einer Schlange sucht man den Menschen. Also muß man Gott aufsuchen zur Bezähmung des Menschen." Fürwahr, Geliebte! wäre zur Regelung der Zunge kein besonderer Beistand Gottes erforderlich, so hätte der weise Salomon gewiß nicht gesprochen: „Der Mensch mag zwar das Herz bereiten, aber der Herr regiert die Zunge" (Sprüchw. 16, 1.).

Ferner „blicke gegen Himmel," d. h. beherzige, daß Gott allenthalben gegenwärtig ist, und alle deine Worte auf's Genaueste vernimmt. — Die Weisen der heidnischen Vorzeit lehrten, mit den Menschen müsse man so reden, wie wenn es die Götter hörten (Macrob. l. 1. Saturn.). Dies dürfen sich auch die Christen merken, — und kein sündhaftes Wort wird mehr über ihre Lippen kommen.

V.

Das fünfte Mittel, die Zunge zu bemeistern, ist die Erwägung des Unheils, welches die Zunge anrichten kann.

Wir nehmen ferner wahr, wie der Heiland „seufzte," — wenn ich nicht irre, wol deshalb, weil er erwog, in wie viele Uebel die Zunge den Menschen stürzen kann. Die Zunge ist nämlich gleich einem unbändigen Rosse ohne Zaum, gleich einem Schiffe ohne Steuerruder. Dies sagt uns der heilige Jakobus in seinem bereits erwähnten Briefe (3, 3. u. ff.), worin namentlich vier Gründe aufgezählt sind, welche für die Verderblichkeit der Zunge sprechen.

Erstlich sagt er „die Zunge ist zwar ein kleines Glied, aber sie richtet Großes an" (a. a. O. V. 5.), d. h. sie treibt die Sache auf die höchste Spitze. Dieses thut z. B. die Zunge des Schmeichlers, welche die Großen und Mächtigen zur Hoffart erhebt, und sie höher stellt, als sie wirklich sind. — So macht es ferner eine verleumderische und ehrabschneiderische Zunge, welche die kleinen Fehler des Nebenmenschen vergrößert, die bedeutenden noch bedeutender macht. — Ebenso verfährt eine lügenhafte, prahlerische, oder eine ewig klagende und unzufriedene Zunge, die aus einer Mücke einen Elephanten macht. Hieher gehörte die Zunge der verführerischen Schlange im Paradiese, welche zu unsern Stammältern sagte: „Ihr werdet Göttern gleich sein" (I. Mos. 3, 5.); die Zunge jener Jünglinge, welche den König Roboam zur Bedrückung seiner Unterthanen aufreizten (III. Kön. 12, 14.); die Zunge der Ehefrau Job's, die zu ihrem Manne sagte: „Fluche Gott und stirb!" (Job 2, 9.)

Die böse Zunge richtet indessen ihren Wortführer selbst zu Grunde; wie wir dies an Kain (I. Mos. 4, 9. u. ff.), an den Erbauern des Thurm's zu Babel (ebend. 11, 4.), an dem jungen Amalekiter (II. Kön. 1, 2. u. ff.), an Sennacherib (II. Paral. 32, 19. u. ff.) und noch Anderen ersehen können. — Zweitens sagt der Apostel Jakobus (3, 6.): „Die Zunge ist ein Feuer, eine Welt von Ungerechtigkeit;" und dies deshalb, einmal weil sie die ganze Welt, die Städte, die Straßen, die Häuser mit ihrer Ungerechtigkeit anfüllt; dann auch darum, weil sie nach dem Ausdrucke des heiligen Basilius (üb. Ps. 131.) „die Verführerin und Rathgeberin zur Sünde" ist, indem nämlich jegliche Ungerechtigkeit mittelst der Zunge vollbracht, oder angerathen, oder in Schutz genommen und entschuldigt wird; ferner darum,

weil sie über Alles feindlich herfällt, — über Gott, über die Engel, über die Heiligen, über die Gerechten, über die unvernünftigen Geschöpfe, über das göttliche Wort, über die heiligen Sakramente, über Christi Leiden, Kreuz, Wunden und Blut, und über alle Kräfte, den Himmel und die Elemente; endlich weil sie alle Ungerechtigkeit lehrt, gleichsam als Bildungsschule aller Sünden.

Drittens — fährt der heilige Jakobus fort — „die Zunge ist unter unseren Gliedern so beschaffen, daß sie den ganzen Leib befleckt" (ebend.); denn sie verunreinigt den ganzen Menschen durch den abscheulichen Anstrich und Geruch der Sünden, als da ist: Lüsternheit, Streitsucht, Verwundung, Ehrlosigkeit; sie gleicht dem Feuer, welches die Gegenstände, die es verbrennt, zuvor auch schwärzt. Wie die Zunge der Maria, welche wider ihren Bruder Moses gemurrt und geschmäht hatte, Ursache war, daß sie ganz und gar mit dem Aussatze bedeckt wurde (IV. Mos. 12, 10.): ebenso steckt auch die böse Zunge, z. B. eines Verläumders, den ganzen Menschen mit ihrem Gifte an — sein Herz, daß es nur Nachtheiliges von dem Nebenmenschen argwohnt; seine Ohren, daß sie auf dessen Bitten und Entschuldigungen nicht hören; seine Augen, daß sie ihn mit Verachtung ansehen; sich selbst, daß sie dessen Unschuld nicht vertheidigt, seine guten Eigenschaften verschweigt; seinen Geruchssinn, daß er dessen guten Ruf und lobenswerthen Wandel nicht wahrnimmt; seine Hände, daß sie ihm nichts mittheilen, leihen, überhaupt ihm jede Unterstützung versagen u. s. w.

Viertens setzt der Apostel Jakobus bei: „Sie entzündet den Lebenslauf von unserer Geburt an," d. h. unseren ganzen Lebenslauf. Sie umspannt den Kreis unseres Lebens, wie der glühende Eisenreif des Schmiedes das Rad. Ganz auf diese Weise beherrscht die böse Zunge unser Leben. Andere Laster nehmen mit einem bestimmten Lebensabschnitt ein Ende; die Ausgelassenheit beschäftigt die Kindheit, die Wollust das Jünglingsalter, der Ehrgeiz das Mannesalter, die Habsucht das Greisenalter; alle Sünden aber veralten zuletzt mit dem Menschen und sterben mit ihm ab; die Zungensünden dagegen beschäftigen das ganze Leben. Denn man kann Lügen, alberne Reden, Verleumdungen, eitle Schwüre und Meineide, Flüche, Murren, Prahlerei, Spott, verzweifelnde Klagen, unnützes Geschwätz u. s. f. eben so gut von alten wie von jungen Leuten hören.

Am Ende entzündet und brennt die Zunge den Menschen in der Hölle, wie an dem Beispiele des reichen Prassers zu ersehen ist, dessen Zunge im andern Leben in demselben Maße leiden mußte, als sie hienieden gesündigt hatte (Luc. 16, 24.).

Bei Erwägung dieser und ähnlicher durch die Zunge herbeigeführten Nachtheile mochte wol Christus geseufzt haben; ein-

mal weil die Menschen dieselben nicht bedenken, dann um uns zu belehren, daß auch wir über derlei Uebel klagen und dieselben mit allem Eifer vermeiden sollten. —

VI.

Das sechste Mittel zur Bezähmung der Zunge ist endlich der feste Vorsatz, seine Zunge zu bewahren.

Endlich sprach der Herr: „Ephpheta!" das heißt: „Thu' dich auf!" Und dieses Wort war gewissermaßen der Schlüssel, mit welchem er den Mund des Stummen eröffnete. Dieser Schlüssel bedeutet den festen Vorsatz, die Zunge zu mäßigen, d. h. durch Verschwiegenheit zu schließen, und nicht ohne Ursache und vorherige Prüfung zu öffnen, endlich uns wo möglich durch ein ganz kurzes Gespräch zu entledigen. Dies will der weise Sirach mit den Worten sagen: „An deinen Mund mache Thüren und Schlösser" (Eccli. 28, 28.), d. h. waffne deinen Mund durch die Tugend der Verschwiegenheit, durch feste Vorsätze, gleichsam durch Schloß und Riegel; so daß er sich nur aufthut, wenn du vorher auf Befehl der Vernunft ihm heißest; „Oeffne dich!" — Der heilige Kardinal Petrus Damiani sagt in dieser Beziehung: „Der Vogelfänger läßt den Falken nicht eher fliegen, als bis er des wilden Geflügels ansichtig wird; der Jäger bindet seinen Hund nicht früher los, als bis ihm ein Hase anläuft; der Bogen bleibt nicht vergeblich straff angespannt: — und der Mund eines vernünftigen Menschen sollte immerdar ungehindert und nach Willkür unvernünftige Reden ausstoßen dürfen?"

Mit einem solchen Vorsatze waffnete sich König David, denn von seiner Harfe tönt es (Ps. 38, 1.): „Ich habe es fest beschlossen: Meine Wege will ich bewahren, daß ich mit meiner Zunge nicht sündige; eine Hut habe ich an meinen Mund gelegt, da mir der Gottlose gegenüber stand."

Damit aber dieser dein Entschluß noch wirksamer werde, lege dir, mein Christ! irgend eine Strafe auf, für den Fall, daß du dich mit der Zunge verfehlt hast. — Johann Nyder, aus dem Dominikanerorden, Prior zu Nürnberg, (um das Jahr 1430) schreibt (formic. l. 4. c. 3.), zu seiner Zeit habe ein vornehmer Mann, welcher von Kindheit auf an Fluchen und Verwünschen gewohnt war, sich jedesmal, so oft er mit der Zunge gesündigt, ein Fasten auferlegt; am Ende sei er der Art Herr über sich geworden, daß er fernerhin kein sündhaftes Wörtchen mehr ausgesprochen habe. — Ein anderer Bürger von Augsburg, der demselben Laster ergeben gewesen, habe sich, so oft er eine sündhafte

Rede gethan, mit einem Messer die Haut aufgeritzt, und einen Tropfen Blut ausgepreßt. — Noch ein anderer Mann aus Memmingen, der die nämliche Gewohnheit des Fluchens an sich gehabt, habe sich, so oft er ein Fluchwort gesprochen, des Weintrinkens enthalten und dafür seinen Durst mit Wasser gestillt. In solcher Weise hätten Beide glücklich und in kurzer Zeit sich selbst überwunden. Ein derartiges Verfahren ist zwar hart; allein man bedenke das Wort des Heiland's, der da spricht: „Es ist besser, verstümmelt oder hinkend zum Leben einzugehen, als mit zwei Händen oder zwei Füßen in das ewige Feuer geworfen zu werden" (Matth. 18, 8.).

Der weise Sirach setzt an der bereits angeführten Stelle (28, 29.) zum bessern Verständnisse des Gesagten bei: „Schmelze dein Gold und dein Silber zusammen;" mit andern Worten: Binde deine Reden, welche du gleich dem Golde und Silber gut verwahren sollst, fest zusammen, wie man dies bei goldenen und silbernen Gefäßen zu thun pflegt, wenn man sie in andere Länder versenden will. Gleichsam als wollte er damit sagen, was einst Jemand einem äußerst zungenfertigen Advokaten zu verstehen gab mit den Worten: „Man muß nicht mit vielen Worten wenig, sondern mit wenigen Worten viel sagen." — Der heilige Ambrosius (22. Rede üb. Ps. 118.) und mit ihm noch Andere lesen an der eben angegebenen Schriftstelle anstatt „schmelze" — „binde an;" wo dann der Sinn, gleichfalls sehr gut passend, der wäre: Halte deine Reden zusammen, daß sie nicht ausschweifen, ausarten und durch zu viel Geschwätzigkeit sündhaft werden; ungefähr wie man auch die weiten und langen, nach allen Seiten hin zur Erde hinabwallenden Gewande zusammen fassen muß, damit sie nicht bestaubt und beschmutzt werden.

Alexander der Große las einstmals einen von seiner Mutter erhaltenen Brief, welcher heimliche Anschuldigungen und Verleumdungen gegen Antipater enthielt, und gab ihn auch seinem Freunde Hephästion zu lesen. Nachdem dieser ihn durchgelesen hatte, zog Alexander seinen Ring vom Finger, und drückte diesen gleich einem Siegel, als dem Sinnbilde der Verschwiegenheit, dem Hephästion auf den Mund mit den Worten: „Dies behalte für dich, und schwatze nichts davon aus!" — Dieses Siegel der Verschwiegenheit soll nun auch der Christ auf seinen Mund drücken, ich meine den festen Vorsatz, zu verschweigen, was verschwiegen bleiben soll; eben so rede der Christ nur wenig, aber langsam und mit Vorbedacht, dem Rathe des weisen Seneka folgend, welcher (epist. 40.) sagt: „Das ist die Hauptsache von Allem: Ich heiße dir, im Reden langsam sein."

Schluß.

Möge darum, meine andächtigen Zuhörer! ein Jeder nach dem Vorgange des heiligen Sängers David in seinem Herzen sprechen und den Entschluß fassen: „Ich will meine Pfade bewachen, um mich nicht mit meiner Zunge zu versündigen" (Ps. 38, 1.). — Bei den Griechen war das Sprüchwort gebräuchlich: „Zunge! wohin gehst du? Willst du die Stadt aufrichten, und sie wieder einreißen?" Hiemit ist dasselbe gesagt, was der weise Salomon in seinen Sprüchen durch die Worte ausdrückt: „Tod und Leben liegt in der Hand der Zunge" (18. 21.). — Christlicher Freund! frage demnach gleich einem Thorwart deine Zunge, wenn sie im Begriffe steht, auszugehen: „Zunge! was hast du vor? Willst du die Stadt aufbauen?" — Nun denn, so gehe hervor, und richte sie auf! „Oder willst du die Stadt zerstören?" So bleibe in deiner Kammer! — Haben wir mit Hülfe dieses Zaumes unsere Zunge bewahrt, dann wird sie uns im Himmel eine Stadt erbauen; denn der heilige Jakobus sagt in seinem mehrerwähnten katholischen Briefe (3, 2.): „Wer in keinem Worte fehlt, der ist ein vollkommener Mann;" der Mensch ist nämlich, wie er redet; die vollkommene Rede verräth den vollkommenen Mann; das Wort entspricht dem Herzen, denn Christus, die ewige Wahrheit, sagt: „Aus der Fülle des Herzens redet der Mund" (Matth. 12. 34.). Beherzigen und befolgen wir dies! Amen.

Predigt auf den XII. Sonntag nach Pfingsten.

Thema: Ueber die Art, seinen Nebenmenschen wie sich selbst zu lieben.

Eintheilung.

Um seinen Nebenmenschen wie sich selbst zu lieben, muß man
I. sich mit ihm freuen und mit ihm trauern;
II. dem Bedrängten Hilfe leisten;
III. die Dienste mit einander theilen;
IV. für die Höhergestellten sich hingeben;
V. zu den Schwächeren sich herablassen;
VI. gegen den Nächsten nie zürnen;
VII. ihn niemals beneiden.

Text: Luk. X, 27. „Deinen Nächsten aber sollst du lieben wie dich selbst."

Eingang.

Geliebte im Herrn!

Der Ausspruch des weisen Sirach (31, 18): „An dir selbst lerne, was deinem Nächsten gefalle," ist ungemein schön und wahr. Denn will Jemand lernen, wie er seinen Nebenmenschen lieben soll, so muß er sich fragen, wie er sich selbst liebt. Hierüber gibt uns der Völkerapostel in seinem I. Corintherbriefe (12, 12. u. ff.) Aufschluß, wo er erklärt, alle Gläubigen seien Glieder Eines Leibes — der Kirche; und gleichwie die Glieder des natürlichen Leibes sich gegenseitig lieben, eben so müsse auch jeder Mensch von seinem Nächsten geliebt werden.

Eben diese Nächstenliebe lehrt und schärft uns auch das Gleichniß des heutigen Evangelium ein.

Wir wollen darum in heutiger Erbauungsstunde die Art und Weise, seinen Nebenmenschen wie sich selbst zu lieben, etwas ausführlicher kennen lernen.

Abhandlung.

I.

Die Nächstenliebe zeigt sich durch Mitfreude und Mitleiden.

Die Glieder eines und desselben Leibes nehmen gegenseitig den innigsten Antheil an ihrem Leide, wie an ihrer Freude. Denn trauert das Haupt, die Hand, der Fuß, oder die Zähne, so trauern auch die übrigen Glieder; weinen die Augen, so klagt und jammert der Mund, und verziehen sich die Lippen. Umgekehrt wenn die Hände Geld finden und aufheben, so freut sich das Herz, lächelt der Mund, hüpfen die Füße auf, klatschen die Hände Beifall. Der heilige Paulus schreibt daher (a. a. O.): „Wenn Ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit; desgleichen wenn Ein Glied verherrlicht wird, so freuen sich alle Glieder mit" (V. 26.). Und in seinem Briefe an die Römer (12, 15.) befiehlt derselbe Völkerapostel: „Freuet euch mit den Fröhlichen, und weinet mit den Weinenden!" — So ward auch der Samaritan in dem heutigen Evangelium beim Anblicke des daliegenden Unglücklichen „von Mitleid gerührt" (Luc. 10, 33.). Dasselbe lehrt uns der göttliche Heiland, da er Maria über den Tod ihres Bruders Lazarus weinen sehend, selbst Thränen vergießt, so daß die Juden sagten: „Sehet, wie er ihn liebte" (Joh. 11, 35. u. 36.). Und diese Schlußfolgerung ist ganz richtig. Denn wenn Jemand seinen Mitbruder in Betrübniß erblickt, und nicht mit ihm trauert, sondern dabei lachen kann: — wie wird man sagen können, er liebe ihn?

Der heilige Albertus der Große erzählt (lib. de anim.), er habe in Deutschland Zwillingsbrüder von solch' auffallender Aehnlichkeit gesehen, daß man sie kaum von einander unterscheiden konnte. Diese trennten sich nur sehr ungerne von einander, und wurden sie ja einmal von einander gesondert, so erfüllte sie dieses mit großem Leid; wenn Einer krank wurde, fiel der Andere gewiß auch in Krankheit; wurde der Eine wieder gesund, so genas auch der Andere. Ist nun die Macht der Natur und der Freundschaft

so groß: warum sollte die Tugend unter uns nicht Gleiches bewirken können? Wenn zwei zugleich in Gefangenschaft Befindliche von Einem Herrn losgekauft, gleich gekleidet würden und einerlei Tisch und Erbschaft erhielten: gewiß, diese Beiden würden große Liebe zu einander tragen. Warum sollte dasselbe nicht in ähnlichen Verhältnissen der Fall sein? — Wenn nun Ein Glied mit dem anderen, welches in Betrübniß schmachtet, kein Mitleid empfindet, so ist dieses das Zeichen, daß es kein Gefühl hat; wie der heilige Augustinus (ser. 15. int. 50.) lehrt: „Brüder, unser Gefühl ist der Eine Glaube, die Eine Liebe, das Eine Wohl."

II.

Die Nächstenliebe zeigt sich ferner durch Hilfleistung an Bedrängte.

Die Glieder eines Leibes **leisten sich gegenseitig Hilfe**, gleichsam einem beschworenen Bunde zufolge; hauptsächlich aber in Gefahr und Bedrängniß; denn das gesunde Glied heilt das kranke. Wenn der Fuß in einen Dorn tritt, so suchen die Augen, das Haupt beugt sich nieder, die Eingeweide ziehen sich zusammen, der Rücken bückt sich, die Finger nehmen den Dorn heraus. — Die kalten Hände erwärmen sich unter den Achseln, oder auch am Hauche des Mundes u. s. f. Der heilige Paulus sagt deshalb (a. a. O.): „Die Glieder tragen auf gleiche Weise Sorge für einander" (V. 25.).

Als Beispiel für das Gesagte kann uns der im heutigen evangelischen Gleichnisse erwähnte Samaritan dienen. Denn als er den Verwundeten daliegen sah, ging er nicht an ihm vorüber, wie der Priester und Levite gethan, sondern nahte sich ihm, und wendete Mittel zu seiner Heilung an. Der heilige Chrysostomus (or. 5. adv. Jud.) schreibt hierüber: „Wenn du demnach Jemanden erblickest, welcher der Heilung bedarf, sei es dem Leibe oder der Seele nach, so sprich nicht zu dir selbst: Warum hat ihn dieser oder jener nicht geheilt? sondern befreie ihn von seiner Krankheit. Wenn du einen Haufen Gold findest, so sagst du wol nicht bei dir: Warum hat es dieser oder jener nicht aufgehoben? sondern du eilest, es vor Andern zu holen. Ebenso denke auch bezüglich gefallener Mitbrüder, und stelle dir vor, du habest einen Schatz gefunden, nämlich Gelegenheit, ihn zu bessern. Denn wenn du ihm ein Wort der Belehrung gleich linderndem Oele, beibringst; wenn du ihn durch freundliche Behandlung verbindest, und den Verwundeten mit Mäßigung heilest, so wird dich dieses reicher machen, als jeglicher Schatz; und dein Nebenmensch wird dich mit

den Worten Gottes bei Jeremias (15, 19.) anreden: „„Wenn du das Kostbare aus seiner unwürdigen Lage befreiest, sollst du mein Mund sein.““ — Allein heutzutage sehen wir leider manchmal Menschen, die da sind, wie ein Hund. Wenn diese nämlich einen anderen zu Boden geworfen und gebissen sehen, so laufen sie auch herzu, und beißen auf den unterliegenden ein. So gibt es auch unter den Menschen nicht wenige, welche dem Bedrängten noch eine neue Drangsal zufügen; z. B. wenn das Haus eines Mannes in Flammen steht, gibt es solche, welche ihm inzwischen das Hausgeräthe, das sie aus dem Brande retten sollten, stehlen. Dahin gehören auch Jene, welche der königliche Prophet (Ps. 70, 11.) sagen läßt: „Gott hat ihn verlassen; verfolget und ergreift ihn; denn er ist ohne Schutz.“

Was soll ich erst davon reden, daß es Einige gibt, welche die Hunde an Grausamkeit sogar noch übertreffen? Haben nicht Hunde die Geschwüre des Lazarus geleckt, dem der reiche Prasser die Brosamen verweigert hatte (Luc. 16, 21.)? — Ich will euch noch einen andern hieher gehörigen Vorfall erzählen. Der grausame Perserkönig Cambyses hatte seinen Bruder umbringen lassen. Bald darauf ließ er eines Tages einen jungen Löwen und einen grimmigen Hund miteinander in Kampf gerathen. Schon war es daran, daß der Löwe die Oberhand über den Hund gewann. Ein anderer Hund, mit dem Verfolgten von Einer Mutter abstammend, der sich nicht weit davon befand, sah dessen Noth; augenblicklich sprengte er die Kette entzwei, kam dem bedrängten Hunde zu Hilfe, und streckte den jungen Löwen zu Boden. Dieses gefiel dem Cambyses sehr wohl. Seine Schwester jedoch weinte bitterlich und sagte in tiefer Betrübniß, diese Hunde zeigten eine größere Liebe zu einander, als Cambyses gegen seinen Bruder, da er ihn habe *tödten* können. Als der Tyrann diese Rede vernommen, ließ er auch seine Schwester hinrichten. — Der gelehrte Origenes (hom. 7. in Jov.) schreibt: „Halte dich nicht für frei von Schuld, wenn du sagst: Was kümmert mich's, wenn ein Anderer Sünde thut? Denn das wäre gerade so viel, als wenn das Haupt zum Fuße spräche: Was geht es mich an, wenn du verwundet wirst, wenn *ich* nur gesund und heil bleibe.“

III.

Die Nächstenliebe zeigt sich auch durch wechselseitige Dienstleistungen.

Die Glieder des Leibes *theilen ihre Dienste einander wechselseitig* mit. Das Auge sieht nicht für sich allein, son-

dern für den ganzen Körper; die Zähne mahlen nicht nur für sich, sondern für den Magen; und der Magen verdaut, und theilt die Nahrung für den ganzen Körper aus; weshalb der heilige Paulus (a. a. O.) sich also vernehmen läßt: „Das Auge kann nicht zur Hand sagen: Ich bedarf deiner Dienste nicht; oder auch das Haupt zu den Füßen: Ihr seid mir nicht nothwendig" (V. 21.). Wenn daher in einer Gemeinde Einer das Auge, d. h. umsichtig und Alles leitend ist; der Andere die Hand, d. h. arbeitsam und rüstig; wieder ein Anderer der Magen, d. h. reich: so sollen sie dies nicht für sich allein, sondern auch für Andere sein. So hat der barmherzige Samaritan sein Geld dem unter die Räuber Gefallenen mitgetheilt. In gleicher Weise regieren die Fürsten das Volk, die Geistlichkeit leitet es zum Himmel, der Landmann ernährt es, der Soldat beschützt es. — Ein Gleiches lehrt uns die Fabel von dem blinden und dem lahmen Manne, welche in der Wüste zurückgelassen waren. Keiner war für sich allein im Stande, von dort zu entkommen. Was nun thun? Es nahm der Blinde den Lahmen auf die Schultern, der Lahme aber zeigte dem Blinden den Weg, und so war Beiden geholfen. — Dasselbe muß auch in einem Staate und in einer Gemeinde geschehen. Die Obrigkeit soll die Unterthanen anleiten, wie der Sehende den Blinden; der Unterthan, als der Gesunde, soll die Obrigkeit, als den Lahmen und zu schwerer Arbeit Untauglichen, unterstützen; die Gelehrten sollen das Volk unterrichten, das Volk die Gelehrten unterhalten; die Ordenspersonen sollen für die Weltleute beten, und diese die Klosterbewohner mit dem Zeitlichen versehen. — Etwas Aehnliches findet sich in der heiligen Geschichte. Im Kampfe der Juden gegen die Amalekiter betete Moses, und Josua stritt. Aber Moses leistete mehr; denn wenn er seine Hände sinken ließ, siegte Amaleck, wenn er sie aufhob, übermochte Israel (II. Mos. 17, 10. 11.). Wenn darum auch die Klosterpersonen nicht kämpfen und arbeiten mit ihren Händen, so ringen sie doch durch ihre Gebete, und bringen weit mehr zu Stande. Ich führe hiefür Zeugen an, jedoch keine Geistlichen, sondern Weltleute. Denn Kaiser Honorius schreibt an Jemanden: „Dies darfst du versichert sein, sogar unser Kaiserreich fällt und steht durch das Gebet der Priester" (bei Baronius z. J. 407.). Und Kaiser Justinian sagt (nov. const. 133.): „Herrschaft, Militär, selbst liegende Gründe und Alles, was die weltlichen Personen besitzen, wird durch die Gebete der Gott geweihten Diener erhalten." — Die Geistlichen sollen demnach in der Weise Gott dienen und beten, daß sie den Herrn nicht nur für sich, sondern für das ganze Volk versöhnen. Die obrigkeitlichen Personen sollen nicht allein auf ihre eigenen, sondern auf die Vortheile ihrer Untergebenen bedacht sein. Die Bürger und Kaufleute

sollen ihre Sachen so verkaufen, daß Alle, auch die Armen, sie anschaffen können. Die Dienstboten und Taglöhner sollen ihren Herrschaften treu dienen und aus den Herren keine Knechte machen.

Doch gibt es leider Manche, welche, jenem albernen Nabal gleich, den dürftigen Nebenmenschen nicht zu ihrem Mitgliede zählen, und die zu solchen, die sie entweder nicht genau kennen, oder die nicht mit ihnen befreundet sind, sagen: „Soll ich denn mein Brod und mein Wasser und das Fleisch des Schlachtviehes, das ich meinen Scherern geschlachtet, nehmen, und es Männern geben, die ich nicht kenne, woher sie sind?" (I. Kön. 25, 11.) — Diese Worte hatte nämlich Nabal zu David gesprochen, als dieser in Noth war und den Nabal um Nahrungsmittel bitten ließ. Seinen Nebenmenschen nicht kennen, heißt ebensoviel als sein Mitglied, ja sogar sich selbst nicht kennen. Jener Nabal war also wirklich ein Thor, was schon sein Name bedeutete. Hören wir noch, wie sich der heilige Chrysostomus (14. Hom. üb. Johannes) ausdrückt: „Gleichwie derjenige sich in der That lächerlich machen würde, welcher einen Verwandten fragte, woher denn eigentlich die Freundschaft, woher die Verwandtschaft mit ihm herrühre; ebenso würde es auch Jenem ergehen, welcher fragen wollte, wie er denn mit seinem Bruder befreundet sei."

IV.

Die Nächstenliebe zeigt weiter sich darin, daß der Niedere sich für den Höhern opfert.

Unter den Gliedern des Leibes geben sich die weniger edlen zur Erhaltung der edleren Glieder her. So setzt sich die Hand für das Haupt dem Schlage aus, und bedeckt dasselbe, besonders das Auge, denn dieses ist eines der edelsten Glieder. Der Apostel Paulus schreibt deshalb (1. Cor. 12, 22.): „Gerade jene Glieder des Leibes, welche die schwächern zu sein scheinen, sind die nothwendigeren," und eben darum auch die sorgsamer zu bewahrenden, wie z. B. das Auge, das Haupt, zu deren Schutz sich die Arme erheben. — Auch der Samaritan im heutigen Evangelium, als der in den Augen der Welt Verachtetere, setzt sich der Gefahr eines Raubanfalles und einer beschwerlichen Reise aus, dadurch, daß er selber zu Fuße ging, den Verwundeten aber auf sein Pferd sitzen ließ. — Matth. Rader erzählt in seiner Lebensbeschreibung des Petrus Canisius (2. B. 5, 6.) folgendes hierher gehörige Beispiel. Johannes Rastellus aus England, Priester der Gesellschaft Jesu, habe sich für Paulus Hoffäus,

Provinzial der Gesellschaft, den die Aerzte bereits aufgegeben hatten, Gott durch ein Gelübde als Opfer dargebracht, daß nämlich, wenn es dem Herrn über Leben und Tod so gefiele, Paulus bei Leben bliebe, er dagegen statt seiner sterben dürfte. Gott genehmigte die fromme Gesinnung des Paters. Denn kaum hatte dieser die Kirche verlassen, wohin er für Hoffäus gewallfahrtet war, so ergriff ihn von jener Stunde an eine Krankheit, daß er nach Hause getragen werden mußte, und nach wenigen Tagen starb; Hoffäus dagegen ward gesund, und konnte sein Amt wieder versehen. Mit gleichem Rechte sollte auch in Gemeinden das Volk gerne die Gefahren und Beschwerlichkeiten der Lasten für seine Obern und Seelsorger auf sich nehmen, weil ihnen deren mehr auferlegt ist. Darum duldeten David's Untergebene nicht, daß er mit ihnen zum Streite gegen Absalon auszog; sie sagten nämlich: „Du sollst nicht ausziehen; denn sollten wir auch fliehen, so werden sie unser nicht sehr achten; und wenn auch die Hälfte unserer Leute fällt, so kümmert sie das nicht viel, denn du allein wirst für zehntausend gerechnet. Darum ist es besser, du bleibst uns zur Hilfe in der Stadt" (II. Kön. 18, 3.).

V.

Die Nächstenliebe zeigt sich ferner durch Herablassung gegen Schwächere.

Die stärkern Körperglieder willfahren den schwächeren, wie auch die anständigeren den minder ehrbaren. Die Füße nämlich und die geschämigeren Theile, ebenso jene, welche die Kälte weniger vertragen können, werden bekleidet; nicht so auch das Angesicht und die Hände; der kranke Arm wird vom Halse in der Binde getragen u. s. f. — So will, wie die heilige Geschichte erzählt (I. Mos. 43, 9.), Juda für seinen jüngsten Bruder zum Knechte werden. Der heilige Apostel Paulus schreibt deshalb (I. Cor. 12, 23.): „Die wir für die unansehnlicheren Glieder des Leibes halten, diese umkleiden wir mit reichlicherem Schmucke, und die an uns unanständig sind, werden desto ehrbarer bedeckt." — Ebenso sollen die schwächeren Mitbrüder von den stärkeren gerne geduldet und ertragen werden, der Mahnung desselben heiligen Paulus zufolge: „Ertraget einander mit Geduld" (Ephes. 4, 2.). Dies lehrt uns vor allem der Samaritan, welcher nach dem heutigen Evangelium zu Fuße geht, damit der Kranke sein Pferd benützen kann; ferner der schon erwähnte Juda, Sohn des Jakob, welcher bereit ist, für seinen jüngsten Bruder Benjamin zu dienen und in's Gefängniß zu wan-

dern (I. Mos. 44, 33.); endlich selbst die unvernünftigen Thiere. So schreibt der heilige Augustin (serm. 23. de verb. apost.) von den Hirschen Folgendes: „Wenn die Hirsche zu Inseln hinüberschwimmen, so hat nothwendiger Weise Einer, welcher den übrigen voranschwimmt, keinen Vormann, auf den er seinen Kopf legen kann. Man sagt daher, dieselben wechselten im Voranschwimmen mit einander ab, und der Anführer gehe dann zuletzt hinter allen her, und folge jenem nach, dessen Kopf er trug, da er vorausschwamm.“ Wenn nun die Hirsche dieses thun, wie sollen sich nicht erst die Christen benehmen? „Nichts bewährt in dem Maße den Freund,“ sagt der erwähnte heilige Kirchenvater weiter, „als wenn man des Freundes Bürde tragen hilft.“

Selbst Christus, der Urquell aller Vollkommenheit, ertrug die noch etwas ungebildeten Sitten seiner Jünger mit größter Geduld. Als sie am Oelberge schliefen, wachte er, und nahm ihre Schläfrigkeit nicht übel, sondern ganz väterlich hin. Der heilige Basilius schreibt daher (über Ps. 33.): „Gleichwie die Knochen ihrer angeschaffenen Stärke zufolge das zarte und weichere Fleisch stützen und fest zusammenhalten: so gibt es auch in der Kirche solche, welche mittelst ihrer eigenen Standhaftigkeit und Stärke die Schwachheit der Kraftlosen zu stützen und zu ertragen haben.

In gleicher Weise darf man auch seinen Nebenmenschen nicht sofort und ohne Weiteres wegwerfen, wenn er auf Abwege gerathen ist; schneidet man ja auch ein Glied nicht auf der Stelle ab, und wirft es weg, wenn es zu faulen beginnt. So hat auch der Herr im alten Testamente (III. Mos. 13. Cap.) befohlen, einen mit dem Aussatze Behafteten, selbst wenn er für unrein erklärt worden, sieben Tage lang zurück zu behalten und einzuschließen, bevor er gänzlich aus der Gemeinschaft der übrigen Menschen abgesperrt und zu den Aussätzigen hinausgestoßen würde, damit ihm nicht etwa unrecht geschähe. Auch unser göttlicher Heiland hat den Verräther Judas lange Zeit mit Geduld übertragen, ehe er ihn verstieß und von sich absonderte.

Endlich soll man die Schwächen nnd Ungebührlichkeiten seiner Mitbrüder zudecken, wie auch die Hand die Blöße der unehrbaren Körpertheile bedeckt; so daß Jemand, wie Theophylaktus bemerkt, wenn er anch am ganzen Leibe nackt wäre, diese Glieder doch nie entblößt ließe. Man soll daher, insoweit man dies ohne Sünde thun kann, die Vergehungen seines Nebenmenschen entschuldigen, nach dem Beispiele Jesu Christi, welcher am Kreuze sprach: „Sie wissen nicht, was sie thun“ (Luc. 23. 34.). Denn wenn auch der Heiland den Frevel der Juden nicht zu entschuldigen vermochte, so deckte er doch wenigstens den Mantel

der Unwissenheit darüber durch die Worte: „Sie wissen nicht, was sie thun."

So ließ auch Kaiser Constantin der Große die Prozeß-Akten der Geistlichen, die man ihm vorlegte, in's Feuer werfen unter dem Beifügen, er werde das Vergehen eines Bischofes, wenn er je ein solches sähe, selbst mit seinem Purpurmantel zudecken. — Ein anderes hieher gehöriges, überaus schönes Beispiel gibt uns Abt Dorotheus, indem er also schreibt: „Heilige Männer nehmen den gefallenen Bruder mit Nachsicht und Liebe auf, und treten ihn nicht mit Füßen, noch verfolgen sie ihn mit Haß. Wie eine Mutter, die ein mißgestaltetes Kind geboren, dasselbe nicht verachtet, weil es häßlich ist; sondern mit mütterlicher Liebe, Zärtlichkeit und Schonung zierlich aufgeputzt und ihm thut, wovon sie weiß, daß es ihm gefällt; so nehmen auch die frommen Seelen den Sünder auf, schmücken, beschützen und bewahren ihn, um ihn am Ende auf die rechte Bahn zu bringen und aufzurichten, damit kein Anderer sich an ihm stoße. — So verfuhr wirklich Amon, jener heilige Abt. Denn als einstmals die Brüder zu ihm gekommen waren, erzürnt und aufgebracht, weil sie eine Frauensperson hatten in die Zelle eines Mönches gehen sehen: welch' große Sanftmuth und Liebe bekundete jene fromme Seele bei diesem Gerichte? Sobald der Abt bemerkte, daß jenes Weib sich unter einem Fasse versteckt hatte, setzte er sich sogleich auf dieses, und befahl den Brüdern, die ganze Zelle zu durchsuchen. Als sie nichts fanden, sagte er zu ihnen: Gott sei euch gnädig! Da sich diese nun fast schämten, entließ er sie mit der Mahnung, nicht so leichthin etwas Nachtheiliges von ihrem Nächsten zu glauben; den Bruder aber winkte er zurecht, und sprach ihm Muth zu. Und als die übrigen alle abgetreten waren, nahm er den Fehlenden allein bei der Hand und sagte zu ihm: Bruder! nimm dich für die Folge in Acht. Auf diese Rede hin fühlte dieser sogleich die tiefste Reue und ging in sich. — Die Milde und Schonung des Vaters hatte ihn geheilt."

VI.

Die Nächstenliebe zeigt sich auch dadurch, daß man gegen den Nebenmenschen nicht zürnt.

Die Glieder des Leibes zürnen nicht über einander, wenn auch das Eine von dem andern beleidigt worden. Wenn du dich z. B. selber auf die Zunge beißest, so reißest du um deswillen deinen Zahn nicht aus; wenn der Fuß strauchelt, so schlägst du ihn nicht u. s. f. — Der Weltapostel schreibt daher: „Gott

hat den Leib so eingerichtet, . . . daß keine Spaltung in ihm entsteht" (I. Cor. 12, 24. 25.). — So hat auch der Samaritan, obgleich er wußte, daß er bei den Juden verhaßt war, dennoch keinen Groll und keine Rachgier im Herzen getragen. Denn der Verwundete war ein Jude. Der Samaritan hätte ja also bei sich denken können: Nun will ich mich an dir rächen, du Jude! — Doch nichts von all' dem. — Als einst (nach I. Mos. 13, 7.) zwischen den Hirten der Heerden Abraham's und Lot's Zank entstanden war, legte ihn Abraham mit dem Worte bei, das er zu Lot sagte: „Laß keinen Streit sein zwischen mir und dir, und zwischen deinen und meinen Hirten; wir sind ja Brüder" (ebend. V. 8.). Brüder sollten sich also schämen, um ganz unbedeutender Ursachen willen, wie es oft geschieht, mit Brüdern zu streiten. Denn warum — schreibt der heilige Paulus (1. Cor. 6, 6.) „hadert Ein Bruder mit dem andern?" Welch' eine auffallende Erscheinung wäre es nicht, wenn die linke Hand sich mit der rechten zankte? — Was duldet nicht z. B. eine Mutter von ihren Kindern?" Welche Unarten, ja sogar was für Unbilden erträgt sie von ihnen; und was noch mehr heißen will, — verkleinert sie sogar? Wie bald vergißt sie derselben, und nimmt ihr Kind wieder mit jener zärtlichen Mutterliebe auf, welche sie auf einige Zeit, wegen plötzlich aufwallenden Zornes, abgelegt zu haben schien? — In Aquitanien war einst ein nichtswürdiger Jüngling, welcher von seiner Mutter öfters Vorwürfe zu hören hatte. Dieser ging in seiner Frechheit so weit, daß er eines Tages — o Schande! — ihre Suppe verunreinigte. Sobald die Obrigkeit hievon Kenntniß erhalten, sandte sie Häscher aus, ihn in's Gefängniß zu führen; und nicht lange nachher ward er hingerichtet. Während er aber zum Richtplatze hinausgeführt wurde, hörte die unglückliche Mutter nicht auf, ihren Sohn zu entschuldigen, und in Einem fort zu rufen, ihr Sohn sei unschuldig, und werde ungerechter Weise bestraft. (So erzählt Chavassius de prud. l. 1. c. 8. § 4.) — Warum sollten nun nicht auch wir von unseren Mitbrüdern geringe Beleidigungen geduldig hinnehmen, und zwar um der Liebe Christi, unseres größten Freundes, willen?

VII.

Die Nächstenliebe zeigt sich endlich durch Neidlosigkeit.

Unter den Gliedern des menschlichen Leibes beneidet keines das andere, wäre es auch vornehmer und an einem

ansehnlicheren Platze, das andere dagegen weniger geachtet oder zu niedrigeren Diensten bestimmt. Der große Weltapostel Paulus schreibt daher in seinem mehrerwähnten Briefe (I. Cor. 12, 17. u. 18.): „Wenn der ganze Leib Auge wäre, wo bliebe das Gehör? Wenn der ganze Leib Gehör wäre, wo bliebe der Geruch? Nun aber hat Gott die Glieder, ein jedes von ihnen, am Leibe so angebracht, wie es ihm wohlgefiel." Der Fuß beneidet das Auge nicht, daß es an einem erhabenen Platze und unter einem Dache sich befindet, während er, an der niedrigsten Stelle angebracht, im Staube wandeln muß; noch auch beneidet er die Hand, daß sie mit goldenen Ringen und Armbändern geschmückt, und in wohlriechende Handschuhe gekleidet wird, während er nur mit gewöhnlichem Leder bedeckt ist. Wieder werden die übrigen Glieder nicht ungehalten darüber, daß dem Magen Alles, ihnen dagegen nur sehr wenig von den Speisen mitgetheilt wird. — So mißgönnte der Samaritan es dem Juden nicht, daß dieser auf dem Pferde saß, er selbst hingegen zu Fuße ging. — Dasselbe müssen darum auch wir thun. Der eine niedrigere Stellung Einnehmende beneide den Höhern nicht wegen seiner Ehre, Reichthümer, Würde und um der sonstigen Bequemlichkeiten willen; er bedenke vielmehr, daß ihn Gott am Leibe der Kirche zum Fuße, jenen aber zur Hand oder zum Haupte bestimmt habe.

Endlich wünscht ein Körperglied auch dem andern kein Uebel, noch fügt es ihm ein solches zu; — ja, der kranke Arm läßt sich abnehmen, um die anstoßenden Glieder nicht anzustecken; der angegriffene Zahn läßt sich herausziehen, um die benachbarten Zähne nicht durch seine Fäulniß zu verderben, obgleich dies mit großem Schmerz verbunden ist. Nach gleichem Gesetze soll also auch kein Christ dem andern das Uebel, das ihn selbst quält, anwünschen, noch weit weniger es ihm zufügen. Das Glück des Nächsten soll den Christen ohne Neid lassen, sein Unglück aber ohne Freude.

Schluß.

Dieses also, meine andächtigen Zuhörer! ist die Eintracht, welche der Apostel am Leibe der christlichen Kirche fordert; — dieses die Liebe gegen den Nächsten, wie gegen sich selbst, wie sie unser göttlicher Heiland im heutigen Evangelium erheischt. Wenn eine derartige Liebe, wie wir sie heute kennen gelernt haben, in unserer Brust wohnt, dann wohl uns, wir werden Gott in Wahrheit wohlgefällig sein; wie auch das Weltall dann erst „sehr gut" war (I. Mos. 1, 31.) und dem Schöpfer wohlgefiel, da er es überschaute, wie es zu einem Ganzen zusammengefügt und in schönster Eintracht gleichsam zu Einem Leibe verbunden war.

Weil wir demnach allesammt Einen Leib ausmachen, so lasset uns auch alle als Glieder Eines Leibes einander lieben und durch das Band gegenseitiger Liebe mit einander verbunden sein, damit wir auf diese Weise vereinigt, zusammen uns zum himmlischen Vaterlande erschwingen mögen. Beherzigen schlüßlich wir den Sinnspruch eines frommen Dichters, welcher lautet:

„Wir haben Einen Gott und Herrn,
Sind Eines Leibes Glieder;
Drum dienen wir dem Nächsten gern,
Denn wir sind Alle Brüder!"

Was aber die Hauptsache ist, befolgen wir diesen Spruch, und zeigen wir ihn werkthätig im Leben! Amen.

Predigt auf den XIII. Sonntag nach Pfingsten.

Thema: Gegen wen man vorzugsweise sich dankbar beweisen müsse.

Eintheilung.

Man soll dankbar sein:
1) vor Allem und am meisten gegen Gott;
2) besonders auch gegen Christus;
3) gegen die heiligste Gottesmutter;
4) gegen den heiligen Schutzengel;
5) gegen seine Obrigkeit;
6) gegen seine Aeltern;
7) gegen seine Lehrer;
8) gegen seine Herrschaft;
9) gegen brave und treue Dienstboten.

Text: Luc. XVII, 17. „Sind nicht zehn gereinigt worden? wo sind denn die übrigen neun?"

Eingang.

Der griechische Weise Aristoteles (Ethik 5. B. 5. C.) schreibt, die Tempel der Huldgöttinnen oder Grazien seien gewöhnlich in Mitte der Städte erbaut worden, um unter den Menschen die Gegenseitigkeit des Wohlthuns zu wecken und zu bewahren; denn hiedurch werden die Staaten erhalten. Dies thaten schon die Heiden, und zwar ganz recht und löblich. Denn wo die Wiedervergeltung und Dankbarkeit aufhört, da hört auch der Antrieb zum Geben und die Wohlthätigkeit auf; und wo dieses ein Ende hat,

da gehen die gegenseitigen Dienstleistungen, der Handel und Wandel, die Städte zu Grabe.

Wenn nun aber schon die Heiden so verfuhren, was werden wir Christen thun? — Auch wir werden einen ähnlichen Tempel mitten in unserer Stadt aufrichten, zwar nicht nach Art der Heiden, sondern vielmehr nach christlicher Weise. Und dieses wird geschehen, wenn wir uns allesammt durch einhellige Uebereinstimmung in unserem Herzen vornehmen, und uns, wenn ich so sagen soll, verschwören, gegen unsere Wohlthäter dankbar zu sein.

Damit dieses auch um so genauer in Ausführung komme, will ich euch, andächtige Zuhörer! in der Kürze alle Jene namhaft machen, welchen wir vorzugsweise dankbar sein sollen.

Vortrag.

Im heutigen Sonntagsevangelium begegnet uns nur ein einziger dankbarer Mensch; aber nebstdem verlangte der Heiland noch die anderen neun. Eben so fordere auch ich nebst der gewöhnlichen Dankbarkeit für die alltäglichen Wohlthaten noch neun andere besondere, vorzüglich nothwendige Dankeserweisungen, welche ich euch jetzt einzeln aufführen werde.

Abhandlung.

I.

Erstlich und vor Allem sollen wir **gegen Gott** dankbar sein.

Denn, Geliebte! genießen wir nicht jeden Augenblick seine Wohlthaten? und werden wir nicht immerdar mit neuen und fortwährenden Erweisen seiner Liebe überhäuft? — Sehr schön sagt darum der weise Salomon in seinem „Prediger" (1, 7.): „Alle Flüsse strömen in's Meer, und das Meer läuft nicht über; sie kehren an den Ort zurück, woher sie kommen, um sich auf's Neue zu ergießen." Ebenso sollen auch alle Wohlthaten, weil sie von Gott ausgehen, mittelst unserer Dankbarkeit auch wieder zu ihm zurückkehren; so nämlich, daß wir sie nach Gottes Wohlgefallen hinnehmen und gebrauchen, stets aber dafür danken, nicht etwa weil Gott unseres Dankes bedarf, sondern damit die gött-

lichen Gnaden uns auf's Neue zuströmen. Aus diesem Grunde wird der Samaritan im heutigen Evangelium belobt, weil er zu Christus zurückkehrte, ihm seinen Dank abzustatten; die übrigen werden jedoch getadelt, weil sie nicht mehr kamen, Gott die Ehre zu geben. Und weiter: gleichwie die Ströme, wenn sie sich nicht in's Meer ergießen würden, von dort nicht mehr zurückflößen; ebenso machen auch wir uns durch Undankbarkeit neuer Gutthaten Gottes unwürdig. Denn wie die Dankbarkeit es ist, welche die empfangenen Wohlthaten erhält, und neue erwirbt: so ist umgekehrt der Undank und das Vergessen der göttlichen Hulderweise, wie der heilige Bernhard (ser. c. vit. ingrat.) sich ausdrückt, „ein sengender Glutwind, welcher den Quell der Frömmigkeit austrocknet, den Thau der Erbarmung und die Bäche der Gnade nicht zuläßt."

Man muß aber Gott danken für Wohlthaten dreifacher Art: für die allgemeinen, für die besondern und für die einzelnen. Die allgemeinen Gutthaten sind die Erschaffung, Erhaltung, Erlösung, Heiligung. Die besonderen sind der Beruf zum wahren Glauben, zum heiligen Stande, zur Gnade und Seligkeit. Die einzelnen sind jene, welche einem Jeden für sich allein zu Theile werden. So pflegte König Alphons von Arragonien Gott hauptsächlich wegen dreier Dinge unablässig zu danken, einmal, daß er ihn einen Menschen, dann daß er ihn einen Christen, und endlich daß er ihn einen König unter Christen werden ließ (Aeneas Sylvius de dict. Alph.). Und der berühmte Heide Plato dankte dem Naturgotte dafür, daß er ein Mensch, ein Mann, ein Grieche, ein Athener, und daß er zur Zeit des Sokrates, der sein Lehrer werden konnte, geboren worden war.

Endlich sollen wir, so oft wir irgend eine Gutthat Gottes genießen, darauf bedacht sein, ihm den Tribut der Dankbarkeit zu zollen. Denn diesen fordert Gott von uns, da er durch den Mund des Propheten Joel (2, 25. 26.) spricht: „Ich will euch die Jahre (d. h. den Ertrag derselben) ersetzen, welche Heuschrecken, Käfer, Mehlthau und Raupe gefressen; . . . ihr werdet in Fülle essen und satt werden, und den Namen des Herrn, eueres Gottes, preisen." Er ist es, welcher euch all' das verlieh, und seiner Mildthätigkeit, nicht unserem Fleiße, muß Alles zugeschrieben werden. Und nicht für die natürlichen Gaben allein, sondern auch noch weit mehr für die übernatürlichen sollen wir Gott danken, wenn wir anders die Ehre Gottes ihm nicht geraubt wissen wollen. Diese Lehre gab auch der heilige Franciskus von Assisi seinen Jüngern, er sagt nämlich: „Wenn ein Diener Gottes beim Gebete von Gott süß begnadet wird, so soll er sprechen: Diese Tröstung hast du, o Herr! mir Unwürdigen und Sünder vom Himmel beschert, und ich übergebe sie nun deiner Obsorge, weil

ich mich sonst für einen Räuber deines Schatzes erachte." (So der heilige Bonaventura in dessen Leben Cap. 10.)

II.

Insbesondere soll man auch gegen **Christus** dankbar sein.

Unser Herr und Heiland hat sich ja, wie der heilige Apostel Paulus schreibt (Tit. 2, 14.), „selbst für uns dargegeben, um uns von der Ungerechtigkeit zu erlösen, und sich ein reines Volk herzustellen, das er sich zu eigen nehmen könnte." Er gab sich nämlich seinem himmlischen Vater als Bürgen und Mittler für unsere Sünden hin; indem er für uns das Lösegeld seines Blutes und Lebens entrichtete. Der weise Sirach (29, 20.) gibt aber die Mahnung: „Vergiß nicht die Wohlthat deines Bürgen, denn er hat sich selbst für dich gestellt." Fürwahr, der Herr scheint uns dasselbe zuzuflüstern, was er einstmals nach der Fußwaschung zu seinen Aposteln sprach: „Wisset ihr, was ich euch gethan habe?" (Joh. 13, 12.) Was er nämlich dort seinen Jüngern dem Leibe nach, das hat er uns Allen geistiger Weise gethan. „Er erhob sich vom Mahle" der Himmelswonne, „legte das Gewand" seiner Herrlichkeit „ab," „nahm das linnene Tuch" unserer Menschheit, „und umgürtete sich damit." „Er goß ferner Wasser in ein Becken," d. i. sein Blut, welches er wie Wasser reichlich und öfters selbst auf unfruchtbaren und undankbaren Boden, desgleichen in die heiligen Sakramente ausgoß. „Er wusch unsere Füße," da er uns in seinem Blute von unseren Sünden reinigte, und immer noch alle Tage in den heiligen Sakramenten rein wäscht; „er trocknete uns ab" (Joh. 13, 4. 5.) mit dem Tuche seiner Menschennatur, indem er unseren Sündenschmutz auf sich nahm; was seine heilige Menschheit der Art entstellte, daß Jene, die ihn in seinen Leiden sahen, mit den Worten des Propheten Isaias (53, 4.) sagten: „Wir halten ihn für einen Aussätzigen." — Dieses also, meine Christen! fragt uns der göttliche Heiland zu: „Wisset ihr was ich euch gethan?" Wenn wir das nun wissen, müssen wir nicht dankbaren Sinnes daran gedenken? Wissen wir es aber nicht, o wie ohne Einsicht und verschuldet undankbar sind wir dann?

III.

Drittens müssen wir der heiligsten **Gottesmutter** uns dankbar erzeigen.

Denn die seligste Jungfrau Maria heißt bei den heiligen Vätern „unsere Mittlerin,“ und ist es wirklich, — zwar nicht zu unserer Erlösung, wohl aber aus anderen Gründen. Denn

1) ist Maria für die Welt „die Morgenröthe“ (Hohesl. 6, 9.) des Heils. Dadurch nämlich, daß sie in Gottes Rathschluß einwilligte, der sie zur Mutter seines eingeborenen Sohnes auserkoren (Luc. 1, 38.), brachte sie uns Jesum Christum, „die Sonne der Gerechtigkeit“ (Malach. 4, 2.). Desgleichen hat die seligste Jungfrau durch ihre Verdienste und Tugenden besonders durch ihre Jungfräulichkeit, gefesselt, besänftigt und in ihren Schooß aufgenommen jenen starken und gewaltigen Gott, der vorher so ergrimmt über die Welt gewesen.

2) Maria ist ferner der Baum des Lebens, welcher uns jene herrliche und segensvolle Frucht hervorbrachte, die uns zur Unsterblichkeit befähigt; denn sie trug Christum in ihrem Schooße, nährte ihn an ihrer Mutterbrust, und erzog ihn für uns durch mancherlei andere Dienste.

3) Weiters ist die gebenedeite Jungfrau der die Nacht erleuchtende „Mond“ (Hohesl. 6, 9.). Denn nachdem Christus in den Himmel aufgefahren, nachdem unsere Sonne verschwunden, war Maria die Lehrmeisterin der Apostel und Evangelisten, namentlich des heiligen Johannes, welche nach ihrem Munde und Befehle die heiligen Evangelien verfaßten und die Kirche regierten.

4) Endlich ist die heiligste Gottesmutter unsere Fürsprecherin bei ihrem Sohne; ja die Säule, welche den ganzen Erdkreis stützt. Denn nach den Worten des heiligen Fulgentius (4. Mytholog.) „wären Himmel und Erde schon längst zusammengestürzt, hätte Maria sie nicht durch ihre Fürbitte erhalten.“

IV.

Wir sind auch unserem heiligen **Schutzengel** Dank schuldig.

Die beiden Tobias, Vater und Sohn, boten dem Engel Raphael die Hälfte der Güter an, welche der junge Tobias mit heimgebracht hatte (Tob. 12, 5.); und doch hielten sie dies nicht

für hinreichend zur Belohnung des himmlischen Begleiters für seine Dienstleistungen. Ebenso sollen auch **wir** die Wohlthaten, die der heilige Schutzengel uns erzeigt, für so groß erachten, daß wir sie nicht zu vergelten im Stande sind. Gleichwie aber der heilige Erzengel Raphael dem jungen Tobias zur Seite stand, sowol da er vom Hause sich entfernte, als auch da er auswärts auf der Reise verweilte, und da er wieder in's Vaterhaus heimkehrte: gerade so steht auch der heilige Schutzengel dem Menschen in einem dreifachen Zustande bei; **erstlich** da er sich noch im Mutterschooße befindet, wie auch Raphael dem Tobias **vor** dem Antritt der Reise. **Zweitens** von der Geburt bis zum Tode. Wie nämlich der heilige Erzengel den frommen Jüngling auf der Reise immerdar begleitete, ihn unterwies, was er thun sollte, ihn in Gefahren ermuthigte, ihn vor dem Fische und den Nachstellungen Satan's bewahrte, ihn Gott dem Herrn anbefahl, und sicher auch sein Gebet, wie das seiner Aeltern, Gott vortrug: in derselben Weise geleitet auch der heilige Schutzengel gleich einem Lehrer den Erdenwanderer, führt ihn mittelst heilsamer Rathschläge, kräftigt ihn in angstvollen Stunden, beschützt ihn besonders im Augenblicke des Todes vor Anfechtungen, bewahrt ihn vor allerlei Fährlichkeiten, und bringt seine Gebete vor Gottes Thron. Im **dritten** Stande endlich, nach vollbrachter irdischer Laufbahn, geleitet der schützende Engel des Menschen Seele zum himmlischen Heimathlande. Mit vollem Rechte werden wir darum dem jungen Tobias nachsprechen dürfen: „Welchen Lohn sollen wir ihm (unserm heiligen Schutzgeiste) geben, oder womit können wir ihm seine Wohlthaten nach Verdienst vergelten?" (Tob. 12, 2.)

V.

Auch gegen **Obrigkeiten und Vorgesetzte** sind wir zu Dank verpflichtet.

Der Weltapostel redet nämlich (Hebr. 13, 17.) die Untergebenen also an: „Diese (die Obern) wachen als Solche, die da für euere Seelen Rechenschaft geben werden;" mit andern Worten: Die Vorgesetzten nehmen für ihre Untergebenen nicht nur Wachen und Mühe, sondern noch überdies die schwere Gefahr ihrer Seligkeit und der Verantwortlichkeit auf sich. Wir mögen ihnen darum erweisen, was wir nur wollen, es ist immer noch zu wenig. — Wir wissen aus der Profangeschichte, wie dankbar die Römer gegen jene Gänse waren, welche, während sie im Schlafe lagen, wachten und durch ihr Geschnatter die Gallier verriethen, welche das Capitolium zu überrumpeln im Begriffe standen. Es wurden

nämlich deshalb zufolge Senatsbeschlusses beständig einige Gänse im Tempel der Juno unterhalten; und Eine Gans wurde alljährlich, mit einer Decke bekleidet, auf einer Sänfte in der Stadt umhergetragen in festlichem Aufzuge, zur dankbaren Erinnerung an die dem Staate erwiesene Wohlthat (Plinius 10. B. 22. C.; Rosin. römische Alterthümer). Nun aber sind die Obern beständig für uns wach, und wenn sie etwas wahrnehmen, was uns nachtheilig sein könnte, thun sie es uns durch lauten Zuruf kund; was für sie nicht selten beschwerlich und mit Gefahr für ihre Seele verbunden ist. Sind wir ihnen demnach hiefür nicht Unterhalt und Ehrfurcht schuldig?

VI.

Nicht minder haben auch die **Aeltern** Anspruch auf unsere Dankbarkeit.

Hören wir nur die Ermahnungen, welche der weise Sirach (3, 8. 9.) allen Kindern gibt: „Wer den Herrn fürchtet, der ehrt seine Aeltern, und dient denen als Gebietern, die ihn erzeugt haben. Mit Wort und That und in aller Geduld ehre deinen Vater.“ In diesen Worten ist aber die Vorschrift enthalten, daß man seinen Aeltern nicht nur eine äußerliche Ehre erzeigen, sondern ihnen auch als seinen Vorgesetzten dienen und Gefälligkeiten aller Art erweisen, ja noch mehr auf ihren Vortheil, als auf seinen eigenen bedacht sein soll. Denn auf diese Art haben auch einst die Aeltern ihren Kindern gedient, da sie dieselben erzogen; sie sahen mehr auf den Nutzen ihrer Kinder, als auf den eigenen, und unterziehen sich jederzeit um ihretwillen keinen geringen Gefahren; wie der alte Tobias seinem Sohne an's Herz legt, da er sagt: „Denke daran, welche und wie große Gefahren deine Mutter um deinetwillen in ihrem Schooße ausgestanden“ (Tob. 4, 4.). Gleichwie ferner die Aeltern die Schwachheiten, den Schmutz, die Trägheit, die Unarten und sonstige Beschwerden von Seite ihrer Kinder erdulden: ebenso sollen auch umgekehrt die Kinder die Unbehilflichkeit und die Gebrechen ihrer hochbetagten Aeltern geduldig ertragen, der Mahnung Sirach's gemäß, welcher spricht: „Mein Kind! nimm dich deines Vaters im Alter an, und betrübe ihn nicht, so lange er lebt; und wenn seine Sinne abnehmen, so habe Nachsicht 2c. 2c.“ (Eccli. 3, 14. 15.). — So verfahren die Störche, obgleich kein Gebot sie hiezu verbindet; denn sie helfen ihren Alten, wenn sie an Jahren vorgerückt sind, und nicht mehr recht fliegen können, mit ihren Schwingen nach, indem sie zu beiden Seiten neben ihnen herfliegen (Basilius Hexamer. 8. B.).

Und gesetzt auch, Kinder hätten von Seite ihrer Aeltern hie und da manches Unrecht zu erleiden, so wäre es doch unbillig, um einer einzigen, oft nur ganz geringen Beleidigung willen das Recht und das Andenken an so große Wohlthaten bei Seite zu setzen.

Den Aeltern ist auch das **Vaterland** beizuzählen. Wer dieses verrathen oder anfeinden kann, der erweist sich als zur Natterbrut gehörig, welche bekanntlich ihre eigene Mutter umbringt.

VII.

Dankbarkeit gebührt auch den **Lehrern** von Seite ihrer Schüler und Zöglinge.

Denn jenen haben es diese zu verdanken, daß sie eigentlich erst Menschen geworden, da sie von ihnen in der Wissenschaft und in guten Sitten unterrichtet wurden. Die Aeltern gaben ihren Kindern das Leben; die Lehrer verleihen ihnen das Frommleben. Wie Julius Capitolinus berichtet, hat sich der heidnische Kaiser M. Antonius in dieser Beziehung rühmlich ausgezeichnet; denn er erwies seinen Lehrern so hohe Ehre, daß er sie vor allen Uebrigen zum Kusse zuließ, ihre Bildnisse von Gold in der Kapelle der Hausgötter aufbewahrte, und ihre Grabmäler mit Opfern und Blumenkränzen schmückte. — In gleicher Weise hat Kaiser Nero anfänglich seinen Lehrer Seneka mit solchen Geschenken und Auszeichnungen überhäuft, daß Seneka selber (nach Tacitus Annalen 14. B.) den Kaiser also anredete: „Du hast mich mit so vielen Ehren und Schätzen überschüttet, daß meiner Glückseligkeit nichts mangelt, als deren Mäßigung." In der Folge änderte sich freilich Nero sehr, denn er ließ seinen Lehrer enthaupten.

VIII.

Dankbarkeit sind weiters die Dienstboten ihren **Herren** schuldig.

Dienstboten bekommen von ihrer Herrschaft Kost und Lohn; daher müssen sie dieser auch dankbar begegnen, das Eigenthum derselben treu erhalten, sowie deren Leben zu schützen suchen. Dies lehren uns selbst die unvernünftigen Thiere, welche ihren

Ernährern dankbar und treu sind; wie solches namentlich von den Hunden bekannt ist.

Vernehmet Geliebteste! ein Beispiel dieser Art: Ein Mann von der Insel Kolophon wollte einst auf den Jahrmarkt gehen; er nahm seinen Knecht und auch seinen Hund mit. Der Diener, welcher eine schöne Summe Geldes trug, die seinem Herrn gehörte, lenkte unterwegs aus einem gewissen Grunde abseits, und entledigte sich seines Geldsackes, indem er ihn zu Boden stellte; der Hund aber legte sich sorgsam darauf. Beim Weitergehen nun vergißt der Knecht des Geldgurtes und zugleich auch den darauf liegenden Hund. Nachdem Herr und Knecht auf dem Marktplatze angekommen und den Verlust ihrer Baarschaft inne geworden waren, daher nichts einkaufen konnten, kehrten sie unverrichteter Sache auf demselben Wege, auf dem sie gekommen, zurück. An der Stelle angelangt, wo der Knecht abseits gegangen war, fanden sie den armen Hund, der vor Hunger kaum mehr athmen konnte, noch da auf dem Gelde liegen. Als sie dieser endlich herankommen sah, entfernte er sich von der Geldtasche, wie wenn er das Geld nun in Sicherheit gebracht wüßte; und in demselben Augenblicke, wo seine Obhut aufhörte, hatte auch sein Leben ein Ende. (Anton von Balinghen in Zooped.) — Untreue Diener und meuterische Soldaten mußten deshalb, wie Majolus (Canic. tom. 4. coll. 1.) angibt, vor Zeiten zu ihrer Beschämung einen Hund auf ihren Schultern im Lager umhertragen; gleichsam wie wenn ihnen zugerufen würde: Lernet sogar von den Thieren, von den Hunden, Treue und Anhänglichkeit gegen euere Herren!

IX.

Endlich sollen aber auch die Herrschaften sich gegen brave und treue **Dienstboten** erkenntlich zeigen.

Hiezu ermahnt schon Sirach (7, 23.) mit den Worten: „Ein verständiger Knecht sei dir so lieb, als dein Leben; weigere dich nicht, ihn frei zu geben, und laß ihn nicht arm von dir scheiden;" und anderswo (33, 31.) heißt es: „Hast du einen treuen Knecht, so sei er dir so werth, als du dir selbst; halte ihn wie deinen Bruder." — Gott gab deshalb im alten Testamente (II. Mos. 21, 2.) das Gebot, daß ein Knecht, der sich an einen andern Juden verkauft hatte, im siebenten Jahre frei gelassen werden solle. —

Der geistreiche Ludwig von Granada schreibt (Catech. l. 1. c. 37.): Der Habicht hat die Gewohnheit, den Sperling, welchen

er für die winterliche Nachtszeit fängt und zu seiner Erwärmung an seine Brust legt, am Morgen frei und unbeschädigt fortfliegen zu lassen; ja, was noch mehr ist, er gibt sorgfältig Acht, wo der Sperke hinfliegt, damit er, wenn er selbst später auf Nahrung ausgeht, nicht auf denselben stoße, und ihn vielleicht unbekannter Weise fange und verschlinge. Nun aber sind die Knechte und Mägde, wenn ich so sagen soll, dergleichen Geschöpfe, welche durch ihre Mühe und Arbeit das Vermögen ihrer Herrschaft pflegen und erhalten; weswegen sie auch in der ältern deutschen Sprachweise „die Ehehalten" hießen. Hienach mögen denn auch die Herren darauf bedacht sein, sich ihren Dienstboten erkenntlich zu erweisen, und sie nicht nur in keiner Weise zu drücken, sondern ihnen auch Gutes zu erzeigen, oder sie auch, wenn sie durch hohes Alter und viele Arbeiten aufgerieben sind, sogar zu unterhalten, damit sie nicht etwa von ihren Dienstboten den Vorwurf hören müssen, den einst in der Fabel ein Jagdhund seinem Herrn machte: „Da ich jung war, liebtest du mich; jetzt, wo ich alt bin, werde ich von dir gehaßt."

Alexander der Große, König von Macedonien, hatte seinem Lieblingspferde, mit Namen Bucephalus, da es alt geworden, ein bestimmtes Maß Futter ausgeworfen, um der Dienste willen, die es ihm in der Jugend gewährt hatte. — Noch merkwürdiger ist, was Aeneas Sylvius (comm. in. r. gest. Alph. I. 4.) erzählt: „Ein Herzog von Schlesien bestimmte in seinem Testamente, daß ein Haus erbaut werde, in welchem Hunde, die zur Jagd sehr brauchbar gewesen, aber wegen Alters und Gebrechlichkeit von ihren Herren im Stiche gelassen worden seien, bis an ihr Ende ernährt werden sollten; und bezeichnete zu diesem Zwecke einige Grundstücke. Sein Wille blieb nicht unerfüllt." — Hiemit war gewiß auch die Lehre gegeben, daß man alte und gebrechliche Leute unterhalten solle, damit sie nicht nach so vielen ausgestandenen Mühen bei der Last ihrer Jahre am Ende noch vor Elend und Hunger umkommen müssen; was wirklich in einigen Städten durch Versorgungsanstalten für alte Dienstboten in ächt christlicher Weise zur Ausführung kam.

Hieher gehört auch, was Sabbos von Castilien in seinem Buche „Rikordi" betitelt, erwähnt: Es habe nämlich bei den alten Bruten das Gesetz bestanden, daß wer Jemanden wegen Undankbarkeit verklagen wollte, ein eigens dazu bestimmtes Glöckchen läuten mußte. Auf dieses Zeichen hin versammelten sich sofort einige Rathsherren, untersuchten die Sache; und wenn sie fanden, daß der Kläger gerechte Ursache hatte, Jemanden der Undankbarkeit anzuschuldigen, so legten sie dem Schuldigbefundenen unter Androhung schwerer Strafe eine gewisse Entschädigung auf. Da traf es sich nun einstmals, daß das Pferd eines Mannes in Folge

hohen Alters und anhaltender Arbeiten halb blind, abgemagert und völlig unbrauchbar geworden war. Sein Herr hatte deshalb das arme Thier aus dem Hause verstoßen. Es suchte sich nun an kühlen Plätzen ein schattiges Obdach, und gerieth in die Kapelle, wo das vorhin erwähnte Glöcklein hing. Zufälliger Weise waren, unbekannt von wem? etwa von spielenden Kindern, in den Glockenstrang grüne Zweige eingesteckt. Während nun das ausgehungerte Pferd diese ausrupfte, um sie zu verzehren, ward die Glocke in Bewegung gesetzt und läutete. Sogleich erschienen die Richter. Als sie das arme, halb verhungerte Thier erblickten, gaben sie seinem Herrn sofort Befehl, das Pferd wieder zu sich zu nehmen, und dasselbe gerade so zu behandeln, wie wenn es noch bei voller Kraft und Arbeitsfähigkeit wäre. Haben nun diese Richter entschieden, daß man sogar unvernünftige Thiere, nachdem sie ihr Brod verdient haben, nicht so wegwerfend behandeln dürfe: mit wie weit größerer Billigkeit muß man brave Dienstboten in ihren alten Tagen pflegen, nachdem sie sich in ihrer Jugend für uns geplagt und uns treu und redlich gedient haben?

Schluß.

So haben wir denn die neun besonderen Arten der Dankbarkeit, welche der Herr nebst den gewöhnlichen Dankeserweisen von uns fordert, indem er im heutigen Evangelium fragt: „Wo sind denn die übrigen neun?" (Luc. 17, 17.) ausführlicher kennen gelernt, und vernommen, daß wir vor Allem Gott, dann besonders dem Heilande, ferner seiner gebenedeiten Mutter, unserem heiligen Schutzengel, den Obern, Aeltern, Lehrern, Herrschaften und guten Dienstboten zum Danke verpflichtet sind. Lob verdient sonach ein Staat, in welchem solche dankbare Seelen sich vorfinden; tadelnswerth hingegen ist jener, wo solche nicht sind. — Geliebte Zuhörer! vermehren wir doch nicht die Zahl der Undankbaren, die des himmlischen Wohlthäters Herz betrüben; nein, seien wir, der Mahnung des Völkerlehrers Paulus (Ephes. 5, 20.) eingedenk, „jederzeit und für Alles dankbar Gott dem Vater im Namen unseres Herrn Jesu Christi!" Amen.

Predigt auf den XIV. Sonntag nach Pfingsten.

Thema: Wie man auch beim Besitze von Reichthum ohne Sünde bleiben kann.

Eintheilung.

Man kann Reichthum besitzen und dennoch dabei sündlos bleiben, wenn man

I. die Reichthümer nicht allzubegierig sucht;
II. sich über ihren Erwerb nicht zu sehr freut;
III. auf dieselben nicht sein einziges Vertrauen setzt, noch darauf pocht;
IV. sie nicht übermäßig liebt, sondern vielmehr gering anschlägt;
V. sich nicht unter ihre Botmäßigkeit bringen läßt, sondern sie beherrscht;
VI. sich über ihren Verlust nicht sehr bestürzt; endlich
VII. sie mit Maß und nur zum Nothwendigsten gebraucht.

Text: Matth. VI, 24. „Ihr könnet nicht Gott und dem Mammon dienen."

Eingang.

Andächtige Zuhörer!

Wie der gelehrte Matth. Raber (Viridar. S. S. p. 2. c. 4.) erwähnt, erschien einstmals dem heiligen Arsenius ein Engel Gottes und sagte zu ihm: „Komm mit mir, und ich will dir zeigen, wie es mit den Werken der Menschen steht." Er nahm ihn also mit sich fort, zeigte ihm unter Anderem eine sehr große Kirche, und vor dieser zwei Männer zu Pferde, einen sehr großen Balken in der Quere daher tragend, wie sie sich zwar bemühten, zu gleicher Zeit durch die Kirchenpforte einzutreten, es aber nicht zu Stande brachten, weil sie, wie gesagt, den Stamm der Breite nach trugen, und keiner von ihnen denselben auf der einen Seite los-

lassen, und ihn auf diese Weise hineinschaffen wollte. — Was diese Erscheinung für eine Bedeutung habe, ist unschwer zu errathen. Denn gerade so machen es die reichen Leute dieser Erde. Sie tragen die schwere Last der Reichthümer auf ihren Schultern, und suchen sammt dieser Bürde durch das enge Himmelsthor einzugehen; da doch unser göttlicher Heiland ausdrücklich sagt: „Leichter geht ein Schiffstau durch ein Nadelöhr, als ein Reicher in den Himmel" (Matth. 19, 24.); und wieder im heutigen Evangelium mit den Worten meines Vorspruchs: „Ihr könnt nicht Gott und dem Mammon" d. h. den Reichthümern „zugleich dienen" (Matth. 6, 24.). — Daß aber die Reichen dieses nicht können, daran sind sie selber einzig und allein Schuld; weil sie eben diesen Balken wie die erwähnten zwei Männer nicht so fassen, wie sollten. Denn an und für sich steht bei dem richtigen Gebrauche der Reichthümer auch den Wohlhabenden der Zutritt zum Himmel offen; wie viele Beispiele von Päpsten, Fürsten und sonst begüterten Männern beweisen. — Bei diesem letzteren Satze wollen wir bei unserer heutigen Betrachtung stehen bleiben, und ausführlicher kennen lernen, wie man diese Last tragen, oder ohne Bild: Auf welche Art man mit den Reichthümern umgehen soll, damit dieselben für uns kein Hinderniß unseres Eingangs in den Himmel werden.

Vernehmet mich!

Abhandlung.

Der Besitz von Reichthümern und zeitlichen Gütern ist für den Christen kein absolutes Hinderniß seiner Seligkeit.

I.

Wenn er dieselben nicht mit **zu großer Gier** anstrebt;

und zwar

1) nicht in der Absicht lediglich, um reich zu werden. Denn der Reichthum führt nicht zur Verdammniß, wohl aber die allzugroße Begierde nach demselben. Darum sagt der weise Sirach (31, 8.): „Glückselig der Mann, der dem Golde nicht nachging", d. h. dem Golde nicht nachstrebte, nicht darnach lechzte. Hören wir auch den heiligen Apostel Paulus; er schreibt an seinen Jünger Timotheus (1. Brf. 6, 9.) nicht: Die reich sind, sondern „die reich werden wollen, fallen in Versuchung und in die Fallstricke des Teufels." Man soll hiernach

vor Allem die Begierde und ängstliche Sorgfalt sowol in Ersinnung und Ausfindigmachung von Mitteln zum neuen Gewinne, als auch in Anwendung der sich bietenden Anlässe hiezu bei Seite setzen. Sprich daher, mein Freund! also bei dir selbst: Durch Gottes Gnade habe ich so viel, als ich brauche, um standesgemäß leben zu können: warum soll ich so gierig auf Vergrößerung meines Vermögens Bedacht nehmen? Die Vermehrung meines Reichthums würde nur meine Sorgen steigern, meine Gemüthsruhe um Vieles schwächen, die Trägheit meiner Erben begünstigen und ihnen Gelegenheit zur Verschwendung bieten, endlich die Habsucht in mir immer mehr reizen und anfachen. Ich will sonach die sich darbietende Veranlassung zu neuen Reichthümern zwar nicht unbeachtet lassen, aber nicht mit raffsüchtigem Entzücken benützen; noch auch, wenn mir eine solche Gelegenheit versagt ist, derlei ängstlich aufspüren, um so mehr, da ich ja ein solches Mittel, mein Auskommen zu sichern, schon im Hause habe, nämlich die Sparsamkeit.

Der Löwe und die Katze ziehen ihre Krallen für gewöhnlich zurück, und strecken sie nur dann hervor, wenn Gelegenheit zum Beutemachen vorhanden ist. Unter den Reichen aber gibt es wenige, die dieses thun; die Mehrzahl derselben hält ihre Klauen allzeit nach Beute ausgestreckt, und schnüffelt nach Art der Juden überall nach Profit; sie gleichen der Spinne, welche aus ihrem Eingeweide nach allen Seiten hin ihr Netz webt, um Fliegen darin zu fangen, indem sie in der Mitte ihres Gespinnstes sitzt, dieselben zu umgarnen lauert, und sogleich herbeieilt, ihre Beute festzunehmen und zu tödten.

2) Wenn er die Reichthümer nur also sucht, daß er vor Allem das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, und erst nach diesem die zeitlichen Güter anstrebt; so zwar, daß seine erste und vorzüglichste Sorge auf den Himmel und die Frömmigkeit gerichtet ist. — Darin besteht nämlich der Unterschied zwischen den Gerechten und den Sündern, zwischen Jenen, die zur Seligkeit gelangen, und Jenen, die verdammt werden: daß die letzteren die von Gott ihnen verliehenen Reichthümer zu hoch anschlagen, daß sie dieselben den geistigen und ewigen Reichthümern vorziehen, während die Frommen das Irdische dem Himmlischen nachsetzen. Dieses hatte einst im alten Testamente der Patriarch Isak angedeutet (wie der heilige Bernhard serm. 13. parv. bemerkt), da er im prophetischen Geiste seine Söhne segnete. Er sprach nämlich über beide seinen Segen aus — zwar mit denselben Worten, aber nicht in derselben Aufeinanderfolge. Denn zu Jakob sagte er (I. Mos. 27, 28.): „Gott gebe dir vom Thau des Himmels und vom Fette der Erde;" zu Esau dagegen sprach er in umgekehrter Ordnung (ebend. V. 39.): „Im Fette

der Erde und im Thau des Himmels von oben herab soll dein Segen sein." Denn die frommen und auserwählten Reichen gingen zuerst nach dem Himmelreiche und nach der Gerechtigkeit, oder darnach, um Gott zu gefallen; das Zeitliche suchen sie an zweiter, untergeordneter Stelle, und dienen dem Herrn nicht um des Reichthums willen. Die Verworfenen dagegen suchen die irdischen Güter zuerst, und die ewigen nach diesen.

3) Wenn er den Reichthum in der Art sucht und erwirbt, daß er Gott dabei nicht beleidigt; oder wenn er ohne Sünde und nur durch gerechte Mittel sich Vermögen erwirbt und dasselbe erhält. In dieser Beziehung verdient Kaiser Friedrich rühmliche Erwähnung, indem er den König Ladislaus von Ungarn noch als Knaben in Schutz nahm und in seinem Palaste großziehen ließ. Als nämlich Einige ihm riethen, den Knaben heimlich bei Seite zu schaffen, und sich so in den Besitz aller Reiche und Schätze desselben zu setzen, gab Friedrich die schöne Antwort: „So liebe ich wahrhaftig den Reichthum nicht, daß ich mich durch ruchlosen Rath bereden ließe, um seinetwillen ein solch' schändliches Verbrechen zu begehen;" wie Aeneas Sylvius berichtet, welcher unter dem Namen Pius II. nachmals Papst geworden (comment. de reb. Alph. l. 3.). Der höchst gerechte Kaiser kannte nämlich jenen Ausspruch der heiligen Schrift (Eccli. 21, 9.) nur zu wohl, wo es heißt: „Wer sein Haus mit fremdem Gelde", d. h. mit fremdem Gute, „aufrichtet, gleicht dem, welcher seine Steine im Winter sammelt", d. h. unhaltbar baut. — Dieses erfuhr der Tyrann Dionys an sich selbst. Denn nach dem Zeugnisse des Aristoteles (de re famil. l. 2.) eignete er sich die reichen, goldgestickten Kleider und schweren goldenen Kronen der Götzenbilder an, indem er scherzweise äußerte, er bemitleide sie, da sie unter solch' schwerer Last seufzten, und wolle ihnen dafür leichtere Gewänder, und Scepter von Pappelholz geben. Durch derlei scheinbar im Scherz verübte Ungerechtigkeiten brachte er es so weit, daß er zuletzt seiner königlichen Würde entkleidet wurde, und einen Schulmeister abgeben mußte, wo er, an öffentlichen Plätzen sitzend, dem allgemeinen Gespötte preisgegeben war.

II.

Du wirst bei all deinem Reichthum sündlos bleiben, **wenn du dich über seinen Erwerb nicht allzusehr freuest.**

Denn dies ist ein Zeichen, daß du ihn nicht zu hoch schätzest und zu sehr liebest. Ein solcher Reiche war Job, welcher (31,

25. u. 40.) sagt: „Wenn ich mich über die Menge meiner Reichthümer gefreut, und daß meine Hand sehr viel erworben: . . . so sollen mir Disteln statt Korn, und Dörner statt der Gerste wachsen.“ Der heilige Mann wußte nämlich aus eigener Erfahrung, was für eine vergängliche Sache der Reichthum sei. Bias, einer der sieben Weltweisen Griechenlands, pflegte zu sagen, die Glücksgöttin habe den Reichen das Geld nicht geschenkt, sondern nur vorgestreckt; denn so schnell sie den Glückspilz erhebt, so schnell stürzt sie ihn auch wieder (Stobäus 103. Rede). Eben dies schärft uns auch der heilige Sänger David ein, da er (Ps. 61, 11.) sagt: „Strömt euch Reichthum zu, so hänget euer Herz nicht daran!“ Mit andern Worten: Wenn euch Vermögen wie Wasser zufließt, freuet euch darob nicht; denn so schnell es zuströmte, fließt es wieder ab, wie z. B. bei einer großen Ueberschwemmung: wenn hier allerlei Hausgeräthe an deinem Hause anströmt, so wirst du keine sonderliche Freude daran haben, denn es steht zu befürchten, dasselbe werde sammt deinem Hause und Haus-Geräthe selbst in Bälde vom Strome mit fortgerissen und verschlungen werden. — In der That, Geliebteste! wer eine Summe Geldes leiht, der kann dessen wenig froh werden; er nimmt es vielmehr nur mit Bekümmerniß und Zagen, weil er voraus weiß: ich muß es einst nicht ohne Schwierigkeit wieder hergeben. Dasselbe soll auch derjenige bedenken, dem das Schicksal Reichthum verlieh. Also im Gegentheile, eher trauern sollten wir, als uns freuen, sagt der heilige Gregorius, wenn uns irgend ein beträchtlicher Gewinn zufiel; denn es steht zu befürchten, als beabsichtige Gott, uns schon hienieden und nicht jenseits zu belohnen.

III.

Reichthum wird kein Hinderniß deiner Seligkeit sein, wenn du nicht dein **ganzes Vertrauen darauf setzest,** dir darauf nichts einbildest, und dich dessen nicht rühmest.

Beim weisen Sirach (31, 8.) heißt es: „Glückselig der Mann, der seine Hoffnung nicht auf Geld und Schätze gesetzt.“ So dachte und handelte Job, denn er fragte: „Hab' ich denn in das Gold meine Kraft gesetzt, und zum gelben Erz gesagt: Du bist meine Zuversicht?“ (Job 31, 24.) Ganz dasselbe wollte auch unser göttlicher Heiland durch die Worte sagen: „Meine Kindlein! wie schwer ist's doch, daß Jene, welche auf Gold ihr Vertrauen setzen, in das Reich Gottes eingehen!“ (Marc. 10, 24.) In

gleichem Sinne schreibt der Weltapostel an Timotheus (1. Brf. 6, 17.): „Den Reichen dieser Welt gebiete, nicht hochmüthig zu sein, und nicht auf ungewissen Reichthum zu pochen.“ Denn, mein Freund! sobald du nicht stolz auf deinen Reichthum bist, und auf ihn nicht vertrauest, beweisest du, daß du ihn gering schätzest. Wo aber mag ein Weiser sich seines Reichthums brüsten? Was ist er denn anders, als eine goldene Fessel, die den Menschen an seiner freien Bewegung hemmt? Was sind Reichthümer anders, als Heilmittel und Arzneien, die nur zur Linderung des menschlichen Elendes erfunden sind? Wo wird es aber einen vernünftigen Menschen geben, der sich der Menge seiner Heilpflaster, der sich seiner Sklavenkette, und wäre sie auch von Gold rühmt? — Der heilige Chrysostomus vergleicht (1. Hom. üb. 1. Kor.) einen Menschen, der auf seinen Reichthum stolz ist, mit einem Manne, der auf hohen Schuhen einhergeht, um sich größer zu machen; seine Worte sind: „Einer ist groß durch seine Statur, ein Anderer dagegen, der klein ist, gibt sich Zuwachs mittelst hoher Schuhe. Wen nennen wir nun groß und hoch? Nicht wahr? nur Jenen, der an und für sich selber groß ist; denn der Andere wird erst mittelst Zusatz fremdartiger Dinge groß. Dieses begegnet aber manchem Menschen, der sich wegen seiner Reichthümer und Ehren aufbläht. Solches heißt jedoch keineswegs wahre Größe. Denn nur der steht erhaben da, der von all' derlei Hilfsmitteln keines bedarf, sondern sie sämmtlich verachtet, und seine Größe in sich selbst hat.“

Es ist überdies gar kein Grund vorhanden, auf seinen Reichthum sich zu verlassen; denn er ist nur ein Stab von Schilfrohr ohne Halt, welcher, wenn man einst über den Graben des Todes zu springen hat, keinen Menschen stützt, sondern morsch zerbricht und trügt. — Als einst niedrige Schmeichler das Loos, den Reichthum und die Macht des Königs Kanut von England über die Massen hoch empor hoben, und sagten, nach seinem Winke richte sich Alles: ließ der verständige Fürst, um ihre schnöde Lobhudelei zu widerlegen, und zugleich die Schwäche der irdischen Größe darzuthun, vor ihren Augen seinen Thron zur Zeit der Ebbe an das Gestade des Meeres bringen. Hierauf sagte er in gebieterischem Tone: „Du Meer, stehst in meiner Gewalt; und du Land, auf dem ich throne, bist mein Eigenthum. Ich befehle dir also, meinen Grund und Boden nicht zu berühren, noch die Glieder und das Kleid deines Herrn mit deinen Wassern zu benetzen!“ Kaum hatte er so gesprochen, trat die Fluth ein, bespülte des Königs Thron, und drohte dem Fürsten selbst. Er sprang zurück, und sagte dann zu seinen Schmeichlern: „Seht ihr's jetzt, wie ich über Alles gebiete? Nein, Alle sollen wissen, welche die Erde bewohnen, daß die Macht der irdischen Könige eitel und trüglich ist,

daß vielmehr nur Einer den Namen Weltbeherrscher verdient, der in Wahrheit Gewalt hat über Himmel, Erde und Meer." (So Tymp. spec. mag. sig. 78.)

Doch gibt es manche Reiche, die sich einbilden, sie vermöchten Alles, weil der Geldmacht Alles gehorsam ist; oder wie man im Sprüchworte sagt, weil das Geld die Welt regiert. Gut, Geliebteste! so sollen denn diese Geldmenschen auch dem Tode gebieten, daß er sich ihnen nicht nähert, und sie von der Welt abruft. O, wie werden sie hier, gleich jenen Höflingen Kanut's, in Schanden dastehen! Denn können sie hören, was der heilige Sänger (Ps. 51, 9.) sagt: „Seht da den Menschen, der den Herrn nicht zu seinem Helfer setzte, sondern auf die Menge seiner Reichthümer vertraute." Nicht umsonst ertheilt demnach unser Herr und Heiland (Luc. 12, 15.) die Mahnung: „Sehet zu, und hütet euch vor aller Habsucht! Denn mag auch Jemand Ueberfluß haben, so hängt doch sein Leben nicht von seinen Gütern ab." Dies will so viel heißen: Der Reichthum kann den Menschen weder vor dem Tode, noch vor der Hölle schützen. Der Heiland beweist dieses kurz darnach (ebend. V. 20.) an dem Beispiele jenes reichen Mannes im Evangelium, welcher, auf sein Vermögen sich verlassend, das Wort vernehmen mußte: „Du Thor! noch in dieser Nacht wird man deine Seele von dir fordern; und was du erworben hast, wem wird es angehören?"

IV.

Der Christ kann reich sein, und dennoch selig werden, wenn er seinen Reichthum **nicht liebt, sondern gering schätzt**, so daß er ihm wenigstens sein Herz und seine Zuneigung nicht zuwendet, nach den (bereits erwähnten) Worten des königlichen Propheten (Ps. 61, 11.): „Strömt euch Reichthum zu, so hänget euer Herz nicht daran." — Kein Mensch, der Verstand besitzt, wird, wenn er des Schwimmens unkundig ist, sich unbesonnener Weise einem Strome, der ein reißendes Wasser und viele Wirbel hat, anvertrauen, um nicht von dessen Fluthen mit fortgerissen zu werden. So auch reißen Reichthümer, wenn sie einem Menschen zufließen, denselben mit leichter Mühe mit sich fort — „in Versuchung und in die Schlingen Satan's, und stürzen ihn ins Verderben." (1. Timoth. 6. 9.)

Krates von Theben, ein überaus begüterter Mann, warf darum einstens all' seine Reichthümer in die Tiefe des Meeres mit den Worten: „Fort mit dir, elendes Geld! besser ist's: ich versenke dich, als du mich." — Unser göttlicher Heiland selbst wollte, wiewol er sich nach Gutbefinden hätte Ueberfluß beilegen

können, nicht einmal soviel auf Erden besitzen, um sein Haupt darauf zu legen. (Luc. 9, 58.)

Ferner hat der Schöpfer nicht umsonst die Schätze im Schooß der Erde verborgen, gleichsam als Unrath, der dem Blicke der Menschen entrückt, und von den Frommen nicht angeschaut zu werden verdiente, und nur dem Bösen Vergnügen gewähren soll, dem Ausspruche David's gemäß: „Von deinen verborgenen Schätzen füllt sich ihr Bauch" (Ps. 16, 14.). — Die Schriftsteller der heidnischen Vorzeit erzählen, in der Absicht, die Erbärmlichkeit irdischen Reichthums deutlich zu machen und zu dessen Geringschätzung zu bereden, Ulysses habe das ihm von seiner Freundin Calypso geschenkte, sehr werthvolle und wohlriechende Gewand weggeworfen, nachdem er in Erfahrung gebracht, daß es ihn im Wasser immer mehr beschwere und hinabziehe, und ihm beim Schwimmen hinderlich sei (Plutarch de vit. usura.). Gleiches thut aber auch der Reichthum. — Nach dem Berichte des Theophrastus besprachen sich einstens die Philosophen in Gegenwart des Königs Philipp von Macedonien über die Frage, was das Größte auf der Welt wäre. Einige bezeichneten als solches den Berg Olymp, andere die Sonne, wieder andere das Weltmeer, in welchem die Erde schwimme; der letzte aber, der als der weiseste galt, antwortete, das Größte sei jene Gesinnung, die alles Irdische verachte und über alles dieses erhaben dastehe. Eine derartige Gesinnung nun geziemt sich vorzugsweise für den Christen, als den Jünger des armen Heilandes, als einen für den Himmel Geborenen; so daß er mit dem großen Völkerapostel (Philipp. 3, 8.) alles Irdische „für Koth erachtet."

Wenn König Salomon, wie der Heiland im heutigen Evangelium (Matth. 6, 28—30.) bezeugt, sammt all' seiner Herrlichkeit, mit Gold und Silber bekleidet, nicht so viel werth war, als das Gras auf dem Felde: wer mag nun noch seine edle Seele, wer sein Herz an die Reichthümer, diese verächtlichen Erdschollen hängen?

V.

Der Reichthum hindert uns nicht am Seligwerden, **wenn wir ihm nicht dienen, sondern über ihn herrschen.**

Dies geschieht dadurch, daß wir ihn freiwillig und gerne zu frommen und löblichen Zwecken verwenden. — So will es der göttliche Heiland, denn er spricht (Matth. 6, 24.): „Ihr könnt nicht Gott und dem Mammon dienen." Es ist aber ein Zeichen

von Herrschaft, wenn der Herr seinen Diener hinschickt, wohin er will, und ihm befiehlt, was er will, gleich dem Hauptmann im Evangelium, welcher (Matth. 8, 9.) sagt: „Ich habe Kriegsleute unter mir; und wenn ich zu dem einen sage: Geh'! so geht er; und zu dem anderen; Komm'! so kommt er." Wenn du nun in gleicher Weise beherzt über deinen Reichthum gebietest, und deiner Börse sagst: Gehe und unterstütze jenen armen Studenten; oder: Geh' in die Wohnung dürftiger Kranken, und erquicke die Hungernden; oder: Gehe in jene arme Kirche und steuere zu ihrer Verschönerung bei; — und deine Börse gehorcht dir: fürwahr, dann will ich zugestehen, daß du Herr über sie bist. Und wenn du nach dem Almosengeben in der Regel besorgest, weniger dargereicht zu haben, als du solltest, so ist dies ein Zeichen von Freigebigkeit, wie der heilige Abt Adelhard zu sagen pflegte (Surius 1. Band). Auf der andern Seite aber, wenn dein Geld dich ausschickt, bald über hohe Gebirge, bald über ferne Meere, bald auf diesen, bald auf jenen Jahrmarkt, um mit Gewinn beladen heimzukommen; — und wenn du dann nichts erworben, oder ein zu reichliches Almosen gegeben, oder fürchtest, mehr gespendet zu haben, als du solltest: wenn, sage ich, deine Geldkasse dich dann hiefür so zu sagen mit Schlägen behandelt, mit Sorgen quält und innerlich beunruhigt; oder wenn sie dir, wie eine zweite Dalila dem Simson, die Hände bindet, damit du keine Liebesgabe reichen kannst; wenn sie dir, wie jene, die Haare abscheert, damit du nicht an göttliche Dinge und dein Seelenheil denkest, vielmehr dein ganzes Dichten und Trachten nur auf das Geld, und nichts als Geld richtest: dann liegt offen am Tage, daß du der Sklave deines Mammon's bist, und es steht mit Recht zu befahren, dein Geld werde, wie die falsche Dalila den Simson an die Philister (Richt. 16. Cap.), so dich an die Höllenfeinde überliefern.

Wir wissen, Andächtige! daß der Herr einst den Ausspruch that, es sei leichter, daß ein Schiffstau durch ein Nadelöhr, als ein Reicher in das Himmelreich gehe (Matth. 19, 24.); daß er jedoch gleich darauf beisetzte (ebend. V. 26.), mit Hilfe der Gnade Gottes sei dies dennoch möglich. Aber wie soll dieses geschehen können? Bleiben wir nur bei unserer Schriftstelle stehen. Das griechische Wort, welches man gewöhnlich mit „Kameel" übersetzt, bezeichnet nach der richtigen Uebertragung des Wortes „ein starkes Schiffsseil", welches das Fahrzeug am Anker festhält. Der gelehrte Theodoret ist nun der Meinung, von einem solchen Tau habe der Heiland an dieser Stelle gesprochen; denn so paßt das Gleichniß besser zum „Nadelöhre." Wer wird nämlich leugnen, daß ein, wenn auch noch so dickes Schiffsseil, wenn es in viele kleine Fäden getheilt wird, durch ein Nadelöhr gehen könne? — Wenn du demnach, mein Christ! deinen Reichthum

theilest; wenn du den dir nothwendigen Theil für dich behältst, einen andern für deine Kinder zurücklegst, einen Theil unter die Armen ausspendest, mit Zachäus die Hälfte (Luc. 19, 8.), oder wenigstens einen guten Theil davon als Almosen hergibst, und wenn du Jemanden betrogen hast, es ihm vierfach erstattest, oder zum Wenigsten so viel ersetzest, als du schuldig bist: wenn du, sage ich, so verfährst, warum solltest nicht auch du, gleich Zachäus, durch ein Nadelöhr, d. h. durch die enge Pforte des Himmels hindurchgehen können?

VI.

Der Besitz von Reichthümern hindert dich nicht, in den Himmel zu kommen, wenn du nicht **sehr betrübt und traurig bist, sobald du dieselben durch irgend einen Unfall einbüßest.**

Ein Beispiel hiefür findest du, mein Christ, an Job. Denn nachdem er seine Kinder, seine Heerden von Rindern und Schafen, und zuletzt seine Gesundheit eingebüßt, war er trotzdem immerdar gleichmüthig und sagte gelassen: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; wie es dem Herrn gefiel, so ist es geschehen; der Name des Herr sei gepriesen!" (Job 1, 21.) Ihm folgte der heilige Franciscus von Assisi nach, welcher seinem Vater, der ihm mit Enterbung drohte, auch seinen Mantel zuwarf, mit den Worten: „Hiedurch ist mir Gelegenheit gegeben, desto inbrünstiger zu Gott zu beten: „„Vater unser, der du bist in den Himmeln."" — Ihm folgte auch der heilige Bernhard, Abt von Clairvaux; denn nachdem er vernommen, daß zwei Hundert Pfunde Silber, die ihm zur Deckung der Kosten für Erbauung eines Klosters waren gesandt worden, durch Gauner entwendet seien, dankte er Gott, daß er ihm eine so schwere Last abgenommen hatte. — In seine Fußstapfen trat auch die heilige Elisabeth, Landgräfin von Thüringen, ein. Der Legende zufolge ward sie nach dem Tode ihres Gatten von dessen Verwandten sammt ihren kleinen Kindern verstoßen, und irrte hilflos, arm, von Undankbaren verachtet umher. Aber sie ertrug Alles mit heldenmüthiger Geduld; und obwol sie der König von Pannonien, ihr Vater, zu sich einlud, lehnte sie es ab; — mit solcher Starkmuth und Standhaftigkeit ergab sie sich in ihr Unglück.

VII.

Der Reichthum gefährdet dir den Eingang zum Himmel nicht, wenn du ihn mäßig und nur zu deinem Bedarf, sowie zu anderen lobenswerthen Zwecken verwendest.

Hiezu ermahnt der weise Mann, indem er (Sprüchw. 25, 16.) sagt: „Hast du Honig gefunden, so iß, was für dich genug ist", d. h. mit Mäßigkeit, „damit du nicht etwa übersatt ihn ausspeiest." — Christlicher Mitbruder! du hast Honig gefunden, indem du Reichthum besitzest; aber nimm dich wohl in Acht, ihn gierig zu verschlingen; sonst mußt du ihn wieder von dir geben, sei es durch Armuth, in die du gerathen kannst; sei es durch Krankheiten und einen frühen Tod, der deshalb über dich kommen kann, nach Job's Ausspruche: „Die Reichthümer, die er verschlang, wird er ausspeien, und Gott wird sie aus seinem Leibe nehmen" (Job 20, 15.).

Dies haben besonders die Juden an sich erfahren. Sie machten sich zum Anbeten ein goldenes Kalb; doch erkauften sie sich damit nur den Tod, da deshalb, wie die heilige Geschichte berichtet (II. Mos. 32, 28.), dreiundzwanzigtausend Mann getödtet wurden. Gleiches widerfuhr ihnen später, da sie bei der Belagerung der Stadt Jerusalem unter dem römischen Kaiser Titus ihr Gold theilweise verschluckten, und darum von den Römern gerne gefangen genommen und aufgeschlitzt wurden, um sogar todt wiederzugeben, was sie lebend verschlungen hatten.

Oder aber du mußt deinen übermäßig genossenen Reichthum schlüßlich in der Hölle ausspeien, gleich dem reichen Prasser im Evangelium, welcher um einen Tropfen Wasser bat, ihn aber nicht erhielt, vielmehr statt dessen den harten Ruf vernehmen mußte: „Sohn, bedenke, daß du dein Gutes schon bei Lebzeiten empfangen hast" (Luc. 16, 25.). — O Geliebte! wie mußte dieses Wort gleich einem Schwerte das Herz des Unglücklichen zerschnitten haben! War das nicht ein Ausspeien des von ihm bis zum Uebermaße Genossenen und seiner verlebten guten Tage?

„Hast du also Honig gefunden", so hüte dich, zuviel davon zu genießen! Weil die Fliegen meistens den Honig nicht nippen, sondern sich mit ihrem ganzen Leibe dareinsetzen, und sich so zu sagen in demselben baden, so bleiben sie daran hängen und kommen um. Ebenso verhält es sich mit den Reichen. Würden sie ihren Reichthum nur mäßig verkosten, er würde ihnen nimmer zum todbringenden Fallstrick dienen.

Doch auch zu anderem ehrbaren Gebrauche soll man seinen Reichthum verwenden, geradeso, wie man Quellen und Bäche zur Wässerung von Gärten und Wiesen, in Fischteiche, Mühlen, öffentliche Brunnen u. dgl. leiten und nicht in Zisternen verbergen soll, wo sie am Ende verfaulen. Der weise Salomon sagt deswegen: „Laß deine Brunnen strömen und vertheile dein Wasser in den Straßen" (Sprüchw. 5, 16.).

Schluß.

Dies also, meine andächtigen Zuhörer! wären in Kürze die Verhaltungsmaßregeln hinsichtlich der irdischen Güter. Beobachtet ihr dieselben genau: strebet ihr nicht mit allzugroßer Begierde nach Reichthum; freuet ihr euch nicht zu sehr über seinen Besitz; werdet ihr nicht stolz darauf; hänget ihr euer Herz nicht daran; lasset ihr euch von ihm nicht beherrschen; seid ihr nicht trostlos bei seinem etwaigen Verluste; und gebraucht ihr ihn mit Maß und Ziel: dann dürfet ihr versichert sein, euer Reichthum ist euch kein Hinderniß der Seligkeit, ihr werdet mit ihm müheles durch die enge Pforte des Himmels eingehen. Das gebe Gott! Amen.

Predigt auf den XV. Sonntag nach Pfingsten.

Thema: Warum ist der Tod in der Welt zurückgeblieben?

Eintheilung.

Der Tod ist noch immer auf der Welt:

I. damit die Menschheit die Sünde verabscheuen lerne;
II. damit sie die Eitelkeiten der Welt verachte;
III. damit sie die sündige Lust bezähme;
IV. damit die Mächtigen gedemüthigt werden;
V. damit die Unglücklichen und Armen, aber auch die Auserwählten Trost schöpfen;
VI. damit die Kämpfer Christi geübt werden;
VII. damit Gottes Ehre befördert werde.

Text: Luc. VII, 14. „Jesus trat hinzu und berührte die Bahre."

Eingang.

Andächtige im Herrn Versammelte!

Bei der Betrachtung der im heutigen Evangelium erzählten Begebenheit erinnere ich mich unwillkürlich an jenes große Wunder aus der heiligen Geschichte des alten Bundes, welches durch die Bundeslade geschehen; indem sie bei ihrer Ankunft die Gewässer des Jordanflusses, welche in das todte Meer strömen, zertheilte, und die Fluthen, welche von oben kamen, so lange stille stehen ließ, bis die Juden sammt und sonders hinübergegangen waren; worauf dann der Jordan wieder seinen alten Lauf nahm (Jos. 3. Cap.). Denn was bedeuten diese Wasser des Jordan's, die sich in's todte Meer ergießen, anderes, als die Unvermeidlichkeit des Todes, welchem jeder Sterbliche unterworfen ist? —

Darum sprach jenes Weib von Thekua zu König David: „Wir Alle sterben und verschwinden wie Wasser am Boden, das nicht mehr gesammelt wird." II. Kön. 14, 14.)

Eben dieses Wasser raffte in der Gewalt seiner Strömung unter Andern auch den Jüngling im heutigen Evangelium mit sich fort, welcher bereits zu Grabe getragen wurde. Da trat aber Christus der Herr, die wahre und eigentliche Bundeslade, dazwischen, und bewirkte, daß die Todesfluthen stille standen; denn wir lesen im heiligen Texte: „Er näherte sich der Bahre und rührte sie an, die Träger aber standen stille" (Luc. 7, 14.); dann aber führte er den entseelten Jüngling in's Leben zurück. Hiemit gibt Christus deutlich zu verstehen, daß er — der Todesüberwinder — die Gläubigen, seine Anhänger, durch die Furt des Todes hindurch in die verheißene Glückseligkeit einführen werde.

Doch da könnte vielleicht Jemand die Frage aufwerfen: Warum hat denn Christus den Tod nicht lieber ganz und gar abgeschafft? — Gleichwie die Gewässer des Jordan nachmals den alten Lauf wieder nahmen, so behauptet auch der Tod noch immer seine unauslöschliche Gewalt. Selbst jener Jüngling zu Naim, den der Heiland heute zum Leben erweckte, wurde später nochmals von den Fluthen des Jordan in's Meer des Todes mit fortgerissen. Wäre es nicht besser gewesen, wenn der Herr den Jordan gänzlich ausgetrocknet, d. h. den Tod aufgehoben hätte? — Darauf antworte ich ganz kurz: Wäre es besser gewesen, so hätte es Christus sicherlich auch gethan. Nachdem dieses nun durch den Herrn nicht geschehen ist, so folgt daraus, daß das Verbleiben des Todes in der Welt das Bessere sein müsse. Jedoch aus welchen Gründen?

Hiebei wollen wir heute stehen bleiben, und **die Gründe** hören, **warum der Tod in der Welt zurückgeblieben ist.** — V. m.

Beantwortung.

I.

Der Tod ist noch immer auf der Welt, **damit wir die Sünde recht verabscheuen lernen.**

Die Frage: warum der Tod in der Welt verblieben, beantwortet erstlich der heilige Augustinus (lib. de pecc. mor. et rem.) dahin: es sei dies geschehen, damit die Menschen die Sünde, durch welche (nach den Worten des Völkerapostels,

Röm. 5, 12.) der Tod in die Welt gekommen ist, verabscheuen und verfluchen lernen.

Weil wir nämlich die Sünde in ihrer inneren Häßlichkeit und Abscheulichkeit nicht wahrnehmen können, darum hinterließ uns Gott ihre schändliche Ausgeburt, welche wir zu sehen im Stande sind; und dies ist eben der Tod, „der erstgeborene Sohn" der Sünde, wie ihn die heilige Schrift (Job 18, 13.) nennt, d. h. das erste und vorzüglichste ihrer Kinder.

Wenn wir Einen am Galgen hängen sehen, dessen Fleisch schon stückweise abgefallen ist, so befällt uns Alle ein Grauen. Und woher, frage ich, rührt dieses so traurige Bild, diese so schauerliche Frucht? Woher anders, als von der Mutter, — von der Sünde, welche diese Geburt zu Tage gefördert und den mit Wohlgestalt ausgerüsteten Menschen so schändlich entstellt hat? — Wenn eine menschliche Leiche etwas zu lange in den Wohnungen beherbergt wird, so macht sie sich den Menschen unerträglich; Alle belästigt der üble Geruch, sie beeilen sich, wenn sie vorübergehen müssen, und wollen die Leiche fortgeschafft wissen. Welches Gefühl aber beschleicht uns erst dann, wenn wir eine Leiche erblicken, welche schon einige Monate im Grabe gelegen? Und woher kommt jener Abscheu und jenes Grauen? Einzig und allein von der Sünde.

Wenn in einer Stadt die fürchterliche Pest wüthet, welch' namenloses Elend herrscht daselbst! Wie flieht Einer vor dem Andern! Wie schnell sterben die Menschen dahin! Wie sind die Kranken von Allen verlassen! Wie elend werden die Todten in eine gemeinschaftliche Grube geworfen! — Und worin liegt der Grund dieses Unglücks? Ach, unser Stammvater Adam hat nur einmal die verbotene Frucht vom Baume gepflückt, und auf diese Weise einmal gesündiget. Aber siehe! wir müssen Alle sterben, und so elend sterben. In der That, „ein grausames Raubthier" (I. Mos. 37, 33.) — die Sünde — „hat das Menschengeschlecht verschlungen."

Weiter: Sodom's Sünde war höchst abscheulich. Damit übrigens die Menschen die Schändlichkeit derselben sowol erkennen, als auch beherzigen möchten, was that Gott? — Er ließ Feuer und Schwefel vom Himmel fallen, und „zerstörte nicht nur jene ruchlosen Städte, sondern auch die ganze Umgegend, alle Bewohner der (beiden) Städte und Alles, was auf Erden grünte" (I. Mos. 19, 24. 25.). Aber auch ein ewiges Denkmal an Sodom's Untergang sollte nach dem Plane Gottes der Nachwelt aufbehalten bleiben; denn an der Stelle, wo die Stadt gestanden, sammelte sich ein Salz- und Schwefelsee, darin jedoch kein Fisch, noch sonst ein lebendes Wesen sich aufhalten kann; weswegen dieser See auch das todte Meer heißt; jene Seethiere, die der Jordan etwa

dahin führt, sterben auf der Stelle; wie Tertullian (carm. de Sodom.) und noch viele andere Schriftsteller angeben. Philo setzt bei (lib. d. Abr.), dieses Meer oder dieser See dünste beständig Qualm und Schwefel, gleichsam als Ueberbleibsel von jenem Brande aus. Und Brokard sagt in seiner Beschreibung des heiligen Landes: „Das todte Meer ist fortwährend in Rauch und Finsterniß gehüllt, wie ich mit eigenen Augen sah; so daß es der Höllenschlund zu sein scheint. Es verbreitet einen solch' scheußlichen Dampf, daß es die ganze Umgegend auf eine halbe Tagreise bis zu fünf oder sechs Meilen unfruchtbar macht, in der Art, daß nicht einmal ein Gräschen dort wächst." — Und woher kommt solch' düsteres Aussehen jener Landesstrecke? Woher dieses todte und todbringende Meer? Warum dauert es bis auf dem heutigen Tag? — Der weise Salomon gibt uns (Weish. 10, 7.) die Antwort hierauf, indem er sagt: „Zum Zeugnisse der Ruchlosigkeit liegt der Boden wüste und raucht ꝛc. ꝛc.;" mit andern Worten: Gott wollte ein Denkmal der Sünde Sodom's setzen, damit die Menschen hieran die Bosheit der Sünde erkennen möchten, aus welcher, wie aus einer Quelle, das Meer des Todes entsprungen ist, welcher Allen, die geboren werden, das Leben benimmt; welcher Alles zerstört, und jegliches in Lebensfrische Stehende abweidet, überhaupt die Welt mit Schrecken und Grausen erfüllt. Und worin hat dies Alles seinen Grund? Nur in der Sünde. Es ziemt sich sonach, daß der Tod zum Zeugnisse der menschlichen Bosheit auf Erden — fortbesteht.

II.

Ein fernerer Grund, warum der Tod noch in der Welt ist, liegt darin: **wir Menschen sollen die Eitelkeiten der Welt und die sinnlichen Lüste verachten lernen,** wenn wir sehen, wie die Blüthe und Schönheit der Jugend sich am Ende in das Greisenalter voll Runzeln und Falten, und in das düstere Bild des Todes verwandelt. Was verehren demnach die Liebhaber des Fleisches Anderes, als einen häßlichen Leichnam?

Die Babylonier erwiesen einem großen Drachen göttliche Verehrung. Der König sagte mit Bezug auf diesen zu Daniel: „Siehe, jetzt kannst du nicht sagen, daß dies kein lebendiger Gott sei. Bete ihn also an!" Aber Daniel machte einen Kuchen von Pech, Fett und Haaren, und gab ihn dem Drachen zu fressen; worauf dieser alsbald zerbarst. Da nun sagte Daniel zu den Götzendienern „Sehet da euere Götter, die ihr verehrtet!" (Dan. 14, 23. 26.) — Hier haben wir ein treues Bild der Fleisches-

lust. Diese wird von den Einwohnern Babylon's, d. h. von den Weltkindern verehrt und nahezu angebetet. Sie sehen, wie man allgemein der Wollust huldigt, und halten diese für ihre Göttin; denn mit Verachtung des Gesetzes und der Liebe des einzig wahren Gottes lassen sie sich von der Brunst zur Wollust hinreißen, gleich Hengsten, die nach der Stute wiehern. Doch nur etwas Weniges von einer schädlichen Speise tödtet diesen fleischlichen Götzen; — die Seele entflieht, der Leib zerbricht; da liegt er denn nun da auf der Erde, — ein häßlicher Leichnam, und wird eine Speise der Würmer. „Sehet jetzt den Götzen, dem ihr gehuldigt habt!" Ein Haufen Kothes, ein Dungplatz, ein faulendes Aas ist er, ein elendes Gerippe, eine Nahrung des Gewürms! — Der heilige Gregorius gibt darum (moral. 18.) als Gegenmittel wider diese unordentliche sinnliche Liebe folgendes an: „Wenn dich die sündhafte Lust verlockt, so erwäge, wie der Mensch im Tode aussieht; dann wirst du einsehen, was du liebst." — Auf solche Weise ward der Abt Elias gebessert, da ihn einstmals die unreine Lust versuchte; denn er sah sich in einer Entzückung von einer Erdschlucht verschlungen, und an einen schreckenerregenden, mit Leichen erfüllten Ort versetzt, wobei ihm gestattet war, an denselben seine Lust zu befriedigen. — Glücklich also der Tod, da seine Betrachtung dazu dient, den verblendeten Liebhabern der Welt und ihrer Lüste so heilsam die Augen zu öffnen.

III.

Der Tod ist ferner auf der Welt zurückgeblieben **zur Besserung der Sünder und zur Bezähmung der ungezügelten sündhaften Neigungen;** gerade so, wie auch ein Galgen nicht eingerissen wird, nachdem ein und der andere Verbrecher daran gehängt worden, sondern zum Schreckmittel und zur Besserung für andere Diebe stehen bleibt. — Als Kaiser Karl V. die Stadt Neapel durchwandelte, und dort allenthalben an den Häusern und Thüren der Einwohner ohne Zügel umherspringende Pferde abgemalt sah, fragte er, was denn dies für eine Bedeutung habe. Als man ihm zur Antwort gab, es sei dieses das Wappen der Stadt, erwiderte er: „Schon gut; ich werde dafür sorgen, daß diese Rosse Zügel bekommen." Er ließ daher oberhalb jener Stadt eine wohl befestigte Burg erbauen, und nannte sie „Labriglia," d. h. Zaum; um nämlich hiedurch die Stadt nach ihrer Unterwerfung im Gehorsam, und ihre Bewohner in Ordnung zu erhalten. (Hufnagel in seiner Beschreibung der bedeutendsten Städte der Erde.) — Geliebteste! sehen wir nicht in der Welt allenthalben dergleichen zügellose Menschen, welche

sich, wie losgelassene Pferde äußerst übermüthig benehmen und nichts als Böses vollbringen? Fürwahr, Gott sah voraus, daß es solche auf der Welt, und noch weit mehr als diese geben werde, wenn kein Zaum sie zügelte. Was that der Herr also? Er setzte der Welt die uneinnehmbare Veste des Todes entgegen, ja sogar über dieselbe, damit der Tod seine Mordgeschosse in sie schleudere, um sie in der Furcht Gottes zu erhalten. Dies erklärte schon der heilige Sänger, und flehte zum Herrn (Ps. 54, 16.): „Der Tod komme über sie, und lebend sollen sie zur Unterwelt hinabsteigen;“ d. h. den ihnen bevorstehenden Tod sollen sie immerdar vor Augen haben und fürchten, wie wenn sie ihn bereits verkosteten. Aber warum? Der königliche Prophet gibt unmittelbar darnach den Grund an, er sagt nämlich: „Denn Bosheit ist in ihren Wohnungen und in ihrer Mitte;“ mit anderen Worten: Denn sie sind voll Ruchlosigkeit. Wenn demnach die Lasterhaftigkeit an einem Menschen, in einer Familie, in einer ganzen Stadt überhand genommen, dann macht sich der Tod über sie, und schießt den Pfeil einer tödtlichen Krankheit oder einer wüthenden Pest in dieselbe. Hungersnoth, Krieg und sonstige Plagen waren nicht hinreichend, wenigstens nicht, um die Reichen zu bezwingen; nein, der Tod mußte kommen. Sobald aber dieser herannaht, dann lernen die Menschen, wie David es will, noch bei Lebzeiten zur Unterwelt hinabsteigen, an den Tod denken, sich einen Zaum anlegen und ihr Leben bessern.

Wollet ihr hiefür ein Beispiel? — Ich will euch ein solches an einem Heiden vorführen. Plutarch erzählt nämlich (de sera num. vind.): Es war einst ein Mann von beweinenswerth lasterhaftem Wandel, Namens Thespesius. Das Orakel, welches man über ihn um Rath fragte, ob noch Hoffnung vorhanden wäre, ihn zu bessern, gab zur Antwort: Er wird besser werden, nachdem er wird gestorben sein. Nicht lange darnach erlitt Thespesius einen schweren Fall; drei Tage lag er wie todt da, am dritten kam er wieder zu sich. Auf die Frage, wie er sich befunden habe, erwiderte er, bei diesem Falle sei seine Seele, die aus dem Körper wie ausgefahren gewesen, ganz anders geworden; denn sie habe Alles ganz anders gesehen und empfunden, wie einer, der aus einem Schiffe in's Meer stürzt; er habe die Strafen der Hölle gesehen; hier sei einer von seinen verstorbenen Anverwandten auf ihn zugekommen und habe ihn also angeredet: Sei gegrüßt, Thespesius! Er antwortete: Ich heiße nicht Thespesius, sondern Aridäus. Hierauf versetzte die Seele: Aridäus warst du, aber von nun wirst du Thespesius, d. h. göttlich, sein. So geschah es wirklich. Aus dem vorher so lasterhaften Menschen ward ein braver und gerechter Mann. Scheint sich hier nicht der Ausspruch Job's (21, 32.) zu erfüllen: „Er wird zu den Gräbern

geleitet, und wacht unter der Schaar der Todten?" — Ach! wie Viele gibt es deren nicht, welche nie erwachten, wenn sie nicht an die Pforten des Todes gebracht würden? Wenn nun aber heutzutage die Meisten, trotzdem, daß sie so Viele sterben und bestatten sehen, dennoch scherzen und lachen können: was würden diese erst thun, wenn die Reihe, zu sterben, nie an sie käme?

IV.

Der Tod ist auf der Welt verblieben zur **Demüthigung der Reichen und Mächtigen,** welche eine zu hohe Meinung von sich haben, und Andere verachten. Stünde nämlich diesen der Tod nicht bevor, was würden sie nicht Alles beginnen? Welcher Mensch könnte ihren Uebermuth ertragen? — Als Beispiel mag Alexander der Große dienen. Denn nachdem er die Könige von Asien unterjocht hatte, und Allen ein Gegenstand des Schreckens geworden war, ging er, da er unsterblich und unüberwindlich zu sein schien, in seinem Uebermuth so weit, daß er für einen Gott gehalten zu werden wünschte. Er hatte es nämlich mit den Priestern des Jupiter Ammon abgeredet, daß sie auf die Fragen, wessen Sohn Alexander wäre, antworteten: der Sohn des Jupiter Ammon; er war aber im Ehebruch erzeugt (Justin. 11. B.). Wol hatte er, bevor er noch das drei und dreißigste Lebensjahr erreichte, fast ganz Asien verheert. Allein mitten in seiner Regierung und Kraft, in der Blüthe seines Alters (er war erst über zwei und dreißig Jahre alt), mitten in seinem Siegeslaufe ereilte ihn der Tod. Der Prophet Daniel, wo er von dem mächtigen griechischen König Alexander dem Großen redet und sein gewaltsames Ende weissagt, schildert sein Ableben sehr bezeichnend mit den Worten (8, 8.): „Das große Horn zerbrach." Denn der Tod gleicht jenem furchtbaren Thiere, welches (nach Plinius 8. B. 21. C.) Alles mit seinen Zähnen zermalmt und sofort in seinem Bauche verschlingt.

Betrachten wir ferner den Nabuchodonosor. Wie groß war doch der Hochmuth dieses Königs! Selbst Gott im Himmel verachtete er. Nennt ihn Daniel nicht selber das goldene Haupt jener Bildsäule, die er im Traume schaute, die übrigen Weltreiche dagegen Silber, Erz und Eisen? (Dan. 2, 38. u. ff.) Aber er sah, wie ein einziger Stein, der sich ohne menschliches Zuthun vom Berge losriß, die ganze Bildsäule zerschlug; so daß das Gold, das Silber, das Erz, das Eisen und der Töpferthon „in gleicher Weise" zertrümmert ward (Dan. 2, 34. 35.). Es heißt im heiligen Texte „in gleicher Weise;" das will sagen: das Gold

wurde so gut wie der Lehm, das Silber so gut wie das Eisen zermalmt. Dieser Stein bezeichnet den Tod, welcher sich ohne Menschenhände ablöst, d. h. unvermuthet und meistens aus unbekannten Gründen über die Menschen herfällt, und den Reichen eben so gut wie den Armen, den Fürsten wie den Landmann hinwegrafft. Und wirklich: Als sich Nabuchodonosor wider Gott erhob, und sagte; „Ist dies nicht das große Babylon, das ich erbaut habe?" Da fiel sogleich dieser Stein auf ihn; indem nach dem Zeugnisse Daniels eine Stimme vom Himmel erscholl: „Dir, o König Nabuchodonosor! wird gesagt: Dein Reich soll dir genommen werden" (Dan. 4, 27. 28.).

Auf daß darum die Mächtigen nicht allzu übermüthig werden und die Geringeren drücken, hat Gott den Tod in der Welt zurückgelassen, gleichsam als einen drohend über ihrem Haupte schwebenden Stein, der sie belehren soll, daß auch sie nur Menschen und mit den Uebrigen dem Tode unterstellt seien. Der königliche Sänger wünscht ihnen eine solche heilsame Furcht, denn von seiner Harfe tönt es (Ps. 9, 21.): „O Herr! setze einen Gesetzgeber über sie," (der heilige Hieronymus gibt die Stelle nach dem hebräischen Texte: „Setze sie in Furcht,") „damit die Völker erkennen, daß sie Menschen sind." Wer ist dieser schreckengebietende Gesetzgeber anders, als der Tod, der auch die Hochgestelltesten und Mächtigsten lehrt, daß sie Menschen sind, welche aus Erde hervorgingen und wieder zur Erde zurückkehren werden?

V.

Der Tod ist in der Welt verblieben **zum Troste für die Unglücklichen, Armen und Auserwählten.**

Gottes Güte ist nämlich so groß, daß sie die Strafe der Sünde in ein Mittel wider all' jenes Unglück, welches uns um der Sünden willen trifft, umzuwandeln weiß.

1) Der Tod ist aber erstlich dem Unglücklichen erwünscht, wie der Lohn und der Feierabend nach vollbrachter Arbeit dem Taglöhner. Der fromme Dulder Job vergleicht deshalb (7, 2. und 14, 6.) die Tage seiner Trübsale und überhaupt die der Menschen mit der Arbeitszeit eines Tagelöhners, der das Ende seiner Mühe und den am Abende zu erhaltenden Lohn mit Sehnsucht erwartet. — Der Tod ist dem Bedrängten erwünscht, wie dem Soldaten der Friede nach dem Kriege, wie dem Wanderer das Ruhelager der Herberge nach weiter Reise. Dasselbe sagt der heilige Seher Isaias (57, 1. 2.): „Der Gerechte wird hinweggenommen von Bosheit und Unglück" (damit er später

nicht verkehrt werde, noch auch von den Gottlosen Widriges zu dulden habe). „Es kommt der Friede, und in seiner Kammer ruht, wer in Redlichkeit gewandelt ist." So rufen ja auch wir unseren dahingeschiedenen Mitmenschen den Segenswunsch in's Grab nach: „Herr, lasse sie ruhen im Frieden!"

2) Der Tod gereicht ferner den Armen zum Troste; und zwar nicht nur, wenn sie selber sterben, sondern auch wenn die Reichen aus der Welt scheiden. Denn man kann so manchen Reichen antreffen, der sein ganzes Leben lang keinem Armen etwas gibt, oder so viel, daß es wenigstens seiner Wohlhabenheit entspricht. Aber wenn der Tod einmal an seiner Thüre anzupochen beginnt, dann läßt er Almosen austheilen, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, wer es bekommt.

Es war darum gar nicht übel ausgedacht, daß die heidnische Fabellehre den Gott der Reichthümer, Plutus, bei seiner Ankunft hinkend, und beim Weggehen geflügelt vorstellte. Denn der Reichthum kommt im Leben ganz langsam, gleichsam hinkend bei; im Tode dagegen enteilt er wie auf Adlersfittigen. Und gleichwie Gott dem israelitischen Volke Gnade vor den Aegyptern verlieh, daß diese ihm goldene und silberne Gefäße zu Leihe gaben, welche sie bei deren Abzuge nicht mehr zurückforderten (II. Mos. 12, 36.): ebenso gibt der Herr auch den Armen Gnade vor den sterbenden Reichen, daß sie beim Tode derselben von diesen immer etwas davontragen.

3) Der Tod gewährt aber auch endlich den Auserwählten süßen Trost; denn nach nichts sehnen sich diese mehr, als nach dem Tode, der ihnen nicht so fast ein Abschied vom Leben, als vielmehr als der Eingang zu demselben gilt; wie sich auch der heilige Apostel Paulus (Philipp. 1, 23.) nach Auflösung sehnt, um zur Vereinigung mit Christus zu gelangen. Von solchen frommen Seelen sagt schon Job (3, 21. 22.): „Sie erwarten den Tod und er kommt nicht, gleich als grüben sie nach einem Schatze; sie freuen sich höchlich, wenn sie das Grab gefunden." Es war nämlich in jenen Zeiten üblich, die Schätze in Gräber zu verbergen. Darum waren Jene, welche Schätze gruben, überaus erfreut, wenn sie beim Aufwühlen der Erde auf ein Grab stießen. In gleicher Weise sind also auch die Gerechten, welche ihren Schatz im Himmel suchen, und den Tod mit Sehnsucht erwarten, wenn sie ihr Grab finden, mit süßer Freude erfüllt, daß sie nun ihren Schatz heben.

VI.

Gott der Herr ließ den Tod auf Erden fortbestehen **zur Uebung, zum Verdienste und zur ewigen Seligkeit der Streiter Christi,** um durch den Kampf mit dem Tode die so überaus herrlichen Siegeskronen davon zu tragen. Dies war vor Allem bei den heiligen Martyrern der Fall; ferner geschieht dieses bei Allen, welche aus Liebe zu Christus, zur Kirche und zu ihren Nebenmenschen sich der Lebensgefahr aussetzen; endlich bei Jedem, der sich den Angriffen des Todes bereitwillig hingibt, und ihm, wenn er kommt, entgegengeht. Nach der Bemerkung des gelehrten Majolus (Canic. tom. 3. coll. 3.) pflegten die Spartaner stets sich irgend einen Feind übrig zu lassen, und wollten eine gewisse Stadt, die ihnen oft viel zu schaffen machte, dennoch nicht zerstören, indem sie sagten: „Man dürfe den Probirstein der Jugend nicht verderben." — Gerade so wollte auch Christus seinen Streitern den Tod noch weiter übrig lassen, damit sie Gelegenheit hätten, sich seinen Angriffen gegenüber als Helden zu zeigen, und sich auf diese Weise selber mit ihrer eigenen Tapferkeit die Unsterblichkeit zu erwerben.

Gott hätte die Juden auch nach Palästina führen können, ohne daß sie über das rothe Meer hätten setzen müssen. Warum hat er sie nun, könnte man fragen, durch das Meer geleitet? oder warum hat er dasselbe nicht gänzlich ausgetrocknet? — Ohne Zweifel deshalb, damit die Juden bei diesem Durchgang ihre Beherztheit an den Tag legen sollten (was Moses unter Allen zuerst, und gleich nach ihm Aminadab, der Führer des Stammes Juda, thaten), da sie einzig und allein auf Gott vertrauend zwischen den zu beiden Seiten gleich einer Mauer aufgethürmten Wogen hindurchgingen; und damit zugleich ihre Feinde in dem Meere ihr Grab fänden (II. Mos. 14. Cap.). — Auf gleiche Weise hätte zwar der Herr auch uns vom Tode befreien und in anderer Art zum Himmel abrufen können. Er wollte aber, wir sollten vielmehr durch den bittern Tod und dessen schreckliche Gefahren und Qualen hindurchgehen, damit wir uns bei diesem Uebergange ganz dem Schutze Gottes unterstellen, und unsere Hauptfeinde (nämlich die Sünden, die uns begleiten,) sammt und sonders ersäufen; weil wir uns sonst, wenn es keinen Tod gäbe, derselben kaum entledigen könnten; gleichwie auch die Aegyptier die Juden unausgesetzt verfolgt hätten, wären sie nicht durch die Gewalt des Todes hinweggerafft worden. — Ja, ich getraue mir, zu behaupten, die Mehrzahl des christlichen Volkes, welche zur

Seligkeit gelangt, bekehrt sich erst bei Herannahen des Todes vollkommen zu Gott. In diesem Augenblicke nämlich flieht die Mehrzahl in den Schooß Gottes; da erschließen wir dem Priester unser geängstetes Gewissen; da nehmen wir unsere Zuflucht zu den Gnadenschätzen der heiligen Sakramente; da übergeben wir Alles, was wir haben, Gott und dem Beichtvater; dort endlich versenkt Gott, wie wir zuversichtlich hoffen, unsere Sünden in die Tiefe des Meeres, gleichwie auch die Aegyptier im Meeresgrunde begraben wurden.

O Geliebteste! welch' großes Gut ist doch der Tod! Wie werden wir uns einst in jener Welt erfreuen, wenn wir sehen, wie diese Aegyptier, d. h. unsere Sünden, unsere Peiniger, ohne Ausnahme am Gestade dieser Welt ersäuft umherliegen! Welch' ein entzücktes Danklied werden wir da dem Herrn anstimmen!

VII.

Der Tod besteht noch auf der Welt **zur größeren Verherrlichung Gottes;** damit nämlich der Herr Solche hat, die er wieder von Todten auferwecken kann; denn dieses ist jedenfalls etwas Größeres, als dem Tode Einhalt thun. So war es etwas Herrlicheres, den Lazarus, der bereits vier Tage im Grabe gelegen und in Fäulniß übergegangen war, wieder zum Leben zu erwecken (Joh. 11, 39.), als ihn vor dem Tode zu bewahren. Es war ein größeres Wunder, daß der Prophet Jonas unverletzt aus dem Leibe des großen Fisches ausgespien ward, als wenn er vor dessen Rachen gerettet worden. So verschlingt zwar auch der Tod die Gläubigen, aber er erhält sie durch die Hoffnung der einstigen Auferstehung gewissermaßen am Leben; denn dort wird er sie wieder herausgeben. — Gottes Allmacht zeigte sich in weit schönerem Lichte, da das Meer sich theilte, und die Juden trockenen Fußes durch dasselbe hindurchgeführt wurden, als wenn sie demselben ausgewichen und einen andern Weg gezogen wären. So wird auch Christi Herrlichkeit viel glänzender erstrahlen, da er uns über den Pfad des Todes unversehrt in das himmlische Vaterland einführt, als wenn er dies in einer andern Weise thäte. Ein zweiter Moses hat der Heiland mit dem Stabe seines Kreuzes das Meer des Todes getheilt, und ist unter Allen zuerst hinüber gegangen. Wer sollte nun einem solchen Führer nicht nachfolgen? — Dann aber werden wir ihm um so freudiger danken, und mit dem gekrönten Sänger sprechen: „Alle meine Gebeine werden sagen: Herr! wer ist dir gleich?" (Ps. 34, 10.)

Schluß.

Geliebte Andächtige! gleichwie der göttliche Heiland nach dem heutigen Evangelium zu der Wittwe von Naim, welche in tiefer Trauer dem Sarge ihres einzigen Sohnes folgte, das tröstende Wort sprach: „Weine nicht!" (Luc. 7, 13.): so ist es auch die heilige Religion, welche uns beim Anblicke des Todes den Balsam des Trostes in's Herz träufelt, indem sie dem Tode seinen Schauder benimmt, und uns lehrt, daß Gott aus den weisesten und wohlgemeintesten Absichten den Tod noch in der Welt fortbestehen läßt: nämlich, wie wir in unserer heutigen Betrachtung gehört haben, damit wir Menschen, betreten gemacht über die Folgen der Sünde, diese verabscheuen; die Eitelkeiten der Welt verachten; die sündige Lust bezähmen; damit die Mächtigen gedemüthigt; die Unglücklichen, Armen und Auserwählten getröstet; die Kämpfer Christi geübt werden, und damit Gottes Ehre befördert würde. — Ja, Geliebte! der Tod ist noch in der Welt; denn der Weltapostel schreibt (Hebr. 9, 27.): „Es ist dem Menschen gesetzt, einmal zu sterben." So lasset uns denn, so viel an uns ist, Gottes Absichten erreichen helfen, und das Andenken an den Tod für uns zum Sporn zu edlen Gesinnungen und Thaten, zu einer würdigen Vorbereitung auf unseren einstigen Hintritt, zum Mittel des Uebergangs in den Himmel werden! Amen.

Predigt auf den XVI. Sonntag nach Pfingsten.

Thema: Rüge einiger der vorzüglichsten Arten von Sonntagsentheiligung.

Eintheilung.

Tadel verdienen, die an den Sonn- und Feiertagen
1. faullenzen und schlafen;
2. knechtische Arbeiten verrichten;
3. Tanzbelustigungen anstellen;
4. zechen und schmausen;
5. dem Spiel und Zeitvertreibe nachgehen;
6. Jahrmärkte halten und Gewinn suchen;
7. sich mit Putz und Kleiderpracht abgeben.

Text: Luc. XIV, 3. „Ist es erlaubt, an einem Sabbat zu heilen?"

Eingang.

Geliebte in Andacht Versammelte!

In der That, — eine sonderbare Frage: „Darf man an einem Sabbat Kranke gesund machen?" Denn wer wird darüber noch in Zweifel sein, ob es erlaubt sei, an einem Sabbat Unglücklichen Hilfe zu leisten, da dieses ja ein gutes Werk ist? — Und dennoch wirft der Heiland, die göttliche Weisheit selbst, die Frage auf: „Ist es erlaubt, an einem Sabbat zu heilen?" (Luc. 14, 3.) Ja, was uns noch mehr in Staunen versetzen muß, ist der Umstand, daß der Herr dieselbe Frage noch bei einer andern Gelegenheit stellt, indem er sagt: „Was ist am Sabbate erlaubt,

Gutes oder Böses zu thun? — ein Leben zu retten oder zu zerstören?" (Luc. 6, 9.) Wem ist je über die Beantwortung dieser Frage ein Zweifel aufgestiegen? — Eine derartige Frage ist demnach eigenthümlich, aber keineswegs unnütz oder vergeblich, auch zu unseren Zeiten.

Denn gleichwie die Juden in ihrem Urtheile so verkehrt waren, daß sie es laut für unerlaubt erklärten, einen Kranken am Sabbat zu heilen: so ist auch die Welt in unseren Tagen der Art böswillig, daß sie dem Frommen kaum gestatten will, an den Feiertagen fromm und tugendhaft zu leben, daß sie dagegen einen bösen und sündhaften Wandel ohne Weiteres begünstigt.

König Salomon hatte zu Jerusalem einen einzigen Tempel zum Gottesdienste erbaut. Dagegen hatte bald nach ihm Jerobaam zwei Haine, einen zu Bethel, den anderen zu Dan errichtet, und in diesen zwei goldene Kälber aufgestellt, um das Volk von der Anbetung des einzig wahren Gottes im Tempel zu Jerusalem abzulenken. Die Folge davon war, daß die Juden mehr zu den goldenen Kälbern, — sogar bis nach Dan, dem äußersten Endpunkte von Judäa, als zum Tempel des wahren Gottes eilten (III. Kön. 12, 28. u. ff.). — Ganz auf dieselbe Weise hat auch Christus der Herr einen Tempel erbaut, und in diesem den Gottesdienst für die Sonn- und Feiertage angeordnet. Auf der anderen Seite errichtet auch Satan nicht nur Einen, sondern mehrere Haine, stellt in diesen goldene Kälber, ich meine: Tanzbelustigungen, Zechgelage, Kleiderpracht, Würfel, Schauspiele, Handelschaften und sonstige Eitelkeiten und Lockungen zur Sünde auf; — und siehe! die Mehrzahl beschäftigt sich mit diesen Dingen lieber, als mit dem Gottesdienste.

Gott der Herr ließ einstmals dem Könige von Aegypten durch Moses und Aaron sagen: „Laß mein Volk ziehen, auf daß es mir in der Wüste opfere" (II. Mos. 5, 1.). Dagegen befahl Pharao dem Volke: „Gehet an eure Frohnarbeiten!" (ebend. V. 4.) und beauftragte die Frohnvögte, die Juden mit Anfertigung von Ziegeln und Einsammeln von Stoppeln zu beschäftigen. Ebenso gebietet Gott durch seine Kirchenoberen und Prediger: „An Sonn- und Feiertagen darf man nicht leicht etwas Anderes thun, als Gott dienen; an solchen Tagen soll man kein Geschäft verrichten, als Lobgesänge, Psalmen und geistliche Lieder singen." Satan dagegen läßt durch seine Geschäftsträger bekannt machen: An den Feiertagen soll man nichts weiter thun, als schlafen und der Weichlichkeit fröhnen; man soll an diesen Tagen besser essen und trinken, spielen, tanzen, Thorheiten begehen. „Gehet" — so lautet der Befehl des Höllenfürsten — „gehet an euere Frohnten!" — zum Kothe, zur Unreinigkeit und zu den Nichtsnutzigkeiten der

Welt! Wie verschieden lauten doch diese Befehle, wie ganz entgegengesetzt sind diese Sabbate!

Und nun will man sich noch wundern, Geliebte, daß der Heiland die Frage aufwirft: „Darf man am Sabbate Gutes thun?" (Luc. 6, 9.) — Die Mehrzahl folgt nämlich nicht Christus dem Herrn, sondern dem bösen Geiste; Viele eilen lieber den goldenen Kälbern zu — und oftmals nicht ohne große Anstrengung, — als dem Tempel Gottes.

Vortrag.

Wir wollen darum die vorzüglichsten Antworten, welche die Welt auf die Frage gibt: was man an den Sonn- und Feiertagen zu thun habe, vernehmen, um das Irrthümliche und Verkehrte, was die Welt hierauf zu sagen und zu thun pflegt, gebührend zu rügen, und zugleich die richtige Art und Weise, **wie der Christ die Tage des Herrn heiligen soll,** erörtern.

Abhandlung.

I.

Tadel verdienen diejenigen, welche an den Feiertagen nur **faullenzen und schlafen.**

Es gibt Manche, welche die Ansicht hegen und auch aussprechen: An den Sonn- und Feiertagen soll man müssig sein, ausruhen und schlafen, wenigstens mehr, als an den übrigen Tagen; man soll Spaziergänge machen, zu Wagen, zu Pferde oder zu Fuß. — Allein, meine lieben Freunde! wenn ihr meinet, dazu seien die Festtage eingesetzt: so irrt ihr euch gewaltig. Die Feiertage gestatten zwar eine Ruhe, aber ein Feiern bezüglich körperlicher Arbeiten; aber sie erlauben keinen Müssiggang, wobei man die Zeit unnütz vergeudet, auch kein Ruhen von geistigen Beschäftigungen; im Gegentheile, sie fordern diese letzteren vielmehr, und gönnen dem Körper nur deshalb eine Ruhe, damit man dem Geiste mehr obliegen kann. Hören wir, wie sich der hl. Gregor von Nazianz (orat. 44.) hierüber ausspricht. Er sagt: „Unser Feiern ist nichts anderes, als der Seele irgend ein dauerhaftes und beständiges Gut zuwenden." — Die eitlen und vergänglichen Güter suchen wir die Woche hindurch; die eigentlichen und bleibenden Güter soll man sich am

Sonntage aneignen; an den Wochentagen können wir dem Körper verschaffen, was ihm noth thut; der siebente Tag dagegen soll der Befriedigung der geistigen und Seelenbedürfnisse gewidmet sein. Dergleichen ist aber kein Müssiggang; denn nach den Worten des weisen Sirach „lehrt der Müssiggang viel Böses" (Eccli. 33, 29.).

Wollt ihr aber, Geliebteste! die geistigen Beschäftigungen für die gottgeheiligten Tage kennen lernen: der englische Lehrer Thomas von Aquin gibt sie uns an, indem er (opusc. 7.) sagt, die Gläubigen sollen sich:

1) mit Opfern beschäftigen, welche theils innerlich sind, wie z. B. Gebet, Andacht, Danksagung, Reue, die Erweckung von Glaube, Hoffnung und Liebe; theils äußerlich, wozu die Anhörung der hl. Messe, sowie die Darreichung einer Opfergabe gehören. So haben schon die Juden an den Sabbaten ihr gewöhnliches Opfer verdoppelt (IV. Mos. 28, 9.).

2. Soll man sich einer geistigen Freude hingeben, wobei wir uns in der Erwägung der göttlichen Wohlthaten im Herrn erfreuen.

3. Sollen wir uns der Abtödtung unseres Fleisches und der sinnlichen Begierden befleißigen. Dieses sind jene Opfer, die wir an unsern Festlichkeiten Gott schlachten und darbringen sollen, um so nach den Worten des Weltapostels (Röm. 12, 1.) „unsere Leiber als lebendiges, Gott wohlgefälliges Opfer darzubringen."

4. Sollen wir Werke der Barmherzigkeit verrichten, wie sie derselbe hl. Paulus (Hebr. 13, 16.) verlangt mit den Worten: „Wohl zu thun und mitzutheilen, vergesset ja nicht; denn durch dergleichen Opfer wird Gott versöhnt;" und wie der hl. Jacobus in seinem katholischen Briefe (1, 27.) schreibt: „Ein reiner und untadelhafter Gottesdienst vor Gott und dem Vater ist dieser: Waisen und Wittwen in ihrer Trübsal zu Hilfe zu kommen und sich unbefleckt von dieser Welt zu erhalten."

5. Sollen wir der Lesung und Anhörung des Wortes Gottes obliegen; denn auch bei den Juden wurden nach dem Zeugnisse der Apostelgeschichte (13, 27.) „die Worte der Propheten an jedem Sabbat vorgelesen."

Dieses sollen unsere geistigen Beschäftigungen an den Gott geweihten Tagen sein; dieses sind die Opfer, welche Gott von uns verlangt. Doch hier tritt uns der Pharao der Hölle hemmend in den Weg, und will nicht dulden, daß die Christen in der Einsamkeit ihres Herzens, oder im Tempel Gottes opfern; — er beschäftigt sie mit Schmutz, d. h. mit Schlafen, Müssiggang und Trägheit, wodurch er sie, gleichsam wie mit zähem Lehm, festhält. Und gleichwie jener König von Aegypten die Arbeiter nach vollendetem Tagewerke mit Schlägen ablohnte, so züchtigt auch Sa-

tan am Ende diejenigen, welche die Gott geweihten Tage unter so niedrigem und elendem Faullenzen hinbringen. Als hieher gehöriges Beispiel führt Roderich von Toledo (Gesch. von Spanien 4. Thl.) den siegreichen König Johann von Castilien an, welcher, als er einstmals an einem Sonntage Vormittags spazieren ritt, vom Pferde stürzte und um's Leben kam. Ebenso erzählt Gottschalk Holen, ein frommer Prediger, er habe vernommen, ein verstockter Mensch, der die Gewohnheit hatte, an Sonn- und Festtagen, wenn das Glockenzeichen zum Gottesdienste gegeben ward, anstatt zur Kirche zu gehen, auf das Feld hinaus spazieren zu reiten, sei endlich einmal dem Teufel begegnet; dieser habe ihn vom Pferde gestürzt und zu ihm gesagt: Du wolltest die Messe im Tempel Gottes nicht hören, so magst du nun in der Hölle das Jammern der Verdammten vernehmen. Bei diesem Fall habe der Unglückliche das Genick gebrochen, und auf dem Steine, an dem er sich zerschellte, die Blutspuren zurückgelassen.

II.

Rüge Jener, die da den Grundsatz befolgen, man müsse an den Feiertagen **knechtliche Arbeiten verrichten.**

Andere gibt es, welche vorgeben, man dürfe, ja man müsse auch an den heiligen Tagen arbeiten, um sich seinen Lebensunterhalt zu verschaffen. Aber, Geliebte! wie lautet das Gebot Gottes? Hören wir nur die Worte des höchsten Gesetzgebers; sie lauten: „Am Sabbat sollst du kein Geschäft verrichten, — weder du, noch dein Sohn, noch deine Tochter, noch dein Knecht, noch deine Magd, noch dein Vieh, noch der Ankömmling, der innerhalb deiner Thore ist." (II. Mos. 20, 10.) Du sollst also nicht sagen: Nicht ich, sondern mein Knecht fällt Holz, bebaut das Feld u. s. w.; denn nach allgemein giltigem Grundsatze gilt das, was Jemand durch einen Andern thun läßt, als von ihm selbst gethan. — Da nun Gott ebensogut der Herr deines Knechtes, wie auch dein Herr ist, warum sollte er nicht auch von deinem Diener am Feiertage verehrt werden? — Gott befiehlt ferner; „Sehet, der Herr hat euch den Sabbat gegeben, und darum gibt er auch am sechsten Tage doppelte Speise." (Damit die Juden nicht genöthigt waren, am Sabbat hinauszugehen, um Manna zu sammeln.) „Ein Jeder bleibe zu Hause, und am siebenten Tage entferne sich keiner von seinem Wohnorte" (II. Mos. 16, 29.).

Doch da widersetzt sich der höllische Pharao. Er befiehlt, zu arbeiten, hinauszugehen, um Holz zu fällen, zur Handelschaft, zum Einheimsen der Aernte, zur Jagd und Fischerei, oder doch heimlich und verstohlen zu Hause knechtliche Geschäfte zu verrichten. Er sagt gleich jenem ägyptischen Könige: „Ich gebe euch kein Stroh, gehet hin und sammelt es euch, wo ihr es finden mögt." (II. Mos. 5, 10. 11.)

Gott gebeut, „ein Jeder solle zu Hause bleiben", um nämlich hier der Arbeit sich zu enthalten, und Gott desto freier dienen zu können, dagegen verlangt Satan, der Mensch soll arbeiten und sich durch knechtliche Arbeiten zerstreuen, um guten und edlen Werken nicht obliegen zu können.

Und wie wunderbar! Es finden sich nicht Wenige, welche für den Teufel lieber arbeiten, als für Gott ruhen wollen. Allein, was wird Satan solchen Arbeitern am Ende für einen Lohn geben? Den nämlichen, den Pharao von Aegypten den Israeliten gab: — Schläge und Hiebe. Dieses läßt sich durch viele Beispiele nachweisen. So schreibt Eucherius im Leben des hl. Mauritius und seiner Martyrergefährten, ein Heide, der an einem Sonntage gearbeitet, sei deshalb von den Thebaischen Martyrern gezüchtigt worden und in Folge des Schreckens hierüber zum Christenthum übergetreten. — Ebenso erzählt Notger im Leben des hl. Remaklus, ein Landmann sei am ersten Bitt-Tage, da er (wie in den Kirchen Frankreichs üblich) dem Gottesdienste hätte beiwohnen sollen, in den Wald gegangen und habe Holz zu seinem Hausbedarfe gefällt. Allein während er ein Bündel Holz auf seinen Schultern heimträgt, bleibt der Stock, auf welchem er sich stützt, auf einmal so fest in seiner Hand haften, daß er mit Anwendung aller Gewalt nicht herauszubringen ist. Den herbeigeeilten Nachbarn gesteht er nun sein begangenes Unrecht. Der Stock wird zwar unter und oberhalb der Hand abgebrochen; der Griff bleibt jedoch in der Hand stecken, so lange bis man sich endlich zum Altare des hl. Remaklus begibt, wo sich dann die Hand wieder öffnet und der Mann seines unglücklichen Zustandes los wird. — Flodoard berichtet (Gesch. v. Rheims 1. B. 20. K.) folgenden hieher gehörigen Vorfall: „Als Regimbald, der Aergernißgeber der Kirche zu Rheims, einstmals an einem Samstag Taglöhner zur Verrichtung einer Arbeit versammelt hatte, und dem Kirchendiener befahl, das Glockenzeichen zum abendlichen Ave erst kurz vor Nacht zu geben, um seine Arbeit fertig zu machen, erhielt er auf einmal einen Schlag, ohne die Hand zu bemerken, die ihm diesen versetzte. Auf die Frage, wer ihn geschlagen habe, antworteten Alle, sie hätten Niemanden gesehen. Darauf sei Regimbald irrsinnig geworden und habe unter harten Qualen seinen Geist aufgegeben." — Thomas Cantipratensis erwähnt (Apum.

l. 2. c. 49.): einem deutschen Edelmanne, welcher die Feiertage um der Jagd willen entheiligte, sei ein Kind mit einem Hundskopf, mit herabhängenden Ohren, wie ein Jagdhund aussehend, geboren worden. Sein Weib schrieb den Grund dieser Mißgeburt seiner unmäßigen Jagdliebe zu; und dieses ganz richtig und weislich. In Folge dessen war der Mann gebessert und änderte seinen Wandel.

III.

Es werden Jene gerügt welche die Feiertage mit **Tanzbelustigungen** hinbringen.

Es fehlt auch nicht an Solchen, welche äußern: An den Sonn- und Festtagen muß man Tänze anstellen. — Allein, was sagen die hl. Väter dazu? Hören wir nur z. B. einen hl. Chrysostomus. Er spricht: „Die Feiertage in schnöder Leichtfertigkeit hinzubringen, ist soviel, als ein Versöhnungsfest in Feindseligkeiten umzuwandeln.“ Und der hl. Augustinus drückt sich (l. d. 10. chord.) also aus: „Der Jude würde noch besser daran thun, an seinem Sabbat auf dem Felde eine nutzbringende Arbeit zu verrichten, als daß er müssig im Theater sich einfindet; und ihre Frauen würden besser an diesen Tagen Wolle spinnen, als daß sie an ihren Neumonden unanständige Tänze hielten.“

Wir wissen aus der hl. Schrift (II. Mos. 16, 29.), daß den Juden untersagt war, am Sabbat eine etwas weitere Wegesstrecke zurückzulegen; über sechshundert (oder wie Andere wollen: über vierhundert) Schritte hinaus durften sie nicht gehen. Nun aber frage ich: Machen denn Jene, welche Tänze aufführen, nicht weit mehr und überdies gefährlichere Schritte? Werden sie oftmals nicht viel müder, und triefen sie nicht von Schweiß, als wenn sie einen ganzen Tag lang Handarbeit verrichtet hätten? — Den Israeliten war verboten (a. a. O.), am Sabbat jenes wunderbare Brod zu sammeln, welches vom Himmel gefallen war; und es sollte nicht verpönt sein, an unsern Feiertagen jene Schweinstrebern aufzulesen, welche aus der Hölle stammen?

Die göttliche Geschichtsurkunde (IV. Mos. 15, 32. u. ff.) erzählt, ein Jude, welcher am Sabbat Holz zusammengelesen hatte, sei auf Befehl Gottes gesteinigt worden. Thun aber Jene, welche tanzen, nicht ganz dasselbe? Sammeln sie sich hiedurch nicht Zündstoff zu unreiner Lust? — Im Gegenhalte zu dieser Sprache der Weltlinge sage ich im Namen der Kirche: An den Sonn- und Feiertagen muß man sich geistige Waffen fertigen, — d. h.

die hl. Communion empfangen, Gottes Wort vernehmen, ein erbauliches Buch lesen u. s. w.

Doch das will der Höllenpharao nicht zugeben. Er gebietet, Stoppeln zu sammeln, entweder um Lehmarbeiten zu thun, oder um das Feuer der Wollust zu nähren. Indessen harrt auf dergleichen Arbeit wieder kein anderer Lohn, als Züchtigung durch Satan. Der bereits erwähnte Thomas von Cantipratum erzählt folgendes hieher gehörige Beispiel: „In Mecheln, einer Stadt von Brabant, — sagt er — hatte, wie ich von Augenzeugen vernommen, ein Mädchen an einem Gott geheiligten Tage lange Zeit mit Jünglingen getanzt. Todmüde begibt sie sich nach Hause und will sich schlafen legen; da fährt auf einmal der böse Geist in sie. Sie schreit; darauf stehen ihre Familienangehörigen auf und binden sie, weil sie fürchterlich tobt, mit Stricken. Am andern Morgen brachte man sie nach Hanswich in eine außerhalb der Stadt gelegene Liebfrauenkapelle, wo ein zwölfjähriger Knabe mittelst des hl. Kreuzzeichens den bösen Feind von ihr austreibt." — Derselbe Schriftsteller berichtet, in der Mark, einer flandrischen Landschaft, sei ein Musikant gewesen, welcher auf Kirchweihe singend und springend heimgegangen und vom Blitz erschlagen worden sei. — Dies ist die Art, wie Pharao seine Arbeiter löhnt.

IV.

Verwerfung der Ansicht und des Ausspruchs, die Feiertage seien zu **Schmausereien und Zechgelagen** da.

Nicht selten hört man die Weltlinge sagen: An den Sonn- und Festtagen muß man Gastmale und Schmausereien halten und der Unmäßigkeit fröhnen; denn solche Tage soll man freudig begehen. Allein, Geliebte! ich bin der Meinung, in diesem Stücke sollte man vielmehr den hl. Kirchenvater Hieronymus vernehmen, welcher (ep. ad Eustochium virg.) schreibt: „Wir haben sorgsam darauf Bedacht zu nehmen, einen Festtag nicht sowol mit Uebermaß im Genusse von Speisen, als vielmehr in geistiger Freude zu feiern; denn es ist gewiß eine sehr mißverstandene Ansicht, einen hl. Martyrer durch Völlerei verehren zu wollen, von dem man weiß, daß er Gott durch Fasten wohlgefällig war." — Die wahre Festfeier muß demnach in einer geistigen, nicht aber in einer sinnlichen Freude bestehen. Denn wo dem Leibe zu viel gestattet ist, da wird der Geist niedergedrückt, und seine Freude schwindet dahin. Aber jener Pharao

der Hölle will es so; er besudelt die Hände der Menschen mit dem Kothe der Unmäßigkeit, damit sie dem Herrn nicht opfern können, und wandelt die geistige Freude in eine sinnliche um. Darum nennt der Prophet Malachias solch' unreine Festlichkeiten ganz richtig „Unrath"; denn er läßt den Herrn zu den Juden sprechen; „Ich will euch den Koth eurer Feste in's Angesicht werfen" (Mal. 2, 3.). Gleichwie nämlich die besten und wohlschmeckendsten Speisen durch die Verdauung zerstört und zu Koth werden: so verdirbt auch die Welt die geheiligten Festlichkeiten, und verwandelt sie in Feiertage, wie sie etwa die unreinen Thiere begehen würden, die sich in Schmutz und Unrath wälzen. Ein solches Fest war jenes der Juden, als sie das goldene Kalb anbeteten. Kurz nachdem dieses gegossen war, verkündete Aaron dem Volke: „Morgen ist des Herrn Fest!" Und in welcher Weise ward es gefeiert? Der hl. Text sagt es uns mit den Worten: „Das Volk setzte sich zum Essen und Trinken, und stand auf zum Spielen" (II. Mos. 32, 5. 6.); — also mit Schmaus- und Zechgelagen, mit Singen, Tanzen und Springen. Dieses war die Festlichkeit der wie Kälber hüpfenden Menschen!

Auch euere Seelsorger verkündigen die Feiertage von der Kanzel. Aber wie werden sie begangen? Man ißt und trinkt, tanzt und spielt, singt und schreit, stopft und schüttet in sich hinein, verdaut und giebt es wieder von sich; ja man zankt und streitet, flucht, schwärmt und lästert Gott. — Als man einst den griechischen Weltweisen Antisthenes fragte: „Was ist ein Fest?" gab er zur Antwort: „Eine Anreizung zur Unmäßigkeit, eine Veranlassung zur Wollust." — Leider müßte ich denselben Bescheid geben, wenn man mich nach unseren Festtagen fragte.

V.

Worte der Mißbilligung für Jene, welche an Feiertagen nur dem **Spiel** und der **Kurzweil** nachgehen.

Wieder höre ich Andere sagen: An Sonn- und Feiertagen muß man Kegelbahnen besuchen, sich mit Bällen, Karten und Würfeln erlustigen, die Spiele der Seiltänzer sich ansehen, ins Theater gehen, was es sonst zu schauen gibt, betrachten; oder doch vom Fenster aus zu Hause die Vorübergehenden und was auswärts geschieht, mustern. Wir bemerken nämlich, daß die Mehrzahl, sobald der Gottesdienst in der Kirche zu Ende ist, — ja öfters noch früher — den weltlichen Lustbarkeiten zuströmt.

Ueber eine anständige und mäßige Erholung an den gottgeweihten Tagen soll zwar keineswegs ein Verdammungsurtheil ge-

sprochen sein; allein beinahe den ganzen Tag dergleichen Zeitvertreib widmen, hauptsächlich mit Gefahr der Sünde und mit Vernachlässigung des Gottesdienstes, das verdient ernste Mißbilligung. — Betrachten wir eine Kornähre! Sie hat innen das Korn, außen die Spitze zum Schutz für das Getraide. Geradeso bieten auch die Feiertage eine innere, wahre und geistige Freude, gewissermassen die Frucht; sie gewähren uns aber auch ein äußeres Vergnügen, gleich der zierlichen Außenseite des Getraidekorns.

Was thut jedoch die Welt? Sie setzt die Feierlichkeit der Feste in die Lustbarkeit nach Außen, während jene doch in der Freudigkeit nach Innen bestehen sollte. Jene ist Nebensache und gleichsam nur ein Hilfsmittel und Nothbehelf; diese bleibt die Hauptsache; das Erstere ist die Schale, Letzteres der Kern. Aber die Welt — die thörichte Welt, sie greift nach der Schale, kümmert sich jedoch um den Kern nichts. Fast den ganzen Tag widmet sie der leiblichen Ergötzung, dem geistigen Vergnügen kaum Eine oder die andere Stunde. — Einige sehen den halben Tag zum Fenster hinaus, um zu sehen, was draußen vorgeht; dagegen in ihr eigenes Gewissen und auf ihren Wandel werfen sie kaum einmal einen Blick. Doch was sagt der hl. Johannes (2. Brf. 8. V.): „Euch selber betrachtet, um nicht zu verlieren, was ihr gewirkt habt!" Er will damit zu verstehen geben: Euch selber sollt ihr beschauen, nicht Andere; was in eurem Inneren vorgeht, nicht das Auswärtige sollt ihr wahrnehmen! — Andere sitzen Stunden lang im Theater und sehen, was noch schlimmer ist, schlüpfrige Stücke an; oder wohnen lebensgefährlichen, halsbrechenden Schaustücken bei, z. B. den Spielen der Seiltänzer, Kunstreiter u. dgl. Mehrere Kaiser der Vorzeit, so Leo um das Jahr 469, Theodosius der Jüngere und andere gewissenhafte Fürsten haben dergleichen Schauspiele besonders an den Feiertagen verpönt. Das Concil zu Carthago (84. C.) belegt Jene mit dem Banne, welche mit Versäumung des festlichen Gottesdienstes den Schauspielen nachgehen.

VI.

Jene werden eines Andern belehrt, die da meinen, die Feiertage müßten der **Gewinnsucht** dienen.

Es gibt ferner auch Einige, welche erklären: An den Feiertagen muß man dem Geschäfte und der Gewinnsucht nachgehen; denn an diesen Tagen werden ja allenthalben die Jahrmärkte gehalten, und da gibt es Leute in Menge. Bei solchen Gelegenheiten läßt sich mit Würfel- und Kegelspiel so man-

cher Profit herausschlagen. Kaum ist also der Frühgottesdienst beendet, so werden auch schon die Buden und Kaufläden geöffnet, die Spieltische aufgestellt; und nun geht es sofort ans Handeln und Feilschen, ans Spielen und Würfeln — in dessen Gefolge sind alle Arten von Betrug und Ungerechtigkeit, die dabei niemals fehlt. —

Ueber solchen Unfug erhebt schon lange vor uns der hl. Basilius (Hexamer. Hom. 8.) bitter klagend seine Stimme; und in dieselbe Klage müssen wir, leider, auch heutzutage noch einstimmen. Die Worte dieses Kirchenvaters lauten: „Wenn ich euch jetzt entlasse und diese unsere Versammlung aufhebe, so werden sich Einige sofort zu den Würfeln und an den Spieltisch begeben. Dort wird es ohne Flüche und ohne schwere Streitigkeiten, den Ausgeburten der Habsucht, nicht abgehen. Es steht ein böser Geist nebenan, welcher die Gemüther der mit den Würfelaugen Spielenden zur Wuth und zum Irrsinn entfacht.“ — Der Schriftsteller Thomas Cantipratensis (Apum. l. 2. c. 49.) erzählt ein hieher einschlägiges Beispiel: In einem Städtchen Campaniens saßen einstmals in der hl. Charfreitagsnacht ein Jude und ein Christ beim Würfelspiel beisammen. Der Jude verlor viel Geld; darüber ungeduldig und bestürzt, stieß er zuletzt gegen Christus Schmähworte und Lästerungen aus. Auf einmal, da er eben die Würfel sammelte, um einen neuen Wurf zu thun, wird seine Hand sammt den Würfeln zusammengezogen. Hiedurch in Wuth versetzt, versuchte der Ruchlose selbst mit seiner gelähmten Hand auf den Tisch zu schlagen, wiederholt die schändlichsten Lästerungen gegen Christus und seine hl. Mutter ausstoßend. Plötzlich verdreht er seine Augen in schreckbarer Weise, sinkt um — und stirbt. Sein Spielgenosse aber, der Christ, verfiel vor Schrecken hierüber in Wahnsinn, siechte dahin, und beschloß sein elendes Leben mit einem bedauerlichen Tode.

Gegen die Sonntagsfeier fehlen auch Jene, welche sich an den Feiertagen mit den sonst erlaubten Handelschaften befassen, namentlich wenn hiebei der Gottesdienstbesuch leidet, oder das Ortsherkommen entgegensteht. Gegen dergleichen Personen tritt sogar das Meer gewissermaßen als Klägerin auf; denn beim Propheten Isaias (23, 4.) heißt es: „Erröthe Sidon! spricht das Meer.“ Der hl. Ambrosius (de el. et jej. 19. c.) erklärt diese Stelle, als wenn das Meer sagte: „Du Händler! du beschuldigst meine Wogen; und du bist noch unruhiger als diese. Aber erröthe vor Scham, weil die Gefahr keinen Eindruck auf dich macht. Die Winde sind eingezogener, als euere Begierden; denn jene halten ihre Ruhetage, aber euere Habgier — gönnt sie sich auch einmal Ruhe? Und während der Sturm zeitweise sich legt, — eure

Fahrzeuge sind niemals ruhig.“ Die See also hat und hält ihre Ruhezeit; die Kaufleute aber wissen von keiner.

Dergleichen Gewinnsüchtige beuten die Gott geweihten Tage nur zu ihrem Vortheil aus; sie behalten — wenn ich so sagen soll — das Fleisch für sich und lassen dem Herrn die Knochen, indem sie ein einziges Stündchen in der Kirche, die volle übrige Zeit des Tages aber in ihren Kaufläden zubringen. — Wer seinen Freund zu Tische laden will, wird das Mahl nach dem Geschmacke seines Gastes, nicht nach seinem eigenen, zubereiten lassen. Wer aber an den Gott geheiligten Tagen seinen Gewinn sucht, der beachtet nur, was ihm selbst zusagt, und nicht, was dem Herrn gefällt; denn Gott verlangt Werke der Frömmigkeit. Dies ist denn auch der Grund, warum der Herr durch den Mund seines Propheten Isaias (1, 14.) den Juden erklärt, was übrigens auch uns angeht, daß er einen Ekel empfinde vor den Festen, wie wir sie begehen: „Euere Neumonde und Feste haßt meine Seele; sie sind mir zuwider geworden.“ (Die siebenzig Dolmetscher geben: „Ich habe sie übersatt.“) Bemerken wir wohl, Geliebte! Der Herr sagt nicht: Meine Feste, sondern: „Eure Feste“; denn die Menschen eignen sich eben dadurch, daß sie ihrem Nutzen fröhnen, die Festtage Gottes an, richten sie nach ihrem Geschmacke zu, und erregen hiedurch den Ekel von Seite Gottes.

VII.

Wie sehr Jene fehlen und Tadel verdienen, welche denken oder sagen, die Feiertage müsse man zur **Putzsucht und Kleiderpracht** verwenden.

Endlich geben Andere die Ansicht kund, an den Feiertagen müsse man seinen Leib aufputzen und in recht ausgesuchten Gewändern erscheinen. — Dies läßt man sich gefallen, wenn es innerhalb der Grenzen der Bescheidenheit geschieht. Allein hiegegen wird nur zu oft gefehlt. Manche, besonders Frauen, gehen hierin nicht selten zu weit, gerade, wie wenn man Gott in äußerlichem Staate gefallen könne. Dagegen sagt der hl. Sänger (Ps. 44, 14.): „Alle Herrlichkeit der Tochter des Königs“ (d. h. Gottes) — alle Schönheit der Seele — „ist innerlich.“ Ein solch übertriebener Putz ist vor Gott ein Gräuel. Hören wir, wie ein hl. Gregor von Nazianz (or. 4. in Julian.) sich hierüber ausspricht: „Wir dürfen unsere Feste nicht mit Schmückung des Körpers, Abwechslung und Pracht des Anzugs, nicht durch Schmausgelage und Unmäßigkeit feiern; denn

ihr wisset, daß die Folge hievon Wollust und Unzucht ist; sondern mit Reinheit der Seele und Heiterkeit des Herzens, — mit Lampen, welche den gesammten Leib der Kirche erhellen, nämlich mit Betrachtungen und Nachdenken über göttliche Dinge, welche man gleichsam unter dem Leuchter im Heiligthum erwecken soll."

Den Juden war unter Anderem auch verboten, am Sabbat Feuer anzuzünden und zu kochen. Jene aber, welche sich aus Gefallsucht übermäßig aufputzen, entflammen diese nicht im Herzen Anderer die Gluth sinnlicher Lust, oder sind sie wenigstens nicht fähig dazu? — Gleiche Bewandtniß hat es mit den Tänzen, Gelagen, Unterhaltungen und sittenwidrigen Zusammenkünften. Eben diesen Hebräern gab einstmals der Prophet Jeremias (17, 21.) im Auftrage Gottes die Vorscheift: „Bewahret eure Seelen, und traget am Sabbat-Tage keine Lasten"; mit andern Worten: So lieb euch euere Seele ist, so sorgsam hütet euch, am Sabbate Lasten zu tragen! — Ist dies aber keine Bürde, wenn man sich, um seinen Staat zur Schau zu tragen, mit schwerem Sammt- und Seidenstoff, mit Gold und Silber, Ohrenglocken und Armbändern, Perlen und Edelsteinen, Halsketten und Ringen schmückt und belastet? Ist das keine Beschwerde, sich in enge Kleider hineinzuzwängen, um recht nett und zierlich zu scheinen? Nehmen wir hiezu noch die Tänze, das Uebermaß von Speise und Trank, das Spiel und noch Anderes, was die Mehrzahl an den Feiertagen treibt, muß man nicht zugeben, daß man sich hiemit schwere Lasten aufbürdet?

Schluß.

Dies mag der Grund sein, Andächtige! weshalb der hl. Seher Jeremias (Klagel. 1, 7.) klagend ausruft, unsere Sabbate und Feste seien für die Höllengeister ein Gegenstand bitteren Hohns; er sagt: „Die Feinde sehen sie, und spotten ihrer Sabbate." Dem Buchstaben nach redet der Prophet zwar von der Stadt Jerusalem; dem geheimnißvollen Sinne nach hat er jedoch auch uns vor Augen. Denn die Ungläubigen und Juden verlachen die Feste der Christen, weil diese von uns mit so viel eitlen, schnöden und unanständigen Dingen, und ganz ihrem Zweck zuwider begangen werden. Und welch höhnisches Gelächter schlagen vorzüglich die bösen Geister auf? — Sagt selbst, Jünglinge! warum sollten diese nicht darüber höhnen, wenn sie wahrnehmen, wie wir uns an den Feiertagen, die doch zu unserer Ruhe bestimmt sind, mit so vieler Arbeit beschäftigen? Warum sollten sie nicht hämisch lachen, wenn sie sehen, daß diese Gott und seinem Dienste gewidmeten Tage ihnen und ihrem Dienste geopfert werden? Muß

dein Feind nicht über dich spotten, wenn er bemerkt, wie du deine Saaten in seine Scheunen anstatt in die deinige schaffst? Die Heilighaltung der Feiertage ist deine, ja sogar auch Gottes Aernte. Diese entziehst du dir und dem lieben Gotte, und überlässest sie dem Teufel. Wie soll auch Satan nicht höhnen, wenn er gewahrt, wie die Menschen an den Festtagen, wo sie sich von seinen Fallstricken losmachen sollten, sich immer mehr in dieselben verwickeln und sich neue Schlingen anlegen? Hören wir, wie ein hl. Gregorius (moral. l. 5. c. 22.) sich in dieser Beziehung ausdrückt: „Unsere Widersacher spotten, wenn sie die Sabbate, wie sie meistentheils gehalten werden, betrachten. Denn die bösen Geister ziehen die Feier- und Ruhetage in verbotene Gesinnungsweise hinein; so daß jede verworfene Seele, je ferner sie äußerer Thätigkeit entrückt, dem Dienste Gottes obzuliegen scheint, desto mehr durch unerlaubte Gesinnung unter der Herrschaft Satans seufzt." — Endlich warum sollten die Teufel uns nicht verspotten, wenn sie sehen, wie wir die ganze Woche für Andere arbeiten, für unser eigenes Beste hingegen nicht einmal einen einzigen Tag verwenden? — Nachdem der gutmüthige Jakob im alten Testamente vierzehn Jahre seinem Schwiegervater Laban gedient hatte, wollte er zuletzt auch füe sein eigenes Hauswesen sorgen, bat daher um Erlaubniß, von Laban scheiden zu dürfen, indem er sagte: „Du weißt, wie ich dir gedient habe; ..... so ist es denn billig, daß ich einmal auch für m e i n Haus sorge." (I. Mos. 30, 29. 30.) Ein schlagender Beweis, gegen welchen selbst Laban nichts einzuwenden vermochte. Sprich also also auch d u, mein Christ, der du fast die ganze Woche der Welt, dem Mammon, dem Bauche fröhnest, sprich an einem Gott geweihten Tage mit jenem Patriarchen Jakob zu dir selbst: „Nun habe ich A n d e r e n genug gedient; „es ist sonach ganz billig, daß ich einmal für m e i n Haus sorge;" — in diesen Tagen habe ich für die Zeit gearbeitet, ich will es nun auch für die Ewigkeit thun. — Laß dieses, christlicher Freund, auch wahr werden und zur Ausführung kommen, so wirst du die Feiertage heiligen, wie es Gott will und deiner Seele frommt! Amen.

Predigt auf den XVII. Sonntag nach Pfingsten.

Thema: Verschiedene Urtheile der Menschen über Christus.

Eintheilung.

I. Einige scheinen die Ansicht zu haben, Christus sei nicht Gott.
II. Andere halten ihn nicht für ihren Herrn.
III. Wieder Andere sprechen ihm die Macht ab.
IV. Noch Andere meinen, er kenne unsere Angelegenheiten nicht.
V. Andere sagen, er sei unser Richter nicht.
VI. Andere endlich bilden sich ein, er sei ein Tyrann.

Text: Matth. XXII, 42. „Was haltet ihr von Christus?“

Eingang.

Andächtige im Herrn Versammelte!

Was wir von unserem Herrn Jesus Christus zu halten haben, das lehrt uns der hl. Sänger David deutlich genug in seinem 109. Psalme, welchen der Heiland selbst im heutigen Evangelium anführt. Wir sollen nämlich glauben, daß Christus wahrhaft der Sohn Gottes ist, nicht blos eines Menschen; denn an der angegebenen Stelle (109, 3) läßt der Psalmist Gott Vater also zu Christus sprechen: „Aus meinem Wesen habe ich Dich vor dem Morgensterne gezeugt.“ — Wir müssen glauben, daß er unser Herr ist, und zwar vermöge eines besonderen Titels; denn der hl. Sänger nennt ihn ebendaselbst seinen Herrn, indem er sagt: „Der Herr sprach zu meinem Herrn“ (V. 1). — Wir müssen glauben, daß Christus ein Mitglied der allerheiligsten Dreieinigkeit ist, welches alle unsre Handlungen kennt und fortwährend wahrnimmt; denn Gott Vater spricht zu dem Mes-

sias: „Setze dich zu meiner Rechten" (ebend.). — Wir müssen glauben, daß Christus der Mächtigste ist, dem Niemand widerstehen kann, weil Gott Vater ferner zu ihm sagt (V. 2.): „Herrsche über deine Feinde." Wir müssen glauben, daß der Heiland unser Richter ist, und zwar der gerechteste; denn wir vernehmen aus dem Munde Davids weiter: „Die Völker wird er richten, große Niederlagen herbeiführen, die Häupter in vielen Landen zerschmettern" (V. 6.). Wir müssen endlich glauben, daß Christus unser Hoherpriester ist, der uns mit Gott versöhnt, zu Gnaden aufnimmt, geistig und körperlich speist; denn ihm gilt das Wort: „Du bist ein Priester nach der Ordnung Melchisedech's auf ewige Zeiten" (V. 4.). —

Ich zweifle nicht, andächtige Zuhörer, auch ihr würdet auf die Frage: „Was haltet ihr von Christus?" (Matth. 22, 42.) ganz dieselbe Antwort geben. Wenn wir indessen die Werke und den Wandel der Menschen betrachten, so werden wir bei Vielen Alles ganz anders finden, und sie müssen eine hievon abweichende Antwort geben. Wir werden nämlich eine ähnliche Wahrnehmung machen, wie einstens im alten Testamente der Patriarch Isak, welcher sagte: „Die Stimme ist zwar Jakob's Stimme, aber die Hände sind Esau's Hände." (I. Mos. 27, 22.). So ist bei Vielen zwar die Stimme und das Bekenntniß mit dem Munde das eines Christen, allein der Wandel ist der eines Ungläubigen. Denn wir können Christen antreffen, deren Betragen und Sitten so beschaffen sind, wie wenn Christus weder Gott, noch ihr Herr wäre, oder wie wenn er ihre Thaten nicht wüßte, oder wie wenn es ihm an Macht gebräche, oder wie wenn er nicht ihr Richter, noch der Rächer ihrer Frevel, noch ihr Hoherpriester wäre. Diese muß man somit fragen: „Was haltet ihr von Christus?" Denn ihr redet anders, als ihr handelt. Die Stimme an euch ist zwar Jakobs Stimme, eure Hände aber sind Esau's Hände."

Weil übrigens Niemand dies eingestehen will, darum muß ich euch die Sache recht augenfällig darthun. Ich werde euch daher, Geliebte! in der gegenwärtigen Erbauungsstunde die verschiedenartigen Ansichten der Menschen von Christus angeben, und zugleich bemerken, wer jene seien, welche diesen Ansichten huldigen. — V. m.

Abhandlung.

I.

Einige scheinen Christus **nicht für Gott** zu halten. Wer sind diese?

Einige Menschen scheinen der Ansicht zu huldigen, Christus sei nicht mehr, als ein gewöhnlicher Mensch. So dachten die Pharisäer im heutigen Evangelium, denn sie erklärten ihn für David's Sohn (Matth. 22, 42.); daß er aber Gottes Sohn war, dies glaubten sie keineswegs. Ja, auch die Person Christi achteten sie nur sehr gering, denn bei einer andern Gelegenheit (Matth. 13, 55.) sagten sie: „Ist dieser nicht des Zimmermanns Sohn?"

Aber auch Christen gibt es, welche einer so geringschätzigen Ansicht über unsern göttlichen Heiland bezüchtigt zu werden verdienen. Es sind dies 1) jene, welche vor dem heiligsten Altarssakramente, in welchem doch Christus wahrhaft und wesentlich, mit Gottheit und Menschheit gegenwärtig ist, nur eine geringe oder gar keine Ehrfurcht bezeigen; z. B. wenn dasselbe bei der hl. Wandlung in die Höhe gehoben, oder zu Kranken in's Haus getragen wird, oder wenn sie in der Kirche vor dem Tabernakel vorübergehen. Würden solche wirklich glauben, Christus sei wahrer Gott, müßten sie nicht ihre Kniee beugen, ja sogar auf ihr Angesicht niederfallen? — Gewiß, mein Freund! wenn du einen Landmann ohne Ehrfurchtsbezeigung vor seinem König vorübergehen sähest, sogleich würdest du sagen: Der Bauer kennt den Fürsten eben nicht. Das Nämliche behaupte ich von dir, wenn ich sehe, wie du, da Christus im hochwürdigsten Sakramente gegenwärtig ist oder vorübergeht, dein Knie nicht beugest, dein Haupt nicht entblößest, deinen Heiland nicht anbetest, oder dich in dein Haus zurückziehst, oder unbeweglich stehen bleibst. Ich frage dich: „Für wen hältst du Christus? wessen Sohn ist er?" Etwa nur der Sohn eines Zimmermanns, und nicht Gottes, welcher doch, wie wir vom Psalmisten gehört haben, zu ihm spricht: „Aus meinem Wesen habe ich dich vor dem Morgenstern gezeugt?" (Ps. 109, 3.) Kennst du den Ausspruch des hl. Johannes nicht, welcher (I. Brf. 4, 3.) sagt: „Jeder Geist, welcher Christum nicht dafür bekennt, ist nicht aus Gott." Der nun bekennt Christum den Herrn nicht, der dessen menschliche Natur von der göttlichen trennt. Man

muß aber dieses von dir annehmen, wenn du ihn, da er doch zugegen ist, nicht anbetest. Sagte ja der hl. Johannes der Täufer (nach Mark. 1, 7.), „er sei nicht würdig, sich niederzubücken, um Christi Schuhriemen aufzulösen"; — Johannes, sage ich, dieser große, dieser heilige Mann! Was werden nun erst wir zu thun haben? Fürwahr, jener heidnische Cyrus wird uns Christen am jüngsten Tage beschämen, welcher nach dem Zeugnisse des Propheten Daniel (14, 3.), um den falschen Götzen Bel zu verehren, „täglich hinging, ihn anzubeten."

2) Noch verächtlicher scheinen von Christus zu denken, und ihn gleichfalls nicht höher als einen Zimmermannssohn zu erachten diejenigen, welche ihn bei der hl. Communion ohne alle Scheue in ein sündbeflecktes Herz aufzunehmen wagen. Denn solche Frevler werfen das Brod der Kinder den Hunden vor, und machen sogar aus der Engelspeise ein Hundefutter, verwandeln den Sohn Gottes in einen gewöhnlichen Zimmermann. Optatus, Bischof von Mileve, erzählt (de schismat. donat. l. 2.), einige ketzerische Donatisten, welche das heiligste Sakrament Hunden zum Fressen vorgeworfen hatten, seien von diesen zerrissen und aufgefressen worden. Seine Worte lauten: „Die Kirchenvorsteher der Donatisten (Urbanus von Formium und Felix von Idrika) befahlen, die hl. Hostien den Hunden hinzustreuen. Das göttliche Strafgericht blieb indessen nicht aus. Denn eben jene Hunde geriethen in Wuth, und zerfleischten ihre eigenen Herren, als Gottes-Räuber, die sich am heiligsten Leibe Christi versündigt hatten; ihre Zähne rächten solchen Frevel, und die Uebelthäter galten ihnen für fremd und feindlich." Dies geschah ganz recht und billig. Diese Christusverächter wollten den Sohn Gottes in der hl. Eucharistie nicht anerkennen; darum wurden auch sie von ihren eigenen Hunden nicht mehr erkannt; sie ließen Christum den Herrn von Hunden verzehren, dafür wurden auch sie von eben diesen Thieren aufgefressen. Mit unvergleichlicher Schönheit singt darum der hl. Thomas von Aquin und mit ihm die katholische Kirche in der Sequenz am hl. Frohnleichnamsfeste:

„Christen, seht die Engelspeise,
Die uns auf der Pilgerreise
Dieses Lebens hier erfreut!
Schauet an das Brod der Kinder!
Nicht zum Mahl verstockter Sünder —
Nicht durch Hunde sei's entweiht!"

II.

Andere erkennen Christum nicht für ihren Herrn an. Wer sind diese?

Andere Menschen leben so dahin, wie wenn Christus, der Sohn Gottes, nicht ihr Herr, und sie nicht seine Diener wären. — Ein Diener schenkt nämlich

1) seinem Herrn Aufmerksamkeit, umgibt und bedient ihn, wenn er sitzt, begleitet ihn, wenn er öffentlich erscheint, indem er hinter ihm hergeht. Allein wie Viele sind zu sehen, welche, wenn Christus sich vom Himmel auf den Altar herniederläßt, nicht vor ihm erscheinen und ihrem Herrn nicht dienen, nicht einmal an den Feiertagen? Wohl aus keinem andern Grunde besteht das alte Herkommen, daß unter der hl. Wandlung bei Aufhebung der hl. Hostie und des Kelches ein Zeichen mit der Glocke gegeben wird, als deshalb, damit alle Christen, wenn sie dieses hören, wissen, daß in demselben Augenblicke Christus ihr Herr vom Himmel auf die Erde niedergeschwebt ist, und sie ihm nun auf irgend eine Weise ihre Verehrung zu erzeigen, ihn gewissermaßen zu bewillkommnen und zu begrüßen hätten. Denn der Weltapostel schreibt (Hebr. 1, 6.), wenn Christus abermals in die Welt eingeführt werde, erhielten alle Engel den Auftrag, ihn anzubeten. Wenn nun dies schon bei den himmlischen Geistern der Fall ist, um wie viel mehr sind die Menschen gehalten, Christum anzubeten, wenn er durch die Wandlungsworte des die hl. Messe feiernden Priesters abermals und immer wieder in die Welt eingeführt wird? — Wie Viele gibt es auch, denen es zu beschwerlich fällt, das Allerheiligste durch die Straßen zu begleiten, wenn es einem Kranken überbracht, oder wenn es in einer öffentlichen und feierlichen Procession umhergetragen wird? Sehen wir nicht, wie die Hofbediensteten eines irdischen Fürsten diesem, wenn er im Begriffe steht, sich öffentlich zu zeigen, mit der größten Aufmerksamkeit zuvorkommen, ihn mit aller Geduld erwarten, ihn bei seinem Auftreten begleiten und ihm mit jeder nur möglichen Bereitwilligkeit folgen, wohin er nur immer gehen mag? Bekennt nicht David, jener mächtige König, sich selbst als einen Diener Christi, indem er in seinem 109. Psalme sagt: „Der Herr (Gott Vater) sprach zu meinem Herrn (zum Messias)?" Das thut jener große Fürst, und was thun wir — wir auf so niederer Stufe Stehenden?

2) Die Diener ehren ihren Herrn, und hüten sich, vor seinen Augen achtungslos aufzutreten, oder irgendwie den Anstand

zu verletzen. Besonders auffallend wird dies von den Janitscharen und sonstigen Hofleuten des türkischen Sultans beachtet. Diese stehen vor ihm da in der größten Bescheidenheit, mit unverwandtem Blicke, mit dem Ausdrucke der tiefsten Ehrerbietung in ihrer ganzen körperlichen Haltung, so daß man sie für Bildsäulen ansehen könnte. Kein Räuspern, kein Schwätzen unter sich, kein Umherschweifen der Augen, keine Bewegung des Körpers ist wahrzunehmen; mit gespanntester Aufmerksamkeit beachten sie den Fürsten, und begehen nicht das Mindeste, was ihn unangenehm berühren könnte. — Was soll man aber hier von jenen Christen sagen, welche in der Kirche — in der Gegenwart ihres Gottes, ihre Augen höchst unanständig überallhin schweifen lassen, welche unnütze Gespräche und Scherzreden im Munde führen, welche mit ihrem Geiste inzwischen bei Gastereien, Tanz und Spiel verweilen? welche kaum einmal der Anwesenheit ihres Herrn gedenken? welche dem Altare den Rücken kehren u. dgl. m.? Der Prophet Malachias (1, 6.) läßt den Herrn sprechen: „Ein Knecht ehrt seinen Herrn; .... bin ich nun euer Herr, wo ist die Furcht vor mir?" Dies mögen nun Jene sich gesagt sein lassen!

3) Die Diener verwenden ihre ganze Thätigkeit zu Gunsten ihres Herrn, und zu dessen Vortheile. Dasselbe thue auch der Christ, der Mahnung des Weltapostels zufolge, der da spricht: „Ihr möget essen oder trinken, oder etwas anderes thun, so thut Alles zur Ehre Gottes" (1. Cor. 10, 31.)! Wenn dagegen Jemand nur seinen Ruhm, seinen Gewinn, aber nicht die Ehre des Allerhöchsten, nicht das Wohl des Staates, nicht die Gerechtigkeit sucht: wie erweist sich ein solcher als einen Diener Christi, wie erkennt er so Christum für seinen Herrn an?

4) Die Diener sind ihrem Herrn gehorsam. Jene Christen also, welche den Glauben an den göttlichen Heiland mit dem Munde bekennen, durch ihre Thaten aber verleugnen, verdienen mit Recht den Vorwurf, sie sähen Christum nicht für ihren Herrn an. Ueber solche Unbild beklagt sich nämlich der Herr selbst, indem er (Luc. 6, 46.) zu den Juden spricht: „Warum redet ihr mich an: Herr, Herr! und vollziehet nicht, was ich sage?" Einige nennen nämlich Christum einfach den Herrn, — Jene, die nur im Herzen an ihn glauben, aber noch nicht Muth genug besitzen, ihren Glauben öffentlich zu bekennen. Andere nennen ihn zweimal so; dies sind die, welche im Herzen glauben und dies mit dem Munde bekennen, welche jedoch durch ihre Werke diesem Glauben noch widersprechen. Wieder Andere nennen Christum dreimal ihren Herrn; Jene nämlich, die ihn im Herzen, mit dem Munde und durch die That als ihren Herrn bekennen. So that König David, der Mann

nach dem Herzen Gottes, denn in seinem 115. Psalm (V. 7.) singt er: „O Herr, ich bin dein Diener; dein Knecht bin ich, und der Sohn deiner Magd.“ Indem sich hier David dreimal einen Diener nennt, erklärt er hiemit folgerichtig auch Christum dreimal für seinen Herrn. — Wenn du demnach, mein Freund, Christus durch deinen Wandel und deine Sitten widersprichst, nennst du ihn dann deinen Herrn? „Wofür hältst du da Christum?“ Du ziehst seinen Namen für ihn und dich in Schmach. Salvian schreibt deshalb (de provid. l. 4.): „Was ist die Würde an einem Unwürdigen? Eine Zierrath nur am Kothe. Ein schönes, aber lasterhaftes Weib ist wie ein Schwein mit einem goldenen Ring an dem Rüssel (Sprüchw. 11, 22.). Auch für uns ist der Name Christ gleichsam ein goldener Schmuck; tragen wir ihn aber unwürdig, so gleichen wir diesen unreinen Thieren mit goldener Verzierung.“

III.

Wieder Andere scheinen Christus **die Allmacht** abzusprechen oder sie doch zu bezweifeln. Wer sind diese?

Es gibt ferner Solche, welche zu leugnen, oder doch zu bezweifeln scheinen, daß Christus Alles vermag. — So „sagten“ bei Job (22, 17.) die Gottlosen „zu Gott: Gehe hinweg von uns! und achteten den Allmächtigen, wie wenn er nichts thun könnte.“

Zu diesen zählen aber

1) Jene, die in irgend einer Gefahr oder Krankheit nicht bei Gott oder Christus, sondern vielmehr bei dem bösen Geiste und dessen Handlangern, Zauberern, Wahrsagern u. s. w. Hilfe suchen. — Gesetzt, Andächtige! in einer Stadt lebte ein vortrefflicher und geschickter Arzt; die Einwohner setzten ihn jedoch bei Seite und ließen sich in ihren Krankheiten vom Schinder und von Pfuschern Arzneimittel geben, welche den Schein von Kenntniß der Heilkunde um sich werfend, mit ihren Quacksalbereien nicht Wenige bereits umgebracht, oder nur mit größter Gefährlichkeit kurirt hätten, würde dies nicht dem Arzte zur Schmach gereichen? müßte man nicht annehmen, die Einwohner jener Stadt hielten nichts auf ihn, wie wenn er nichts verstünde?

2) Wenig unterschieden von den eben Genannten sind Jene, welche sich zwar nicht nach Zauberkünsten, doch eher nach menschlichen, als nach göttlichen Hilfsmitteln umsehen,

und der Meinung leben, diese letzteren müsse man erst dann in Anspruch nehmen, wenn die ersteren allesammt vergeblich versucht wurden und die Sache bereits auf dem Punkte der Verzweiflung steht; — wie auch Diejenigen, welche die Heiden und Ungläubigen wider ihre Feinde zu Hilfe rufen; denn es kommt häufig vor, daß die um Beistand Angesprochenen Jenen, welche sie darum ersuchten, Nachstellungen bereiten, wenn sie ein Uebergewicht über dieselben gewinnen. So erging es den griechischen Kaisern, welche die Türken zu Hilfe riefen, und diesen zuletzt die Herrschaft über das Abendland einräumen mußten. Ein richtigeres Verfahren halten Jene ein, die sich zuerst an den Schutz des Himmels wenden, wie z. B. Kaiser Konstantin der Große, Theodosius und Andere; diese waren deshalb auch glücklich in ihren Schlachten; denn der Prophet Hanani sagte zu Asa, dem Könige von Juda: „Die Augen des Herrn schauen auf die ganze Welt, und verleihen jenen, welche vollkommenen Herzens auf ihn vertrauen, Kraft und Stärke“ (2. Paral. 16, 9.).

Hieher gehören auch Jene, welche in Krankheitsfällen erst dann, wenn fast keine Hoffnung auf Wiedergenesung mehr vorhanden ist, zur Hilfe Gottes und den heilbringenden Mitteln der hl. Sakramente ihre Zuflucht nehmen.

3) Derselben Ansicht scheinen auch diejenigen zu sein, welche ein nur sehr schwaches Vertrauen auf Gott haben, wie wenn es nicht in seiner Macht stünde, die Menschen zur Zeit harter Noth wunderbarer Weise zu erhalten. An dieser Klippe strauchelte der bei Gott sonst so beliebte Moses; denn nach dem Berichte der göttlichen Geschichtsurkunde (IV. Mos. 11, 21 u. ff.) sagte dieser zum Herrn: „Sechshunderttausend Mann zählt dieses Volk, und du sprichst: Ich will ihnen ein volles Monat lang Fleisch zu essen geben? Soll man so viele Schafe und Rinder schlachten, daß es für sie zur Speise hinreicht? Oder werden sich alle Fische des Meeres an Einem Orte sammeln, damit sich das Volk davon sättige? Da gab ihm der Herr zur Antwort: Ist die Hand des Herrn ohnmächtig?“ — Eben deshalb überraschte der Tod den Moses noch vor dessen Einzug in das Land der Verheißung.

Noch schlimmer dachte über Gottes Allmacht jener Fürst des Königs von Samaria. Denn als der Prophet Elisäus zur Zeit einer großen Hungersnoth eine in Bälde eintretende große Wohlfeilheit des Getraides weissagte, entgegnete dieser höhnisch: „Und machte der Herr auch Schleußen an den Himmel (daß es Getraide regnete), könnte wohl in Erfüllung gehen, was du sagst?“ Elisäus versetzte: „Du wirst es mit eigenen Augen sehen, aber nicht davon essen.“ So geschah es auch; denn jener Fürst wurde zur Strafe für sein Mißtrauen am Stadtthore von der Volks-

menge erdrückt und zertreten; und dem Worte des Propheten zufolge kostete wirklich der Schäffel Weißmehl einen Stater, ebenso viel zwei Schäffel Gerste (4. Kön. 7, 2.). — Wer nämlich Gott mißtraut, thut seiner Ehre und Macht keinen unbedeutenden Abbruch.

4) Hieher sind endlich auch die Irrgläubigen zu rechnen, welche sich Vieles, was die katholische Kirche glaubt, und was die hl. Schrift bezeugt, als etwas Unmögliches vorstellen; wie z. B. die Wesensverwandlung des Brodes in den Leib Christi, die Gegenwart des ganzen Christus in der kleinen Hostie u. dgl.; und wieder zahllose Wunder, welche sich mit dem hochwürdigsten Sakramente zugetragen haben und noch an vielen Orten zu sehen sind. Gleich den Jüngern des Heilands, welche, da sie den Herrn auf dem Meere daherwandeln sahen, sagten: „Es ist ein Geist!" (Matth. 14, 27.) rufen auch die Andersgläubigen, wenn sie dieses oder ein anderes Wunder sehen oder hören, welches Christus in seiner wahren Kirche wirkte, sofort aus: Es ist eine Täuschung, eine Erdichtung, oder Einbildung! Dadurch legen sie also an den Tag, daß sie meinen, Christus vermöge von dergleichen, die Kräfte der Natur übersteigenden Dingen nichts zu vollbringen. Ich frage euch nun, ihr mit der Einbildung Gestraften! „was haltet ihr von Christus", macht ihr am Ende gar auch aus Christus eine Dichtung, oder wie jener rationalistische Professor eine Mythe?

Alle diese Ausdrücke des Mißtrauens auf Christi Allmacht widerlegt des hl. Sängers begeistertes Wort, welcher in dem mehrerwähnten 109. Psalm dem Messias entgegenjubelt: „Herrsche über deine Feinde!" Wenn er nun ganz allein inmitten seiner Widersacher — der bösen Geister, der Juden, Heiden, Irrgläubigen — über diese alle herrscht und sich dieselben sammt und sonders unterwirft: was, sage ich, sollte er nun nicht vermögen? Was wird dieser gewaltige Simson nicht zu Stande bringen, der alle seine mächtigsten Gegner mit Einem Male zu Boden schmettern kann?

IV.

Noch Andere **sprechen** Christus **die Allwissenheit ab.** — Wer sind diese?

Einzelne gibt es auch, welche der Meinung sind, Christus habe keine Kenntniß von all' den Dingen, welche auf Erden vorgehen. So läßt der Psalmist die Gottlosen sagen: „Wie sollte Gott etwas wissen? ist denn Wissenschaft beim

Höchsten?" (Ps. 72, 11.) Und bei Job (22, 13.) lassen sich Einige vernehmen: „Was weiß denn Gott? Er urtheilt wie durch einen Nebel." (Die siebzig Dollmetscher lesen: „Was weiß denn der Starke?" Hienach wäre der Sinn: Mag zwar sein, daß Gott „stark und mächtig" ist; allein von unsern Thaten hat er keine Kenntniß und Wissenschaft.) — Diese Ansicht theilten auch jene ruchlosen Einwohner von Nazareth, welche den Heiland auf den Gipfel des Berges führten, um ihn hinabzustürzen, ohne Zweifel in der Meinung, dieser ihr Plan und ihre List bliebe ihm unbekannt (Luc. 4, 29.). Indessen Christus war scharfsichtiger, als diese; da er „mitten durch sie hinschritt und wegging" (ebend. V. 30.). Mit Diesen war übereinstimmender Meinung jener Pharisäer, welcher bei sich dachte: „Wäre dieser (Christus) ein Prophet, so müßte er wohl wissen, wer und wie geeigenschaftet dieses Weib ist, die ihn berührt (Magdalena)" (Luc. 7, 39.). Allein der Heiland legte bald darauf den Beweis ab, daß er nicht nur jenes Weib, sondern auch des Pharisäers Gedanken kannte.

Blind und albern sind sonach Jene, welche Christus für blind halten und in diesem Wahne, was nur schädlich und schändlich ist begehen, — ähnlich dem Vogel Strauß, welcher, obwohl höher, als ein Mann zu Pferde, meint, man sehe ihn nicht, wenn er seinen Kopf unter dem Laube verstecke. Weil nämlich solche Menschen Gott nicht sehen, wähnen sie, auch Er sehe sie nicht, und halten Gott eben so, wie sich selber, für blödsichtig. Auf solchen Irrwahn antwortet jene alttestamentliche Anna mit vieler Weisheit, indem sie sagt: „Ein Gott des Wissens ist der Herr; vor ihm liegen die Gedanken offen da" (1. Kön. 2, 3.). Sehr schön und wahr heißt der Herr hier „ein Gott des Wissens"; denn er kennt unmittelbar Alles, was irgendwo geschieht; er durchschaut alle Fehler, welche die gelehrtesten und scharfsinnigsten Theologen, Philosophen, Rechtskundigen, Aerzte begehen; er versteht deren gesammtes Wissen von Grund aus. — Selbst auch „die Gedanken der Menschen liegen offen vor ihm da", d. h. sie sind vor seinen Blicken ausgebreitet, wie etwa die Spiele auf der Schaubühne vor dem Fürsten, um ihn durch das Anschauen derselben zu unterhalten. — Wenn du also, christlicher Mitbruder! in deinem Herzen Rache gegen deinen Feind kochst; wenn du auf Lug und Trug sinnst; wenn du schadenbringende Plane, um Jemand zu stürzen, schmiedest; wem, frage ich dich, wem bereitest du dergleichen Gedanken? Vielleicht nur dir, so daß du allein darum weißt und Anderen heimlich schaden kannst? O, da irrst du dich, mein Lieber! Nein, Gott bereitest du diese deine Gesinnungen gewissermaßen zu einem Schauspiele, so daß er in demselben deine Verwerflichkeit erkennt. — Vatablus be-

merkt, eine andere Leseart dieser Stelle laute: „Ihm werden die Werke gezählt." Dann wäre der Sinn dieser: Vom Herrn wird Alles, was die Sterblichen thun, gezählt, gewogen und geprüft. — Wie thöricht verfahren demnach Jene, welche bei ihren Sünden zwar den Blick der Menschen fliehen, aber das Auge Gottes nicht scheuen! Der zur Rechten Gottes Thronende — er sollte unsere Angelegenheiten nicht schauen und beobachten? O gewiß! Vom Himmel sieht er sich das Treiben auf der Schaubühne dieser Welt, alle mitwirkenden Personen und deren Spiel an, um es zu seiner Zeit zu loben oder zu tadeln.

V.

Andere erkennen Christum **nicht** als unseren **Richter** an. — Wer sind diese?

Andere meinen, der Herr Jesus Christus sei entweder gar kein Richter der Menschen, oder ein ungerechter; wie wir vorhin schon eine derartige Aeußerung vernommen haben, welche lautet; „Was weiß denn Gott? Er richtet wie durch einen Nebel" (Job 22, 13.); mit andern Worten: Er sieht uns nur in undeutlichem, getrübtem Lichte und aus weiter Ferne, folglich kann er sich in seinen Urtheilen irren, und getäuscht werden.

Wer sind aber Jene, welche eine solche Lästerung gegen Gott auszusprechen wagen?

Es sind

1) Diejenigen, welche sich selber an ihren Feinden zu rächen Willens sind. Denn hiedurch reißen sie scheinbar Christus, dem Herrn und Richter, das Schwert aus der Hand, um selber Rache zu nehmen; gerade wie wenn sie auf seine Rechtlichkeit nur ein geringes Zutrauen hätten. Fürwahr, von einem Menschen, welcher mit Hintansetzung seines rechtmäßigen Richters einen fremden wählt, muß man annehmen, er verachte seinen Richter, und verschwärze dessen guten Ruf, als sei er ungerecht. Nun aber hat nach den Worten der hl. Schrift (Joh. 4, 22.) Gott Vater „das ganze Gericht dem Sohne übergeben." Wenn du dir also in deiner eigenen Angelegenheit einen Richterspruch anmaßest, so entziehest du diese Befugniß Christus deinem Richter; was selbstverständlich eine große Mißachtung seiner Person in sich schließt. Dies wollte Abt Sisois einem Bruder, welcher mit Racheplänen umging, zu verstehen geben, indem er sagte: „O Gott! wir brauchen dich jetzt nicht mehr, daß du um uns und um Wahrung unseres Rechtes besorgt bist; denn nach der

Aeußerung dieses Bruders da können und wollen wir uns selbst Recht schaffen." Als der Bruder dies vernommen, fiel er dem Abte zu Füßen und bat um Verzeihung (Leben der Väter 5. B. 16. Kap.).

2) Es zweifeln ferner am Richteramte Christi Jene, welche beim Anblicke der Uebermacht und des Glückes der Gottlosen, gegenüber den Gerechten, die unter dem Drucke und im Unglücke schmachten, bestürzt werden, und sich eine irrige Ansicht bilden hinsichtlich der Gerechtigkeit Gottes. Diese sollten jedoch wissen, daß die menschliche, staatliche Vorsehung, welche die Menschen zum irdischen Leben und zur zeitlichen Ruhe lenkt, und die göttliche und höchste Vorsehung, welche das ganze Menschengeschlecht umfaßt und zum ewigen Leben anleitet, unter sich ganz verschieden sind. Zur ersteren gehört die Zügelung der Gottlosen und die Vertheidigung der Frommen. Die letztere liebt es, zuzulassen, daß Alles seinen Verlauf habe, daß also der menschliche Wille im Besitze seiner Freiheit bleibe, daß folglich, wie es oft geschieht, die Sünden und Ungebührlichkeiten der Gottlosen wenigstens so lange geduldet werden, bis zu seiner Zeit Allen nach Verdienst vergolten wird. Diese letztere Art der Vorsehung stellt uns hauptsächlich Gottes Langmuth vor Augen, welche, da sie langsam zur Strafe vorschreitet, den Sünder zur Buße erwartet. Sie zeigt uns ferner Gottes Weisheit; denn würde der Herr in diesem Leben alle Missethaten nach Verdienst bestrafen, wie der weltliche Arm verfährt, dann würde die Welt in kurzer Zeit menschenleer sein, für die Frommen wäre keine Gelegenheit zu Tugendübungen, sowie zur Vermehrung ihrer Kronen; man würde einen zu hohen Werth auf diese zeitlichen Dinge legen, weil nur der Gerechte diese in Ueberfluß besäße; und fast Niemand würde das Gute und Edle freiwillig und aus Liebe zur Tugend, sondern nur gezwungen und aus Furcht vor Strafe erwählen.

3) Ferner sind ihnen beizuzählen alle Jene, die darüber ungehalten sind und Gott Vorwürfe machen wollen, daß die gute und gerechte Sache und die wahre Religion im Kampfe oft unterliegen; wie z. B. das Recht der Hebräer dem Unrechte der Benjamiten unterlag (Richt. 20.); wie der gerechte Kriegszug des hl. Ludwig gegen die Sarazenen mißglückte (bei Clichtoväus); wie König Sebastian die Schlacht gegen die Mauren verlor (bei Natalis); denn bekanntlich ward Ludwig von den Türken gefangen genommen und starb nachmals bei einem anderen Kreuzzuge; Sebastian dagegen ward in Afrika erschlagen. Allein bemerken wir, um hiewegen nicht irrig zu urtheilen, daß mancherlei Gründe für den unglücklichen Ausgang dieser Unternehmungen obwalten konnten. Denn war es nicht

möglich, daß auch an sonst frommen Personen einzelne Sünden strafbar waren? oder daß auch an den Verworfenen doch manches Gute Belohnung verdiente? oder daß an den Gerechten ein allzuhohes Vertrauen auf ihre eigene Kraft sträflich gewesen? oder mochte nicht etwa auch Vermessenheit dabei im Spiele gewesen sein; oder es an der Kriegszucht und an den militärischen Rüstungen irgendwie gemangelt haben? oder konnte nicht auch Lauheit der Frommen im Gebete und in der Uebung anderer Werke der Frömmigkeit eine Züchtigung verschuldet haben? — Endlich dürfen wir nicht übersehen, daß, wenn die Unternehmungen der Gottlosen eine Zeit lang auch mit dem erwünschten günstigen Erfolg begleitet scheinen, dennoch ein solches Glück keineswegs von langer Dauer ist, sondern zuletzt ein ganz schlimmes Ende nimmt. Dies ist an Nabuchodonosor, Balthasar, Cyrus, Xerxes, Alexander dem Großen, den heidnischen römischen Kaisern ersichtlich. Gleichwie nämlich ein Vater, nachdem er sein Kind mit der Ruthe gezüchtigt, später, wenn er sich mit dem Kinde wieder ausgesöhnt hat, seinen Zorn der Ruthe zuwendet, sie zerbricht oder in's Feuer wirft; ebenso verfährt auch Gott mit den Gottlosen und Tyrannen. Er bedient sich ihrer als Mittel zur Züchtigung der Frommen; aber am Ende wirft sich sein ganzer Grimm auf die Gottlosen, und er vertilgt sie. So spricht beim Propheten Oseas (2, 18.) der Herr, nachdem er sein Strafgericht hat ergehen lassen: „Bogen, Schwert und Krieg will ich von der Erde vertilgen." Und deutlicher drückt sich Gott bei Isaias (10, 5 und 6.) also aus: „Wehe dem Assyrier; er ist die Ruthe und der Stab meines Grimms, in seiner Hand ist mein Zorn. Wider ein treulos Volk will ich ihn senden und ihm gegen das Volk meiner Wuth Befehle ertheilen, daß er sich Raub hole und Beute nehme." Bald darnach (V. 12.) verspricht der Herr, diese Ruthe zerbrechen zu wollen, denn er sagt: „Aber es wird geschehen, wenn der Herr alle seine Werke auf dem Berge Sion und in Jerusalem vollbracht hat, dann will ich die Frucht des Hochmuthes des Königs von Assyrien (mit meiner Strafe) heimsuchen."

Alle nun, welche jener sträflichen Ansicht huldigen, werden durch die Worte Davids in dem von Christus im heutigen Evangelium angeführten (109.) Psalm widerlegt. Dort heißt es nämlich (V. 1.): „Es sprach der Herr zu meinem Herrn: Sitze zu meiner Rechten, bis ich deine Feinde lege als Schemmel deiner Füße"; und (V. 6.): „Unter den Völkern wird er Gericht halten, große Niederlage anrichten, die Häupter in vielen Landen zerschmettern." (Nach der richtigen Bemerkung des hl. Augustinus können diese Worte nicht von Gott-Vater, sondern müssen von Christus, dem Messias, verstanden werden.) Christus wird sonach alle Völker richten, und zwar vollkommen gerecht; denn er

wird einen gewaltigen Umsturz vornehmen, d. h. alles Verkehrte und Unbillige gerade und billig machen, einem Jeden Recht sprechen und das ihm Zustehende zu Theile werden lassen; er wird endlich „am Tage des Zornes die Könige niederschmettern" (Ps. 109, 5.), und die Stolzen zermalmen, die jetzt hochtrabend einhergehen und die Gerechten unterdrücken.

VI.

Andere halten den Herrn für einen **Tyrannen.**

Es gibt letztlich auch solche, welche sich einbilden, der Herr sei ein Tyrann von allzugroßer Strenge und ohne theilnehmende Sorge um uns. Diese Ansicht geben Einzelne bei Job (22, 14.) kund, welche über den Herrn sich also äußern: „Wolken sind sein verborgener Aufenthalt, um das Unsrige kümmert er sich nicht, und durchwandelt die äußersten Enden des Himmels"; dies will sagen: Er hat nur seinen Vortheil im Auge, für uns sorgt er nicht. — Fast ebenso, doch mehr anrufend als zweifelnd, sagten einst die Jünger bei dem Meeressturme zu dem Heilande: „Meister! liegt dir denn nichts daran, daß wir umkommen?" (Marc. 4, 38.) — Etwas zu hart drückt sich auch jener faule Knecht beim hl. Evangelisten Lucas aus, welcher sein Talent in die Erde vergrub und zu seinem Herrn (nämlich Christus) sagte: „Ich weiß, daß du ein strenger Mann bist; du nimmst, was du nicht hingelegt, und ärntest, was du nicht ausgesät hast" (Luc. 19, 21. Vgl. Matth. 25, 24.). — Eine derartige Antwort haben noch immer Einzelne in Bereitschaft, wenn sie zur Beobachtung der Kirchengebote angehalten werden. Sollen sie z. B. den Zehenten entrichten, so sagen sie: du nimmst, was du nicht gesäet hast; — sollen sie die gebotenen Feiertage halten, so entgegnen sie: Du nimmst uns den Gewinn, den wir von unserer Arbeit oder Handelschaft erzielen könnten; du hast ihn doch nicht hingelegt, daß man ihn dort hole; — sollen sie die kirchlichen Fasttage beobachten, so erwidern sie: Du nimmst uns unsere Kraft, denn das häufige Fasten erschöpft und schwächt uns. — Andere sprechen mit den Jüngern im Evangelium: Wir kommen vor Armuth, Elend in unsren Sünden um, und das kümmert dich nicht, du bist dabei ganz theilnahmslos.

Solch' eine irrige Ansicht benimmt uns die Stelle aus dem zum Oefteren erwähnten 109. Psalm David's, wo es (V. 4.) von Christus heißt: „Du bist ein Priester nach der Ordnung Melchisedech's auf ewige Zeiten." — Nach dem Berichte der hl. Geschichte (I. Mos. 14, 18. 19.) aber ging Melchisedech dem

Abraham, da er ermüdet von den Strapazen aus seinem Kriegszug heimkehrte, entgegen, opferte zuerst Gott dem Herrn Brod und Wein, reichte dies dann dem Abraham zum Genusse, und segnete ihn zuletzt. Alles dieses können wir von Christus hoffen. Denn er pflegt den durch den Kampf mit den Versuchungen Erschöpften mit seiner Süßigkeit und Tröstung entgegenzukommen; wie wir aus dem Leben des hl. Antonius wissen, welchen der Herr nach überstandenem Kampfe mit den bösen Geistern mit wundersamer Wonne erfüllte und in vernehmlicher Ansprache tröstete. Christus hat dem himmlischen Vater sein Fleisch und Blut für unsere Sünden geopfert, und opfert es noch tagtäglich durch die Hand seiner Priester. Er speist und nährt uns auch nicht nur mit Brod und Wein, oder mit dem täglichen Lebensunterhalte, sondern auch mit seinem kostbarsten Fleische und Blute. Endlich segnet er uns, indem er uns seine Gnade, die Fülle aller seiner Güter und zuletzt nach diesem Leben die Seligkeit gibt.

Schluß.

Geliebte Andächtige! Das, was wir in heutigem Vortrage vernommen haben, mag hinreichen, manches irrige Urtheil, manche schiefe Ansicht über Christus zu berichtigen und zu beseitigen. Würde darum etwa auch an uns die Frage gerichtet: „Für wen haltet ihr Christus?“ Mit freudiger Zuversicht würden wir darauf zur Antwort geben: Christus ist Gott, er ist unser Herr, er besitzt alle Macht, er kennt Alles, er ist der Richter, er gedenkt unser in Liebe. — So lasset uns denn aber auch dieser Ueberzeugung gemäß handeln: Christus als Gott anbeten, als Herrn ihm dienen, auf ihn und ihn allein vertrauen, sein allsehendes Auge allzeit scheuen, ihn als gerechten Vergelter fürchten, und als liebenden Versorger uns ihm allein vertrauensvoll anheimstellen! Amen.

Predigt auf den XVIII. Sonntag nach Pfingsten

Thema: Was wird von einer Stadt erfordert, daß sie eine Stadt Christi sei?

Eintheilung.

Hiezu wird erfordert:

I. daß sie Christum mit Freuden aufnimmt;
II. daß sie Gottes Wort begierig anhört;
III. daß sie stark sei im Glauben und in der Hoffnung auf Christus;
IV. daß sie eine große Nächstenliebe bezeige;
V. daß sie von Gottesfurcht und
VI. von Eifer für Gottes Ehre erfüllt sei.

Text: Matth. IX, 1. „Jesus stieg in das Schifflein, fuhr über, und kam nach seiner Wohnstadt."

Eingang.

Geliebte im Herrn!

Unter den Städten, welchen Christus durch seine daselbst vollbrachten Thaten Berühmtheit verlieh, nimmt die Stadt Kapharnaum eine hervorragende Stellung ein. Denn die Stadt, welche im heutigen Evangelium (Matth. 9, 1.) „die Stadt Christi" genannt wird, ist eben Kapharnaum gemeint. Und zwar heißt sie so nicht nur deshalb, weil sich Christus am häufigsten dort aufhielt und seine meisten Wunder daselbst wirkte, son-

dern auch aus dem Grunde, weil er diese Stadt wegen ihrer Ergebenheit an ihn vorzugsweise liebte. Denn sonst hätte er diese Stadt eben so schnell, wie seine Vaterstadt Nazareth, verlassen; er that Letzteres aber wegen ihrer Ungläubigkeit.

Geliebte! Wie glücklich ist nicht jene Stadt, von welcher man sagen kann: „Christus kam in seine Stadt!" Denn nach den Worten des hl. Sängers (Ps. 143, 15.) ist „glücklich das Volk, dessen Herr sein Gott ist." Uebel daran dagegen und unglücklich jene Stadt, welcher das Wort des Herrn beim Propheten Oseas (1, 9.) gilt: „Ihr seid mein Volk nicht, und ich will euer Gott nicht sein." — So lange die Israeliten fromm waren, nannte sie Gott sein Volk; so z. B. (II. Mos. 3, 7.) spricht der Herr zu Moses: „Ich habe das Elend meines Volks gesehen." Nachdem sie aber verderbt geworden waren, führte der Herr eine andere Sprache; denn (ebendas. 33, 1.) befiehlt er dem Moses: „Zieh' hinauf von diesem Orte, du und dein Volk, welches du aus dem Lande Aegypten herausgeführt." Dann folgt weiter (V. 4.): „Als das Volk diese betrübende Rede vernommen, trauerte es, und Keiner that seinen gewohnten Schmuck an."

Mit Recht dürfte sich demnach eine Stadt Glück dazu wünschen, welche gewürdigt werden konnte: „eine Stadt Christi" zu heißen. — Lasset uns daher, Geliebte! in heutiger Erbauungsstunde vernehmen, was zu einer Stadt Christi gehöre, und inwieferne Kapharnaum eine solche gewesen.

Abtheilung.

Jene verdient den Ehrentitel „einer Stadt Christi", welche den Heiland freudig aufnimmt, seine Worte gerne anhört, einen großen Glauben an ihn bezeigt, sein Gesetz beobachtet und ihn fürchtet und ehrt. — Eine solche war nun Kapharnaum, — wenigstens einige Zeit und in einzelnen ihrer Bewohner.

Abhandlung.

I.

Zu einer Stadt Christi gehört ihrerseits die freudige Aufnahme des Herrn.

Kapharnaum's Bewohner nahmen erstlich den Heiland nicht ungerne auf; im Gegentheile, nach dem Berichte

des hl. Evangelisten Lucas (8, 40.) „warteten Alle auf Ihn." Daß aber hiemit die Kapharnaiten gemeint waren, ist aus dem hl. Matthäus zu entnehmen, welcher, genau die Zeitfolge beobachtend, diese Erzählung nach dem Weggange Christi von den Gerasenern folgen läßt (Matth. 8. u. 9. Cap.). Ferner ließen sie den Herrn unbehelligt in ihrer Mitte leben, ein- und ausgehen, wie aus dem hl. Marcus (2, 1.) ersichtlich.

Demzufolge ist erstlich jene eine Stadt Christi, welche Jesus Christus als ihren Herrn freudig aufnimmt und in ihrer Mitte wohnen läßt, wenn nämlich Christus durch seine Diener, die Seelsorger und Prediger, die Stadt sittlich bessern will, wenn er die Beobachtung der Feier- und Festtage befiehlt, wenn er zur Gewinnung von Abläßen ermahnt, oder uns ermuntert, durch durch Bußwerke den Drangsalen und Strafen Gottes vorzubeugen; desgleichen wenn der Fall eintreten sollte, daß der Herr mit einer Pest oder sonst einer Trübsal in unsre Stadt einkehrt. Denn dann sollen wir unsere Sündhaftigkeit erkennen, wie wir z. B. von Lupus, Bischof von Trecasina, lesen, welcher, als der Hunnenkönig Attila diese Stadt belagerte, gefragt haben soll: „Wer ist denn dieser, daß er Alles so gegen sich unter die Waffen ruft?" Als man ihm zur Antwort gegeben, es sei Attila mit dem Beinamen „die Geißel Gottes", rief er aus: „Und ich bin Lupus, wie ein Wolf der Verwüster der Heerde Gottes, werth seiner Züchtigungen." Er ließ sofort die Stadtthore öffnen; die Feinde zogen ein, aber sie gingen gerade durch die Stadt, ohne irgend etwas Feindseliges zu unternehmen, wie wenn sie gar keinen der Bewohner sähen (Surius 4. Band).

Geradeso würden auch wir, wollten wir die Sittenverbesserer und die Strafruthen Gottes gerne hinnehmen, oftmals ohne Züchtigung davonkommen.

Im Gegenhalte hiezu gibt es aber auch eine Stadt des Teufels. Und wer bewohnt diese? Hiezu gehörten

1) die Samaritaner, welche Christum den Herrn, der bei ihnen einzukehren Willens war, wie der hl. Lucas (9, 53.) erzählt, „nicht aufnahmen, weil er eben aussah, wie Einer, der nach Jerusalem ging", d. h. wie ein Jude, um zu Jerusalem nach der Sitte der Juden anzubeten; weil er also nicht nach dem Brauche der Samaritaner den Berg Garizim bestieg.

2) Wohnen in der Stadt Satan's die Gerasener. Denn als diese sahen, daß die bösen Geister, welche der Heiland aus einem besessenen Manne ausgetrieben hatte, mit Erlaubniß Christi in eine Schweineheerde fuhren und diese in die See stürzten, baten sie ihn, er möge ihr Gebiet verlassen (Luc. 8, 37. Matth. 8, 34. Marc. 5, 17.). Christus entfernte sich also von ihnen, und

kam nach diesem, wie das heutige Evangelium (Matth. 9, 1.) bemerkt, „in seine Stadt", nämlich nach Kapharnaum.

3) Ferner sind hierunter zu rechnen die Nazarener. Diese nahmen zwar anfänglich Christum als ihren Mitbürger auf, hörten und bewunderten ihn. Aber sobald er anfing, ihren Wandel zu tadeln, da „stießen sie ihn zur Stadt hinaus und führten ihn auf die Anhöhe des Berges, um ihn hinabzustürzen" (Luc. 4, 29.) —

Andächtige Zuhörer! Es gibt noch viele Städte, welche den eben aufgeführten gleich sind Hieher zählen

a) erstlich die Städte der Andersgläubigen, welche die Glaubensfreiheit, mit andern Worten: welche die Irrlehre sich aus eigener Machtvollkommenheit anmaßten, und die katholische Kirche, als ihnen verhaßt, unterdrücken. Daher schließen sie Christus und seine wahre Kirche von sich aus, oder, wenn sie auch zugelassen wird, behandeln dieselbe schlecht und hart, oder dringen in sie, ihr Land zu räumen. Dies heißt aber im Grunde ebensoviel, als den Wunsch aussprechen, sicher und mühelos dem Teufel und der Hölle zueilen zu dürfen.

b) Dergleichen Städte finden sich einzelne aber auch bei den Katholiken. — Unter diesen wollen Einige Christum gar nicht aufnehmen, weil sie einer Besserung ihrer Sünden oder Ablegung ihrer Sünden abhold sind. So hat es zur Zeit des Entstehens der Gesellschaft Jesu nicht wenige Städte gegeben, welche diesem religiösen Orden den Zutritt in ihre Mauern verwehrten, weil er sich die Bekriegung und Ausrottung der Laster zur Aufgabe gesetzt hatte. Denn schon der weise Salomon sagt in seinen Sprüchwörtern (15, 12.): „Der verkehrte Mensch liebt den nicht, der ihn straft." Hieher gehören jene Städte und Gemeinden, welche keine andere Seelsorger lieben und annehmen wollen, als solche, die ihnen gleich sind, es in Allem mit ihnen halten, mit ihnen spielen, zechen, ihre Albernheiten mitmachen, in dieser Weise — um in der Sprache der Schrift zu reden — das Aussehen von Samaritanen haben (und nicht von strengen Juden).

Sehr häufig kommt aber auch vor, daß solche, die Christum anfänglich mit Freuden aufgenommen haben, ihn später verstoßen. So verfuhren die Nazarener mit dem Heilande (Luc. 4, 29.); und im alten Testamente die Philister mit der Bundeslade (1. Kön. 5, 4.). Letztere schafften die Arche aus dem Tempel und aus ihrem Bereiche, weil sie bemerkten, sie erweise sich ihrem Götzen Dagon als verderblich. — Als der Arzt Antonius Musa nach Rom gekommen (wo früher viele Jahre lang kein Arzt gewesen war), und den Kaiser Augustus von einem Knie-Uebel geheilt hatte, beschenkten ihn die Römer mit einer Alabastersäule, mit großen Geldsummen und der Steuerfreiheit. Als er

jedoch später anfing, Wunden zu heilen, zu brennen und zu schneiden, Hände und Füße abzunehmen, ward er gesteinigt und durch die Straßen der ganzen Stadt geschleift (Suetonius in s. Augustus). Ein gleiches Loos widerfährt oftmals den Dienern Gottes, wenn sie in ihren Predigten die Wahrheit sagen. So erging es z. B. auch dem hl. Apostel Paulus, welcher darum an die Galater (4, 15. u. 16.) schreibt: „Wo ist nun euere Glückseligkeit?" (Da ihr euch um meinetwillen glückselig priesetet?) „Denn ich gebe euch das Zeugniß, daß ihr, wenn es hätte geschehen können, euere Augen ausgerissen und mir gegeben hättet! Bin ich also jetzt euer Feind geworden, weil ich euch die Wahrheit sage?" — Die Strenge und Zucht Jesu bringt den Schweinen, d. h. den unreinen und fleischlich gesinnten Seelen, Verderben, stürzt die Laster in's Meer. Der Heiland mag ferner nicht mit den Samaritanen auf dem Berge Garizim, sondern will mit den Juden in Jerusalem anbeten, d. h. er hält es nicht mit den Gottlosen, sondern mit den Frommen. Endlich brennt und schneidet er die Seelenwunden aus; deshalb verstößt man ihn aus den Städten.

II.

Weiter wird verlangt ein eifriges Anhören des Wortes Gottes.

Die Kapharnaiten **hörten die Predigten Christi mit großer Begierde an.** Denn „sobald es bekannt war," — berichtet der hl. Evangelist Marcus (2, 2. u. ff.) — „daß Jesus in einem Hause sei, sammelten sich Viele, so daß sie selbst draußen vor der Thüre keinen Raum hatten," d. h. so daß das Haus sie nicht Alle faßte, auch vor der Thüre nicht; deswegen mußte ja der Gichtkranke durch das Dach hineingelassen werden. „Und Jesus predigte ihnen das Wort," fährt der hl. Text weiter.

Demnach ist jenes eine „Stadt Christi", welche **gerne sein Wort vernimmt**, welche sich schleunig und schaarenweise zur Anhörung desselben einfindet; — wie auch die jungen Lämmer auf die Stimme ihrer Mutter, keineswegs aber auf die eines andern Schafs herbeieilen. So kamen auch der gute Schächer und der Hauptmann herzu, da Christus am Kreuze seine Stimme erhob (Luc. 23, 40. und 47.); nicht so hingegen der linke Schächer und die Juden; waren diese ja auch keine Lämmer Christi. Jene ist demnach eine Stadt Christi, die sich gewissermassen an seine Brust lehnt und seine Worte trinkt, wie das Lamm die Milch der Mutter. Das thun aber Jene, welche der Mutterbrust des göttlichen Wortes eifrig zueilen, sich nähren und so Christus ähnlich

werden, — nach der Lehre und Ermahnung des Apostelfürsten Petrus, welcher (I. Brief 2, 2.) schreibt: „Gleich neugebornen Kindern verlanget nach der geistigen, unverfälschten Milch, um durch sie zur Seligkeit heranzuwachsen.“

Auf der andern Seite wohnen in der Stadt des Teufels Jene, welche die Milch des göttlichen Wortes einzusaugen verschmähen.

Aber solchen ruft der Heiland schauerliche Drohworte entgegen; so unter Anderen (Matth. 10, 14. u. 15.): „Wer immer euch nicht aufnimmt und euere Predigten nicht anhört, dessen Haus oder Stadt verlasset, und schüttelt den Staub von eueren Füßen. Wahrlich, ich sage euch: dem Lande der Sodomiter und Gomorrhiter wird es am Gerichtstage erträglicher gehen, als jener Stadt.“ Denn den Städten Sodoma und Gomorrha war das Wort Gottes nicht gepredigt worden, wie jener Stadt. Soll ich euch, Geliebte! ein Beispiel angeben? So vernehmt: In Persien war Milles Bischof in einer Stadt. Nachdem sein Predigen daselbst erfolglos geblieben, verfluchte er die Stadt und verließ sie. Sapores belagerte dieselbe kurz nachher mit dreihundert Elephanten, eroberte, zerstörte sie, weil sie sich des Hochverrathes schuldig gemacht, und ließ keinen Stein auf dem andern. (So berichten Sozomenus 2. B. 1. K., nach ihm Baronius z. J. 350, und Nicephorus 8. B. 37. K.). Aus demselben Grunde, nämlich wegen Mißachtung des Wortes Gottes, war einstmals auch die Stadt Venedig vom Untergange wie Sodoma und Gomorrha bedroht, hätte sie ihr Patriarch, der hl. Laurentius Justinianus, nicht durch seine Fürbitte gerettet.

III.

Weiter wird großer Glaube und Hoffnung gefordert.

a) Kapharnaum's Bewohner besaßen ferner einen großen Glauben, ein starkes Vertrauen auf Christus. Dies läßt sich einestheils daraus abnehmen, daß vier von ihnen, welche einen Gichtbrüchigen im Bette trugen, weil sie ihn wegen des Gedränges nicht in's Haus bringen konnten, auf das Dach hinaufstiegen, dasselbe abdeckten, und den Kranken sammt dem Bette vor Jesus niederließen, wie Marcus (2, 4.) und Lucas (5, 18. u. f.) berichten.

Anderntheils ist es an dem Benehmen des Gichtbrüchigen selbst ersichtlich; denn dieser hätte sich gewiß nicht unter so vielen Beschwerden zu Christus bringen lassen, wenn er nicht einen so

festen Glauben gehabt und ein solches Vertrauen zu Jesus gefaßt hätte. Der hl. Matthäus (9, 2.) bemerkt deshalb: „Da Jesus ihren Glauben sah u. s. w." — Wenn demnach jene Männer von Kapharnaum einen so großen Glauben hatten, daß sie alles nur Mögliche thaten, wie sie den Kranken Christus darstellen sollten: so schließe ich mit Recht von dem Glauben dieser Wenigen auf jenen ihrer übrigen Mitbürger.

Die heißt also eine „Stadt Christi", welche einen starken Glauben an Christus hat, welche das Dach, d. h. alle Hindernisse und Beschwerden beseitigt, um zu ihm zu gelangen, und welche allen seinen Worten glaubt, und das Vertrauen hat, dem Herrn sei Alles möglich. — So sind indessen die Andersgläubigen nicht gesinnt; denn sie glauben an Christus nicht in allen Punkten, — folglich glauben sie gar nichts. Der Kardinal Hosius sagt deshalb: „Der ist eben so gut im Banne, eben so gut ein Heide und Zöllner, der die Kirche in wenigen Punkten nicht hört, wie jener, der sie in vielen Stücken nicht hört; gerade so wie derjenige ertrinkt, über den das Wasser handbreit geht, wie jener, der vom Abgrund des Meeres bedeckt ist." (Stanisl. Reszius in s. Leben.)

b) Der Glaube der Kapharnaiten war ferner ein einziger und gleichförmiger.

Denn das Evangelium bemerkt ausdrücklich: „Der Herr sah ihren Glauben", also ihren Einen Glauben, nicht deren mehrere.

Die sonach eine Stadt Christi sein will, muß dafür sorgen, nur Einen und denselben wahren Glauben zu haben — mit Ausschluß aller Irrgläubigen.

c) Ihr Glaube war aber auch ein werkthätiger, kein bloser Verstandesglaube; denn sie hielten nicht nur dafür, sie würden dem Gichtbrüchigen bei Christus die Gesundheit erwirken, sondern sie waren auch durch die Liebe thätig, indem sie den Kranken zu Jesus brachten. Darum heißt es in der hl. Schrift: „Der Herr sah ihren Glauben" (Matth. 9, 2.); den Verstandesglauben aber kann man nicht sehen. — Der hl. Apostel Jakobus schreibt deshalb (2, 18.): „Zeige mir deinen Glauben ohne die Werke; ich aber will dir meinen Glauben aus den Werken zeigen"; — mit anderen Worten: Was nützt dich dein Glaube, den du in deinem Herzen hast, den du aber, weil er der Werke bar und ledig ist, nicht beweisen kannst? —

Herzog Georg von Sachsen, von Luther zum Uebertritte zu seiner neuen Lehre aufgefordert, gab ihm zur Antwort, die Werke Luthers und seiner Anhänger lieferten den Beweis, daß ihr Glaube nicht von Gott, sondern von Satan stamme; wie könnten

sie sonst die Gelübde, die Feste, das Fasten brechen, Tempel und Altäre entheiligen, die Sakramente in den Koth treten, die Bilder zerschlagen, die Heiligenverehrung abschaffen?

IV.

Eine Stadt Christi muß eine werkthätige Nächstenliebe besitzen.

Die Bürger der Stadt Kapharnaum hatten auch eine bedeutende Liebe gegen ihren Nächsten. Denn den Gichtkranken trugen, weil er nicht gehen konnte, vier Männer auf seinem Bette, und ließen ihn so mit vieler Beschwerlichkeit durch das Dach in's Haus herab; hiezu war nothwendig, Leitern anzulegen, das Dach theilweise abzudecken, den Kranken im Bette hinaufzuheben u. s. f. Dessen ungeachtet thun sie das Alles mit großer Anstrengung und einträchtigem Zusammenwirken; der Herr, dessen Haus abgedeckt wird, erhebt dagegen keinen Einspruch, auch die Untenstehenden beschweren sich nicht.

Jene heißt demnach mit Recht eine Stadt Christi, wo sein Hauptgebot — die Liebe, beobachtet wird; denn der Heiland erklärt selbst (Joh. 13, 35.): „Daran soll Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, daß ihr euch gegenseitig liebet." — Ein Vorbild hiezu findet sich in dem geheimnißvollen Gesichte des Propheten Ezechiel, bei welchem dieser vier lebende Wesen erschaute, welche Einen und denselben Wagen zogen, nämlich einen Menschen, einen Löwen, ein Rind und einen Adler (Ezech. 1, 5. 10.). Obgleich diese Wesen ihrer Natur und Beschaffenheit nach sehr von einander verschieden waren, so gingen sie dennoch gleichen Schrittes und einigen Sinnes dahin, wo der Geist sie hintrieb. Auf eben solche Art sollten auch die Bürger Christi sozusagen den Wagen der Gebote des Evangelium ziehen — in schönster Eintracht der Gemüther, wenn auch der Eine ein anderes Temperament hat als der Andere; Einer, wie der Mensch, — ein sanftes; ein Anderer, wie der Löwe, — ein zornmüthiges und rauhes; dieser, wie der Adler, — ein rasches; jener, wie der Stier, — ein träges. Dies will der Weltapostel mit den Worten sagen, die er an die Galater (6, 2.) schreibt: „Einer trage des Anderen Bürde, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen." Du z. B. mußt das aufbrausende Wesen, die giftigen Worte deines Nebenmenschen, dieser dagegen deine mürrische, schwermüthige Weise vertragen; du mußt dessen Schläfrigkeit, dieser deine Vor-

eiligkeit dulden; was dem Anderen fehlt, das mußt du ergänzen. Mitbürger der Stadt Christi sollen ferner geringere Unbilden und Beleidigungen geduldig hinnehmen, entschuldigen, verzeihen; sie sollen das allgemeine Beste dem Privatinteresse vorziehen u. s. f.

Dort dagegen ist die Stadt Satans, wo Zwietracht zu Hause, oder wo nur insoferne Einigkeit herrscht, als man einander zum Bösen verleitet und dem Teufel zuführt.

V.

Ein weiteres Erforderniß ist die Furcht Gottes.

Den Kapharnaiten wohnte auch Gottesfurcht inne. Denn nach dem Berichte des hl. Lucas (5, 26.) „wurden sie mit Furcht erfüllt und sagten: Wir haben heute wundervolle Dinge gesehen"; oder wie der hl. Marcus erzählt (2, 12.), äußerten sie: „So etwas haben wir noch nie gesehen." — Sie geriethen aber in Furcht ob der von Christus durch ein Wunder bewiesenen Allmacht, und machten hieraus folgenden ganz richtigen Schluß: Besitzt dieser eine so große Macht zum Gesundmachen, so wird er gewiß keine geringere haben zum Strafen. Einestheils faßten sie also Vertrauen auf Christus, als den besten und menschenfreundlichsten Arzt; anderntheils befiel sie Furcht vor ihm, als dem Rächer des Bösen.

Jene ist sonach eine Stadt Christi, worin man schwebend zwischen Furcht und Hoffnung lebt. Denn eine solche Stimmung ist das passendste Mittel, in der Gnade Gottes zu beharren, und vergewissert den Menschen hinsichtlich seines ewigen Heiles. Ein geheimnißvolles Bild hievon haben wir an dem alttestamentlichen Patriarchen Abraham. Denn von ihm erzählt die göttliche Geschichtsurkunde (I. Mos. 12, 8.): „Er schlug sein Zelt auf und wohnte zwischen Bethel und Hai, so daß er Bethel gegen Abend, Hai gegen Morgen hatte"; Bethel bedeutet aber „Haus Gottes" und Hai so viel als „Abgrund". So muß nämlich jeder Gläubige zwischen der Hoffnung auf den Himmel und der Furcht vor der Hölle wohnen. Er muß sich in die Mitte denken zwischen einer überaus glücklichen und einer höchst elenden Ewigkeit, und in Ungewißheit, welche von beiden sein Antheil sein werde. Bei Sonnenuntergang oder im Unglücke denke er an Bethel — das Haus Gottes; bei Sonnenaufgang oder im Glücke denke er an Hai oder den Höllenabgrund. — Diese Furcht darf übrigens keine menschliche und knechtische, sondern muß eine gött=

liche und heilsame sein; wir sollen uns nämlich scheuen, Gott zu beleidigen, und müssen seine Gerichte, sowie die letzten Dinge fürchten.

Umgekehrt ist in der Stadt Satan's weder Hoffnung noch Furcht, sondern entweder Verzweiflung oder eine unheilvolle eingebildete Gewißheit der Seligkeit anzutreffen.

VI.

Endlich gehört dazu Eifer für Gottes Ehre.

Die Kapharnaiten bewiesen letztlich auch Eifer für die Ehre Gottes; und zwar vor Allem der geheilte Gichtbrüchige, welcher nach dem hl. Evangelisten Lucas (5, 25.) und Marcus (2, 12.) Angesichts der Menge in sein Haus ging und Gott pries. Dann lobten und verherrlichten aber auch alle Uebrigen den Herrn (ebendas.). Endlich legten auch die Schriftgelehrten jener Stadt Eifer für Gottes Ehre an den Tag, indem sie ihren Abscheu vor Gotteslästerung kundgaben, da sich sagten: „Wie redet dieser so? Er lästert Gott!" (Marc. 2, 7.) Wiewol sie sich in ihrem Urtheil täuschten, so zeigten sie sich dennoch als Feinde der Gotteslästerung und als Eiferer für die Ehre des Allerhöchsten.

Demgemäß ist das eine Stadt Christi, in welcher Gott gepriesen wird und der Eifer für seine Ehre blüht, wo dagegen die Gotteslästerung verbannt ist, oder wenn sie gehört wird, Abscheu erregt. Denn der Herr selbst macht bei dem Propheten Malachias (1, 6.) diesen Schluß: „Ein Sohn ehrt seinen Vater, und ein Knecht seinen Herrn. Bin ich nun der Vater, wo ist meine Ehre? bin ich der Herr, wo ist die Furcht vor mir?" — Der hl. Ambrosius bemerkt zu dieser Stelle: „Wer also ein tüchtiger Christ sein will, der muß seinen Vater und Herrn allzeit loben, und Alles auf dessen Ehre abzielen lassen;" — nach Art der Nachtigall und anderer Vögel, welche frühe und Abends durch ihren Gesang Gott loben. Wenn aber Alles den Schöpfer preist, sowol was in seiner Himmelsstadt wohnt, wie die Engel und Heiligen, als auch was sich auf der Erde befindet, wie die Geschöpfe der Erde in ihrer Weise: warum sollte nicht auch der Mensch Gott beständig loben? Und wer sollte es dulden, daß der Mensch allein Gott lästern dürfte? Der hl. Erzengel Michael litt den lästernden Lucifer, welcher sagte: „Ich will dem Allerhöchsten gleich werden" (Isai. 14, 14.), nicht länger im Himmel,

sondern schleuderte ihn hinab in die Abgründe. Der gute Schächer am Kreuze gestattete nicht, daß sein Mitgekreuzigter Christum lästerte, sondern verweist ihm solches öffentlich und in harten Ausdrücken (Luc. 23, 40. u. f.). Darum sollen auch wir, in Eifer für Gottes Ehre erglühend, vor jeder Gotteslästerung Abscheu hegen, die dagegen Fehlenden zurechtweisen, oder ihnen doch ausweichen.

Als Robert, König von Frankreich, Hugo Capet's Sohn, einstmals in der Stadt Orleans um Friede und Ruhe in seinem Lande betete, erschien ihm Christus und gab ihm zur Antwort, er werde nicht eher Friede in seinem Reiche erlangen, als bis er die Gotteslästerungen und bekannten Laster ausgerottet haben würde. (So Nicolaus Boetius.) — In Spanien wurde nicht allein, was auf die Ketzerei Bezug hatte, sondern auch die Gotteslästerungen und unehrerbietigen Aeußerungen gegen die Heiligen wurden strengstens bestraft. Florimunds (de orig. haeres. l. 5. c. 6.) berichtet folgenden hieher gehörigen Vorgang. Michael de Vario aus Novarra, ein um den Thron äußerst wohlverdienter Mann und Comthur des Ordens vom heiligen Jakob, hatte einstmals den Schwur ausgesprochen: So wahr Gott lebt. Dafür wurde er ein und dreißig Tage zur Kettenstrafe verurtheilt. Als er sich deshalb beim König beschwerte, erwiderte dieser, er wolle ihm seinen eigenen Sohn als Gefährten beigeben, daß er die Last der Ketten zur Hälfte mit ihm theilte; denn er habe sich um ihn in so hohem Grade verdient gemacht, daß er ihm gerne helfen möchte. Allein im gegenwärtigen Falle finde er keinen Grund zur Begnadigung. Sein Gefängnißzimmer war zwar reich und fürstlich geschmückt, und alles Uebrige eben so prächtig wie außer dem Kerker; aber die Fesseln und Ketten, welche er tragen mußte, waren eben so hart und schwer, wie die der Gefangenen aus dem gemeinen Volke. Wollen wir also nach dem Vorbilde dieser Männer zur Stadt Jesu Christi gehören, so müssen wir die gotteslästerischen Reden nicht nur unsrerseits vermeiden, sondern auch bei Anderen auszurotten suchen; denn diese gehören in die Stadt des Teufels und bilden die Sprache der Verdammten.

Schluß.

Zum Schlusse aber bitte ich euch, meine lieben Zuhörer! befleißiget euch und gebt euch alle Mühe, daß der Ort, den ihr bewohnt, eine Stadt Christi genannt zu werden verdiene und auch wirklich sei. Wählet Kapharnaum zu euerem Vorbilde, nehmet

den Heiland mit Freuden auf, höret sein Wort gerne an, habet großen Glauben an ihn, befolget sein Gesetz, fürchtet den Herrn und eifert für seine Ehre. Thut ihr das, o dann wohl euch! Christus wird dann auch euer Herr und Gott sein. Was kann euch alsdann noch mangeln? Was wird er euch nicht Alles gewähren? Alles wird er euch geben, dessen ihr für Seele und Leib, für hier und dort, für Zeit und Ewigkeit bedürfet. Amen.

Predigt auf den XIX. Sonntag nach Pfingsten.

Thema: Warum werden die Verdammten in der Hölle mit so manchfachen Strafen gequält?

Eintheilung.

Warum werden die Verworfenen:

1) mit der Strafe des Verlustes;
2) mit innerlicher und äußerlicher Finsterniß;
3) mit Ketten;
4) mit Weinen;
5) mit Zähneknirschen;
6) mit Feuer;
7) mit der Gesellschaft der bösen Geister und
8) durch nagende Würmer gepeinigt?

Text: Matth. XXII, 13. „Bindet ihm Hände und Füße, und werft ihn hinaus in die äußerste Finsterniß!"

Eingang.

Andächtige Zuhörer!

Seltsam und merkwürdig ist der Vorgang, welchen Trebellius Pollio von dem Tyrannen Marius berichtet. Dieser, von niederer Herkunft, hatte anfänglich das Gewerbe eines Waffenschmiedes betrieben, sich aber später durch Waffenglück emporgeschwungen und zuletzt die höchste Würde angeeignet. Aber — o Wechsel des Schicksals! — auf diesem so hohen Gipfel ward Marius von einem Soldaten, welcher ihm früher bei seinem Schmiedehandwerk geholfen hatte, angefallen und mit dem Schwerte durchbohrt

unter der höhnischen Aeußerung: „Dieses Schwert hast du dir selber geschmiedet.“

Andächtige Zuhörer! Im heutigen Evangelium treffen wir einen ergrimmten König, wie er mit einem schrecklichen Todesurtheil, gleichsam mit dem Schwerte seines Mundes, über einen Uebertreter herfällt, indem er befiehlt: „Bindet ihm Hände und Füße und werft ihn hinaus in die äußerste Finsterniß, dort wird Heulen und Zähneknirschen sein“ (Matth. 22, 13.). Wollte der Verurtheilte den Herrn fragen, warum er mit der grimmigen und schreckbaren Waffe so vieler Strafen gegen ihn verfährt, er würde ohne Zweifel ihm entgegnen: „Dieses Schwert hast du dir selbst geschmiedet;“ durch deine vielfachen und verschiedenen Uebelthaten hast du dir diese Strafe zugezogen; du mußt nun herausessen, was du dir selber eingebrockt hast; — und zwar mit Recht, denn die hl. Schrift (V. Mos. 25, 2.) sagt: „Nach der Größe der Sünde soll auch die Zahl der Schläge sein:“ und in der Offenbarung des hl. Johannes heißt es: „So sehr sie (Babylon — die sündige Seele) sich groß gemacht und in Lüsten gelebt hat, so viel gebt ihr Qual und Leid;“ ferner spricht der weise Mann (Weish. 11, 17.): „Womit Jemand sündigt, damit wird er auch gestraft.“

Da sonach die Gerechtigkeit Gottes mit seiner Weisheit immerdar Hand in Hand geht, sie also keine Strafe ohne den triftigsten Grund verhängt, so können wir — wenn auch nicht einsehen, doch wenigstens vernünftiger Weise muthmaßen, aus welchen Gründen die Verdammten in der Hölle mit so vielen Strafen gepeinigt werden.

Hiebei, Andächtige! wollen wir in der gegenwärtigen Betrachtungsstunde stehen bleiben, und somit jetzt die Gründe genauer erörtern, um derenwillen die Verworfenen so vielfach gequält werden. — Vernehmt mich!

Abhandlung.

Der Strafen und Peinen, welche die Verdammten in der Hölle zu leiden haben, sind viele und vielerlei; und zwar haben sie:

I.

Die Strafe des Verlustes zu erstehen; und warum?

Als die erste und zwar Allen gemeinsame Pein der Verdammten nimmt man die Strafe des Verlustes an,

welche in dem Ausschlusse von der Seligkeit des Himmels besteht; ähnlich der Einziehung der Güter, indem der, welcher in die Verbannung zu Schacht- und Grubenarbeiten verwiesen ist, zuvor seines ganzen Vermögens beraubt, als ein Knecht bestraft und zu Allem unfähig gemacht wird. Ein solcher Zustand, in welchen der Verworfene sich versetzt sieht, beraubt den Menschen der fünf vorzüglichsten Güter, nämlich a) des himmlischen Heimathlandes, welches überdies das annehmlichste, wonnereichste und glückseligste ist; b) des schönsten Schauspiels, dessen die Auserwählten dadurch genießen, daß sie den ganzen Bau der Welt und deren Inhalt betrachten; c) des Umgangs und der Gemeinschaft mit den Engeln und Heiligen; d) des Lichtes der ewigen Herrlichkeit und folglich der beseligenden Anschauung Gottes, und e) der Verherrlichung des Leibes und der Seele.

Eine derartige Bestrafung der Verdammten ist aber vollkommen gerecht. Denn Jeder, der Sünde thut, begeht hiemit ein doppeltes Uebel: er wendet sich von dem höchsten und unvergleichlichen Gute ab; und kehrt sich einem geschöpflichen, hinfälligen, vergänglichen, eitlen Wesen zu. Deshalb spricht der Herr beim Propheten Jeremias (2, 13.): „Ein doppeltes Uebel hat mein Volk gethan: mich, die Quelle lebendigen Wassers, haben sie verlassen und sich Cisternen gegraben.“ Hierin liegt gewissermaßen eine zweifache Unbild gegen Gott. Aus diesem Grunde wird die Wegwendung von dem höchsten Gute mit der Strafe des Verlustes oder der Verwerfung von Gott geahndet, damit der Sünder zur Besinnung komme, von welch' einem hohen Gute er sich losgesagt hat. Die Hinneigung zum Geschöpfe wird aber auch mit der Strafe der S i n n e belegt, damit der sündige, sinnliche Mensch erkenne, wohin er sich gewendet, einer wie trügerischen und vorübergehenden Kreatur er sich zugekehrt hat; und damit er auf diese Weise erfahre, welch' ein großer Unterschied sei zwischen Gott, als dem Quell lebendigen Wassers, und den Geschöpfen, als durchlöcherten Cisternen. Weil nun der Sünder ebendadurch, daß er sich von Gott abkehrt, den Herrn verachtet und bei Seite setzt, indem er ihm ein Geschöpf vorzieht: so verdient er deshalb, des höchsten Gutes beraubt und von Gott verworfen zu werden. So lange der Mensch im Sündenzustande gelebt, so lange hat er Gott den Rücken gekehrt. Der Seher Ezechiel schaute die Gottlosen den Rücken dem Altare zugewandt im Tempel stehen (8, 16.): mit Recht wendet darum auch Gott dem Sünder in der Hölle seinen Rücken zu, indem er ihm seinen Anblick und sein so heiß ersehntes Antlitz entzieht; wie er es selbst einstens angedroht hat beim Propheten Jeremias (18, 17.), wo er spricht: „Meinen Rücken, nicht aber mein Angesicht will ich ihnen am Tage des Untergangs zeigen;“ — mit andern Worten: Sie haben mir, als

ich sie rief, den Rücken zugewandt; ebenso will ich ihnen, wenn sie in der Hölle jammern, ebenfalls den Rücken kehren; sie haben mich verachtet, so will auch ich sie verachten.

Ein deutliches Vorbild hievon ist an Saul zu ersehen; denn als dieser König mit Hintansetzung des ausdrücklichen Gebotes Gottes und Samuels dem Amalek Beute abgenommen hatte, und von dem Propheten verlangte, er solle zurückkehren, um dem Herrn zu opfern, weigerte sich Samuel dessen und sagte: „Ich will nicht mit dir zurückkehren. Weil du das Wort des Herrn verworfen hast, so hat der Herr auch dich verworfen, so daß du nicht länger mehr König von Israel seist“ (1. Kön. 15, 26.). Der Prophet wandte sich also, um den gottlosen König zu verlassen (ebend. V. 27.), weil dieser vorher dem Samuel, welcher ihm aus Auftrag Gottes befohlen: „Zieh' hin, schlage Amalek, und vertilge Alles, was sein ist, und nichts lasse übrig und bringe als Beute heim“ (ebend. V. 3.), den Rücken gekehrt hatte. Weil aber der Befehl des Propheten der Befehl des Herrn selbst gewesen, darum setzt Samuel bei: „Weil du das Wort des Herrn verwarfst, darum hat der Herr dich verworfen.“ Es ward also hier Gleiches mit Gleichem vergolten. — Allein was geschah dann? Als Samuel vom Könige Saul schied, wollte dieser den Zipfel seines Mantels erfassen, aber er zerriß“ (ebend. V. 27.). Samuel aber sagte zu ihm: „Der Herr hat heute das Reich Israel von dir gerissen.“

Ganz so verfährt die göttliche Gerechtigkeit mit dem Sünder. Dieser reißt gewissermaßen dem Herrn den Saum seines Mantels ab, weil er Gott seine Herrlichkeit und seinen ganzen Endzweck raubt und alles das auf das Geschöpf überträgt. Was Wunder also, wenn Gott umgekehrt dem Sünder das Reich der himmlischen Glorie und die höchste Seligkeit entzieht? wenn er dem das Gewand der Herrlichkeit nimmt, welcher ihn seiner Krone beraubt hatte?

II.

Warum werden die Verdammten in der Hölle mit Finsterniß bestraft?

Die Verworfenen haben in der Hölle auch Finsterniß zu leiden; und zwar eine zweifache: eine innerliche und eine äußerliche Finsterniß.

1) Die innerliche Dunkelheit ist das Vergessen der vergangenen Genüsse in der Art, daß die Rückerinnerung auf sie die Verdammten keineswegs erquickt, sondern peinigt, so daß also der eigentliche Genuß der Vergessenheit anheimfällt. In diesem

Sinne klagt der Prophet Jeremias (Klagel. 3, 17.) Namens der Verlorenen: „Ferne ist meine Seele vom Frieden" (d. h. vom Glück und von den Freuden dieses Lebens); „des Guten habe ich vergessen." — Gleichwie nämlich die Seligen im Himmel der vorausgegangenen Mühen nicht mehr gedenken ob der Größe der dafür empfangenen Belohnungen; ebenso vergessen umgekehrt die Verdammten in der Hölle der Güter dieser Welt ob der Entsetzlichkeit ihrer Strafen. Darum mußte in dem evangelischen Gleichnisse (Luc. 16.) Abraham dem reichen Prasser in der Hölle die Genüsse seines vergangenen Lebens in's Gedächtniß zurückrufen durch die Worte: „Sohn! bedenke, daß du Gutes in deinem Leben empfangen hast" (V. 25.). Den Verdammten nützt es nämlich so wenig, einstens glücklich gewesen zu sein, wie wenn sie es nie gewesen wären. Sie bezeugen das selber, indem sie der weise Salomon (Weish. 5, 8. u. 9.) also reden läßt: „Was hat uns der Stolz genützt? oder was hat uns die Prahlerei mit Reichthum eingetragen? Dies Alles ist vorübergegangen wie ein Schatten."

2. Die äußerliche Finsterniß besteht in der undurchdringlichen Dunkelheit und Nacht der Hölle, welche von der Sonne und jeder Art von Licht, so weit entfernt, und von der ungeheueren Last der Erde eingeschlossen ist; daher sie denn der Heiland selbst im heutigen Evangelium „die äußerste Finsterniß" nennt, d. h. dicht und schwarz im höchsten Grade.

In eine solche Finsterniß aber gerathen die Verworfenen mit vollem Rechte; hatten sie ja doch während ihres Erdenlebens die Finsterniß geliebt — sowol die innere als die äußere. Die innerliche, die geistige Blindheit liebten sie, da sie dieser den Vorzug vor dem Lichte gaben; so daß sie sich derselben nicht wollten entreißen lassen, wiewol sie dieses leicht gekonnt hätten; im Gegentheile jene, die sie davon befreien wollten, entweder verwünschten oder verhöhnten, nach dem Zeugnisse des hl. Johannes (3. 19.), welcher in seinem Evangelium sagt: „Das ist das Gericht, daß das Licht in die Welt kam, und die Menschen die Finsterniß mehr liebten, als das Licht." Sie werden deshalb verdientermassen zu jener Finsterniß verdammt, aus welcher keine Rettung mehr möglich ist, wie der hl. Augustinus (ep. 120. ad Honorat.) bemerkt. Die äußerliche Finsterniß, die Nacht und dunkle Orte suchten sie auf; denn daran freut sich der Sünder, um seine Diebstähle zu verüben, seinen Wohllüsten, Verführungen, Betrügereien und sonstigen Schlechtigkeiten nachzugehen.

Diese doppelte Art von Finsterniß liebten z. B. jene zwei lasterhaften Alten, welche der keuschen Susanna nachstellten; — die innere, denn „sie verkehrten," wie die hl. Schrift sagt (Dan. 13, 9.), „ihren Sinn, und wandten die Augen ab, um den Him-

mel nicht mehr zu sehen und der gerechten Gerichte nicht mehr zu gedenken." Die äußere Dunkelheit liebten sie, denn sie sagten zu Susanna: „Die Thüre des Baumgartens ist geschlossen, und Niemand sieht uns" (ebend. V. 20.). Daher mußten sie mit allem Rechte an sich selbst erfahren, was sie der Susanna hatten aufbürden wollen; denn sie wurden gesteinigt, während sie diese gesteinigt wissen wollten. Sehr schön leitet der Prophet Daniel aus der Verläumdung dieser beiden Richter ihr eigenes Todesurtheil ab, und verkündet es ihnen. Der Eine behauptete nämlich, Susanna unter einem Mastixbaume gesehen zu haben; diesem antwortete Daniel: „Siehe, ein Engel Gottes . . . . wird dich mitten durchhauen" (ebend. V. 55.). Zu dem anderen, welcher vorgab, Susanna unter einem Pflaumenbaume gesehen zu haben, sagte der jugendliche Prophet ganz passend: „Der Engel des Herrn wartet mit seinem Schwerte, um dich mitten auseinander zu spalten" (eb. V. 59.); dies will sagen: Weil ihr sie unter dem Baume gesehen haben und entehren wolltet, aber in euerer Aussage getreu seid, so gehet jetzt eurem traurigen Schicksal entgegen, und werdet selbst getrennt, nämlich von Gott.

III.

Warum werden die Verdammten mit Ketten und Banden bestraft?

Eine weitere Strafart der Höllenbewohner bilden die Fesseln, wie aus dem Urtheilsspruch des Königs im heutigen Evangelium zu entnehmen, welcher lautet: „Bindet ihn an Händen und Füßen u. s. f." (Matth. 22, 13.).

Auch diese Strafe wird ganz mit Recht über sie verhängt. Denn die Verdammten hatten in ihrer irdischen Laufbahn die sanften Bande Jesu Christi verschmäht und zerrissen; wie der Herr beim Propheten Jeremias (2, 20.) klagt: „Von Alters her hast du mein Joch zerbrochen, meine Bande zerrissen und gesagt: Ich mag nicht dienen." Darum müssen sie, die hienieden sich von Christus nicht wollten binden lassen, in der Hölle von Satan gefesselt und angekettet werden. — Wenn der Mensch noch Kind ist, wird er angebunden, damit er nicht aus der Wiege herausfalle; ist er aber einmal größer geworden und herangewachsen, so geschieht dies nicht mehr. Die Thiere dagegen, z. B. Pferde und Rinder, werden in ihrem ersten Alter nicht angebunden, sondern erst nachdem sie groß geworden sind. So werden die Frommen, welche allein den Namen Menschen in Wahrheit verdienen, so lange sie noch auf dieser Welt leben, an das sanfte Joch Christi

gebunden; im Himmel dagegen werden sie frei einherwandeln. Die Verworfenen aber, welche ein thierisches Leben führen, wandeln auf Erden frei hin und wieder, indem sie das Joch der Gebote Christi abschütteln; allein in der Hölle werden sie in ewige Fesseln geschlagen werden. Weil sie mit Verachtung des Joches Christi sich das Joch Satan's auferlegt haben, so müssen sie dieses auch tragen, und zwar auf ewig.

IV.

Warum müssen die Verdammten in der Hölle zur Strafe weinen und heulen?

Bei den Verworfenen in der Hölle herrscht ferner ewiges Weinen und Jammern wegen des Verlustes der Zeit und so vieler Güter, sowie über das Hereinbrechen so vielseitigen Unglücks. Deshalb spricht der göttliche Heiland: „Dort wird Wehklagen sein" (Matth. 22, 13.); Dies will sagen: Kein Jammern dieser Welt wird mit den in der Hölle zu hörenden Klagen zu vergleichen sein, weil uns hienieden kein so empfindlicher Verlust treffen kann, wie jenseits.

Die Verdammten werden aber dort vollkommen mit Recht weinen und klagen. Denn

1) sie konnten auf Erden durch keinerlei Gründe zu Thränen der Buße vermocht werden. Christus weinte um ihretwillen, und vergoß in seinem Leiden an seinem ganzen Leibe, wenn ich so sagen darf, blutige Zähren. Vor ihren Augen weinten deren Aeltern, um ihre ungerathenen Kinder auf die rechte Bahn zurückzubringen; es weinten die Beichtväter und Prediger, indem sie die Sünder durch Bitten und Mahnen zur Buße aneiferten; es weinten die Engel des Friedens, da sie des Sünders Ohr mit innerlichen Einsprechungen bestürmten. Allein umsonst. Sie waren härter, als Fels; nicht ein einziges Zährlein war solchen Steinherzen zu erpressen. Nun denn: so mögen sie in der Hölle weinen, ewig jammern, vergeblich klagen, nachdem sie hienieden so kurze Zeit und mit so großem Nutzen nicht haben weinen mögen!

Als die Brüder auf dem Berge Neutra einstmals den hl. Abt Makarius gebeten hatten, zu ihnen zu kommen, und sie mit einer heilsamen Ermahnung zu erquicken, begann er unter Thränen also zu sprechen: „Brüder, lasset uns weinen, aus unsern Augen sollen Thränenströme sich ergießen, ehevor wir von hier dorthin wandern, wo Gluthzähren unsern Leib verbrennen!" So lautete der Eingang, so der Verlauf, so der Schluß seiner Ansprache.

Und durch seinen Vortrag innerlich erschüttert, weinten die Brüder allesammt, sanken zur Erde und riefen: „O Vater! bitte für uns!" (Pelagius bei Rosweid; 3. B. Nr. 9.)

2) Werden die Verdammten deshalb weinen, weil, so lange sie auf Erden wandelten, sie immer nur zu lachen, Andere zu verhöhnen, sich zu freuen und zu jubeln pflegten. Wir wissen aber, daß der Heiland einstmals gesprochen: „Wehe euch, die ihr jetzt lachet; denn ihr werdet trauern und weinen!" (Luc. 6, 25.) Wenn jetzt die Sünder zur Buße aufgefordert, wenn sie zurechtgewiesen, wenn sie mit Drohungen erschreckt, ja sogar wenn sie gezüchtigt werden, so lachen sie oftmals, und verhöhnen jene, die sie bessern wollen, wie die Menschen kurz vor der Sündfluth thaten. Berosus von Chaldäa (2. B.) erwähnt: „Zu jener Zeit gab es Viele, welche von dem hereinbrechenden Untergang der Welt predigten, weissagten, und Schriften in Steine machten; aber die damaligen Menschen gewöhnten sich daran und lachten über das Alles." Wie Jene, so verfahren auch heutzutage noch die verstockten Sünder, welche ebenfalls — um mit dem weisen Salomon (Sprchw. 10, 23.) zu reden — „mit lachendem Munde eine Schandthat begehen." Hören wir hier eine Schilderung, wie sie der Prophet Isaias (22, 12. u. f.) entwirft: „Der Herr, der Gott der Heerschaaren, wird an jenem Tage zum Weinen und Wehklagen, zum Kahlscheeren und Umgürten des Bußsacks rufen. Aber siehe da: Freude und Lust! Man tödtet Kälber und schlachtet Widder, man ißt Fleisch und trinkt Wein und sagt: Lasset uns essen und trinken, morgen müssen wir ja doch sterben!" Allein, wie lautet die Antwort Gottes darauf? Der hl. Seher fährt fort: „Darum kam zu meinen Ohren des Herrn der Heerschaaren Stimme: Diese Missethat wird euch nicht vergeben werden, bis ihr sterbet, spricht der Herr." Oder mit andern Worten, wie sie der Prophet Amos (8, 10.) dem Herrn in den Mund legt: „Euere Feste will ich in Trauer, und alle eure Gesänge in Wehklagen verwandeln; über eure Rücken all' will ich ein Trauerkleid und über alle Häupter Kahlheit bringen; ich werde es in Leid versetzen wie um den einzigen Sohn, und sein Ende einem bitteren Tag gleich machen."

3) Sie werden weinen, weil sie so vielmals den Augen Anderer Thränen ausgepreßt haben. Es ist sonach billig, daß auch sie in Thränen schwimmen. Denn im Buche der Sprüchwörter (11, 25.) heißt es: „Wer tränkt, der wird selbst auch getränkt werden." Sie haben Andere mit Zähren getränkt; darum mögen sie selbst auch damit getränkt werden; und zwar nach „einem eingedrückten, gerüttelten Maße" (Luc. 6, 38.).

4) Endlich ist es recht und billig, daß die Verdammten wehklagen nach Art der Frauen, weil sie nicht gestritten haben gleich Männern. Diesen Bescheid gab einstmals die Mutter des Königs Chiquito von Granada diesem ihrem Sohne, da er, vom Throne gestoßen und aus der Residenz vertrieben, beides von Ferne anschaute und dabei weinte: „Weine nur jetzt wie ein Weib, da du nicht wie ein Mann gefochten hast.“ (So Anton von Guevara.)

V.

Die Verdammten knirschen mit den Zähnen. — Warum? —

Eine weitere Strafe der Verdammten besteht im Zähneknirschen, wie das Evangelium besagt: „Dort wird Zähneknirschen sein“ (Matth. 22, 13.). Hierunter kann man sich theils den unausstehlichen Hunger, theils den grimmigsten Frost denken, welchen die Höllenbewohner zu leiden haben. —

Die erstere Pein, den Hunger, anlangend, bezeugt der Psalmist: „Sie werden Hunger leiden wie Hunde“ (Ps. 58, 7. 15.). Mit diesem Hunger muß man sich einen maßlosen Durst verbunden denken; wie an dem reichen Prasser zu ersehen ist (Luc. 16, 24.). Auch dieses ist eine sehr empfindliche Qual. Denn was thut der Mensch nicht, um seinen Hunger und Durst zu befriedigen? Es hat schon Manche gegeben, welche Pferde, Hunde, Katzen, Mäuse, Ratten, Heu, Leder, Unrath gegessen haben. — Als König Kambyses mit einem Kriegsheere gegen Aethiopien zog, „litten,“ wie Seneka (de ira l. 3. c. 20.) bemerkt, „die Soldaten Hunger. Zuerst aßen sie die zartesten Zweige und Spitzen von den Bäumen, dann weichgekochtes Leder und was sonst die Noth zu einer Speise gemacht hatte. Nachdem in der Sandwüste auch die Wurzeln und Kräuter ausgegangen waren, und die Einöde sich sogar arm an Thieren erwies, ward der zehnte Mann durch das Loos erwählt und mußte zur Nahrung dienen, — was noch grimmiger, als der Hunger selbst war.“ Dies ist übrigens noch wenig. Manche Mütter haben ihre eigenen Kinder umgebracht und verzehrt; ja Einzelne sogar ihre eigenen Glieder angenagt, um ihren Hunger in etwas zu stillen. Grausamer und wüthender, als ein Schwert, ist sonach der Hunger, der durch solch' unmenschliche Mittel vertrieben wird. So ein Schwert aber haben sich die Verdammten selbst geschmiedet. Denn der Heiland spricht: „Wehe euch, die ihr gesättigt seid, denn ihr werdet hungern“ (Luc. 6, 25.). Als Beispiel kann uns

jener reiche Prasser dienen, welcher so inständig bat, seine in der Höllengluth vor Durst lechzende Zunge abkühlen zu dürfen. Und warum hauptsächlich die Zunge? Weil er eben durch diese in unmäßig genossener Speise und Trank, nämlich bei seinen täglichen Gelagen sich schwer versündigt hatte (Luc. 16, 24. 19.). Das Uebermaß in Völlerei mußte demnach mit übermäßigem Durste bestraft werden.

Nicht wenige Schriftforscher erklären dieses Zähneknirschen auch als Folge des Frostes, weil eben die Kälte die Zähne klappern macht. Wenn also die Verdammten Frost auszustehen haben, so ist auch diese ihre Strafe eine gerechte, weil sie durch keinerlei Wohlthaten Gottes, durch kein Mahnen, Bitten, Liebkosen, Drohen und Strafen zur Liebe Gottes erwarmen wollten. Wer durch so viele Gutthaten Gottes, besonders durch die Menschwerdung, nicht in Liebesgluth aufflammen konnte, — wohin, frage ich, gehört ein Solcher sonst, als in die starrende Eiskälte der Hölle?

VI.

Warum werden die Verworfenen mit Feuer bestraft?

Eine andere, gleichfalls sehr empfindliche Strafe erleiden die Verworfenen in der Hölle durch das Feuer. — Daß eine solche Gluth im Orte der Verdammniß lodert, dies bezeugt uns der göttliche Heiland an sehr vielen Stellen im Evangelium; und sein Wort allein muß uns die genügend vollgiltige Bürgschaft für die Wahrheit sein.

Die göttliche Gerechtigkeit wollte aber die Verdammten in der Hölle hauptsächlich mit Feuerstrafen aus folgenden Gründen:

1) Unter allen uns bekannten Strafarten ist das Feuer die schwerste und schärfste. — Ebenso ist auch die Sünde, welche die Verworfenen begangen und unbußfertig in die andere Welt mit hinübergenommen haben, unter allen Uebeln das größte. Dem bedeutendsten Vergehen gebührt also auch die empfindlichste Züchtigung.

2) Weil ferner die Menschen am meisten durch das Feuer der Wollust, des Geizes, der Ueppigkeit, des Zornes, Neides und der Unmäßigkeit sündigen, müssen sie darum auch durch die Flammen bestraft werden; gleichwie auch Absalon, weil er sein Haar allzusehr liebte, und an seinen Locken ein eitles Wohlgefallen fand, mit diesem an einem Baume hängen blieb und elend umkam (2. Kön. 18.).

3) Endlich hat Gott, um die Menschen während ihres Lebens in ihrem sündigen Hange zu zügeln, „Feuer und Wasser“ — die schwerste Strafe einer=, und das süßeste Labsal andererseits — „vorgelegt, so daß sie, wonach sie wollten, ihre Hand ausstrecken könnten“ (Eccli. 15, 17.). Wählen sie nun das Feuer, so mögen sie es sich selbst zuschreiben. So ist also diese Höllengluth das Schwert, welches sich die Verdammten selber geschmiedet haben.

Daß aber die Gluth des Höllenfeuers durch Schwefel noch erhöht wird, bezeugt der hl. Johannes an mehreren Stellen seiner Offenbarung (14, 10. — 19, 20. — 20, 9. — 21, 8.), wo er erklärt, die Verworfenen seien in einen Pfuhl von Feuer und Schwefel geworfen. Jenen aber gebührt der Schwefeldampf, welche an dem Kothe und Unrathe des Geizes, der Völlerei und Unzucht Freude fanden gleich den verderbten Einwohnern von Sodoma, und welche — um mit der hl. Schrift (Joel 1, 17.) zu reden — „wie das Vieh in seinem Unrath verfaulen.“ Weil ferner die verweichlichten Weltlinge und Sklaven des Fleisches ihren Geruchsinn nur immer mit lieblichen Düften erquickten, ihre Gewande mit köstlichen Wohlgerüchen bestrichen, dagegen einen widerlichen Geruch nicht vertrugen, sich vor gemeinen Leuten, Gefangenen, Armen, Kranken und deren Geschwüren scheuten: darum begegnet ihnen, was beim Propheten Jeremias (3, 24.) zu lesen: „An jenem Tage . . . wird es statt der Wohlgerüche Gestank geben.“ Daher kommt es oftmals, daß solche, die ganz weichlich aufgezogen worden, im Tode einen abscheulichen Geruch verbreiten; wie dies nach dem Zeugnisse der hl. Schrift (2. Mach. 9, 12.) dem König Antiochus Epiphanes widerfuhr, welcher, dem Tode nah', seinen Gestank selbst nicht mehr ertragen konnte.

VII.

Die Verworfenen werden mit der Gesellschaft der bösen Geister gequält. — Warum?

Zur weiteren Strafe müssen die Verworfenen in der Hölle beständig in Gesellschaft der bösen Geister und anderer Verdammten sein; denn von dem ewigen Höllenfeuer sagt unser göttlicher Heiland (Matth. 25, 41.) deutlich und bestimmt, „es sei dem Teufel und seinem Anhange bereitet.“ — Gleichwie es den Seligen zur höchsten Wonne gereicht, mit anderen Auserwählten umzugehen, so verursacht es umgekehrt den Verworfenen ein namenloses Leid, bei den Teufeln und anderen Verdammten zu sein; einmal deshalb, weil es etwas höchst Betrübendes ist, immerdar unter Un=

glücklichen zu weilen, den Anblick aller Uebel, welche ihnen zugefügt werden, ertragen und deren Weheklagen vernehmen zu müssen; dann auch darum, weil sie sich alle unter einander hassen und anfeinden; und aus dem Grunde, weil es sehr glaublich ist, daß auch noch nach dem Gerichtstage die Teufel die Menschen quälen, und die Verdammten sich selber gleich wüthenden Hunden gegenseitig verfolgen werden. Hierauf scheinen die Worte des weisen Sirach Bezug zu haben, wo er sagt: „Es gibt Geister, welche zur Rache erschaffen sind, und durch ihren Ingrimm ihre Qualen vermehren.“ (Eccli. 39, 33.)

Diese Marter ist übrigens ganz billig. Die Verworfenen sollen die Milde und Gütigkeit ihrer Herren, denen sie sich durch die Sünde unterworfen, kennen lernen; oder wie der gelehrte Schriftausleger Nikolaus von Lyra zu dieser Stelle bemerkt: „Die Jenen freiwillig in der Schuld untergeben waren, sollen ihnen jetzt unfreiwillig in der Strafe unterworfen sein.“ — Als der Hohepriester Ananias den Nebenstehenden befahl, den hl. Paulus auf den Mund zu schlagen, sagte dieser: „Gott wird dich schlagen, du übertünchte Wand!“ (Apstg. 23, 2. u. 3.) Mit gleichem Rechte wird der Herr, weil die Verworfenen wider allen Fug Andere zu schlagen und zu unterdrücken pflegten, eben deshalb seinen Dienern, den Teufeln, befehlen, jene in der Hölle wiederum dafür zu züchtigen. — Nachdem Kaiser Valerian die Heiligthümer der christlichen Religion mit Füßen zu treten begonnen, ward er von dem Perserkönig Sapor gefangen genommen, und mußte diesem, so oft er zu Pferde stieg, statt eines Schemmels dienen; er wurde sonach von diesem im eigentlichen Sinne mit Füßen getreten (Euseb. Kirch.-Gesch. 7. B. 9. K.). Gerade so ergeht es den Verworfenen. Gott und seine Heiligthümer allesammt haben sie schmählich verachtet, gewissermaßen in den Staub getreten. Dafür werden sie auch von den bösen Geistern wie Fußschemmel und Sklaven derselben behandelt. Weil endlich die Verdammten lieber die Befehle Satan's, als die Gebote Gottes vollziehen wollten, und in widrigen Zufällen bei jenem Rath und Hilfe suchten, so werden sie von ihm auch Schläge zum Lohne erhalten, wie die Juden in Aegypten von Pharao für die Ziegelarbeiten, welche sie zum Vortheile des Königs gethan hatten (II. Mos. 5.). Diese Schlußfolgerung zieht wenigstens schon der weise Salomon, indem er (Weish. 11, 16.) sagt: „Weil sie in ihrer Thorheit stumme Schlangen und verächtliche Thiere verehrten, darum sandtest du (o Herr!) wider sie eine Menge stummer Thiere zur Strafe, auf daß sie erkenneten, daß man, womit man gesündigt hat, damit auch gestraft werde.“ Nicht ohne Wahrscheinlichkeit folgern Einige hieraus, die bösen Geister würden, um die Menschen, die Genossen ihrer Strafen, zu ängstigen, verschiedene Gestalten

schrecklicher Thiere annehmen, je nachdem jene gesündigt hatten, dem Ausspruche der hl. Schrift (V. Mos. 32, 24.) zufolge, wo der Herr sagt: „Den Zahn wilder Thiere will ich über sie senden, sammt der Wuth der Schlangen und des Ungeziefers, das da schleicht auf der Erde." Die Augen der Ausgelassenen werden sie in Schrecken setzen durch den Anblick von Ungethümen, Löwen, Drachen, Schlangen, Kröten; die Ohren der Vorwitzigen durch Geheul, Jammern, Geschrei, Flüche; der Nase werden sie wehe thun durch den abscheulichsten Geruch; der Zunge und dem Gaumen durch Bitterkeit und Wermuth, durch Schlangengift und Drachengalle und sonst Bitteres; den Tastsinn durch die Gluth der Flammen, durch das Aneinanderpressen der Leiber in Folge des beschränkten Raums. Alle jene also, welche sich hienieden sträubten, mit ihren Feinden zu reden, zu essen, beisammen zu sitzen, und lieber jegliches Andere erdulden wollten, — wie gerecht werden sie dort dafür gestraft, wenn sie mit ihren Feinden, und mit den ihnen am feindseligsten gesinnten Teufeln eine ganze Ewigkeit zusammenhausen müssen und nie von ihrer Seite weichen können!

VIII.

Die Verworfenen quält ein nagender Wurm. — Weshalb?

Die achte Qual, welche die Verworfenen erwartet, besteht in dem Wurme, welcher unabläßig nagt; wie schon der Prophet Isaias (66, 24.) bezeugt und mit Anwendung dieser Worte unser göttlicher Heiland spricht: „Ihr Wurm stirbt nicht und ihr Feuer erlischt nicht" (Marc. 9, 47.). Unter diesem „Wurm" verstehen viele heilige Väter und kirchliche Schriftsteller Würmer im wahren und eigentlichen Sinne des Wortes, welche die Höllenbewohner quälen werden. So z. B. der hl. Augustinus (civ. Dei l. 21. c. 9.), der hl. Basilius (inps. 33.), Papst Innocenz III. (de conat. mund. c. 1.). Der hl. Anselm (in elucid.) drückt sich also aus: „Die dritte Strafe in der Hölle besteht in den nie sterbenden Würmern, d. h. Schlangen und Drachen — schreckbar durch ihr Aussehen und ihr widerliches Gezische; sie leben im Feuer wie der Fisch im Wasser." — Derlei kriechendes Ungethüm ist aber eine ganz passende Strafe für die Verworfenen. Weil nämlich fast „alles Fleisch seinen Weg auf Erden verkehrt hatte" (I. Mos. 6, 12.), und die meisten Sünden der Verdammten fleischliche Vergehungen sind; weil wir sehen können, wie allenthalben Wollust, Unmäßigkeit im Essen und Trinken wüthen, so

dienen zur gerechten Strafe diese Würmer, welche aus der Schlemmsucht und Wollust, somit aus faulem Fleische zu entstehen pflegen. Der hl. Gregorius sagt deshalb (moral. l. 16. c. ult.): „Was ist das Fleisch anders, als Fäulniß und Gewürm? Und wer immer fleischlichen Gelüsten nachjagt, was liebt ein solcher anders, als Würmer?"

Die meisten andern Kirchenväter und Schriftforscher verstehen ganz richtig unter diesem „Wurme" auch das Gewissen, welches die Verdammten foltert. Und zwar ist es dieses, welches

1) ihnen jene ihre aufgehäufte Schuld und ihre Schandthaten vor Augen stellen wird, welche sie vordem nicht achten und anerkennen wollten. So hat der Diakon Theodosius seinen Bruder, den Kaiser Constans, welcher ihn vorher in ein Kloster gesteckt, und später auf ganz ungerechte Weise hatte umbringen lassen, häufig mittelst nächtlicher Erscheinungen in Diakonenkleidung verfolgt, unter Darreichung eines mit Blut gefüllten Bechers zu ihm gesprochen: „Bruder, trink'!" und diesen, da er die Flucht ergriff und seinen Aufenthaltsort veränderte, mit noch mehr Zurufen zugesetzt. (Theophan. b. Baron. z. J. 659.) Denn beim Propheten Ezechiel (35, 6.) steht geschrieben: „Obwol du das Blut hassest, soll Blut dich verfolgen."

2) Wird ihnen das Gewissen die Größe der himmlischen Belohnungen vor Augen stellen, welche sie aus eigener Schuld verscherzt, ebenso die Schwere und ewige Dauer der Strafen, welche sie sich freiwillig zugezogen haben. Weil sie nämlich dieses in ihrem Erdenleben gleich Blinden nicht sehen wollten, so müssen sie es jenseits mitten in Qualen schauen; wie auch der reiche Prasser in seiner Pein den Lazarus erblickte, den er vorher vor seiner Thüre liegend nicht hatte wahrnehmen wollen. Diesen Gewissenswurm reizt und muntert die göttliche Gerechtigkeit noch auf, indem sie bewirkt, daß die Verworfenen in ihrem Inneren dies Alles beständig und ernstlich erfassen, erwägen und überdenken müssen.

3) Das Gewissen wird wie ein Wurm die eitlen Wünsche verzehren, welche die Verdammten in ihrer Seele trugen; indem sie z. B. dachten: O hätte ich doch Dieses oder Jenes gethan! O dürfte ich auch nur auf ein einziges Stündchen in's Leben auf der Welt zurückkehren! u. dgl. m. Derlei Wünsche wird es ihnen alle als vergeblich und unerreichbar hinstellen, die Verworfenen auf diese Weise zur Verzweiflung bringen und völlig in Wuth setzen, so daß sie sich vor Schmerz selber zerfleischen und ihre

eigenen Zungen zerbeißen, desgleichen nach dem Zeugnisse des hl. Johannes in seiner Offenbarung (16, 11.) „in Lästerungen gegen Gott ausbrechen vor Weh' und Wunden;" und auf diese Art Buße thun — aber eine vergebliche, nachdem sie vorher eine nutzbringende nicht hatten wirken mögen; und sich selbst schwer verwunden, nachdem sie früher von einer viel gelinderen Abtödtung ihrer Sinne und Glieder nichts hatten wissen wollen.

Cedrenus schreibt unter Anderem vom Kaiser Zeno, welcher der Irrlehre des Eutyches huldigte, und den in trunkenem Zustande seine Gattin lebendig hatte begraben lassen, Folgendes: „Die Trabanten, welche als Wache an des Kaisers Grab gestellt worden waren, erzählten, sie hätten während zweier Nächte einen Jammerruf aus der Gruft vernommen: O erbarmet euch mein und machet mir auf! Als die Wächter entgegneten, es sitze schon einer auf dem Throne, antwortete die Stimme: Daran liegt mir nichts, schafft mich in das nächste beste Kloster! Aber man öffnete nicht. Später jedoch soll das Grab eröffnet, und Zeno darin aufgefunden worden sein, wie er vor Hunger seine eigenen Arme und die Schuhe an den Füßen zernagt hatte." —

Auf gleiche Weise werden auch die Verworfenen in ihrem Höllengrabe eitle Wünsche erwecken und gleichsam rufen: Machet auf, ihr Bewohner der Oberwelt, macht auf! Stecket mich in ein Kloster, schlaget, zerstücket mich! u. dgl. — Das sind die Nämlichen, welche während ihres irdischen Lebens von all' Dem nichts hatten hören wollen.

Schluß.

Geliebte Andächtige! wir haben nun die schmerzlichen, sowol geistigen als leiblichen Peinen der Verdammten in der Hölle kennen gelernt, und gesehen, daß sie dieses grause Schwert der Verwerfung sich selbst zu ihrem eigenen Verderben geschmiedet haben. Kann es uns nun noch Wunder nehmen, warum der Mensch im heutigen Evangelium „verstummte," da ihn der König zur Rede stellte, weil er ohne hochzeitliches Kleid im Saale erschienen war? Was könnte auch der Sünder — denn dieser Mensch versinnbildet ihn — dem ewigen Richter auf dessen Verdammungsurtheil entgegnen, da er es gewissermaßen selber gegen sich gesprochen hat? — Möge darum ein Jeder aus uns, wenn anders ihm sein ewiges Heil lieb ist, beherzigen, was er thut, wenn er eine Sünde begeht, welch' ein Unglück er sich dadurch schafft, und wie er sich hiemit das Schwert der Verdammniß selbst schärft. Möge Jeder, wenn ihn die Liebe zu Gott, dem höchsten

Gute, die Hoffnung der im Himmel bereiteten Freuden nicht zur Tugend hinzuziehen vermag, doch wenigstens durch die Furcht vor den Qualen der Hölle vom Laster abgeschreckt werden! Thue ein Jeder nach dem Falle in eine Sünde unverzügliche Buße, schmücke seine Seele mit dem feierlichen Hochzeitgewande der heiligmachenden Gnade Gottes, damit der Herr, wenn er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten, uns Alle auf seine rechte Seite stelle, und den Gesegneten beizähle, die da mit ihm eingehen in das Reich des Vaters! Amen.

Predigt auf den XX. Sonntag nach Pfingsten.

Thema: Vorschriften, ein gutes Familienoberhaupt zu sein.

Punkte:

Ein guter Hausvater, wie er sein soll:
I. gegen seine Gattin;
II. gegen seine Kinder;
III. gegen sein Gesinde.

Text: Joh. IV, 53. „Er und sein ganzes Haus wurden gläubig.“

Eingang.

Chilon, einer der Weisen Griechenlands, pries jene Familie glücklich, die einer Stadt gleich sei, in der ein weiser König herrscht (Plutarch in conviv. sept. sap.). Der Ausspruch ist ganz richtig: wie der König, so das Volk gewöhnlich; wie der Hirt, so die Heerde. Ist der Familienvater gut, wird es auch die Familie sein. Dieses sehen wir sonnenklar aus der heutigen evangelischen Begebenheit, wo nach dem Vorgange des Familienoberhauptes, eines königlichen Bediensteten, das ganze Haus den Glauben an Christus annahm. Ein lobwürdiger Hausvater mußte er gewesen sein, denn er leitete seine Familie nach Art eines trefflichen Fürsten.

Ein jeder Familienvater ist König in seinem Hause. Aber schwer ist die Kunst zu herrschen. Laßt uns demnach sehen:

Vortrag und Abtheilung:

Wie ein guter Familienvater sich in seinem Hause verhalten soll, und zwar nach Art jenes königlichen Beamten im Evangelium

1) gegen seine Gattin;
2) gegen seine Kinder; und
3) gegen sein Hausgesinde.

Dies zu vernehmen, bereitet euch!

Erster Theil.

Wie soll sich ein guter Familienvater verhalten **gegen seine Gattin?**

Als musterhafter Familienvater seinem Weibe gegenüber machte sich der Königliche heute selbst auf den Weg, um die Genesung seines Sohnes bei Christus auszuwirken; er dachte nicht im Entferntesten daran, seine Frau mit dieser Sendung zu betrauen und zu beladen. Es war ein nicht kleiner Weg zurückzulegen; diesen seiner Gattin zu ersparen, sie als das schwächere Gefäß zu verschonen, trat der königliche Beamte, der edle Vater die Reise selbst an. Er hatte aber auch noch einen anderen Grund; die Angelegenheit war von Bedeutung, es galt das Leben eines Sohnes, es galt, den Herrn zu überreden, daß er hinabkomme nach Kapharnaum, um dem kranken Sohne die Gesundheit wiederzugeben; deshalb also überließ der Königliche die Sache keinem Anderen, sondern besorgte sie selbst.

Der wird demnach seinem Hause gut vorstehen, der die äußeren Angelegenheiten selbst besorgt, der seine Geschäfte mit den Leuten draußen selbst abmacht, das Hauswesen aber seiner Gattin überläßt, welche dazu bestimmt ist, die häuslichen Sorgen zu führen. Wer kennt nicht den Traum Josephs, der Sonne, Mond und Sterne sich vor ihm neigen sah? (I. Mos. 37.) Der Patriarch Jakob deutete diesen Traum selbst, so zwar, daß er unter der Sonne sich, also das Familienoberhaupt, unter dem Monde die Mutter des Hauses, unter den Sternen die Kinder verstand. Und so verhält es sich denn auch. Wie die Sonne den Tag, der Mond aber die Schatten der Nacht beherrscht, so leitet der Vater des Hauses das Oeffentliche, die Mutter aber waltet im Schatten des heimathlichen Daches. Und wie die Sonne den Mond erhellt, so erleuchte auch der Gatte die Gat-

tin und stehe ihr mit seiner tüchtigeren Einsicht bei; er unterweise sie und gebe ihr die Mittel an die Hand, die sie vonnöthen hat, um das, was ihr obliegt, gut zu vollbringen. Zu diesem Ende verlieh Gott dem Manne gewöhnlich mehr Anlagen, einen schärferen Verstand, vollkommenere Geisteskräfte, als dem Weibe. Das Verbot, von dem bewußten Baume im Paradiese nicht zu essen, wurde von Seite Gottes nur dem Adam gegeben, nicht auch der Eva; Adam hatte den Auftrag, es seinem Weibe zu hinterbringen und Eva seinerseits zu warnen. So steht denn auch, wie der Mond unter der Sonne, das Weib unter der Herrschaft ihres Mannes und empfängt seine Vorschriften zufolge der Anordnungen Gottes selbst, der zu Eva sprach: „Sein sollst unter des Mannes Gewalt und er herrsche über dich.“ (I. Mos. 3, 16.) Und sollte der Mann auch ein noch so fähiges Weib besitzen, dennoch lasse er sie nicht über ihn herrschen! Die hl. Geschichte liefert uns eine Menge von Beispielen bezüglich der Schwäche des Weibes und bis zu welch' furchtbaren Verbrechen sie ihre Gatten verleitet haben. Von Eva kam der Rath, von der verbotenen Frucht zu genießen, wodurch das Menschengeschlecht dann so elend ward. Ach, warum nahm auch Adam den Rath seines Weibes gehorsam an! ungleich dem Job, der seiner Frau in einem ähnlichen Falle entgegnete: „Wie eine der thörichten Weiber redest du.“ (Job 2, 10.) Aber Adam liebte sein Weib zu übermäßig, daher die Botmäßigkeit desselben; er wollte seinen irdischen Himmel nicht betrüben. Dem Beispiele Adams folgte Samson, jener starke Held. Dalila besaß eine solche Herrschaft über ihn, daß er ihr nichts versagen konnte, bis er endlich durch sie Alles, Größe, Kraft und Leben verlor. War nicht Salomon der weiseste und glücklichste König? Wer hat ihn zu Grunde gerichtet? Die übermäßige Liebe zu den Weibern. Sie machten aus ihm den unglücklichsten, den thörichtsten Mann; er ward der Sklave seiner siebenhundert Frauen und dreihundert Kebsweiber. Was soll ich von König Achab und Jezabel, seinem Weibe sagen? Sie war eine Götzendienerin und machte auch ihn zum Götzendiener.; sie erhielt seine Zustimmung zu den gräßlichen Verbrechen, die sie verübte; er ließ sie statt seiner regieren, und so kam es denn, daß Achab sein Leben elend verlor, und nicht bloß er, sondern mit ihm Jezabel und alle seine siebenzig Söhne; das Reich ging an einen Anderen über. Mit Recht! An ihm war es, sein Weib in Schranken zu halten. Wenn die Sonne auftritt, weicht der Mond zurück und verbirgt sein Licht: so weiche auch das Weib der Herrschaft des Mannes und beschränke sich nur darauf, ihm allenfalls mit klugem Beirathe zur Seite zu stehen. Schon das Sprüchwort sagt: die Henne gackere nicht vor dem Hahne. Das Weib maße sich nicht die erste Stimme an, aber

es begleite den Gesang des Mannes, d. h. es richte sich nach ihm in Sitte und Gespräch. Wird das außer Acht gelassen, erscheint die Harmonie, der Einklang der Ehe augenblicklich gestört. Einer solchen Gattin freute sich der Königliche im heutigen Evangelium, denn sofort nahm sie mit ihrem Eheherrn den beseligenden Glauben an Christus an.

Zweiter Theil.

Wie soll sich ein guter Familienvater benehmen gegen seine Kinder über?

Der Königliche, von dem die göttliche Urkunde heute redet, war überaus besorgt für das Wohl und die Gesundheit seines Sohnes; demgemäß reiste er persönlich zu Christus, und wie inständig bat er nicht den Herrn! „Herr," ruft er aus, „komm herab, ehe mein Sohn stirbt!" (Joh. 4, 49.) Dieser Hofdiener sandte also nicht seine Untergebenen, seinen Knecht oder seine Magd, denn er fürchtete, es möchte diesen der Auftrag weniger am Herzen liegen, sie möchten die Sache nicht gehörig betreiben und unverrichteter Dinge wieder zurückkehren. Doch nicht allein das leibliche, auch das geistliche Wohl erwirkte der Höfling seinem Kinde, das er durch sein eigenes Beispiel zu Christus führte, indem er seinem Sohne den Glauben an den Heiland der Welt beibrachte.

Ein guter Familienvater sorgt also für das leibliche und geistliche Wohl seiner Kinder aufs Aengstlichste, vorzüglich dafür, daß dieselben in der Furcht Gottes auferzogen werden. Es ist recht, man soll seine Kinder lieben, aber in einer Weise, daß hiebei ihr ewiges Heil nicht gefährdet werde. Als Ptolomäus Philadelphus, König von Aegypten, einst die Frage aufwarf, was wol die größte Nachlässigkeit sei, antwortete ihm einer der siebenzig Dolmetscher: Als die größte Nachlässigkeit muß die bezeichnet werden, die sich um die Erziehung und Führung der Kinder zu Gott nicht kümmert. — Der hl. Chrysostomus (III. Predigt über Anna und die Erziehung Samuels) sagt: „Wenn ein altes Gebäude den Einsturz droht, stützen wir es, wenden Geld auf und bestellen Baumeister; wir wenden Alles an, um es vom Einsturze zurückzuhalten. Ist es nicht große Thorheit nun, für das Haus Gottes — die Seele eines Jünglings ist ein Haus Gottes — nicht die mindeste Sorge zu tragen? Aber sieh' zu, daß du nicht eben dasselbe hörest, was die Juden hören mußten! Aus der Gefangenschaft zurückgekehrt, ließen sie den Bau des Tempels liegen, richteten aber ihre Häuser ganz prächtig. Dadurch reizten

sie Gott so, daß er ihnen nicht bloß einen Propheten schickte, der ihnen Theurung und bittere Noth ankündigte, sondern ihnen auch die Ursache dieser Drohung sagen mußte: „Ihr wohnet in getäfelten Häusern, meine Wohnung aber steht verödet." (Hagg. 1, 4.) Wenn nun die Hinlässigkeit der Israeliten im Baue des Tempels Gott so sehr zum Zorne reizte, um wie viel mehr erst die Vernachlässigung der geistigen Tempel?" Gemeiniglich glauben die Aeltern hinreichend für ihre Kinder gesorgt zu haben, wenn sie denselben Reichthümer hinterlassen, während es sie ohne alle Sorge läßt, ob dieselben mit guten oder bösen Eigenschaften ausgerüstet sind. Das ist es, worüber schon jener weise Heide, Sokrates, klagt, indem er spricht: „Wer nur darauf sieht, seinen Kindern recht viele Schätze zu hinterlassen, der achtet nicht, wie er sollte, darauf, daß er sie gut und brav hinterlasse. Solche Aeltern gleichen den Züchtern von Rossen, welche dieselben, statt sie zum Kriegsdienste abzurichten, nur recht sehr füttern. Auf diese Art erhalten sie zwar gemästete, aber keineswegs kriegstüchtige Rosse, worin sie sich doch vor Allem auszeichnen sollten."

In Erwägung des Gesagten suche sich deshalb ein jeder Vater für sein Kind einen guten, ja den besten Erzieher heraus, gerade so, wie der königliche Beamtete sich den besten Arzt erwählte, nämlich Christus den Herrn selbst. Ein guter Lehrmeister ist unentbehrlich, besonders wenn der Vater nicht immer seine Kinder unter seinen Augen haben kann. Deshalb sagt Plutarch (de instit. liberorum): „Gleichwie die Landleute ihre Bäume mit Stützen versehen, so stützen gute Lehrmeister ihre Zöglinge durch feste Lehren und Zusprüche, auf daß dieselben gute Sitten sich aneignen. Ausspeien muß man dagegen zur Schande jener Aeltern, welche ihre Söhne . . . . . Menschen von schlechten Eigenschaften anvertrauen." In ähnlicher Weise redet der hl. Chrysostomus (hom. 60. in Matth.) also: „Wenn wir im Begriffe stehen, unseren Maulefeln und Eseln einen Stallknecht zu geben, so wachen wir darüber, daß wir keinen unbesonnenen oder trunksüchtigen oder diebischen oder seines Dienstes unkundigen auswählen. Wenn wir dagegen für unsere Kinder einen Erzieher suchen, da nehmen wir den, welchen uns der Zufall in die Hände spielt, und erwägen nicht, daß keine Kunst schwieriger sei, als die Erziehungskunst. Denn was ist erhabener, als die Bildung der Geister? als die Lenkung der Seelen und Sitten junger Leute? Den, der es versteht, den Geist der Jugend zu bilden, achte ich höher als jeden Maler oder Bildhauer oder sonstigen Künstler." Aehnliches wiederholt unser Gewährsmann (hom. 9. in I. ad Thimoth.), wo er sagt: „Um unser Landgut im besten Stande zu erhalten, denken wir über Alles nach und vertrauen es nach reiflicher Ueberlegung nur einem verlässigen Manne an . . . . . Im Uebrigen

aber vernachlässigen wir das, was uns am Theuersten sein sollte, gänzlich, und sind nicht darauf bedacht, wie wir unserem Sohne einen treuen Erzieher finden, der ihm seine Unschuld zu bewahren weiß." Weil nun aber nicht alle Erzieher von dieser Art sind, so erachte ich es für nöthig, daß der Vater nebenher selbst die Mitaufsicht führen muß. So that Kaiser Theodosius. Er hatte seine Söhne Arkadius und Honorius dem Arsenius zur Erziehung übergeben. Einst nun trat der Kaiser in das Unterrichtszimmer der beiden Prinzen und fand diese sitzend, den Lehrer dagegen vor ihnen stehend. Sofort erzürnte er hierüber und befahl, daß künftighin die kaiserlichen Prinzen vor ihrem Lehrer zu stehen hätten, dieser aber sitzen möge, sprechend: „Dann wird mein Geschlecht des Thrones werth sein, wenn es gleich fromm als weise ist." Dagegen geschah es, daß König David, weil er beständig Krieg zu führen hatte, und sich mit der Erziehung seiner Kinder nicht viel abgeben konnte, mehrere ungerathene Söhne besaß, wie den Amnon, Absalon, Adonias. Das ist denn auch zumeist die Ursache, warum viele recht wackere Aeltern zuweilen ungerathene Söhne haben. So hinterließ der so vortreffliche König Josaphat den so überaus elenden König Joram, seinen Sohn, als Nachfolger. Der so gütige und milde König Ezechias hatte den Manasses zum Erben seines Reiches, einen der grausamsten und erbärmlichsten Könige. Der so heiligmäßige König Josias hatte überaus verderbte Söhne zu Nachfolgern, ich meine den Joachaz und den Eliakim. Der erste regierte nur drei Monate, alsdann ward er nach Aegypten in die Gefangenschaft abgeführt; der zweite regierte eilf Jahre, aber auch er ward wegen seiner Sünden nach Babylon gefangen abgeführt. — Das sei also die erste Sorge eines jeden Hausvaters, daß er seinen Kindern gute Lehrer gebe, nebenher sie mitbeaufsichtige, und nicht ihre ganze Erziehung fremden Leuten überlasse.

Was die Töchter anbelangt, so schreibt der hl. Hieronymus in seinem Briefe an Läta vor, die Mütter möchten doch ja nicht von deren Seite weichen. „Nie," — schreibt er, — „nie gehe die Tochter von der Seite der Mutter hinaus in das Oeffentliche. Selbst die Basiliken der Martyrer und die Kirche besuche sie niemals ohne die Mutter im Geleite." Gleichwie der Delphin seine selbst erwachsenen Jungen lange Zeit nie allein läßt, sondern sie immer begleitet, und zwar wegen der großen Liebe, die er zu denselben trägt (Plinius l. 9. hist. c. 8.), so muß auch die Mutter nicht von der Tochter Seite weichen.

Zum Andern merke der Vater darauf, daß er seine Kinder jederzeit vom schlechten Umgange abhält. Es ist ein Sprüchwort, daß, wer lange mit einem Hinkenden umgehe, nach und nach selbst das Hinken lerne. Als einst dem Hypokrates ein Jüngling be-

gegnete, welcher einen verdächtigen Genossen an der Seite hatte, und dieser über die ertappte Gesellschaft erröthete, mußte er von jenem die Worte hören: Gehe doch ja nur mit solchen Menschen um, deren du, wenn du an ihrer Seite erblickt wirst, dich nie zu schämen brauchst (Plutarch in Lac. Apopht.). Hiedurch ist angedeutet, wie wir von bösen Gesellen nur Schande und Spott ernten. — Cyrus wurde in einer nichts weniger als angenehmen Gegend, wo nur Hirten lebten, erzogen. Seine Nahrung war äußerst mäßig und schlicht. Daher kam es, daß er ein so erhabener Mann und Herr wurde sowol über seine Feinde als über die Leidenschaften und Laster. Cambyses, sein Sohn, wuchs, da der Vater in Kriege verwickelt, seinem Sohne nicht die nöthige Aufsicht gab und sich mit ihm beschäftigte, unter Eunuchen und Weibern auf, was zur Folge hatte, daß der Prinz weichlich und feig und gegen die Unterthanen hochmüthig wurde.

Die meiste Sorgfalt aber wende der Vater an, wenn seine Söhne auf die Bahn des Bösen gerathen sind. Er nehme sich zum Muster das Beispiel des Königlichen im heutigen Evangelium, dem kein Stein zu groß war, den er nicht wegräumte, um zu Christus zu gelangen, von dem er die Beseitigung der tödtlichen Krankheit hoffte, welche seinen Sohn befallen hatte. Und wie sehr bat er nicht den Herrn um Abwendung der so großen Gefahr! — Als einstmals einem Panther sein Junges in eine Grube gefallen war, setzte sich derselbe an den Weg, wo Menschen vorbeigehen mußten, und flehte diese durch inständiges Wimmern an, das Junge aus der Grube herauszuziehen (Plinius l. 8. c. 17.). Wenn dieses ein so wildes Thier wie der Panther thut, was darf man nicht erst von einem Vater erwarten? Muß er nicht Alles, aber auch Alles anwenden, um seinem Sohne aus dem Laster zu verhelfen? Hier also muß der Vater bezüglich seines unglücklichen Kindes Christus den Herrn angehen und denselben sozusagen mit Bitten und Beten ermüden, wie die hl. Monika rücksichtlich des hl. Augustinus that, der in die Ketzerei der Manichäer gefallen war. Sie ließ nicht ab zu weinen, bis derselbe gerettet war. Helfen Worte nicht, so wirken Strafen um so sicherer, besonders so lang die Kinder noch jung sind und demgemäß noch große Neigung zur Ausgelassenheit haben. „Knaben und wilde Thiere," sagt Aristoteles (l. 3. Ethic.) „folgen gerne ihren Neigungen: man muß sie also züchtigen. Besonders ist die Frechheit von den Knaben ferne zu halten." Der hl. Augustinus in seinem Briefe an Fabianus räth diesem an, seinen Sohn doch ja zu züchtigen, widrigenfalls er im Greisenalter nicht mehr Tugenden an ihm erblicken würde, als ein Baum Früchte trüge, der im Frühling nicht geblüht habe. Im Zwölftafelgesetze finden wir gleichfalls folgende Worte: „Jeder römische Bürger, er mag nun außer- oder inner-

halb der Ringmauern der Stadt wohnen, halte seinen Sohn, wenn er das zehnte Jahr einmal erreicht hat, in strenger Zucht. Sollte ein solcher, sei es nun, weil ihm der Vater erlaubt hat, herumzustreunen, oder weil er ihm kein Handwerk lehren ließ, einer Schandthat sich schuldig gemacht haben, so wäre der Vater sammt dem Sohne gleichmäßig in Strafe zu nehmen."

Gleichwie endlich unser königlicher Höfling seinen Sohn zum Glauben an Jesus geführt und ihn durch sein Beispiel zum wackeren Menschen heraufgebildet hat, so ist es auch die Pflicht des Vaters, sein Kind im Christenthume zu unterweisen, oder unterweisen zu lassen, nach den Worten Sirachs (7, 25.): „Hast du Söhne? unterweise sie und beuge sie von ihrer Kindheit an." So unterrichteten die Aeltern der Susanna, weil sie eben selbst gerecht waren, diese ihre Tochter im Gesetze des Moses aufs Allerbeste. So kam es, daß sie lieber sterben als sündigen wollte.

Dritter Theil.

Welches ist das Benehmen eines guten Hausvaters gegen sein Ingesinde?

Bezüglich des Verfahrens des königlichen Bediensteten gegen sein Hausgesinde muß dieser den Familienhäuptern abermals zum Muster aufgestellt werden, denn wir lesen, daß bei seiner Rückkehr die ganze Dienerschaft ihm unter Jubel und Glückwünschen entgegeneilte, dem Herrn des Hauses die frohe Botschaft von der Genesung seines Sohnes verkündend. Würde der Höfling seine Untergebenen hart und ungerecht behandelt haben, sicherlich würden sie sich nicht mit ihm gefreut haben, vielmehr wären sie darüber traurig gewesen, daß der harte Schlag dem grausamen Herrn erspart worden, kurz, sie hätten denselben wegen des Glückes der Genesung seines theueren Sohnes beneidet.

Deshalb möge sich jeder Dienstherr gegen seine Dienerschaft recht väterlich erweisen, nach dem weisen Rathe Sirach's (32, 31.): „Wenn du einen treuen Diener hast, so sei er dir wie deine eigene Seele; gleich wie einen Bruder sollst du ihn behandeln." — Sind dagegen die Diener, welche dir unterstehen, ungesittet und unbotmäßig, alsdann mußt du strafen und beugen nach der Regel, wie solche der hl. Bernardus ertheilt: „Deine Hausgenossen müssen dich liebgewinnen. Lieben sie dich nicht, so mache, daß sie dich fürchten" (l. 3. de consid.). Und Sirach spricht (33, 25.): „Futter und Stock und Bürde gebühren dem Esel; Brod und Zucht und Arbeit dem Knechte." Der hl. Bernard weist der Liebe

den ersten Platz vor der Furcht an; der weise Sirach verfährt auf gleiche Weise bezüglich der Nahrung und der Zucht; dieses darum, auf daß die Hausväter erkennen möchten, wie man zuerst die Mittel des Wohlwollens und der Menschlichkeit anwenden soll; erst dann, wenn solche sich als unwirksam darstellen würden, sollte man zu strengen Züchtigungsmitteln greifen und sich den Dienern als ein furchtgebietender Herr zeigen.

Wir lesen ferner, daß jener Höfling den Weg in eigner Person antrat, um Christus anzuflehen. Er hätte dieses auch durch einen seiner Diener thun lassen können. — Hieraus lerne der Hausvater, daß es nicht gerathen ist, sich von jeder Arbeit zu enthalten, und Alles den Schultern seiner Dienerschaft aufzubürden. Ein Beispiel haben wir auch an Abraham, der doch gewiß äußerst reich gewesen. Obgleich dieser Patriarch über dreihundert Knechte besaß, lief er dennoch, wenn Fremde bei ihm zusprachen, selbst zur Heerde und trug das Kalb, das er ihnen zu Ehren schlachtete, nach Hause. Die gekochten Speisen trug er gleichfalls selbst auf und bediente seine Gäste bei Tisch (1. Buch Mos. 18.). — Gedeon, der einer von den Richtern wurde, welche über ganz Israel herrschten, reinigte eben, als man ihm das große Werk, Israel aus Madians Hand zu befreien, auftrug, das Getreide in seiner Tenne (Richt. 6.). — König Saul ackerte eigenhändig sein Feld (1. Kön. 11.). — Wenn solches so große Männer thaten, warum sollten Andere, die doch nur Handwerker oder Ackersleute sind, nicht gleichfalls arbeiten, wenn sie auch Herren sind und Gesinde besitzen? Aristoteles (in Oecon.) will, die Herren sollten bei der Arbeit die ersten, in der Ruhe die letzten sein. Er schreibt: „Dem Herrn geziemt es, früher als der Knecht sich vom Schlafe zu erheben, und später als derselbe sich zur Ruhe zu begeben.“ Gleiches verlangt Salomon von einem klugen Weibe. Er sagt (Sprüchw. 31, 15.): „Am frühesten Morgen steht sie auf und gibt Zehrung den Hausgenossen und Speise ihren Mägden.“

Weiter gewinnt es den Anschein, als habe jener Hofbedienstete keineswegs Diener zum bloßen Staate gehalten; denn wir lesen nicht, daß er ein Gefolge gehabt, als er sich auf den Weg machte, um Christus zu sprechen. Vielmehr ließ er seine Diener zu Hause und nicht unbeschäftigt; sie befanden sich auf dem Felde, denn sie liefen ihm zuerst beim Ansichtigwerden entgegen. Tadelnswerth sind demnach jene Stolzen, die sich zahlreiche Diener halten, lediglich um mit recht vielem Glanze auftreten zu können. Hören wir hierüber den hl. Chrysostomus, welcher sagt (hom. 28. in Epist. ad Hebraeos): „Es ist eine Schande, wenn eine Matrone von zwei Schleppträgern begleitet einherstolzirt.“ Welche Familie kann sich einer solchen Auszeichnung rühmen wie die des Noe, des zweiten Stammvaters und Ahnherren der Menschheit? Und

doch befand sich Noe ganz allein mit seinen drei Söhnen und deren Frauen in der Arche; wir lesen da von keinem einzigen Diener, der dieselben bedient hätte.

Ueberdies sehen wir an den Dienern des Höflings eine denkwürdige Eintracht der Herzen. Einhellig liefen sie ihrem Herrn entgegen, und ebenso war ihre Antwort auf die Frage des Vaters nach dem Befinden seines kranken Sohnes: „Gestern um die siebente Stunde hat ihn das Fieber verlassen" (Joh. 4, 52.). Ein Zeichen, daß diese Eintracht in dem Auftreten des Hausvaters selbst ihre Wurzel hatte. Und was Großes vermag eine derartige Eintracht nicht zu leisten, wenn der Herr des Hauses sie zu befestigen versteht? — Hieraus lernet, ihr Hausväter, daß man nicht Jedermann in sein Haus aufnehmen solle, sondern mit Vorsicht und wählig sein Ingesinde ergänze. So that König David, welcher spricht (Ps. 100, 4, 5.): „Wer abbeugt von mir, den Bösewicht kenne ich nicht. Wer im Geheimen seinen Nächsten verleumdet, den verfolge ich. Wer hoffärtigen Auges und unersättlichen Herzens ist, mit dem esse ich nicht." Und weiter sagt der hl. Sänger (Ps. 100, 6.): „Meine Augen sind nach den Getreuen im Lande gerichtet, daß sie Platz nehmen bei mir; wer auf reinem Wege wandelt, der ist mein Diener." Dem Grundsatze (Ps. 100, 7.): „Wer Uebermuth verübt, wohnt nicht in Mitten meines Hauses", getreu folgend, säuberte er in der That sein Haus von den schlechten Dienern und Hausgenossen.

Auch ließ der königliche Hofdiener es nicht dabei bewenden, bloß Gattin und Sohn zum Glauben an Christus geführt zu haben, er that dieses auch seinen Knechten gegenüber. Denn wir lesen (Joh. 4, 53.): „Er und sein ganzes Haus glaubte." — So muß ein gewissenhafter Familienvater auch für das Seelenheil seiner Hausgenossen Sorge tragen, und so sehr er kann, die Sünden derselben verhindern oder bestrafen. Der hl. Augustinus sagt (tract. 31. in Joan.): „Für Christus und für das (ewige) Leben muß er (ein guter Hausvater) die Seinigen gewinnen, indem er dieselben ermahnt, belehrt, antreibt, straft, indem er ihnen Wohlwollen erweist und die Liebe übt. Auf diese Weise wird er in seinem Hause ein kirchliches, sozusagen bischöfliches Amt ausüben." Er sage nicht, wie Kain, er sei nicht der Hüter seines Bruders. Wir lesen bei Sirach (17, 12.): „Er gab einem Jeden Gebote hinsichtlich seines Nächsten." Warum sollten die Familienhäupter rücksichtlich ihrer Hausgenossen nicht noch mehr verpflichtet sein?

Zum

Schluß

einige Beispiele von guten Hausvätern, wie wir sie beschrieben haben. Der hl. Elzearus, von gräflichem Stande, schrieb seinen Hausgenossen folgende Regeln vor. 1) Vor Allem mußten sie täglich eine hl. Messe hören. 2) Sollten sie keusch und rein leben. Die dagegen Handelnden wurden weggejagt. 3) Weiter mußten alle Erwachsenen, Adelige und Soldaten, Jungfrauen und Matronen einmal in der Woche beichten und einmal im Monate kommuniciren. 4) Ferner mußten die Jungfrauen wie die Matronen bis zur Mahlzeit sich mit Beten und geistlichen Uebungen beschäftigen. Nach derselben gingen sie an die Arbeit. 5) Niemand durfte einen Fluch oder eine Lästerung gegen Gott, gegen Maria oder die Heiligen ausstoßen, oder unbesonnen schwören, oder anstößige Reden führen, nach dem Sprüchworte: „Böse Reden verderben gute Sitten." Uebertreter dieser Vorschriften mußten bei Wasser und Brod fasten. 6) Alle Hausgenossen hatten in Freundschaft und Frieden mit einander zu leben. Sollte Einer den Anderen beleidigt haben, so mußte er sich sofort mit ihm aussöhnen. 7) Alle Würfel- und derartige unzukömmliche Spiele waren verboten. 8) Endlich wohnte der Herr nach Tische den guten und erbaulichen Gesprächen und religiösen Lesungen seiner Hausgenossen selbst bei. —

Thomas Morus, Lordkanzler von England, ein Martyrer des 16. Jahrhunderts für die Sache der katholischen Kirche, steht gleichfalls als Musterbild eines guten Hausvaters vor uns da. „Sein Haus ist", nach dem Zeugnisse des Erasmus von Rotterdam, „mehr eine Schule und Uebungsstätte der christlichen Religion. Alle beschäftigen sich mit edlen Kenntnissen und nützlichen Lesungen. Kein Streit ist dort anzutreffen, kein leichtsinniges Wort wird gehört, Niemand wird müssig gesehen. Und diese so vorzügliche Zucht hält Thomas Morus nicht mit der Geißel oder mit Schelten aufrecht, sondern durch liebevolles Wesen und in Güte. Alle sind beschäftigt und zwar mit Lebhaftigkeit; indessen fehlt eine gesunde Heiterkeit dort keineswegs," sagt unser Gewährsmann ((Stapleton in vita), und er fügt noch bei: „Hinsichtlich der Keuschheit sorgte Morus dafür, daß die Diener von den Dienerinnen getrennt wohnten und nur selten zusammenkamen; nur in wichtigen Geschäften kamen die Frauen in den Theil des Hauses, wo das männliche Personal verweilte. Er hatte es im Brauch,

in gewissen Nächten, wenn er zu Hause war, einen guten Theil seiner Hausgenossen zusammenkommen zu lassen und mit ihnen, bevor sie die Ruhe suchten, zu beten und Psalmen zu singen. Dieses that er noch als Kanzler des Reiches. Er duldete nicht, daß Jemand an den Feiertagen vom Gottesdienste wegblieb oder sich verspätete." Sein Sohn sowie die drei Töchter, die er besaß, mußten bei Tische der Reihe nach eine Lesung aus der hl. Schrift mit Erläuterungen vornehmen. Dies Alles that er mit einem solchen liebevollen Ernste, daß, als er nachmals im Kerker saß, seine Tochter Margaretha an ihn folgendermaßen schrieb: „Was glaubst du wohl, theuerster Vater! daß es ist, was uns in deiner Abwesenheit am meisten tröstet? Es ist die Erinnerung an dein mit uns vollbrachtes früheres Leben, deine heiligen Gespräche, dein Tugendbeispiel, deine heilsamen Rathschläge sind es." So regierte Thomas Morus sein Haus und so hing es an ihm.

Möchten doch alle Hausväter diesen Beispielen nachleben und sich besonders den königlichen Hofbeamten zum Muster nehmen, damit von Jedem einst gesagt werden könnte: „Er und sein ganzes Haus glaubte." Nur dann wird es in der Welt besser werden. Amen.

Predigt auf den XXI. Sonntag nach Pfingsten.

Thema: Warum man erlittene Unbilden verzeihen soll.

Punkte:

Verzeihe deinem Feinde.

I. Um Gotteswillen. Denn

1) geht dir Gott mit seinem Beispiele voran;
2) verzeiht er auch dir;
3) befiehlt es uns Christus ausdrücklich.

II. Um deines Feindes, als deines Ebenmenschen willen, welcher dir

1) nicht sonderlich viel überhaupt zu schaden vermag, während
2) die Beleidigung weniger von ihm ausgeht als a) von der Sünde, b) vom bösen Feinde und c) nicht ohne Zulassung Gottes.

III. Wegen deiner selbst.

Text: Matth. XVIII, 35. „Wenn nicht ein Jeder seinem Bruder von ganzem Herzen verzeiht, so wird mein himmlischer Vater ebenso mit euch verfahren."

Eingang.

Der Sonntag, geliebte Zuhörer, verdient von unserer Seite eine ganz besondere Verehrung und Heilighaltung. An diesem Tage ist uns die Sonne der Gerechtigkeit aufgegangen. Ein Sonntag war es, an welchem Christus geboren wurde, ein Sonntag, an dem er auferstanden ist vom Grabe. Der Sonntag war es also, an dem die Welt mit Gott wieder verknüpft und verbun=

den wurde. An diesem Tage wurden wir sonach mit Gott wiederum ausgesöhnt; es ist demgemäß der Sonntag der Tag der Verzeihung, der Tag der Versöhnung Gottes und des Menschen. O möchte dieser Gedanke uns doch antreiben, daß auch die Menschen sich gegenseitig mit einander aussöhneten! Wißt ihr, was der Apostel sagt? „Die Sonne gehe nicht unter über euerem Zorne!“ (Ephes. 4, 26.) Und der hl. Augustinus schreibt: „Wenn du erzürnt bist, so lasse die Sonne nicht untergehen über deinem Zorn im Herzen, damit auch dir nicht die Sonne der Gerechtigkeit untergehe.“ So oft wir deshalb Sonntags in der Kirche zusammenkommen, seid, ich bitt' euch, eingedenk jener Sonne der Gerechtigkeit, welche nicht will, daß der Tag sinke, ohne die erlittenen Unbilden verziehen zu haben. Ganz besonders erinnert uns aber an dieses Gebot der heutige Sonntag und das soeben verlesene Evangelium. Was bezweckt der Heiland mit der Parabel, die er seinen Schülern und auch uns heute vortrug?“ — Nichts anderes, als daß wir unseren Feinden verzeihen und sie lieben sollen. Deswegen legt er uns das Beispiel seines himmlischen Vaters vor, der unter dem mit seinen Dienern abrechnenden Könige gesinnbildet wird, und einem derselben eine bedeutende Schuld nachläßt. In derselben Absicht zeigt uns alsdann der Herr den Mitknecht, der einem seiner Genossen gleichfalls etwas, aber nur Weniges schuldete. Endlich schildert er die furchtbare Strafe, welche der erzürnte Herr über jenen Diener verhängte, dem so viel erlassen wurde, während er seinem Mitbruder nichts nachsehen wollte.

Dieses Dreifache wenn wir erwägen, müssen wir zu dem Entschlusse kommen, künftighin unseren Feinden zu verzeihen.

Abhandlung.

Erster Punkt.

Verzeihe deinem Feinde um **Gottes** Willen.

1) Siehe, Gott geht dir hierin mit seinem Beispiele voran. Er verzeiht deinem Feinde, der damit, daß er dich verletzte, doch auch den Himmel beleidigt hat. Sodann verzeiht Gott auch dir, der du den Herrn so oft und schwer gekränkt hast. Willst du denn gegen deinen Mitbruder grausamer sein, als Gott gegen seinen Diener, gegen dich und deinen Nächsten? Ach, wo befän-

den wir uns, wenn Gott so oft das Schwert wider uns zücken wollte, als wir uns gegen ihn verfehlt haben?

2) Erwäge ferner, wie ja auch wir so dringend wünschen, Gott möge uns verzeihen. Es ist demnach billig, daß wir das Gleiche unserem Nächsten thun, was wir uns selbst wünschen. Geschützt mit diesem Helme verachtete der hl. Bernardus jegliche Unbild. Einst wurde dieser Heilige von einem Manne, der in seinen Orden aufgenommen werden wollte und abgewiesen wurde, heftig geschlagen, so daß sich an der Stelle, wo er getroffen war, eine rothe Geschwulst bildete. Aber der Heilige nahm diese Unbild höchst geduldig hin und ließ den Menschen in Frieden hingehen mit den Worten: „Derjenige, dem Gott so oft verzeiht, muß auch verzeihen.“ Von ähnlicher Sanftmuth war Kaiser Karl der Große, der, angespornt, gewisse Unwürdige und Undankbare seines Hofes zu entlassen, erwiderte: „Mit welcher Liebe hat uns denn nicht Gott der himmlische Vater ertragen?“ (Mutius l. 8.)

3) Ferner wollen wir in Betracht ziehen, daß Christus uns ganz besonders und ausdrücklich befohlen hat, unseren Beleidigern zu verzeihen. Ja er übte selbst keine Rache, noch unterhielt er eine Feindschaft. Wie oft hat er uns im Evangelium dies nicht anbefohlen? Wie oft hat er es uns nicht vorgemacht? Hat er doch selbst noch in seinen Leidenstagen Pilatus und Herodes, welche Feinde waren, unter sich ausgesöhnt (Luk. 23, 12.). — Thrasybul, ein Gesetzgeber der Athener, erließ, wie Valerius Maximus (l. 4. c. 1.) uns verkündet, nach der Befreiung seines Vaterlandes aus tyrannischen Händen, den gemessenen Befehl, keines erlittenen Unrechtes mehr zu gedenken. Dieses Gesetz der Vergessenheit, welches das Gesetz der Amnestie genannt wurde, brachte den sinkenden Staat wieder zu seiner vorigen Höhe und Macht. — Das Gleiche that nun auch Christus, nur mit noch größeren Erfolgen, er befahl es uns nicht bloß an, uns mit allen unseren Feinden auszusöhnen und erlittene Kränkungen zu vergessen, er lehrte es uns auch, am Kreuze hangend nicht minder als während seines Erdenwallens. So führte er unter den Christen ein ewiges Jubeljahr ein, ein Jahr, das jegliche Schuld erläßt. Hören wir hierüber die herrlichen Worte eines Rupertus (in Levit. c. 25.): „Das ist in Wahrheit ein heiliges und das schönste Jubelfest, wenn der Mensch nach Hause zurückkehrt zu seinem Besitz und seiner Familie, und alle Schuld ist ihm erlassen, aller Mißklang gehoben, und Jeder kehrt heim in den Kreis des Friedens und der Eintracht, da denn Alle ein Herz und eine Seele haben und anstimmen das Lied: „Siehe, wie lieblich und schön ist Friede und Eintracht unter den Brüdern!“ — Als einst das hebräische Volk unter sich getheilt war, indem die Einen dem Saul, Andere dem David anhingen, und die Zwietracht bereits so weit

gediehen war, daß das Volk, in zwei Heerlager getheilt, gegenseitig sich selbst bekämpfte, stieß Joab in die Trompete, und stille hielt das ganze Heer und verfolgte Israel nicht weiter. Darum wollen auch wir Christen abstehen, uns gegenseitig zu verfolgen, da auch Christus, unser Heerführer in die Trompete stößt, und Frieden und Eintracht befiehlt, wie er ja selbst den Frieden zwischen Gott und den Menschen am Kreuze hergestellt hat, indem er als Mittler auftrat und den Zorn Gottes über sich allein ergehen ließ. Was Christus damals that, das thut er noch, so oft du deinen Nächsten verfolgest und Rache nehmen willst. Du verletzest da Christus mehr als deinen Feind selbst. Wie nun, wirst du nicht aufhören fortzuwüthen? Man sagt, die Elephanten ließen sich dadurch, daß man ihnen ein Lämmlein vorhielte, leicht besänftigen, und wären sie auch noch so erzürnt gewesen. Wohlan und du? Wenn ich dir das so überaus sanftmüthige Lamm Gottes vor Augen halte, wirst du deinen Zorn, deine Rachegedanken endlich ablegen?

Zweiter Punkt.

Verzeihe deinem Feinde um **seiner selbst** willen, da er dein **Nächster** ist.

1) Betrachte nur einmal deinen Mitbruder, wie wenig hat er dich beleidigt, wie klein ist die Unbild! Ja er kann dir gar nicht viel schaden. Mag er dir nehmen was immer, Gott und deine Seligkeit, also die wahrhaft großen Güter, kann er dir nicht rauben. Hundert Denare, d. h. überaus wenig ist es, was dein Nächster dir schuldet. Und diese Schuld willst du nicht nachlassen, da dir Gott soviel erläßt, zehntausend Talente, wie unsere Parabel sagt? Aber er hat meine Ehre verletzt, sagst du. Sei es! Hat er dich doch nicht am Leibe beschädigt. Als einst Kaiser Constantin der Große von Etlichen im Bilde gesteinigt wurde, und Viele ihn anspornten, die Thäter zur Rechenschaft zu ziehen und strengstens zu bestrafen, da sie das Antlitz des Kaisers ganz zerfetzt und zertrümmert hätten, fuhr sich Constantin über das Antlitz und antwortete lächelnd: Ich finde nicht eine einzige Wunde an meinem Haupte. Wir müssen hiezu noch bemerken, daß Kaiser Constantin erst durch die hl. Taufe so nachsichtig wurde selbst gegen Jene, die sich eine Majestätsbeleidigung hatten zu Schulden kommen lassen, während er, bevor er die hl. Taufe empfangen hatte, selbst gegen seine Freunde oftmals hartherzig war. — Aber, sagst du ferner, mein Feind strebt mir nach meinem Vermögen und Leben. Sei getrost! Er wird dir nicht mehr anhaben können,

als Gott ihm zuläßt. Wenn Gott nicht will, daß deine Feinde dir schaden, so wird er ihnen die Zähne ausbrechen. Höre, was David sagt (Ps. 3, 7. und 8.): „Nicht fürchte ich Tausende des Volkes, das mich umringt: erhebe dich, o Herr, errette mich mein Gott! Ja, du zermalmst Alle, die mir feind sind ohne Grund, du zerschlägst der Sünder Zähne." Und das hat David hundertmal an sich erfahren. Wie oft hat er ihn nicht bloß aus den Händen Sauls, seines so mächtigen Feindes, errettet? Brich den wilden Thieren ihre Zähne aus, und sie werden wunderwenig mehr schaden können. So macht es Gott deinen Feinden, wenn er nicht will, daß sie dich verletzen sollen. Wir sehen es an Laban, als er einst dem Jakob nachsetzte und ihn verfolgte. Aber was mußte er von Gott hören? „Hüte dich, hart mit Jakob zu reden," (I. Mos. 31, 24.) sprach der Herr zu dem Erzürnten, und sofort entwaffnete er den Zorn des Laban. — Desselben Beweises von der Geringfügigkeit der Person und der Ohnmacht, viel schaden zu können, bediente sich Saul dem David gegenüber (I. Kön. 24, 15.), indem er ihm zurief: „Wen verfolgest du, König von Israel? Einen todten Hund verfolgest du." D. h. Was kann ich dir schaden, und selbst wenn ich dein Feind wäre? Nichts, wenn Gott es nicht zuläßt. — Ludwig von Granada (p. I. Symboli c. 22.) erzählt, ein wahrheitsgetreuer Mann habe ihm einst mit großer Verwunderung berichtet, wie er einen am Gestade des Meeres umherschweifenden Jagdhund bemerkt habe, der von einem anderen kleineren ohne Unterlaß angebellt und belästigt worden. Da habe denn endlich der Jagdhund, dem die Geduld wol auch ausgegangen sei, den Lästigen gefaßt und in's Wasser getaucht, bis er den Erstickungstod darin gefunden habe. Ihn mit den Zähnen zu zerreißen habe, scheint es, der Jagdhund unter seiner Würde gehalten. Daraus erhellt, wie wahr der Weise Seneka spricht, wenn er sagt (l. 3. de ira c. 25.): „Es ist der wahren Hochherzigkeit eigenthümlich, sich nicht für verletzt zu halten. So schaut das wilde Thier auf das Gebelfer der Hunde herab; so zerschellt die Woge, welche an die Felsenriffe schlägt. Wer ohne Zorn bleibt, der erträgt die Unbilden ohne alle Verletzung; der Erzürnte dagegen wird von ihnen berührt. Es ist demnach keineswegs vom Uebel, Unrecht zu leiden, wohl aber, Unrecht zu thun, oder das Unrecht nicht zu tragen wissen."

2) Erwäge ferner, wie die Beleidigungen eigentlich von ganz anderswoher ausgehen, als von deinem Nächsten. Nicht er beleidigt dich, sondern die Sünde ist es, der er eben unterworfen erscheint, was dich verletzt. Sie ist das unglückselige Werkzeug, das dir feindselig war. Wenn ein Kind mittelst eines Bogens oder Gewehres Jemanden verwundet hat, was thut der Vater desselben? Er reißt dem Kinde die Waffe aus der Hand,

beseitigt, ja zertrümmert sie, oder wirft sie ins Feuer; keineswegs aber den Knaben, der das Unheil angerichtet. So dürfen wir auch das Werkzeug unserer Verletzung, d. h. die Sünde verwünschen, keineswegs sollen wir aber Hand anlegen an den, der so unglücklich war, mit ihr zu spielen oder sich einzulassen. Wenn dir der Unfall begegnete, daß du mittelst eines Gewehres Jemanden beschädigt hättest, gewiß, du würdest den Zorn mehr gegen das unglückliche Instrument als gegen dich selbst kehren. So verfuhr auch David. Als er einst seinen Feind Saul (I. Kön. 26.) in der Hand hatte, was that er da? Ihm nichts; er nahm demselben nur jene Lanze, die Saul so oft gegen ihn geschleudert, und die ihn zu durchbohren gedroht hatte. Er nahm Rache am Speere Sauls, nicht an ihm selbst. Strebe darum darnach, nicht deinen Mitbruder zu vernichten, sondern seine Sünde zu beseitigen. —

Oftmals, mein Freund, ist es auch der Teufel, der dir nachstellt, der dich verfolgt, indem nicht wenige Widerwärtigkeiten, die uns zugehen, auf Anrathen des Bösen uns zugefügt werden. Vernimm hierüber, was der hl. Hieronymus bekundet. Er schreibt (in Ps. 71.): „Wenn dich ein Gottloser verfolgt, so wisse, daß er nur das Roß ist: der Reiter ist Satan selbst.“ Was ist nun da zu thun? Gegen wen mußt du streiten? Gegen den Reiter offenbar. Denke an Eleazar, den Sohn des Saura (I. Mach. 6, 43—46.). Dieser Mann sprang unter die Beine des Elephanten, auf dem sich der König, den er bekämpfte, befand, und tödtete das Thier. Da fiel es zu Boden, aber es erdrückte und tödtete dabei auch den Eleazar selbst. So bereiten sich diejenigen selbst ihren Untergang, die ihren Feind bekämpfen wie Eleazar, die sich nicht gegen den wenden, der ihren Feind anstachelt, sondern gegen den, dessen sich Satan als seines unglücklichen Werkzeuges bedient. Kämpfe demnach gegen den Teufel und schone dessen, den jener reitet. „Nicht gegen Fleisch und Blut müssen wir kämpfen,“ sagt in diesem Sinne der hl. Augustinus (herm. 58. de temp.), „sondern wider die Fürstenthümer und Mächte und wider den Geist der Bosheit, d. h. gegen den Teufel und seine Engel. So oft wir von Menschen Böses zu dulden haben, ist er es, der sie anstachelt, entflammt und als Werkzeuge benützt. Richten wir also unser Augenmerk auf das Doppelte der Feindschaft. Einen Feind sehen wir, den anderen gewahren nicht. Den Teufel nehmen wir nicht wahr, nur den Menschen erkennen wir. Aber laßt uns den Menschen lieben, und nur den Teufel hassen.“

Endlich ist es in einem gewissen Sinne Gott selbst, der dich dergleichen erleiden läßt, theils um dich zu züchtigen, theils um dich zu prüfen; aber jederzeit zu deinem Wohle. Das war auch die Anschauungsweise des David, wenn er zu leiden hatte.

Wir wissen, wie Semei nach dem König David mit Steinen warf und ihm fluchte (II. Kön. 16, 5. 6.). Was aber sagte der hl. Sängerkönig dazu? „Lasset ihn," sprach er (ibid. 10.), „er mag lästern, denn der Herr hieß ihn, David zu lästern, und wer ist, der ihn zu fragen sich unterwinde, warum er das gethan?" Hieher scheinen sich auch die Worte des Psalmisten zu beziehen (Ps. 38, 9. 10.): „Du hast mich den Thoren zum Spotte preisgegeben. Ich schwieg und öffnete meinen Mund nicht, weil Du es gethan." — Sage mir einmal, wen würdest du anklagen, dich verletzt zu haben: den, der im Besitze der Waffe ist, welche dich verwundete, oder den, der dich mit derselben verwundet hat? Wenn Jemand die Hand eines Anderen ergreift, und dich mittelst der fremden Hand gewaltsam schlägt, wen würdest du dafür zur Rechenschaft ziehen? Gewiß den, der dich eigentlich verletzt und geschlagen hat, nicht aber den, welcher im Besitze der Waffe, oder dessen Hand sich der Andere bediente. Nun denn, so wisse, daß es zuweilen Gott selber ist, der sich deines Nächsten bedient, um dich zu prüfen und zu proben. Wiederum Treffliches spricht auch in dieser Beziehung König David (Ps. 88, 43.): „Du hast die Rechte der Dränger erhoben." Schweige demnach und verhalte dich ruhig, wenn du Unbilden zu erdulden hast. Gott ist es, der dich schlägt, nicht dein Feind. Gott hat die Rechte deiner Widersacher wider dich aufgehoben. Deshalb heißt in der hl. Schrift der schreckliche Sennacherib: die Ruthe des göttlichen Zornes. Deshalb nannte sich Attila selbst: die Geißel Gottes, und Tamerlan: den Zorn Gottes. Das heißt, Gott bediente sich dieser Menschen als seiner Werkzeuge, um die Menschen theils zu prüfen, theils zu strafen. Der Dulder Job wußte recht gut, daß der Sturm seine Häuser zu Falle gebracht und seine Kinder darunter begraben habe, er wußte, daß das Unheil über seine Knechte, Kameele, Rinder und Schafe durch Feuer vom Himmel, durch die Sabäer, ganz besonders aber durch Satan entstanden sei. Nichtsdestoweniger sah er darin doch nur die Hand Gottes und sprach (Job 1, 21.): „Der Herr hat es genommen; wie es dem Herrn gefiel, ist es gekommen; gepriesen sei der Name des Herrn." Job wußte nämlich, wie der hl. Augustinus bemerkt, daß Satan, ohne Zulassung Gottes, ihm nicht ein Haar hätte krümmen können.

Dritter Punkt.

Verzeihe deinem Feinde um **deiner selbst** willen.

Ja, um deinetwillen! Du schadest dir durch Rachsucht mehr als deinem Feinde. Wie du dich gegen deinen Nächsten,

der dich beleidigt hat, erweisest, also wird auch Gott mit dir verfahren, da auch du sein Feind bist und ihn gekränkt hast. Das lehrt uns mit klaren Worten das heutige Evangelium. Baronius (z. J. 451) schreibt: Als der wilde Attila in Italien eingefallen war und schon vor den Mauern Roms gestanden, da sei Papst Leo I. hinaus ihm entgegengezogen und habe ihn ersucht und ermahnt, die Stadt zu verschonen und Italien zu verlassen. Sofort habe auch Attila Folge geleistet, weil, wie er selbst sagte, er neben Papst Leo noch einen Anderen (St. Petrus) habe stehen sehen, angethan mit priesterlichen Gewanden und etwas Himmlischem im Angesichte. Dieser nun habe ihm stille den Tod gedroht, wenn er nicht ablasse und dem Begehren des Papstes Leo nachgebe. — Zweifle nicht, mein Sohn, das Gleiche wird dir widerfahren, wenn du nicht abstehst von deinen Racheplänen. Zur Seite deines Feindes steht Gott, der dich mit der Hölle bedreuet, wenn du deinem Feinde nicht verzeihest. Was spricht der Herr im heutigen Evangelium? (Matth. 8, 5.) „Ebenso wird auch mit euch mein himmlischer Vater verfahren." D. h. Er wird verzeihen dem, der selbst zu verzeihen wußte; aber unnachsichtlich sein gegen den, der selbst keine Nachsicht kannte? Und wie nun? Du unterstehst dich, noch immer Rache zu hegen in deinem Herzen? „Was thust du da, o Mensch!" ruft der hl. Chrysostomus (hom. 62. in Matth.) aus. „Merkest du nicht, daß du das Schwert wider dich selbst kehrest", wenn du nicht verzeihest, „und daß du Gottes Verdammungsurtheil und Rachearm hervorrufest?" Dasselbe wird alsdann an dir geschehen, was dem Bajazet, Sultan der Türken, widerfuhr, nachdem er von dem Tartarenherrscher Tamerlan besiegt worden war. Tamerlan ließ den gefangenen Bajazet neben sich auf seinem prachtvollen Thronsitze Platz nehmen und fragte ihn vertraulich, was er gethan hätte, wenn er — in seine Hand gefallen wäre. Bajazet entgegnete mit dem ihm eigenthümlichen Hochmuthe: „Ich hatte bereits beschlossen, dich in einen eisernen Käfig zu sperren und allwärts zum Gespötte herumführen zu lassen. Sodann würde ich mich deines Nackens bedient haben, wenn ich zu Pferd gestiegen wäre." Da entbrannte Tamerlan und rief in vollem Zorne: „Wohlan, aus deinem eigenen Munde richte ich dich, Dein Hochmuth soll nun selbst das fühlen, was er mir zugedacht hatte." Und so geschah es, wie Chalkondylas (l. 3.) uns berichtet. Dasselbe Urtheil wird Jeder aus dem Munde Gottes vernehmen, der seinem Feinde nicht verzeiht: Fühle nun selbst, was du Andere wolltest empfinden lassen.

Schluß.

Deshalb gebe ich euch Allen zu erwägen, was für einen Richter und Herrn wir an Gott haben, einen rachsüchtigen oder

versöhnlichen. Legen wir darum doch ja allen Zorn nieder, noch bevor die Sonne untergeht, damit nicht auch für uns die Sonne der Gerechtigkeit in alle Ewigkeit untergehe. Erwägen wir zum andern, daß weniger der Nächste es ist, der uns wehe thut, als vielmehr Gott, um uns zu prüfen und zu läutern, und Satan, dem Gott zuweilen gestattet, unsere Tugend zu versuchen, ob sie Gold oder nur Schein sei. Unser Nächster ist demnach nur das Werkzeug in der Hand höherer Gewalten. Wollten wir ihn darum hassen? Und dies gewiß um so weniger, als das, was er uns zuzufügen im Stande, so ganz und gar nichts ist, kein Schaden von irgend einer namhaften Bedeutung. Endlich ziehen wir in Erwägung, daß wir, falls wir unversöhnlich sind, uns selbst nur am Meisten schaden, da wir alsdann hinwiederum selbst an Gott einen unversöhnlichen Feind haben, wie die heutige Gleichnißrede lehrt und wir solches uns ja selbst erbitten, indem wir täglich beten: „Vergib uns unsere Schulden, so wie wir vergeben unseren Schuldigern." Verzeihe demnach ein Jeder sofort seinem Feinde und zwar in Ansehung Gottes, in Ansehung seines Feindes als seines Nächsten, und endlich in Ansehung seiner eigenen Person selbst! Amen.

Predigt auf den XXII. Sonntag nach Pfingsten.

Thema: Beweise für die Billigkeit der Bilderverehrung.

Eintheilungsgründe.

Die Billigkeit der Bilderverehrung läßt sich nachweisen:

1) aus der hl. Schrift;
2) aus der beständigen Uebung der Kirche;
3) aus der Vernunft;
4) aus ihrem manchfachen Nutzen;
5) aus der Wuth Satans gegen dieselbe;
6) aus der Strafe ihrer Gegner;
7) aus den zu ihrer Bestätigung geschehenen Wundern.

Text: Matth. XXII, 20. „Wessen ist dieses Bild?"

Eingang.

Geliebte im Herrn Versammelte!

Fürwahr, die Andersgläubigen der Neuzeit haben viele Aehnlichkeit mit den abergläubischen Juden der Vorzeit. Diese Letzteren waren nämlich der Meinung (wie der als Schriftsteller berühmte Jude Flavius Josephus bezeugt), man dürfe Bilder weder malen, noch in Holz, Erz oder Stein fertigen, noch auch besitzen; die Goldmünzen dagegen, welche mit dem Bilde des Kaisers bezeichnet waren, die verschmähten sie keineswegs; im Gegentheile sie suchten dieselben (wie auch heutzutage noch) mit allem Fleiße zusammenzuscharren und aufzubewahren. Auch im heutigen Evangelium beschwerten sich die Juden nicht darüber, daß auf ihrem Gelde

das Bild des römischen Kaisers geprägt war, wol aber deshalb, daß sie dem Landesherrn eine Geldabgabe leisten mußten.

Unsere Glaubensgegner sehen diesen auf's Haar gleich. Denn obgleich sie behaupten und lärmen, im alttestamentlichen Gesetze (II. Mos. 20, 4. u. V. Mos. 5, 8.) verbiete Gott alle Bilder überhaupt: so verschmähen sie dennoch keineswegs jene Bildnisse, die ihnen auf den Gold- und Silbermünzen geprägt dargereicht werden; sie halten dieselben vielmehr in hohen Ehren.

Welch' ein thörichtes Gebahren!

Nicht alle Bilder hat Gott verboten; dies kann man aus dem heutigen Evangelium ersehen; denn auch Christus spricht sich nicht tadelnd über die Münzen der Juden aus, weil sie des Kaisers Bildniß trugen, sondern er will, daß man jene, die dem Kaiser zustehen, ihm auch geben soll.

Doch man wendet vielleicht ein: Wirklich angenommen, nicht alle Bilder sind von Gott verboten; so ist doch die Verehrung der Bildnisse Gottes und seiner Heiligen unerlaubt, unbillig und unstatthaft. Allein auch dieser Satz ist irrig. — Im Gegenhalte zu dieser irrthümlichen Behauptung will ich euch, meine lieben Zuhörer! in der gegenwärtigen Erbauungsstunde den Beweis für die Statthaftigkeit, Billigkeit und Erlaubtheit der Bilder-Verehrung in Folgendem etwas ausführlicher liefern.

Abhandlung.

Die Billigkeit und Erlaubtheit der Verehrung der Bilder Gottes und seiner Heiligen läßt sich rechtfertigen:

I.

Aus der heiligen Schrift.

Die göttliche Urkunde gibt uns mancherlei Beweise an die Hand, welche für die Erlaubtheit der Bilderverehrung sprechen. Vernehmet einige derselben namentlich aus dem alten Testamente! —

Nach II. Mos. (25, 18.) befiehlt Gott der Herr dem Moses, zwei goldene Cherubim zu machen, und zwar zu beiden Seiten des Gnadenthrons. — Ebenso beauftragte ihn der Herr weiter (IV. Mos. 21, 8.), eine eherne Schlange zu fertigen und als

Zeichen aufzurichten, damit die durch den Schlangenbiß Verwundeten sie ansähen und geheilt würden. (Diese Schlange ließ König Ezechias lange darnach zerstören, weil das Judenvolk angefangen, ihr göttliche Ehre zu erzeigen; IV. Kön. 18, 4.) — Ferner ließ König Salomon in dem herrlichen Tempel, welchen er dem Herrn erbaute, Cherubim (III. Kön. 6, 23.) und zwölf Rinder aus Erz herstellen, welche das eherne Meer trugen, desgleichen noch mehrere andere Bilder (III. Kön. 7, 25. u. ff.).

Wir finden aber nirgends in der hl. Schrift ein tadelndes Wort hierüber; dieses Bildwerk wird im Gegentheile unter die gottesdienstlichen Geräthe und zu der reichen inneren Tempeleinrichtung gezählt. Eben so wenig läßt sich annehmen, König Salomon habe dieses dem Gesetze Gottes zuwider gethan; er machte vielmehr eine göttliche Anordnung und den Abriß des Tempels, wie ihn Gott seinem Vater David gegeben, erhalten haben.

War es nun im alten Bunde erlaubt, zwölf Rinder in Erz darzustellen, wo doch größere Gefahr der Abgötterei zu befürchten gewesen: warum sollte es im neuen Bunde nicht gestattet sein, die zwölf Apostel (von welchen jene nur Vorbilder waren) in Gemälden darzustellen? — Durfte vor den Augen des zum Götzendienste so sehr geneigten Judenvolks eine eherne Schlange erhöht werden: warum sollte es bei uns Christen nicht erlaubt sein, den Heiland hoch am Kreuze hangend abzubilden, um uns durch dessen Anblick die große Wohlthat unserer durch den Gekreuzigten vollbrachten Erlösung in's Gedächtniß zurückzurufen? Darf man den Schatten bildlich darstellen, warum nicht auch den Körper und das Wesen? —

Gott hat sich endlich selbst im alten Testamente hie und da in einem körperlichen und mit den Sinnen wahrnehmbaren Bilde gezeigt, z. B. dem Abraham, Isak, Jakob, Moses, Isaias, Ezechiel und noch anderen Männern; er hat demnach eine bildliche Darstellung seiner selbst auch nicht als etwas an sich Unerlaubtes verboten.

Allein hier wendet man Folgendes ein: Warum — sagt man — warum hat denn Gott gesagt: „Du sollst dir kein geschnitztes Bild machen, noch eine Abbildung von Allem“ (V. Mos. 5, 8.)? Hierauf entgegne ich: Unter dem Ausdrucke „geschnitztes Bild“ sind nur Götzenbilder, d. h. Abbildungen falscher Götter, oder vielmehr die erdichteten Götter selbst (was eben die Götzenbilder waren), zu verstehen. Denn erstens: in der Uebersetzung der siebzig Dollmetscher heißt es statt „geschnitztes Bild“ — „Götzenbild.“ —

Zweitens ist in jenen Worten nur die Verehrung anderer Götter verboten, wie aus dem Vorausgehenden und Nachfol-

genden ersichtlich; sonst wäre jenes zweite Gebot kein einziges, sondern ein mehrfaches. Darum sagt Moses etwas später, um dasselbe deutlich zu machen (II. Mos. 20, 23.): „Machet euch keine silbernen und goldenen Götter."

Drittens scheint dies in dem Wörtchen „dir" angedeutet zu sein; denn Gott spricht: „Mache dir kein geschnitztes Bild," nämlich ein solches, welches für dich die Stelle Gottes vertreten soll, oder ein Götzenbild. Desgleichen spricht hiefür der nachfolgende Beisatz (II. Mos. 20, 5.): „Du sollst sie nicht anbeten, noch ihnen dienen," nämlich die Götzenbilder; denn diesen allein wird Anbetung gezollt.

II.

Aus der ununterbrochenen und gutgeheißenen Uebung und Uebereinstimmung der katholischen Kirche.

Vor Allem soll nämlich Christus selbst (wie der hl. Johannes von Damaskus und noch Andere berichten) sein eigenes Bild in ein leinenes Tuch, welches er an sein Antlitz gebracht hatte, abgedrückt und dem König Abgarus von Edessa (einer Stadt in Syrien) zugesandt haben. Desgleichen drückte der Heiland nach einer vielfach angenommenen Meinung das Bildniß seines heiligsten Angesichtes in das Schweißtuch der Veronika ein, und gab es ihr zurück. Dasselbe wird in der St. Peterskirche zu Rom heute noch aufbewahrt. Ebenso erzählt der Kirchengeschichtschreiber Baronius (z. J. 34.), in dem Linnentuch, worin der hl. Leichnam des Herrn eingehüllt war, sei die Gestalt Christi abgebildet gewesen; und dasselbe halte man in der Kirche zu Turin aufbewahrt. Sozomenus, Eusebius und Andere melden, die eherne Bildsäule des Heilandes, welche jenes Weib aus Syrophönizien zum Danke für ihre wunderbare Heilung vom Blutflusse (Matth. 9, 20—22.) hatte errichten lassen, habe in Cäsarea Philippi — noch zur Zeit des Kaisers Julian gestanden. Nach dem Berichte des Nicephorus hatte der hl. Evangelist Lucas mehrere Bilder Jesu, der seligsten Jungfrau Maria, der hl. Apostel Petrus und Paulus gemalt; von diesen sind heute noch einige in Rom zu sehen. Ferner bezeugt Tertullian, die Abbildung Christi als Hirte mit einem Schäflein auf der Schulter habe sich früher auf den heiligen Gefäßen vorgefunden. Wie Papst Adrian schreibt, erschienen dem Kaiser Konstantin dem Großen im Traume die hl. Apostel Petrus und Paulus, und mahnten ihn, sich taufen zu lassen. Er erkannte sie erst später, nachdem ihm Papst Syl-

vester die Bildnisse derselben gezeigt hatte. — Daß die Verehrung der Bilder der Heiligen in der katholischen Kirche allzeit in Uebung gewesen, bezeugt der Patriarch Germanus in einem Briefe an den morgenländischen Kaiser Leo den Isaurier; desgleichen Papst Gregor II. in einem Briefe an denselben; (in diesem sagt er namentlich, es habe nicht bald ein der Frömmigkeit ergebener Mann ohne Bilder eine Reise angetreten;) endlich auch der hl. Johannes von Damaskus.

Als daher die morgenländischen Kaiser (die sogenannten Bilderstürmer) lange Zeit gegen die Verehrung der Heiligenbilder Krieg geführt hatten, versammelten sich im Jahre 787 unter der Regierung des Kaisers Konstantin und seiner Gemahlin Irene endlich dreihundert und fünfzig Bischöfe in Nicäa, einer Stadt Bithyniens, zu einem allgemeinen Kirchenrathe; und hier wurde die Bilderverehrung vertheidigt, und zum Beschlusse erhoben, und dieser in folgende zwei Verse zusammengefaßt:

„Gott wird nur in dem Bilde gezeigt; doch ist er das Bild nicht.
Schaue das Bildwerk an, und verehre im Geist, was es vorstellt."

Auf diesem Concil war auch aus Theodoret's Bericht erwähnt, um das Jahr 432 habe man in Rom die Bildnisse des hl. Simeon, des Säulenstehers, als Schutz und Schirm für die Wohnungen in den Gängen und Hallen sämmtlicher Künstlerwerkstätten ausgestellt sehen können.

III.

Aus Vernunftgründen.

Jedes Bild kann nämlich betrachtet werden einmal dem Stoffe nach, woraus es besteht. Hienach ist es entweder von Gold oder Silber, schön oder unschön gemalt. Dann der Form nach, da es etwas vorstellt oder bezeichnet. In der erstgenannten Auffassung werden die Bilder nicht verehrt, weil sie in dieser Hinsicht etwas des Vernunftgebrauchs Entbehrendes, folglich auch der Verehrung Unfähiges sind. Wer nun ein solches Bild liebt, z. B. weil es von Gold, aber vortrefflich gemalt ist, der liebt eben darum noch nicht auch zugleich den durch dasselbe dargestellten Gegenstand, z. B. einen recht schön gemalten Judaskopf.

Nach dem zweiten Gesichtspunkte jedoch verehren wir die Bilder; denn diesem zufolge ist (wie Aristoteles lehrt) die Ge-

müthsstimmung gegen das Bild und gegen den durch dasselbe vorgestellten Gegenstand ganz ein und die nämliche. Wer demnach dem Bilde eine Ehre oder eine Schmach anthut, der erweist diese Ehre oder Schmach auch der bezeichneten Sache oder Person. Der hl. Kirchenrath von Trient sagt deshalb (25. Sitzung): „Die Ehre, welche dem Bilde erzeigt wird, fällt auf das Urbild zurück, welches unter jenem vorgestellt wird." Und der hl. Basilius drückt sich also aus: „Des Königs Porträt heißt gleichfalls der König, und doch werden hiedurch nicht zwei Könige; denn es läßt sich weder die Herrschaft, noch die Ehre theilen" (in libr. de Spiritu S.).

Ein Beispiel aus der hl. Geschichte mag die Sache deutlicher machen. — Da der Patriarch Jakob sich voll Verehrung gegen die Spitze des Stabes oder Scepters seines Sohnes Joseph, des Herrschers im Aegypterlande, neigte (I. Mos. 47, 31. u. Hebr. 11, 21.), verehrte er nicht den Herrscherstab an sich, sondern Joseph, den Fürsten, von welchem der Scepter nur das Bild oder Zeichen war. Wenn wir demnach den Jakob nicht ruchlos oder abergläubisch nennen wollen — wovor uns Gott bewahre — so huldigte er dem Urbilde (dem Joseph), da er dessen Abbild (den Scepter) verehrte. Dieses Beweises bedient sich auch Papst Adrian in seinem Briefe an Konstantin und Irene auf dem Concil zu Nicäa.

Weiter: wenn beispielshalber dem Bilde eines Königs eine Schmach zugefügt wird, so ist hiemit der König selbst beschimpft. Papst Adrian führt darum in dem eben erwähnten Sendschreiben die Worte des hl. Chrysostomus an: „Nicht wahr, wer des Königs Gewand verunehrt, beleidigt den König selber? Weißt du nicht, daß, wer immer das Bild des Kaisers beschimpft, dem Kaiser selbst und dessen Hoheit, als dem Urbilde, Schmach anthut? Weißt du nicht, daß, wer das Bild, mag es aus Holz oder mittelst Farben gefertigt sein, mit Schmähungen überhäuft, abgeurtheilt wird, — nicht weil er den leblosen Gegenstand, sondern den durch dieses sein Bild vorgestellten König selbst gelästert hat. Man nimmt nämlich ganz richtig an, ein Solcher habe in versteckter Weise die fürstliche Majestät selbsten beleidigt." — Als die Einwohner von Antiochia, wie Nicephorus erzählt, einstmals die Bildnisse des Kaisers Theodosius und seiner Gemahlin Placilla abrissen und durch die Straßen schleiften, schlug er die ihm und der Kaiserin hiemit zugefügte Schmach so hoch an, daß er um deswillen die Stadt sammt ihren Einwohnern zu vertilgen gedachte. Und er hätte dieses sicher auch ausgeführt, wäre nicht Bischof Flavian als Vermittler aufgetreten. — Der Säulensteher Simeon der Jüngere äußert sich daher in seinem Briefe an Kaiser Justin gegen die ketzerischen Samariter, welche über die Bilder-

verehrung spotteten, folgendermaßen: „Wenn wir eure guten Gesetze betrachten, wie sie über Jene, welche das Bild oder die Standsäule des Kaisers mit Beschimpfung behandeln, mit Fug und Recht die Todesstrafe aussprechen; saget mir, mit welcher Strafe wird erst gegen Diejenigen einzuschreiten sein, welche mit schändlichem Frevel an den Bildern unseres Herrn Jesu Christi und seiner gebenedeiten Mutter ihre Wuth ausließen?"

IV.

Aus ihrem manchfachem Nutzen.

Der Nutzen der Bilderverehrung zeigt sich

1) Darin, daß die Bilder dem ungebildeten Volke, zur Belehrung dienen. Der hl. Gregor sagt hierüber sehr schön: „Was denen, welche lesen können, ein Buch, das leistet dem Ungelehrten ein Gemälde. An den Bildern ersehen nämlich die Unwissenden, aus ihnen lesen die der Schrift Unkundigen, was sie zu befolgen haben." — Enthalten doch die Bilder irgend eine Begebenheit der heiligen Schrift, oder einen kurzen Auszug aus den Lebensbeschreibungen der Heiligen Gottes, oder irgend eine Haupttugend derselben. Hieraus lernt auch der Unwissende, wie es den hl. Aposteln und Blutzeugen ergangen, was vornehmlich die hl. Bekenner gewirkt u. s. f. Ueber alles dieses herrscht bei Jenen, welche von den Bildern nichts wissen wollen, die größte Unwissenheit. Der hl. Abt Nilus gibt daher dem Proconsul Olympias die Lehre, daß hauptsächlich um der ungelehrten Leute willen die Kirchenwände mit Bildern aus der Geschichte des alten und neuen Testamentes bedeckt seien. Unsere Voraltern haben deshalb früher an den Feiertagen ihre Kinder in den Kirchen und an den Altären herumgeführt, und denselben mit Hilfe der dort vorfindlichen Gemälde über die Geheimnisse unserer Religion und über die Thaten der Heiligen Belehrungen ertheilt.

2) Die Bilder rufen uns ferner in's Gedächtniß zurück, was wir früher schon einmal gelesen, gesehen, gehört oder selbst erfahren haben, — die Wohlthaten Gottes, unsere Erschaffung und Erlösung, die Großthaten der Heiligen; geradeso wie nach den Worten der Kirchenversammlung zu Nicäa „im alten Bunde die Juden sich Fransen und Quasten an ihre Kleider hefteten, um bei deren Anblick an die Gebote Gottes erinnert zu werden (IV. Mos. 15, 38. u. 39.)." — Der hl. Johannes Damascenus sagt deshalb: „Es kommt sehr häufig vor, daß wir, wenn wir sonst äußerst selten das Leiden unseres Herrn erwägen, bei dem Anblicke eines Bildes des gekreu-

zigten Christus uns seines heilbringenden Leidens und Todes wiederum dankbar erinnern, und auf unseren Knieen — nicht das hölzerne Bild, sondern Den, welchen es vorstellt, verehren und anbeten."

3) Die Bilder erwecken in uns fromme und heilige Empfindungen, z. B. der Andacht, Reue, Liebe und Aneiferung. Ein Gemälde, Isaks Opferung darstellend, rührte den hl. Gregorius von Nyssa der Art, daß er von sich selbst bezeugt: „Gar oft habe ich dieses Bild betrachtet, und nie konnte ich ohne Thränen an ihm vorübergehen, weil das Gemälde mir diese schöne Begebenheit so lebendig vor Augen stellte." — Das Bild des hl. Paulus, welches bisweilen wie athmend und lebend anzusehen war, flößte dem Herzen des hl. Chrysostomus, wie er selbst bekennt, die innigste Liebe gegen den Apostel ein. — Das Bildniß des Gekreuzigten erweckte auf den ersten Anblick sogleich in der hl. Elisabetha, der Tochter des Königs von Ungarn, die tiefste Reue, preßte ihr Thränen aus, und erfüllte sie mit einer heilsamen Scham, da sie sich in Gold, Seide, Edelsteinen und Purpur gekleidet, den Heiland dagegen nackt und mit einer Dornenkrone auf dem Haupte erblickte (Surius 19. Nov.). — Das Gemälde des jüngsten Gerichtes, welches Theodor, ein gefangener Christ, in dem Palaste des Königs Bogaris von Bulgarien anbrachte, machte auf diesen Fürsten einen solch' gewaltigen Eindruck, daß er seinem Unglauben abschwur, und die christliche Religion annahm. — Endlich gleichwie vormals das Bild Alexanders des Großen, welches Julius Cäsar zu Cadix sah, diesen mit Scham und Betrübniß erfüllte, weil er in dem Alter, wo von Alexander fast das ganze Asien erobert worden war, noch nicht Eine Heldenthat vollbracht hatte: ebenso ist es auch der Anblick der Heiligenbilder, welcher uns entweder zur Uebung ähnlicher Thaten ermuntert, oder aber gewiß beschämt.

4) Die Bilder sind endlich ein Hilfsmittel zu viel andächtigerem und eifrigerem Gebete; denn sie stellen uns gewissermaßen Gottes heilige Nähe recht lebendig vor Augen, — Ihn, den wir sonst so bald vergessen. — Der hl. Hieronymus erzählt (27. Brf. an die Jungfrau Eustochium): Die hl. Paula von Rom habe, vor dem Kreuze des Herrn knieend, Christum angebetet, als wenn sie ihn daran hangen sähe; und als sie nach Bethlehem gekommen war, und die Höhle betreten hatte, wo der Heiland geboren war, habe sie mit einem Schwur bekräftigt, mit dem Auge des Glaubens das göttliche Kind in Windeln eingewickelt erschaut zu haben.

V.

Aus der Wuth des bösen Feindes.

Daß die Bilderverehrung etwas Gutes sei, läßt sich aus dem Ingrimme Satan's gegen dieselbe schließen. — Auf dem Concil zu Nicäa ward ein hierauf bezügliches Beispiel aus einem Werke (pratum spirituale) des Johann Moschus an Sophronius, nachmaligen Patriarchen von Jerusalem, erzählt. Ich will es in Kürze wiedergeben. Auf dem Oelberge lebte ein Klausner, welcher erstaunlich viele Kämpfe mit dem unreinen Geiste zu bestehen hatte. Eines Tages sagte er zum Versucher: „Wie lange verfolgst du mich noch? Entferne dich jetzt von mir, da du mit mir alt geworden!" Sofort erschien Satan sichtbar und gab ihm zur Antwort, er wolle ihn verlassen, wenn er ihm eine Bitte gewährte. Als der Einsiedler diese hören wollte, sagte Satan, er solle dieses Bild (es war die hl. Jungfrau mit dem Jesuskinde) nicht mehr verehren; er werde ihn dann nicht weiter beunruhigen. Der Klausner bat sich Bedenkzeit aus, und erzählte den Vorgang dem Abte Theodor. Dieser gab ihm den Bescheid: „Es wäre da noch besser, du ließest kein öffentliches Sündenhaus der ganzen Stadt unbesucht, als daß du die Verehrung Christi und seiner Mutter bei Seite setztest." Hiedurch neu bestärkt, beharrte der Einsiedler in seinem Dienste, und strafte den Versucher mit Verachtung. — Vincentius berichtet, die Einwohner von Konstantinopel hätten, weil sie auf Anrathen eines Zauberers ein Marienbild in's Wasser versenkten, über ihre Flotte einen Seesturm gebracht.

Aus dem Gesagten läßt sich entnehmen, was für ein Geist es ist, der die alten und neuen Gegner der Bilderverehrung regiert.

VI.

Aus den über die Bilderfeinde verhängten Strafen.

Ferner mögen auch die vielen und schweren Strafen, von welchen einzelne Verächter der Bilder ereilt worden sind, füglich zum Beweise für die Billigkeit der Bilderverehrung

dienen. — Nehmen wir nur die Geschichte zur Hand, so begegnen uns im morgenländischen Kaiserreiche aus jener Zeit, wo viele Kaiser zu den sogenannten Bilderstürmern gehörten, manche sehr merkwürdige Beispiele:

Der erste dieser gekrönten Bilderfeinde war Kaiser Leo III. der Isaurier. Weil dieser Kaiser mit allem Grimme gegen die Heiligenbilder wüthete, stürzten die übrigen katholischen Fürsten alle seine Bilder und Standsäulen um, und fügten denselben allen erdenklichen Schimpf und Spott zu. Die Völker verweigerten ihm die Steuern. Später litt seine beträchtliche Flotte, welche den Papst und Italien zu bekriegen in die See stach, im adriatischen Meere Schiffbruch. Nachmals ward seine Residenzstadt Constantinopel eilf Monate lang von einem entsetzlichen Erdbeben heimgesucht, welches die dort und in mehreren anderen Provinzen befindlichen Kirchen, Klöster, Städte, Landhäuser einstürzte, auch die Bildsäulen der Kaiser in der Hauptstadt zu Boden warf. Endlich starb Leo, wie Theophanes bei Baronius sagt, i. J. 741 „sowol des Seelen- als des leiblichen Todes."

Sein Sohn und Nachfolger Konstantin, der wegen Verunreinigung des Taufbrunnens den Namen „Kopronymus" erhielt; der von seinem Vater die Verruchtheit und den Haß gegen die Bilderverehrung ererbt hatte, fand an Artabas, der als Kaiser ausgerufen worden, einen heftigen Gegner, und hatte viele Schmähungen und Beschimpfungen zu leiden. Später gelangte er wieder zur Regierung; doch brach bald in Konstantinopel eine fürchterliche Pest aus, welche drei Jahre währte, die Hauptstadt fast in eine Einöde umwandelte, und den Kaiser selbst hinwegraffte, — zur gerechten Strafe und Rache Gottes für den ruchlosen Kaiser, wie Bischof Konstantin bemerkt. Die Seuche wüthete so entsetzlich, daß man zuletzt für die Leichen keine Gräber, Särge und Träger mehr auftreiben konnte (Theodor Studita). Als er zuletzt Pestbeulen und den Brand an seinen Füßen bemerkte, soll er sterbend ausgerufen haben: „Wegen meiner Thorheit werde ich noch lebend von unauslöschlichem Feuer gequält." —

Ihm folgte sein Sohn Leo IV. auf dem Throne, — um nichts besser, als sein Vater. Als dieser einmal eine Krone aus der Domkirche genommen und sich auf's Haupt gesetzt hatte, brachen Beulen an seinem Haupte hervor, ein heftiges Fieber befiel ihn, daß er seinen Geist aufgab (Theophanes).

Dessen Nachfolger war sein Sohn Konstantin. Dieser Kaiser hatte zwar anfänglich den Beschlüssen der Kirchenversammlung zu Nicäa zufolge, welche während seiner Regierungszeit gehalten wurde, die Bilderverehrung angenommen, später aber „der Schlechtigkeit seiner Mutter folgend" (wie Platina bemerkt),

die frühere, der Bilderverehrung günstige Verordnung wieder aufgehoben. Auch er ärntete seinen Lohn. Denn auf Anrathen seiner Mutter ward er von den Großen des Reiches gefangen genommen, geblendet und starb in Folge dessen bald darauf. — Nach einem kurzen Zwischenraume brach unter Leo dem Armenier (814) der Bildersturm auf's Neue los. Aber auch diesen Kaiser ereilte die Strafe. Denn in Folge einer gegen ihn entsponnenen Verschwörung ward er in der Kirche ergriffen, mit vielen Wunden durchbohrt und umgebracht, nachdem er sich mit einem erfaßten Kreuze lange, aber vergebens vertheidigt hatte.

Mehrere andere Beispiele göttlicher Rache gegen die Bilderverächter wurden auf dem Nicänischen Concil angegeben. Unter anderen erzählte Constantinus, Bischof zu Constanz auf der Insel Cypern, folgendes: Ein Rinderhirte jener Stadt sei eines Tages in die dortige Marienkapelle gegangen, um zu beten. Da habe er an der Wand ein Gemälde der Gottesmutter erblickt, und unter dem Ausrufe: „Was thust du hier?" mit seinem Stachelstock, der ihm zum Antreiben der Rinder diente, dem Bilde das rechte Auge ausgestoßen, und sich dann aus der Kirche entfernt. Als er bald darauf mit diesem seinem Stocke das Vieh stachelte, brach derselbe entzwei; die eiserne Spitze fuhr ihm in's Auge und blieb darin stecken. „Ich habe," fügt der erwähnte Bischof hinzu, „den Mann selbst gesehen, und kenne ihn noch an seinem Einen Auge." — „Ein anderes Mal" — fährt Constantin in seiner Erzählung weiter — „wollte Einer in der Stadt Citium am Feste der Himmelfahrt Mariens die Kirche mit Vorhängen zieren, schlug deshalb einen Nagel in die Wand, traf aber hiebei an einem Wandgemälde, den hl. Petrus darstellend, die Stirne dieses Apostels und verunstaltete dasselbe auf diese Weise. Kaum war der Vorhang angebracht, so verspürte er an seiner Stirne einen heftigen Schmerz, welcher so lange anhielt, bis er auf des Bischofs Anrathen den Nagel wieder aus dem Bilde zog." Constantin fügte schlüßlich hinzu: „Wem es beliebt, der frage den Bischof von Citium selbst; er ist in dieser Versammlung anwesend." Man erkundigte sich wirklich bei ihm, und dieser erhärtete mitten in der Sitzung die Wahrheit der erzählten Thatsache mit einem Eide. — Der nämliche Gewährsmann gibt noch ein weiteres Beispiel an. Ein Muselmann aus Gabala in Syrien sei einst mit zwei und dreißig Christen von Cypern in eine Kirche gegangen, und habe daselbst beim Anblicke eines dort befindlichen Bildes die Christen gefragt, was denn dieses Bild für einen Nutzen bringe. Einer der Christen versetzte: „Dem, der es in Ehren hält, nützt es; Jenem aber, welcher es verunehrt, schadet es." „Nun so will ich," sagte hierauf der Türke, „ihm ein Auge ausstechen, und sehen, was es mir für Schaden bringen kann."

Mit frevlem Uebermuthe stach der Ungläubige wirklich dem Bilde das rechte Auge aus; — aber siehe! sofort fiel ihm sein rechtes Auge aus dem Kopfe zur Erde; ein hitziges Fieber ergriff ihn, und er mußte nach Hause getragen werden. „Das haben uns," bemerkt Konstantin hiezu, „jene cyprischen Christen, ihrer zwei und dreißig an der Zahl, bei ihrer Rückkunft erzählt." — Die angegebenen Beispiele von Bestrafung einzelner Bilderverächter wurden auf der Kirchenversammlung zu Nicäa zu Gunsten und zur Vertheidigung der so vielfach angefeindeten Verehrung der Heiligenbilder aufgeführt und geprüft; und den Verhandlungen dieses Concils habe ich sie entnommen.

VII.

Aus den zu ihrer Bestätigung geschehenen Wundern.

Endlich läßt sich die Statthaftigkeit der Bilderverehrung aus den Wundern beweisen, welche zu deren Bekräftigung geschahen. Deren aber trugen sich viele zur Zeit des morgenländischen Kaisers Constantin Copronymus zu, während welcher man einen so erbitterten Kampf wider die Bilderverehrung führte; sie wurden von dem hl. Stephanus, einem Mönche auf dem Berge Auxentium, gewirkt. Dieser machte nämlich die mit verschiedenen Krankheiten Behafteten, welche zu ihm gekommen waren, gesund; — doch nur, wenn sie vorher die Bilder entweder verehrten, oder in Zukunft in Ehren zu halten gelobten. — Unter diesen war auch ein armenischer Soldat, mit Namen Stephanus, welcher einen ganz zusammengekrümmten und eingebogenen Körper hatte; aber alsbald, nachdem er den Bildern Christi und Marien's Verehrung erzeigt, aufgerichtet ward und seine gerade Stellung wieder erhielt. Als er aber zu seinen Kameraden zurückkehrte und diesen die Art, wie er seine Heilung erlangt hatte, eröffnete, ward er vor den Kaiser geführt. Da ihn dieser fragte, ob er ein Bilderverehrer sei, antwortete der Feigling: nein, er verfluche die Bilder. Der Tyrann machte ihn deshalb zum Hauptmanne. Doch die Rache Gottes folgte ihm auf dem Fuße nach. Denn als der elende Verräther sein Pferd bestieg, warf ihn dieses auf den Boden, und zertrat ihn mit seinen Hufen, so daß er elend um's Leben kam.

Ein anderes Wunder zur Bestätigung der Bilderverehrung ist, wie Nicephorus erzählt, an dem hl. Johannes Damascenus geschehen. Als diesem unerschrockenen Verfechter der wahren Lehre auf Befehl des Kaisers, der zu den Bilderstürmern

gehörte, die rechte Hand abgehauen worden, erhielt er sie durch die Wohlthat der seligsten Jungfrau Maria, gegen deren Bilder der Heilige allezeit die tiefste Verehrung getragen, wieder zurück; so daß er mit Hilfe dieser wiedergeschenkten Hand noch viele Bücher zur Widerlegung der entgegengesetzten irrigen Lehre der Bilderverächter schreiben konnte.

Schluß.

Ihr habt nun, geliebte Andächtige! die Gründe vernommen, welche für die Billigkeit und Erlaubtheit der Bilderverehrung sprechen, und gehört, daß sich dieselbe aus der hl. Schrift, aus der Uebung der Kirche, aus der Vernunft und aus ihrem manchfachen Nutzen nachweisen läßt. So lasset euch denn weder durch die Spöttereien, noch durch die hundertfach vorgebrachten und tausendfach widerlegten Einwände der alten und neuen Bilderverächter beirren. Erzeiget vielmehr den Bildern jene vollberechtigte Verehrung, wie sie von der Kirche gelehrt und gutgeheißen ist; so daß ihr an dem Bilde nicht das leblose Holz, nicht den todten Stein, oder das Stück Leinwand, sondern das Urbild, welches durch dasselbe dargestellt wird, verehret. Auch die Bilder euerer Ahnen und Aeltern sind euch als theuere Erinnerungen an die Dahingeschiedenen lieb und werth; warum sollte dies nicht ebenso an den Bildern Christi, seiner gebenedeiten Mutter und der lieben Heiligen der Fall sein dürfen? Wenn ihr diese Bildnisse betrachtet und euch fragt: „Wessen ist dieses Bild?" (Matth. 22, 20.) so antwortet euch das Herz: Es ist das Bild meines Erlösers, oder der seligsten Jungfrau, oder meines Namenspatrons, oder eines anderen Heiligen; und die Wohlthat der Erlösung, der Tugendwandel Mariens, die Großthaten der Heiligen treten euch lebhaft vor die Seele. Schmücket darum euere Wohnungen, anstatt mit weltlichen Darstellungen nud oft anstößigen Gemälden, mit den Bildern Christi und der Heiligen, damit euer Haus einem christlichen, einem katholischen gleich sieht. Gott wird euch alsdann aber auch die Gnade verleihen, daß ihr Christus, Maria und die Heiligen, welche ihr auf Erden im Bilde verehrtet, einstens schleierlos von Angesicht zu Angesicht schauen und lieben, und in ihrer Gemeinschaft euch ewiglich erfreuen werdet. Amen.

Predigt auf den XXIII. Sonntag nach Pfingsten.

Thema: Von den Gründen, welche dem Kranken den Empfang des hl. Bußsakramentes räthlich machen.

Eintheilung.

Dem Kranken ist das hl. Bußsakrament besonders zu empfehlen:

I. weil er weiß, daß die Verdammniß ihn erwartet, wenn er in einer Todsünde stirbt;

II. weil er keine Gewißheit darüber hat, ob er sich im Stande der göttlichen Gnade befindet und darin beharren werde;

III. weil er nicht sagen kann, ob er an dieser Krankheit sterben, oder wieder aufkommen werde.

Text: Matth. IX, 18: „Komm, lege deine Hand auf sie, so wird sie leben."

Eingang.

Geliebte in Andacht Versammelte!

Wie Tertullian (de poenit.) und Isidor Clarius (B. I. 56. R.) angeben, gibt es fast kein Thier, welches sich in Krankheitsfällen nicht selber sein Heilmittel suchte. So sucht z. B., um einige dergleichen namhaft zu machen, der Löwe, wenn er krank ist, einen Affen, um ihn zu verzehren und wieder gesund zu werden; der Affe das Blut von Hunden; der Hund frißt Gras; der Leopard ein Reh, dieses wieder das Hirschkraut, der Hirsch eine

Schlange, diese den Fenchel; der Bär einen Bienenstock, der Storch das Wohlgemuthkraut, die Taube einen Lorbeerzweig, der Fuchs heilt sich mit Fichtensaft, die Schwalbe gibt ihren blinden Jungen Schelkraut u. s. f.

Wenn nun diese unvernünftigen Thiere ihre Krankheiten zu heilen verstehen, und ihrem Naturtrieb folgend, sich ein Mittel zur Heilung suchen: so ist es gewiß billig, daß auch der Mensch, der Gebieter der Thierwelt, auch für seine Krankheit ein Heilmittel kennt, um es nöthigenfalls sorgsam aufzusuchen.

Der Synagogenvorsteher Jairus im heutigen Evangelium zeigt uns ein solches Heilmittel auf eine gar schöne Weise, indem er für seine bereits in den letzten Zügen liegende Tochter (wie die hl. Evangelisten Markus 5, 23. und Lukas 8, 42. bemerken) ein Rettungsmittel suchend, den Herrn um die Handauflegung über sie bittet mit den Worten: „Komm, lege ihr deine Hand auf, so wird sie leben" (Matth. 9, 18.).

Was drückt aber diese „Hand" anders aus, als die Gewalt und Wirksamkeit der priesterlichen Lossprechung, welche einer althergebrachten Sitte zufolge mittelst der Handauflegung ertheilt wird? Des Priesters Hand ist sonach das Heilmittel für den seelenkranken Sünder, das er, wenn je sonst, mit größtem Eifer suchen soll, wenn er sich in schwerer Krankheit und ähnlicher Lebensgefahr befindet; denn er würde sich im entgegengesetzten Falle einer sicheren oder doch höchst wahrscheinlichen Gefahr der ewigen Verdammniß aussetzen, wenn er im Falle, daß er sich im Stande der Todsünde befindet, aus eigener Schuld die Gelegenheit, zu beichten, versäumte. Darum ist in den kirchlichen Vorschriften den Aerzten die Auflage gemacht, „sie sollen, wenn sie zu Kranken gerufen werden, diese vor Allem ermahnen und bestimmen, den Seelenarzt rufen zu lassen." Den Grund hiefür erklärt der hl. Augustinus, indem er sagt: „Wenn man so sehr (auf den Arzt) zueilt, um nur einige wenige Tage zu gewinnen — denn auch bis zum Greisenalter sind nur wenige Tage —: wie soll man sich erst eilig umthun, um das ewige Leben zu gewinnen?"

Da also jeder gefährlich darniederliegende Kranke nach göttlichem Rechte verbunden ist, dieses Heilmittel der Buße für seine Seele zu suchen: so lasset uns nun, geliebte Zuhörer! in heutiger Betrachtungsstunde die Gründe hören, welche ihn zur Ergreifung desselben bestimmen sollen.

Vortrag und Eintheilung.

Ein Dreifaches scheint den Synagogenvorsteher Jairus bewogen zu haben, den Heiland um seine heilbringende und hilfreiche Hand in solcher Weise anzusprechen. Das Erste hievon wußte er; das Zweite wußte er nicht; das Dritte war ihm theils bekannt, theils unbekannt. Das Erste war, daß Christus seine Tochter gesund machen könnte; und dieses wußte er und bezweifelte es nicht im Mindesten; denn er sagt: „Lege deine Hand auf sie, so wird sie leben." (Matth. 9, 18.) Das Zweite war, ob der Herr zu seiner Tochter kommen würde; und dieß wußte er nicht; darum betet er ihn an und bittet ihn. Das Dritte war, ob sein Kind noch am Leben sei; und das glaubte er einestheils, weil er nach Markus (5, 23.) erklärt: „Meine Tochter liegt in den letzten Zügen"; anderntheils glaubte er es nicht, da er nach Matthäus (9, 18.) sagt: „So eben ist mein Töchterchen verschieden." Er hatte sie nämlich der Art mit dem Tode ringend zu Hause verlassen, daß sie ihm nunmehr bereits gestorben sein zu müssen dünkte.

Ganz in derselben Weise sind es auch drei Gründe, welche einen Kranken bestimmen sollen, so schnell als möglich zum hl. Sakramente der Buße zu greifen. Den Einen weiß er, daß er nämlich wird verdammt werden, wenn er im Stande der Todsünde aus der Welt geht. Den anderen kennt er nicht, ob er sich nämlich im Stande der göttlichen Gnade oder Ungnade befindet. Der Dritte ist ihm zum Theil bekannt, daß ihm nämlich nur wenig Zeit zur Buße übrig ist; zum Theil auch unbekannt, denn er kann von seiner Krankheit wieder genesen.

In diese drei Punkte theilt sich unsere heutige Betrachtung. Wir wollen dieselben einzeln etwas eingehender erörtern.

Erster Theil.

Der Kranke weiß erstlich, daß er verdammt wird, wenn er im Stande der Todsünde vom Leben scheidet; darum suche er, sich durch Buße davon zu befreien.

Schon der weise Salomon sagt in seinen Sprüchwörtern (5, 22. und 23.): „Den Gottlosen fangen seine Missethaten; mit den Stricken seiner Sünden wird er gebunden; er wird sterben, weil er keine Zucht angenommen." Mit diesen Worten ist

angedeutet, die Sünde sei gewissermaßen ein Scherge, welcher den Dieb verfolgt, ihn, wenn er ihn ergriffen hat, bindet und der Obrigkeit überliefert. Wer weiß aber nicht, daß der Dieb, in Gefahr, gefangen genommen zu werden, sofort das Gestohlene wegwirft, und in der Flucht sein Heil sucht? — Schon die Raubfische, z. B. die Hechte, wenn sie sich enge eingeschlossen und gefangen merken, speien die verschlungene und beinahe schon verdaute Beute aus. Und du, mein kranker Mitbruder! siehst du dich nicht gleichfalls in die Enge getrieben? merkest du nicht, wie der Tod dir nachstellt, gleich einem Henker ausgerüstet mit den Ketten deiner Sünden, um dich damit zu fesseln und zum ewigen Tode fortzuschleppen? Warum machst du dich also nicht leicht, und wirfst all' dein Geraubtes nicht ab, auf daß er dich nicht als Schuldigen festnehme? Weshalb ergreifst du nicht sobald wie möglich „die Zucht" der Buße? Denn nach dem aus Salomon's Munde vorhin Vernommenen „wird" der Sünder, wenn er diese sich nicht angeeignet hat, „sterben," d. h. auf ewig zu Grunde gehen. — Sage mir mein Freund! gesetzt, du hättest gegen deinen Dienstherrn eine Untreue begangen, ihm z. B. werthvolle Gegenstände entwendet und in deine Kiste versteckt; und du würdest hören, dein Herr stehe im Begriffe, in kürzester Zeit die Truhen aller seiner Knechte zu durchsuchen, um zu den ihm abhanden gekommenen Gegenständen zu gelangen, und die Schuldigen gebührend zur Strafe zu ziehen: würdest du nicht auf diese Kunde hin das Gestohlene sobald wie möglich aus deiner Truhe entfernen und an einem sicheren Orte unterbringen, oder insgeheim dem Herrn rückerstatten? — So hast du aber wirklich gehandelt; denn durch deine Sünden hast du Gott die Ehre und den ihm schuldigen Gehorsam entzogen; und diesen Diebstahl nun trägst du in deinem Gewissen eingeschlossen mit dir herum. Wehe dir also, mein Lieber, wenn du krank bist! Denn alsdann hat ja der Herr beschlossen, dich zu besuchen. Schon ist er auf dem Wege, schon nimmt er die Schlüssel zur Hand, schon sucht er dich. Und der Prophet Jeremias (13, 21.) fragt: „Was willst du antworten, wenn der Herr dich so heimsuchen wird?" was erwidern, wenn er dich als Schuldigen ertappt? Verstummen wirst du, gleich Jenem im Evangelium, welcher ohne hochzeitliches Kleid beim Gastmahle angetroffen worden (Matth. 22, 12.) und gleich den Brüdern Joseph's, da sich dessen Mundbecher bei ihnen vorfand (I. Mos. 44, 12.). — Dasselbe begegnete einstmals dem sonst so weisen Könige Salomon. Denn als er in seinem hohen Alter noch fremden Göttern nachgegangen war und der Liebe zu den ausländischen Frauen gehuldigt hatte, erschien ihm Gott, nachdem er ihm zwei Mal erschienen war und von dem Dienste fremder Götter abgemahnt hatte, endlich zum dritten Male, ihn gewisser-

maßen heimsuchend, um ihn mitten in seinem Unrecht zu ertappen und zu verurtheilen. Wie spricht er aber zu ihm: „Weil du dieses an dir gehabt, und meinen Bund nicht bewahrt hast, sowie die Gebote, welche ich dir gab, so will ich dein Reich theilen und spalten, und es deinem Knechte geben" (III. Kön. 11, 11.). Was ist unter dem Worte „dieses" zu verstehen? Der Götzendienst und die Weiberliebe; — dieses fand Gott bei Salomon. Der weiseste König aber, was gibt er für eine Antwort darauf? womit rechtfertigte er sich? Nicht eine Sylbe weiß er vorzubringen. Seine Weisheit muß also verstummen, da sie im Frevel ergriffen worden. Und du, sündige Seele! was wirst du antworten können, „wenn Gott dich heimsucht?" — Der Herr hat, wie es scheint, gegen Salomon genau den Rechtsgang beobachten wollen, indem er ihn dreimal mahnte und vorlud; einmal auf Gabaon (III. Kön. 3, 5.), dann noch einmal (ebend. 9, 2.), und endlich zum dritten Male (ebend. 11, 11.), gleichsam als letzte Frist, worauf er ihn dann verurtheilte.

Wenn demnach eine tödtliche Krankheit den Sünder erfaßt, dann glaube er zuverläßig, daß dies für ihn der letzte Termin ist, und säume nicht, sich selbst zu durchsuchen, bevor dieses von anderer Seite geschieht. Man durchsucht sich aber selbst, indem man beichtet; weil man da nach seinen Sünden forscht, um sie an einem sicheren Platze zu verbergen, — im hl. Bußgerichte. Ich zweifle nicht, mein Christ, der du krank danieder liegest oder sonst wie in Lebensgefahr schwebest, daß du, wenn du den ganzen Tag in einer Schenke gezecht hast, endlich mit Einbruch der Nacht, bevor du heimgehest, erst mit dem Wirthe abrechnest. Doch wolltest du dich ohne dessen Wissen und ohne mit ihm abgerechnet zu haben, fortschleichen: wärest du sicher? Könnte dir nicht einer auf der Ferse nacheilen, dich festnehmen, zur Schenke zurückbringen und nach Gebühr abstrafen? Ich wenigstens glaube es. Zweifle darum auch du nicht, Gott, in dessen Hause du fast dein ganzes Leben lang gegessen, getrunken, gespielt hast, werde ebenso mit dir verfahren, wenn du, ohne dich bei ihm verabschiedet oder ohne ihn versöhnt zu haben, aus der Welt gehst.

Es scheint, als habe uns Gott dieses Gebot auch unter einer andern Form einschärfen wollen, da er nämlich im alten Bunde (I. Mos. 9, 4.) befahl, das Blut der zu schlachtenden Thiere ausfließen zu lassen; so daß es nicht erlaubt sein sollte, von dem Fleische der in ihrem Blute erstickten Thiere zu genießen. Das Blut ist aber in der hl. Schrift ein Bild der Sünde. Denn gleichwie das Fleisch der geschlachteten Thiere von dem Blute angesteckt wird, wenn dieses nicht verströmt, sondern in den Adern verbleibt: ebenso steckt auch die Sünde die menschliche Seele an. Und gleichwie der Genuß von Thierblut,

als Schwermuth erweckend, leicht Krankheiten erzeugt: so verwundet und schwächt auch die Sünde die Seele. Wer demnach solches schwarze Geblüt (der Sünde) in seinem Herzen hat, bevor ihn der Tod abschlachtet, der muß dessen sich entleeren; denn Gott verabscheut ein in seinen Sünden ersticktes Gewissen; ein solcher muß daher mit dem hl. Büßer David klagend ausrufen: „Befreie mich von der Blutschuld, o Gott, du Gott meines Heils!" (Ps. 50, 16.)

Zweiter Theil.

Dem Kranken ist das Bußsakrament anzuempfehlen, denn er weiß nicht, ob er im Stande der Gnade Gottes ist; und gesetzt, er wäre hierüber im Klaren, so ist ihm doch unbekannt, ob er darin verharren werde.

Im Buche des Predigers (9, 1.) heißt es: „Der Mensch weiß nicht, ob er des Hasses oder der Liebe (Gottes) würdig ist." Dasselbe bekannten auch mehrere sonst heilige Männer; z. B. Job, welcher sagt: „Bin ich gleichwol unschuldig, so weiß das meine Seele nicht" (Job 9, 21.); und der Weltapostel, welcher schreibt: „Ich bin mir zwar nichts bewußt; aber darum bin ich noch nicht gerechtfertigt" (1. Cor. 4, 4.); desgleichen der hl. Bernhard, welcher sich also vernehmen läßt: „Wenn ich mein und meines Nebenmenschen Gewissen beachten soll, so ist mir keines von beiden hinreichend bekannt; jedes ist mir ein undurchdringlicher Abgrund; eine dunkle Nacht." Ebenso drückt sich der hl. Gregorius in einem Briefe (6. Buch, 22. Brf.) an Gregoria, Kammerfrau der Kaiserin, also aus: „Du darfst dich in Bezug auf deine Sünden nicht für sicher halten, du mußt vielmehr bis zu deinem letzten Lebenstage immerdar mißtrauisch auf dich, zaghaft und furchtsam sein." — Als der hl. Abt Agathon dem Tode nahe war, lag er drei Tage lang mit offenen Augen unbeweglich da. Die Brüder rüttelten ihn und sagten: „Abt, wo bist du?" Er antwortete: „Ich stehe vor dem Gerichte Gottes." Sie fragten weiter: „Du fürchtest dich doch nicht?" Der Abt versetzte: „Ich habe mich zwar mit aller mir möglichen Mühe bestrebt, Gottes Gebote zu beobachten; aber ich bin ein Mensch, und weiß nicht, ob meine Werke Gott auch wohlgefällig waren." Die Brüder fuhren fort: „Hast du kein Vertrauen auf deine Handlungen, daß sie Gott entsprechen werden?" Der Greis erwiderte: „Ich weiß dies nicht eher, als bis ich vor Gott erscheinen werde; denn anders sind die Urtheile Gottes, anders die der Menschen." —

Endlich ruft der weise Salomon aus: „Wer kann sagen: Mein Herz ist rein; ich bin frei von Sünden" (Sprüchw. 20, 9.)? —

Und gesetzt auch, es könnte Jemand dies von sich erklären, darf er es wagen, zu behaupten: Mein Herz wird allzeit rein bleiben? O, nimmermehr! Denn um zur Seligkeit zu gelangen, muß man bis zum letzten Lebenshauche in der Gnade beharren. Darum sagte schon der weise Pythagoras: „Laß auf dem Boden des Bechers nichts übrig!" Hiemit will er andeuten, daß man das begonnene gute Werk und die angefangene Lebensweise bis an's Ende fortführen müsse. Wir können also hieraus schließen, daß die Buße allen Menschen nothwendig ist, weil Niemand behaupten kann, er sei gerecht. Diese Lehre gab unter Anderen auch der hl. Augustin. Denn (wie der gelehrte Karthäuser Laurentius Serius in seiner Legende, Monat August, erzählt) in seiner letzten Krankheit ließ Augustin die sieben Bußpsalmen mit großen Buchstaben an die Wand schreiben, um sie stets vor Augen zu haben und beten zu können; was er auch beständig that, indem er hinzufügte: „Kein Christ, und lebte er auch noch so lobenswerth, dürfe ohne Buße aus dem Leben abscheiden! Ihm stimmt auch der hl. Hieronymus bei, welcher sagt: „Die ganze Welt bedarf der Barmherzigkeit Gottes; und Niemand, und wäre er auch noch so heilig, gehe sorglos dem ewigen Richter entgegen."

Wenn der Wanderer einen gefährlichen Sprung über einen etwas breiten Graben machen muß, so untersucht er erst, wo er sich feststellen kann; dann legt er sein Reisegepäck ab, hierauf stellt er seine Füße zurecht, und springt, sich auf seinen Stab stützend, hinüber. — Ein breiter und zugleich gefährlicher Graben ist auch der Uebergang aus dieser Welt in die andere. Mit Recht läßt sich hierauf des hl. Sehers Isaias prophetisches Wort anwenden, welches er dem Gottlosen zum Weltuntergange zuruft: „Schrecken und Grube und Schlinge über dich, du Erdbewohner!" (Ps. 24, 17.). Denn ganz dieselben Uebel warten auf den Sünder bei seinem Lebensende: — „Der Schrecken" der Trennung vom Leibe und von dieser Welt; die zu überspringende „Grube" von diesem Leben zum andern; entweder zum erzürnten oder zum versöhnten Richter; „die Schlinge" des endlichen Richterspruchs, die den Abgeurtheilten binden und festhalten wird. Dies scheinen die drei Stücke zu sein, welche jener hl. Einsiedlerabt fürchtete, indem er sagte: „Das Erste ist, wenn meine Seele vom Leibe scheiden wird; das Zweite, wenn sie Gott gegenüber steht; und das Dritte, wenn das Endurtheil über mich gefällt werden wird."

Wenn demnach der Sterbende erwiesenermaßen über einen so gefahrdrohenden Graben zu setzen hat, muß er sich nicht vorher umschauen, wo sein Fuß feststehen, und wie er seine Seligkeit in Sicherheit bringen wird? Muß er sich nicht seiner Sündenlast entledigen? Muß er nicht den Fuß seiner Neigungen vom Irdischen abziehen und zur Besitznahme des Himmlischen bereit halten? — Aus diesem Grunde wendete Ezechias, nachdem er den Spruch des Todes vernommen, sein Angesicht von den Umstehenden ab und der Wand zu (IV. Kön. 20, 2.), weinte und flehte zu Gott, um (nach der Meinung des gelehrten Schriftauslegers Nikolaus von Lyra) aller übrigen Sorgen enthoben, nur auf sich selbst bedacht sein zu können. Um dasselbe geheimnißvoller Weise auszudrücken, „that" — wie die hl. Geschichte (I. Mos. 49, 32.) berichtet, — der Patriarch Jakob auf dem Sterbelager „seine Füße zusammen auf das Bett," sich gleichsam zum Sprunge in das andere Leben anschickend.

Dieser Sprung von hier in's Jenseits hinüber wird aber um so sicherer von Statten gehen, wenn man sich nebst dem hl. Bußsakramente noch überdies des hl. Altarssakramentes als eines Stabes bedient; so daß der Sterbende auf diese Weise mit dem Patriarchen Jakob sagen kann: „Mit meinem Stabe bin ich über den Jordan gegangen" (I. Mos. 32, 10.). Aus der hl. Schrift ist aber ersichtlich, daß der Uebergang über den Jordan als ein Bild des Todes gilt.

Denn das Wort „Jordan" bedeutet so viel als „Fluß des Gerichtes." Der Jordan war die Thüre und der Eingang in das heilige Land; bezeichnet sonach ganz passend den Uebergang aus diesem Leben in das andere, oder den Tod. — Wer zweifelt aber, daß der Durchgang durch den Jordan für die Juden etwas Fürchterliches war, da auf der einen Seite die Wasser sich hoch aufthürmten und mit Versenkung drohten? Darum schrieb auch der Heerführer Josua dem Israelitischen Volke für den folgenden Tag, an welchem es den Jordanfluß durchschreiten sollte, Buße und Heiligung, oder, was dasselbe heißt, Reinheit des Herzens vor, indem er zu ihm sagte: „Heiliget euch, denn morgen wird der Herr unter euch Wunder thun!" (Jos. 3, 5.) Geliebte Zuhörer! ist das nicht etwas Wunderbares, was sich dem eben Verstorbenen in der anderen Welt eröffnet: Die höchst strengen Gerichte Gottes, der Anblick der bösen Geister, die Strafen der Hölle, die Freuden der Seligen u. s. f.? „Heiliget euch" also, oder wie die siebenzig Dollmetscher übersetzen: „Werdet rein und keusch!" ihr Sterbenden, ehe vor ihr diese Wunder schauet! denn Niemand anders, als der Reine, — niemand anders, als der von jeglichen Flecken Befreite wird in das verheißene himmlische Vaterland zugelassen.

Gott wollte einst im alten Bunde (nach III. Mos. 4, 12.), daß das Sündopfer, wenn er es annehmen sollte, auf dem Altare verbrannt werde. Auch wir lassen nichts auf unsere Tafel bringen, was nicht vorher umgebracht, gerupft und gebraten ist: kann es uns nun Wunder nehmen, wenn Gott nur Solchen den Zutritt in sein Reich gewährt, die vorerst durch das Feuer der Reue gegangen? nur Jenen, welche mittelst der Buße abgetödtet, so zu sagen entfiedert und zubereitet sind? Die Reue aber ist es, die den Sünder dem irdischen Leben ertödtet; die Beichte reinigt ihn; die Genugthuung endlich bereitet ihn für das Gericht Gottes völlig zu.

Dritter Theil.

Der Kranke soll sich des hl. Bußsakramentes nicht erwehren, denn er kann nicht mit Bestimmtheit sagen, ob er wieder aufkommen oder sterben werde.

Du entgegnest mir vielleicht, christlicher Freund! Ich bin ja noch jung, ich bin ja noch kräftig; ich werde von dieser Krankheit wieder genesen. — Allein, wie dann, wenn du dich täuschest? Der Jüngling kann eben so gut, wie der Greis; der Rüstige eben so gut, wie der Schwächling schnell dahinsterben; denn wir Alle, der Eine wie der Andere, bestehen aus derselben zerbrechlichen Masse. Hektor Pintus spricht sich (über Ezech. 48. Kap.) hierüber etwas umständlich, aber sehr schön also aus: „Gleichwie irdene Gefäße, sie mögen neu oder alt sein, der Gefahr des Zerbrechens in derselben Weise ausgesetzt sind: so sind auch die Menschen auf gleiche Art sterblich und der Vergänglichkeit unterworfen, gleichviel ob sie jung und in der Blüthe ihres Alters, oder ob sie Greise und an Jahren vorgerückt sind. Wenn du in eine Töpferwerkstätte gehst, und den Tisch voll von Geschirren siehst, von denen einige noch neu, andere schon alt sind, von denen ein Theil groß, der andere klein ist; und du fragst den Töpfer, welches von diesen Geschirren zuerst zerbrochen werde; so wird er dir darauf antworten: Jenes, welches zuerst auf die Erde fällt. So wird auch unter den Menschen Jener zuerst aus der Welt gehen, — nicht der älter ist, sondern wer zuerst zur Erde niederstürzt, wer zuerst dem Grabe verfällt. Denn was ist die Welt anders als eine große Töpferwerkstätte; und **wir**? was sind wir sonst, als irdene Gefäße? Dieses erwägend, sagt der königliche Sänger: „„Wie **Töpfergeschirr** wirst du (o Gott!) sie zerbrechen."" (Ps. 2, 9.) — Und wie? Zeigt nicht die Erfahrung,

daß junge Leute oftmals schneller einer Krankheit erliegen, als Erwachsene und Greise? — König Ochozias ward krank, da er durch das Gitter seines Gemaches fiel, und schickte zu Beelzebub, den Götzen Akkaron's, ihn zu befragen, ob er wieder genesen würde. Da begegnete der Prophet Elias den Boten des Königs und eröffnete ihnen, Ochozias werde nicht mehr von seinem Krankenbette aufstehen, sondern sterben (IV. Kön. 1.). — Auch Abia, des Königs Jeroboam Sohn, noch ein Knabe, erkrankte. Da sandte der Vater sein Weib nach Silo zu dem Propheten Ahias, ihn über des Sohnes Wiedergenesung zu befragen. Aber Ahias gab die Antwort, der Königssohn werde sterben, und zwar unverzüglich, noch während der Rückkehr der Mutter bei ihrem Eintritte in die Stadt (III. Kön. 14, 1—18.). — So wird also nicht nur einem Erwachsenen, sondern auch einem Knaben das Todesurtheil verkündet, aber dem letzteren noch viel schleuniger, — ihm, der sich gewiß den Abschied von der Welt viel ferner träumte.

Der bereits erwähnte Hektor Pintus sagt (a. a. O.): „Wie mancher Reisende manchmal gar nicht an den Untergang der Sonne denkt, und von der einbrechenden Nacht unversehens überrascht wird: so ereilt der Tod gar Manchen, der sich dessen am allerwenigsten versieht." — König Balthasar hielt seine Hauptstadt Babylon für unüberwindlich, da er sie mit einer Mauer von zweihundert Ellen Höhe und fünfzig Ellen Breite schützte, während sie auf der anderen Seite vom Euphrat, einem überaus tiefen Flusse, gedeckt war; und obgleich Cyrus Babylon belagerte, veranstaltete Balthasar Feste und Gastgelage, schmauste und schwelgte. Inzwischen hatte Cyrus sehr viele Gräben ziehen lassen, den Euphrat in Einer Nacht abgeleitet (was die Babylonier für rein unmöglich gehalten hatten), drang auf diese Weise trockenen Fußes ohne alle Mühe in die Stadt ein und eroberte sie, wie Xenophon, Herodot und theilweise auch der Prophet Daniel (5. Cap.) erzählen. Dasselbe begegnet auch sehr vielen jungen Leuten, welche, obgleich von einer Krankheit überfallen, sich dennoch für unverwüstlich halten, darum nicht an Buße und Aussöhnung mit Gott denken, sondern voll der Hoffnung auf Genesung in ihrer Sündhaftigkeit fortschlummern. Die Unglücklichen bemerken indessen nicht, wie ihnen der Tod unterirdische Minen gräbt, und den Lauf ihres Lebens anders wohin, — nämlich in die andere Welt lenkt; und so werden sie oftmals unversehens vom Tode überrascht, so daß sie nicht mehr sprechen, und auch nicht mehr beichten können. — Der wäre fürwahr thöricht und beweinenswerth, welcher, da er doch sieht, wie draußen der Feind die Befestigungswerke zerstört, die Zufuhr abschneidet, die Brunnen abgräbt, die Wege besetzt und bereits die

Stadtmauern beschießt, in der Zwischenzeit innerhalb der Stadt sorglos in den Tag hineinlebte, lachte, spielte, zechte, schliefe, wie wenn er unüberwindlich wäre. Allein das thun nicht Wenige, welche, obgleich sie gewahren, wie ihre Krankheit an Heftigkeit zunimmt, wie ihre Zähne nur mühsam noch die Speise zermahlen, wie der Appetit schon schwindet, wie ihre Glieder und Beine bereits zittern, dessen ungeachtet wähnen, sie kämen wieder auf, und darum nicht daran denken, sich mit Gott durch Buße auszusöhnen, oder gegen Satan zu kämpfen; die da merken, oder auch vom Arzte hören, der Tod stehe schon hinter ihnen, sie abzurufen, und dennoch mit der Buße nicht eilen. Diese mögen die Tochter Jephte's betrachten. Nachdem sie von ihrem Vater zufolge seines Gelübdes dem Tode und der Opferung bestimmt war, bat sie ihren Vater nur um Gewährung der einzigen Bitte, vorher noch ihre Kinderlosigkeit, als ein Merkmal des Fluches, beweinen zu dürfen. „Dies Eine" — sagte sie — „gewähre mir: laß mich, damit ich zwei Monate in einsamen Bergen umherwandeln und meine Jungfrauschaft," daß ich nämlich jung und kinderlos sterben muß, ohne der Ehre, Mutter zu werden, theilhaftig zu sein, „beweinen kann" (Richt. 11, 37.). — Und nun, mein kranker Mitbruder! frage ich, was würdest du thun, wenn du in einer ähnlichen, geistigen Weise unfruchtbar, d. h. an guten Werken arm wärest? wenn Gott, dein Vater, dich bereits dem Tode bestimmt hätte? wenn du in kurzer Zeit als Opfer fallen solltest? Würdest du in einer solchen Gefahr Gott nicht sobald als möglich um Zeit zur Buße bitten, und mit Job (10, 20 u. f.) sagen: „Werden meine wenigen Tage nicht bald zu Ende sein? Laß mich also, daß ich meinen Schmerz noch etwas beweinen kann, ehe denn ich hingehe, und nicht wiederkomme, — hin in jenes finstere Land, das mit Todesschatten bedeckt ist." Ich bitte, will der fromme Job damit sagen, ich bitte um Aufschub, doch nicht zum Lachen, nicht zum Vergnügen, — nein, zu Thränen, zur Traurigkeit. In der That, Geliebte! unbegreiflich ist es, wie Kranke mitten in so großer Gefahr sich noch mit andern Dingen, als mit dem Heile ihrer Seele, d. h. mit der Buße sich beschäftigen können. Jene Tochter Jephte's begehrt nicht von ihrem Vater, erst Hochzeitfeier zu halten, und Kinder zu zeugen; nicht, mit ihren Gespielinnen Tänze und Reigen aufzuführen; nicht, ihre theueren Aeltern und Anverwandten noch einmal zu umarmen; — nein, nur so viel, auf einsame Berge sich zurückziehen und ihr Schicksal beweinen zu dürfen! —

Christlicher Freund! bitte auch du in deiner Krankheit Gott nur um das Eine, den Rest deiner Tage in geistiger Einsamkeit, in Buße, in Thränen zur Beweinung deiner Unfruchtbarkeit und Verkehrtheit hinbringen zu dürfen."

Schluß.

Wolan denn, mein Christ auf dem Krankenbette! vernimm meinen wohlgemeinten Rath: Wandle auf den Bergen, durchgehe alle Pfade deiner Lebensreise, in denen du gefehlt hast, dann schicke zu dem Priester, als dem Stellvertreter Christi, damit er zu dir komme, und dir in der heiligen Lossprechung seine Hand auflege; auf daß du, wenn dein irdisches Leben wirklich entfliehen sollte, doch wenigstens dein Seelenleben für die Ewigkeit retten, und nach Ablegung deiner leiblichen Hülle, mit Gott wahrhaft ausgesöhnt, dein Auge im Tode sanft und ruhig schließen mögest, um in der Himmelsseligkeit auf ewig zu erwachen! O möchte dies uns Allen zu Theile werden! Amen.

Predigt auf den XXIV. (letzten) Sonntag nach Pfingsten.

Thema: Wer sich am Meisten vor dem Gerichte zu fürchten habe.

Eintheilung.

Das Gericht ist hauptsächlich schreckbar:

1) Für Jene, die sich schämen, Christus hier zu bekennen;
2) für die Gotteslästerer;
3) für Jene, welche die besonderen Gaben Gottes mißbrauchen;
4) für schlimme Vorgesetzte;
5) für freventliche Beurtheiler des Nächsten;
6) für Hartherzige und Unbarmherzige; endlich
7) für ungerechte Richter.

Text: Matth. XXIV, 19. „Wehe den Schwangern und Säugenden in jenen Tagen!"

Eingang.

Unter andern Vorboten der Zerstörung Jerusalem's erwähnt der jüdische Geschichtschreiber Flavius Josephus (de bell. jud. 7. l. 12. cap.) auch eines Mannes aus dem Volke, mit Namen Jesus, welcher in den Straßen dieser Stadt umhergegangen und beständig gerufen habe: „Wehe, wehe über Jerusalem!" Dies habe er sieben Jahre und fünf Monate vor dem Untergang der Stadt fortgesetzt, „bis er zur Zeit der Belagerung" — wie Josephus

sagt — „beim Anblick der wirklichen Erfüllung seiner düstern Ahnungen schwieg.“ Dieser also schmerzlich klagende Mann war der letzte Bote, welchen Christus der Herr, dessen Namen er auch trug, der Stadt Jerusalem sandte, um jenes traurige „Wehe“, womit der Heiland im heutigen Evangelium gedroht hatte, von Neuem zu wiederholen und ihren verstockten Bewohnern zum letzten Male einzuschärfen.

An unserer heiligen Kirche scheint uns übrigens der Herr einen gleichen Herold gesendet zu haben; indem sie uns dieses klagende Wehe fortwährend zuzurufen und uns so auf den Tag des einstigen Gerichtes vorzubereiten die Aufgabe hat. Und dieses thut die Kirche, indem sie das Wort Christi: „Wehe den Schwangern und Säugenden in jenen Tagen!“ (Matth. 24, 19.) jährlich wiederholt und uns in dem heutigen Evangelium verlesen läßt. Sie würde dies nun sicher nicht thun, wenn diese Drohung des Heilandes nicht auch uns anginge. Sie hat also die Absicht, auch uns an das kommende Gericht zu erinnern, welches uns Allen bevorsteht. „Wehe den Schwangern!“ ruft sie, d. h. Wehe jenen, die die Sünde im Herzen tragen; — „wehe den Säugenden!“ welche die Sünde bereits begangen haben, und sie zu verüben fortfahren; denn beiden steht die letzte Noth jenes überaus strengen Gerichtes bevor.

Gleichwie aber die Belagerung und Zerstörung Jerusalems vorzugsweise den Schwangern und Säugenden unheilbringend war; ebenso wird auch das jüngste Gericht für gewisse Gattungen von Sündern fürchterlicher als für andere sein; wofür die heilige Schrift selbst Zeugniß gibt.

Welches aber jene Arten der Sünder sind, die sich am meisten vor dem Gerichte zu fürchten haben, wollen wir im Folgenden etwas ausführlicher hören.

Abhandlung.

I.

Schrecklich wird das einstige Gericht erstlich für Jene sein, welche sich hier schämen, Christum in Wort und That zu bekennen; um so mehr noch für Jene, die ihn ganz und gar verleugnen.

Was die Erstgenannten betrifft, spricht der Herr: „Wer sich meiner und meiner Worte schämt, dessen wird sich auch der

Menschensohn schämen, wenn er in seiner und seines Vaters und der heiligen Engel Herrlichkeit (zum Gerichte) kommen wird" (Luc. 9, 26.). Die Letzteren anlangend, sagt Christus: „Wer mich vor den Menschen verleugnet, den will auch ich vor meinem Vater verleugnen, der im Himmel ist" (Matth. 10, 33.). — Wer demnach, wo es nöthig ist, seinen Glauben, und was zum Glauben gehört, nicht bekennt; desgleichen wer nach den Vorschriften des Glaubens zu leben, und den Geboten Christi und der Kirche zu gehorchen sich schämt; und wieder, wer durch Wort oder That den Glauben oder Christus verleugnet: — diese Alle werden am Gerichtstage ganz besonders vom Schrecken durchschauert, und mehr als Andere beschämt werden, wenn sie Christus, welchen sie, wie sie sich jetzt erinnern, mit Geringschätzung behandelt haben, mit großer Macht und Herrlichkeit als Richter werden kommen sehen. — Gleichwie nämlich derjenige, welcher einen König, der sich unter einem gewöhnlichen Gewande verborgen und unkenntlich gemacht hat, verächtlich behandelte, und ihn, als einen Unwürdigen, aus seiner Gesellschaft und seinem Umgange ausschloß, nachher gar sehr in Schanden dasteht, wenn der König seine Maske abnimmt, seinen gemeinen Anzug ablegt und sich ihm in königlichen Schmuck gekleidet zeigt: ebenso wird auch Jener, welcher sich schämte, hier auf Erden Christus, den die Welt und die Ungläubigen verachten, zu bekennen; oder ihn, der im heiligen Altarssakramente zugegen ist, vor Andersgläubigen oder auch vor seinen Mitchristen zu verehren, dort über die Massen beschämt werden, wenn Christus dermaleinst in seiner Herrlichkeit als Richter erscheinen wird. — Wir wissen aus der biblischen Geschichte, wie Aman, nachdem er wahrgenommen, daß Mardochäus — derselbe, den er vorher verachtet, und für den er einen Galgen hergerichtet hatte — von König Assuerus über ihn erhöht worden, „traurig und mit verhülltem Haupte nach Hause eilte" (Esth. 6, 12.), weil er die Ehre des Mardochäus und seine eigene Beschämung nicht anzusehen vermochte. Wie groß wird sonach erst die Schande sein, welche die Feinde des Kreuzes Christi trifft, wenn sie an jenem Gerichtstage seine Herrlichkeit erschauen; — wenn sie von Ferne stehend und rufend: „Herr, Herr! haben wir nicht in deinem Namen gelehrt u. s. f.?" das entsetzliche Wort aus dem Munde Christi hören müssen: „Ich habe euch nie gekannt?" (Matth. 7, 22. und f.). Wie werden sie vor dem himmlischen Vater erröthen, wenn sie sehen, daß er den Sohn, dessen sie sich schämten, in so hohem Grade ehrt und erhebt? Wie sehr vor den heiligen Engeln, wenn sie gewahren, wie diese Christus, vor dem sie ihr Knie zu beugen sich weigerten, in unbeschreiblicher Ehrfurcht und zitternd bedienen? Wie sehr vor den heiligen Martyrern und Bekennern, von denen sie wissen, daß diese mit Wort,

Blut und Schrift die Ehre des Heilandes verfochten und unerschrocken vor der ganzen Welt verkündiget haben?

II.

Schrecklich wird das Gericht auch den Gotteslästerern sein.

Die Gotteslästerer sind es nämlich, welche mit ihrer giftigen Zunge, wie mit einer Lanze oder einem Nagel, den Herrn verwunden und durchbohren. Denn der heilige Augustinus schreibt (üb. Matth. 26, 65.): „Diejenigen, welche Christum lästern, da er jetzt im Himmel herrscht, sündigen nicht geringer, als jene, die ihn einstens kreuzigten, da er auf Erden wandelte." Von diesen letzten sagt der heilige Johannes in seiner Offenbarung (1, 7.): „Siehe, er kommt in den Wolken; alle Augen werden ihn schauen, und die ihn durchstochen haben;" mit andern Worten: vorzugsweise werden ihn diese zu ihrem Schrecken sehen. Und wieder heißt es hinsichtlich des Soldaten, der die Seite Christi mit der Lanze geöffnet hatte: „Sie werden sehen, wen sie durchbohrt haben" (Joh. 19, 37. vgl. Zach. 12, 10.). — Dies geht also erstlich die Kreuziger Christi an, die den Heiland entweder thatsächlich kreuzigten, oder die es mit der Zunge thaten, indem sie riefen: „Kreuzige ihn!" (Luc. 23, 21.) Dann aber geht dies, nach der Meinung des heiligen Augustin, alle Gotteslästerer an.

Wie sollte auch, Andächtige! die Ankunft Christi zum Gerichte für sie nicht überaus schrecklich sein, da sie ihnen deutlich vor Augen stellt, wer der durch ihre Lästerungen Beleidigte ist. Welch' ein Schrecken wird z. B. Jemanden erfassen, der gegen seinen Fürsten Scheltworte ausgestoßen, oder eine Schmähschrift veröffentlicht hat, wenn er ergriffen, an's Licht gezogen und dem Kaiser vorgestellt würde? — Die Gotteslästerer wollen zwar jetzt nicht einsehen, wie schwer und wie oft sie sich gegen ihren himmlischen König versündigen; aber einstens werden sie es erkennen, wenn sie vor sein Angesicht geführt werden. Darum spricht der Herr voll gerechten Unwillens: „Ihr Schlangen, ihr Natternbrut!" (die ihr nämlich euere giftige Zunge gegen Christus schärfet) „wie werdet ihr dem Gerichte der Hölle entrinnen?" (Matth. 23, 33.)

III.

Gottes Gericht haben namentlich Jene zu fürchten, welche die vielen und großen Gaben und Gnaden Gottes mißbraucht, und seinen Gnadenruf von sich gewiesen.

Von solchen gilt, was der göttliche Heiland zu seinen Jüngern spricht: „Wer immer euch nicht aufnimmt, und euere Worte nicht anhört, aus dessen Hause oder Stadt entfernt euch, und schüttelt den Staub von eueren Füßen. Wahrlich ich sage euch, dem Lande der Sodomiter und Gommorrhiter wird es am Tage des Gerichtes erträglicher ergehen, als dieser Stadt" (Matth. 10, 14. 15.). Die Apostel sollen also nach dieser Stelle den Staub von ihren Füßen schütteln, um damit zu zeigen, daß sie mit diesen Städten und Häusern nichts, selbst den Staub nicht, gemein haben wollen; weil sie die Gnade Gottes von sich stoßen, des Herrn Zorn auf sich laden, und darum am Gerichtstage auf's Strengste bestraft werden. — Hieher gehört auch, was der Heiland bei einer andern Gelegenheit sagt: „Die Königin von Mittag wird im Gerichte mit den Männern dieses Geschlechtes auftreten und sie verdammen; denn sie kam von den Enden der Erde, um die Weisheit Salomons zu hören; und sieh', hier ist mehr als Salomon. Die Männer von Ninive werden im Gerichte mit diesem Geschlechte auftreten und es verdammen; denn sie haben auf des Jonas Predigt Buße gethan; und siehe, hier ist mehr, denn Jonas" (Luc. 11, 31. 32.). — Ich befürchte nur zu sehr, diese Worte des Heilandes möchten auch auf uns ihre Anwendung finden. Denn die Niniviten bekehrten sich auf die Drohpredigt eines einzigen unbekannten Mannes, und thaten Buße. Wir dagegen, ach! wir werden nicht gerührt, wenn wir auch noch so viele Diener Gottes und Prediger hören, die uns eindringlich zur Buße mahnen. Den Niniviten genügte ein einziger Tag, an welchem sie Jonas predigen hörten; wir hingegen vernehmen oftmals viele Jahre lang frucht- und nutzlos Gottes Wort. Den Niniviten drohte der Prophet nur den Untergang ihrer Stadt an, und doch erschracken sie von ganzem Herzen; uns aber werden die ewigen Strafen so oft und vielmal angedroht, und es ficht uns nicht an. Den Niniviten ward eine Frist von vierzig Tagen zur Buße gewährt; allein uns ist nicht einmal eine Stunde bestimmt und sicher verheißen. Die Niniviten änderten sammt und

sonders — vom Höchsten bis Niedersten ihr Leben zum Bessern; wir dagegen werden fast ohne Ausnahme von Tag zu Tage schlimmer, oder doch wenigstens nicht besser. Endlich haben sich die Niniviten selber durch Fasten, Sitzen auf Asche, Tragen von Bußkleidern hart behandelt, um sich Gott zu versöhnen, wiewol sie ihn noch gar nicht kannten; wir aber hängen trotz unserer Kenntniß des einzig wahren Gottes so fest an den Lüsten, pflegen unsern Leib mit so großer Liebe, wälzen uns dergestalt in Sünden und Lastern, daß wir uns sträuben, auch nur das Geringste zu leiden.

Der heilige Gregorius gibt daher (in seiner 9. Homilie über die Vertheilung der Talente) den wohlgemeinten Rath: „Das heilige Evangelium ermahnt uns, sorgfältig darauf Acht zu haben, daß wir nicht, da wir auf dieser Welt mehr, als die Uebrigen, empfangen haben, deshalb auch vom Weltschöpfer um so strenger gerichtet werden; denn wenn die Gaben sich mehren, nimmt auch die dafür abzulegende Rechenschaft zu."

Fürwahr, Andächtige! wenn der Herr der Talente über jenen Knecht, der nur ein einziges Talent empfangen und vergraben hatte, ein so hartes Urtheil spricht: „Den unnützen Knecht werfet in die äußerste Finsterniß hinaus, wo Heulen und Zähneknirschen sein wird" (Matth. 25, 30.): was würde er ihm erst gesagt haben, wenn dieser fünf oder noch mehr Talente empfangen, und sie gleichfalls vergraben hätte? Wer Vermögen ihm Ueberfluß besitzt, und durch hohe Ehrenstellen ausgezeichnet ist, kann sich zwar mehr Verdienste erwerben, sich derselben aber auch berauben; was häufig vorkommt, oder gewöhnlich der Fall ist. — Macharius, (bei Cassian, coll. 24.) macht dies durch folgendes Gleichniß anschaulich. Er sagt: In einem Dorfe lebte ein Bader, welcher von Jedem, den er barbirte, drei Heller bekam. Er erübrigte damit so viel, daß er täglich nebst seinem Lebensunterhalte noch zehn Heller zurücklegen konnte. Doch da hörte er, in irgend einer Stadt würden dem Bader für jede seiner Arbeiten drei Stüber gezahlt. Er verkaufte daher Alles, was er hatte, und zog dorthin. Als er nun in der Stadt war, bekam er auch wirklich von Jedem, dem er den Bart abnahm, die Summe, wie man ihm gesagt hatte. Wenn er aber auf den Markt ging, wo er Alles, was er brauchte, kaufen mußte, fand er alles der Art theuer, daß er am Abende für sich gar nichts mehr zurücklegen konnte; ja, das, was er sich auf dem Dorfe erworben hatte, setzte er dort nach und nach mit einander zu. Da er sonach seinen Gewinn und seinen Aufgang genau gegen einander abrechnete, so bemerkte er, daß der Aufenthalt auf dem Lande ihm bei weitem vortheilhafter war, als der in der Stadt. — Aehnlich ergeht es auch jenen Menschen, welche nach Würden in dieser Welt trachten. Es dünkt ihnen zwar, sie

wollten manches Gute vollbringen; indessen begehen sie auch manche Sünde; — nicht nur darum, weil, wer höher steht, auch um so gefährlicher stürzt, sondern auch deshalb', weil die Reichthümer, Ehren und Herrlichkeiten der Welt mehr Veranlassungen zur Sünde mit sich bringen, ja noch weit größere, als dies bei einer stillen und ärmlichen Lebensweise der Fall ist.

IV.

Das Gericht ist weiter besonders schrecklich für schlimme Vorgesetzte.

Denn solche trifft des weisen Salomon drohendes Wort: „Schrecklich und plötzlich wird er (der Richter) über euch kommen, weil ein höchst strenges Gericht über jene ergeht, die über Andere gesetzt sind. Denn einem Geringen widerfährt Barmherzigkeit, die Mächtigen dagegen werden auch mächtig gestraft werden" (Weish. 6, 6. 7.). Der Grund liegt in Folgendem: Wenn ein Untergebener seinen Pflichten nicht nachkommt, so thut er dies für sich allein, und entfremdet Gott nur seine einzige Seele; ein Vorgesetzter aber entzieht in gleichem Falle nicht nur seine Seele dem Himmel, sondern auch die Seelen seiner Untergebenen; davon gar nicht zu reden, daß der Obere mehrere Hilfsmittel zur Tugend hat, als der Niedere.

Bekanntlich zieht man gegen einen einzigen Dieb, welcher irgend etwas aus dem Hause entwendet hat, nicht mit einem ganzen Kriegsheere zu Felde, sondern man sendet ihm höchstens den Einen oder den Andern nach, der mit einer Waffe bewehrt ist. Aber gegen Jenen, der eine ganze Stadt oder Landschaft belagert oder geplündert hat, rückt man mit einer vollständigen Streitmacht aus und wüthet gegen ihn mit Feuer und Schwert. Die heilige Geschichtsurkunde erzählt (IV. Mos. 25. Cap.), als das israelitische Volk sich mit den Töchtern Moab's verging und deren Götter anbetete, befahl Gott dem Moses: „Nimm alle Häupter des Volkes und hänge sie an Galgen bis zu Sonnenuntergang" (V. 4.) Der gelehrte Origenes (20. Hom.) bemerkt über diese Stelle: „Das Volk sündigt und die Fürsten werden gestraft. Diese werden nämlich nicht nur für ihre Vergehungen allein gezüchtigt, sondern sie müssen auch Rechenschaft ablegen für ihr Volk; damit sie Jene, welche zuerst sich versündigten, lehren, abmahnen, zurechtweisen können; auf daß sich die ansteckende Seuche nicht auch über ihre untergebenen Völker verbreite; denn gegen sie wird Gottes Zorn sich besonders wenden, und vom Volke weichen. — Wollte man dies beherzigen, so würde man sich um die Stellung

eines Vorgesetzten nicht mit solchem Eifer bemühen. Ein Jeder hat gewiß daran genug, wenn er für seine eigenen Sünden bestraft und zur Rechenschaft gezogen wird.

V.

Auch für solche hat das Gericht einen besonderen Schauder, welche Andere freventlich beurtheilen und verdammen.

Sagt ja doch der Heiland mit klaren Worten: „Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet. Denn nach dem Urtheile, wonach ihr richtet, werdet auch ihr gerichtet werden; und mit dem Maße, mit welchem ihr messet, wird euch wieder gemessen werden" (Matth. 7, 1. 2.); d. h. ihr werdet schärfer und strenger gerichtet werden als Andere — „über euere eigenen Sünden," wie der heilige Chrysostomus (24. Hom. üb. Matth.) erklärt — nämlich nach demselben Maßstabe, welchen ihr bei Beurtheilung Anderer angelegt habt. Derselbe heilige Kirchenvater sagt: „Du bereitest dir nur selber ein um so schrecklicheres Gericht, und nöthigest den Richter, gegen dich auch in der geringsten Sache die genaueste Rache zu nehmen." — Wenn Ein Mensch den andern richtet, über den er doch nicht zum Richter aufgestellt ist, und dessen Angelegenheit er nicht genau kennt: um wie viel strenger verdient er von Gott gerichtet zu werden, wenn er schuldig befunden wird? Und weil wir oftmals an unserem Nebenmenschen etwas tadeln, dessen wir schuldig sind: so verdienen wir auch eine schärfere Beurtheilung, wenn wir Andere verdammen; gleichwie derjenige, der dasselbe thut, wovon er Anderen in belehrender Weise abräth, schwerer sündigt. Der Weltapostel schreibt deshalb (Röm. 2, 1.): „Du, o Mensch, magst du sein, wer du auch willst, bist nicht zu entschuldigen, wenn du richtest; denn in dem Stücke, worin du den Andern richtest, verdammst du dich selber, weil du dasselbe thust, was du richtest." Solche bringen also in ihrem eigenen Busen einen Uriasbrief (2. Kön. 11, 14.), oder ihr eigenes Verdammungsurtheil mit zu Gerichte.

VI.

Schrecklich ist das Gericht namentlich auch für Jene, welche gegen Arme und Nothleidende hartherzig sind und kein Erbarmen fühlen.

Von solchen steht beim weisen Sirach (3, 27.) geschrieben: „Einem harten Herzen wird es am Ende übel ergehen.“ — Und im Briefe des heiligen Apostels Jakobus (2, 13.) heißt es: „Ein Gericht ohne Erbarmen wird über den ergehen, der keine Barmherzigkeit geübt hat.“ — Wir kennen ferner den schrecklichen Urtheilsspruch, den der göttliche Heiland den Unbarmherzigen entgegendonnert, da er spricht: „Ich war hungrig, und ihr habt mich nicht gespeist; ich war durstig, und ihr habt mich nicht getränkt; ich war ein Fremdling, und ihr habt mich nicht beherbergt; ich war nackt, und ihr habt mich nicht bekleidet; ich war krank und im Gefängnisse, und ihr habt mich nicht besucht... Wahrlich, ich sage euch, was ihr Einem dieser Geringsten nicht gethan habt, das habt ihr mir nicht gethan“ (Matth. 25, 42. 43. 45.). Und nachdem ihnen der Richter ihren Platz zur linken Seite unter die Böcke angewiesen, und ihre Entschuldigungen verworfen hat, wird er ihnen das entsetzliche Wort, wie einen fürchterlichen Blitzstrahl, ins Angesicht schleudern, welches lautet: „Hinweg von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, welches dem Teufel und seinem Anhange bereitet ist!“ (ebend. V. 41.)

Wenn nun schon Jene auf die linke Seite gestellt und mit schrecklichen Vorwürfen überhäuft werden, welche Gutes zu thun unterließen, und keine Barmherzigkeit übten; welche die Armen und Nothleidenden nicht ernährten, nicht kleideten, nicht aufnahmen und besuchten: was wird dort erst Jenen widerfahren, welche den Dürftigen Böses zufügten, sie drückten, aussogen und beraubten?

VII.

Das einstige Gericht wird endlich vorzugsweise Jene schrecklich berühren, die das Recht verdrehen, und ein unbilliges Urtheil sprechen.

Allen denen, die solches thun, droht Gott mit einer höchst scharfen Untersuchung und mit dem strengsten Gerichte; denn im Buche der Weisheit (6, 4. 5.) heißt es: „Der Allerhöchste wird

euere Werke untersuchen und euere Gedanken erforschen; denn wenn ihr als Diener seines Reiches nicht recht gerichtet, und das Gesetz der Gerechtigkeit nicht beobachtet habt, . . . wird er schrecklich und plötzlich über euch kommen u. s. f." — Ebenso sagt der Prophet Isaias (10, 1—3.): „Wehe denen, welche Gesetze des Unrechtes geben, die Beschlüsse fassen und Ungerechtigkeit vorschreiben, so daß sie im Gerichte die Armen unterdrücken und der Sache der Kleinen in meinem Volke Gewalt anthun, welche Wittwen zu ihrer Beute machen und die Waisen berauben! Was wollt ihr thun am Tage der Heimsuchung und des Unglücks, das von ferne naht? Zu wem wollt ihr fliehen um Hilfe u. s. f.?

Darum mahnte Christus den ungerechten Richter Caiphas an das letzte Gericht, das über ihn kommen würde, indem er zu ihm spricht: „Ihr werdet den Menschensohn zur Rechten der Kraft Gottes sitzen und auf den Wolken des Himmels kommen sehen" (Matth. 26, 64.). Auf gleiche Weise redete der heilige Paulus vor dem römischen Landpfleger Felix von dem künftigen Gerichte, und flößte ihm Schrecken ein (Apostlg. 24, 25.); indem nämlich die Richter bedenken sollen, daß auch sie einstens werden gerichtet werden; und zwar um so strenger, je ungerechter ihre Urtheilsprüche waren. Daher geschieht es auch nach Gottes Fügung öfters, daß die Bitten solcher, welche ungerecht gerichtet und dem Tode übergeben worden, zum Nachtheile ihrer Richter erhört wurden, besonders wenn dieselben ihre Richter vor den Richterstuhl Gottes riefen.

Als Beispiele mögen folgende dienen. David ward von Saul vielfach gequält und fast unterdrückt. Endlich sagte er: „Der Herr sei Richter zwischen mir und zwischen dir!" (I. Kön. 24, 13.); und nicht lange mehr währte es, so erfolgte Saul's Untergang. — Der Hohepriester Zacharias ward auf Befehl des Königs Joas im Vorhofe des Tempels gesteinigt. In seinen letzten Augenblicken rief er aus: „Der Herr möge es sehen und rächen!" (II. Paralip. 24, 22.) Nach Ablauf eines Jahres kamen die Syrier gezogen, „übten an Joas ein schmähliches Gericht, und ließen ihn in großer Drangsal zurück; aber seine Knechte empörten sich gegen ihn und ermordeten ihn in seinem Bette" (ebend. V. 24. u. 24.). — Ferdinand, König von Castilien und Leon, hatte zwei Jünglinge aus vornehmen Familien ohne Verhör von einem Felsen hinunterstürzen lassen. Diese luden ihn innerhalb dreißig Tagen vor Gottes Richterstuhl. Wirklich starb er am dreißigsten Tage und mußte vor Gott erscheinen. — Als ein Tempelritter von Neapel nebst andern seiner Mitbrüder zum Richtplatze geführt wurde und Papst Clemens V. und Philipp den Schönen, König von Frankreich, welche das Todesurtheil über ihn gesprochen hatten, erblickte, lud er sie Beide, weil er auf Erden

Niemanden habe, an den er appelliren könne, innerhalb Jahr und Tag vor den Richterstuhl Christi. Wie er gesagt hatte, so geschah es: Beide starben innerhalb des erwähnten Zeitraumes. — Herzog Rudolf von Oesterreich hatte einen Ritter dazu verurtheilt, in einem Sacke in's Meer versenkt zu werden. Da ihn dieser binnen Jahresfrist vor Gottes Richterstuhl lud, antwortete der Herzog höhnisch: „Recht, geh' nur einstweilen voraus, ich werde dann schon kommen." Zur bestimmten Zeit fiel der Herzog in ein heftiges Fieber. Jener Vorladung sich erinnernd, sagte er zu seinen Hofbedienten: „Die Zeit meines Todes naht heran; ich muß zum Gerichte Gottes kommen", und nicht lange nach diesen Worten starb er. — Nachdem Franz, Herzog von Armorika, den Bruder Aegid, der des Majestätsverbrechens fälschlich war angeklagt worden, im Kerker hatte umbringen lassen, rief ihn dieser durch einen Boten, der dem Franciskaner-Orden angehörte, innerhalb vierzig Tagen vor den Richterstuhl Gottes. Als der Herzog Kunde hievon erhielt, ward er sogleich unwohl, und da die Krankheit überhand nahm, starb er an dem vorausgesagten Tage. — Ein Deutsch-Ordensmeister in Liefland, welcher Jemanden unter dem fälschlichen Vorwande eines Verbrechens mit Wissen und Vorbedacht zum Strang verurtheilt hatte, ward von dem Unschuldigen nach dreizehn Tagen vor den Richterstuhl Christi geladen. Er mußte an eben diesem Tage sterben und vor Gott erscheinen, nachdem er kurz vorher, da er noch ganz frisch und gesund war, in Gegenwart Vieler geäußert, daß er in kürzester Zeit vor Gott werde hintreten müssen. —

Allein, meine andächtigen Zuhörer; wer vermöchte uns zu erklären, wie das Gericht aller dieser Männer wird ausgefallen sein! In der That, der heilige Apostel Jakobus hat Recht, wenn er (2, 13.) schreibt: „Ein Gericht ohne Erbarmen wird über den ergehen, welcher keine Barmherzigkeit geübt hat." Der römische Kaiser Friedrich sagt selbst mit Bezug auf die Fürsten: „Wie sie sich während ihres Lebens gegen Andere bewiesen, eben solche Richter werden sie für sich dereinst im Tode finden." — Möchten darum Fürsten und Obrigkeiten dergleichen Beispiele immerdar vor Augen haben!

Schluß.

Geliebte Andächtige! wir haben heute jene Arten von Sündern kennen gelernt, für welche das Gericht ganz besonders schrecklich ist. Zu diesen gehören, wie wir vernommen haben, jene, die sich des Bekenntnisses Christi schämen, die den Herrn lästern, die die besonderen Gaben Gottes mißbrauchen, schlimme Vorgesetzte,

die freventlichen Beurtheiler ihrer Mitmenschen, die Hartherzigen und die ungerechten Richter. „Wehe demnach den Schwangern", welche dergleichen Sünden als Vorsätze und Entschlüsse noch im Herzen bergen, um sie als Thaten später ans Licht treten zu lassen! „Wehe den Säugenden", welche diese Sünden nähren und pflegen! Im Gegentheile glücklich die Unfruchtbaren, welche solche Versündigungen weder im Plane mit sich herumtragen, noch im Werke zu Tage fördern. Denn für Jene ist es schrecklich, dem unerbittlichen Richter in die Hände zu fallen; diese dagegen haben keine Ursache, vor dem Gerichte zu erzittern. Lasset uns, Geliebte, zu den Letzteren gehören, die nach dem Tode einen versöhnten Richter und ein gnädiges Urtheil finden! Amen.

Predigten

des

P. Matthias Faber

aus der Gesellschaft Jesu

auf die

Sonn= und Festtage des Kirchenjahres.

(Opus tripartitum.)

Aus dem Lateinischen übersetzt und herausgegeben

von

Heinrich Hoffmann und Michael Schuler,

Priestern der Diözese Würzburg.

Neue Folge.

I. Jahrgang.

3. Band.

Festcyklus.

Würzburg.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch= und Kunsthandlung.

1865.

Predigten

des

P. Matthias Faber

aus der Gesellschaft Jesu

auf die

Sonn- und Festtage des Kirchenjahres.

(Opus tripartitum.)

Aus dem Lateinischen übersetzt und herausgegeben

von

Heinrich Hoffmann und Michael Schuler,

Priestern der Diöcese Würzburg.

Neue Folge.

I. Jahrgang.

3. Band.

Festcyklus.

Würzburg.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung.

1865.

Inhalt des dritten Bandes.

Festcyklus.

Seite

Predigt auf das Fest der unbefleckten Empfängniss der seligsten Jungfrau Maria.

Thema: Die besonderen Vorrechte Mariens, oder die zwölf Sterne, mit welchen Maria von Christus gekrönt ward.

E i n t h e i l u n g.

Diese sind:

I. Die Heiligung Mariens im Mutterschooße.
II. Die Unterdrückung der sinnlichen Begierlichkeit.
III. Der Vernunftgebrauch schon im Mutterleibe.
IV. Die Freiheit von der wirklichen Sünde.
V. Die Unfähigkeit, sündigen zu können.
VI. Ihr Tugendglanz in der Empfängniß.
VII. Ihr wunderbares Empfangen.
VIII. Ihre Freiheit von den Beschwerden der Schwangerschaft.
IX. Ihr schmerzloses Gebären.
X. Ihre Jungfrauschaft verbunden mit der Fruchtbarkeit.
XI. Ihre Unverweslichkeit nach dem Tode.
XII. Ihre Erweckung zum Leben nach drei Tagen.

Text: Offenb. Joh. XII, 1. „Auf ihrem Haupte eine Krone von zwölf Sternen."

E i n g a n g.

Andächtige! Es dünkt Einigen sonderbar, den Andersgläubigen aber vollkommen thöricht, daß wir Katholiken das Fest der

Empfängniß der seligsten Jungfrau Maria feierlich und freudig begehen. Denn, sagen sie, da alle Menschen in der Erbsünde, also mit dem göttlichen Fluche beladen, und überdies zu namlosem Elend bestimmt, empfangen werden: wie kann man da die Empfängniß eines Menschen mit Freude feiern? Wir hören ja, wie der königliche Prophet (Ps. 50, 7.) klagt: „Siehe, in Ungerechtigkeit bin ich empfangen;" und wie Job den Augenblick seiner Empfängniß verwünscht (Job 3, 3.) mit den Worten: „Verloren sei der Tag, an dem ich geboren ward; und die Nacht, in der man sagte: „Es ist ein Mensch empfangen." Auch hat es einzelne Völker gegeben, (z. B. die Thrazier, Geten, Kausianer,) welche bei der Geburt eines Menschen trauerten, den Leichenbegängnissen dagegen freudig folgten. Sobald nämlich ein Kind zur Welt gekommen war, setzten sich die Anverwandten um dasselbe herum, und zählten unter Wehklagen all' die Drangsale auf, die der neue Weltbürger werde zu erdulden haben. Eine Leiche dagegen bestatteten sie mit Spiel und Freude zur Erde, in der Erwägung, wie vielfachem Leid der Verstorbene nunmehr überhoben sei. Dem sei nun, wie ihm wolle, wundern wir uns nicht, meine andächtigen Zuhörer! Daß der heutige Tag, welcher dem Andenken an die Empfängniß der Gottesmutter gewidmet ist, für uns als ein Fest- und Freuden-Tag gilt; denn es ist ein großer Unterschied zwischen der Empfängniß Mariens und jener der übrigen Sterblichen. Diese werden allerdings zu sehr vielem Elend empfangen und geboren, von dem Maria ausgenommen war. Unsere Empfängniß kann mit Recht Dunkelheit, die Mariens — Licht; jene — Nacht, diese — Tag genannt werden. Gewiß erschaute der heilige Seher Johannes die Gottesgebärerin nicht mit Finsterniß, sondern mit Licht umflossen, da er in seiner Offenbarung (12, 1.) sagt: „Es erschien ein großes Zeichen im Himmel: ein Weib mit der Sonne umkleidet, den Mond unter ihren Füßen, auf ihrem Haupte eine Krone von zwölf Sternen." — Diese „zwölf Sterne" bezeichnen ebenso viele besondere Vorrechte, vermöge deren die seligste Jungfrau von dem gemeinsamen, auf dem Menschengeschlechte lastenden Fluche größtentheils befreit blieb; sie sind so zu sagen zwölf Edelsteine, welche die Krone auf Mariens Haupte schmücken.

Diese zwölf kostbaren Steine in Mariens Ehrenkrone, — d. h. die zwölf besonderen, ihr von Christus verliehenen Vorzüge lasset uns, Geliebte! jetzt zur Sprache bringen und genauer betrachten.

Abhandlung.

Erster Stern.

Ihre Heiligung im Mutterleibe.

Der erste Edelstein, der Mariens Krone schmückt, — ihr erstes Vorrecht vor allen Adamskindern besteht in ihrer Heiligung im Mutterschooße, und zwar schon im ersten Augenblicke ihrer Empfängniß, so daß also Maria von der Erbsünde vollkommen befreit und bewahrt blieb. Die übrigen Menschen — äußerst wenige ausgenommen — sind, und werden noch geboren in der Erbsünde, des Kleides der Gnade Gottes beraubt, wie Job von sich und im Namen Aller bezeugt (Job 1, 21.): „Nackt bin ich aus meiner Mutter Schooße hervorgegangen," nackt an Leib wie an Seele. Der Leib kam hervor ohne Bekleidung, die Seele ohne die Gnade. Ueber jene Nacktheit der ersten Art errötheten unsere Stammältern nicht eher, als bis auch die zweite hinzukam; dann erst bedeckten und verbargen sie sich. Die Sünde und die Beraubung ihrer Seele verursachte ihnen erst Beschämung.

Es ziemte sich sonach keineswegs für Maria, in solcher Sündenblöße empfangen und geboren zu werden; denn hätte sie sich in diesem Falle nicht vor Gott, dessen Mutter sie werden sollte, schämen müssen? Für den König des Himmels paßte kein mit einer Makel verunreinigter Palast. — Und wenn, wie die heilige Schrift erwähnt (Jerem. 1, 5.), der Prophet Jeremias schon im Mutterschooße geheiligt ward; — und wenn eben dies, nach der übereinstimmenden Ansicht der heiligen Väter, gleichfalls vom heiligen Johannes dem Täufer angenommen wird, so daß ihn der heilige Gregorius „wiedergeboren, bevor geboren" nennt: warum wollten wir solch' ein Vorrecht der seligsten Jungfrau Maria absprechen? Im Gegentheile wir folgern hieraus, ihr sei ein noch größerer Vorzug zu Theil geworden, da sie ja viel höher steht, als Johannes und Jeremias. Mit vollem Rechte glauben wir demnach, daß die Erbsünde nie und nimmermehr der seligsten Jungfrau angeklebt habe; indem es sich nicht ziemte, daß „der unbefleckte, von den Sündern ausgeschiedene Hohepriester," wie der heilige Apostel Paulus (Hebr. 7, 26.) Christum nennt, eine befleckte und sündige Mutter hatte, und wäre sie es auch nur eine kurze Zeit lang gewesen. Es geziemte sich ja doch durchaus nicht,

daß Gott der Sohn einer Mutter wurde, welche dem Satan ienige Zeit unterworfen gewesen.

Endlich geziemte es sich gewiß nicht, daß die seligste Jungfrau, welche von den wirklichen Sünden bewahrt blieb, der Erbsünde, die man mit Recht für eine schwerere, als die wirkliche Sünde ansieht, unterlag. Gleichwie Rebekka beim Anblicke ihres Bräutigams Isak sich in ihren Mantel hüllte (I. Mos. 24, 65.), um nicht zu leicht, und gegen die schuldige Ehrfurcht gekleidet ihm zu begegnen: so gebührte es sich auch, daß Maria die von Ewigkeit her dem Sohne Gottes zur Mutter bestimmt, und von diesem erschaut war, Christus keineswegs ohne Gewand, sondern mit der Gnade bekleidet entgegen ging. Und obgleich das Todesurtheil durch die Erbsünde über alle Menschen ausgesprochen war, so traf es doch die neutestamentliche Esther, d. h. die seligste Jungfrau nicht (Esth. 15, 13.).

Zweiter Stern.

Die Unterdrückung der sinnlichen Begierlichkeit.

Ein zweiter Stern in der Krone der seligsten Jungfrau ist die Auslöschung des Zunders der Sinnlichkeit, der nichts Anderes ist, als die Empörung des Fleisches gegen den Geist. Dahin geht die Ansicht aller Gottesgelehrten. Richard von St. Viktor erklärt die Stelle aus Ps. 45, 9. 10, wo David sagt: „Kommt und schauet die Werke des Herrn, was für Wunder Er gethan auf Erden, da Er die Kriege bis an's Ende der Welt hinwegnimmt," sehr schön mit folgenden Worten: „Was ist das für ein Land, von welchem alle Kriege bis an's Ende hinweggenommen werden? Jene, von welcher derselbe königliche Prophet sagt: „„Die Wahrheit ist der Erde entsproßt"" (Ps. 84, 12.); von dieser Erde wird jeder Kampf benommen, und vollkommener Friede hergestellt" — Maria.

Diesen innerlichen Kampf haben ohne Zweifel Adam und Eva sogleich nach begangener Sünde in sich wahrgenommen; eben darum wurden sie bestürzt, verbargen sich und deckten sich mit Feigenblättern. Von ihnen pflanzte sich diese Schwäche und dieser Zwist auch auf uns fort; daher kommt das Seufzen und Erröthen der Frommen und Züchtigen. Von solcher Makel durfte aber Maria nicht berührt werden, in solcher Beschämung durfte sie nicht vor ihrem Sohne erscheinen. Und fürwahr, wenn wir die seligste Jungfrau von der Erbsünde ausnehmen, — warum nicht auch von der Frucht derselben, von der Sinnlichkeit? — Als Sara von Ismael, dem Sohn der Hagar, mit ihrem

Sohne Isak spielen, d. h. wie der heilige Apostel Paulus (Gal. 4, 29.) sagt, hadern und ringen sah, sagte sie zu ihrem Gemahl: „Verstoße die Magd mit ihrem Sohne" (I. Mos. 21, 10.). Da nun Gott aus der Wohnung der seligsten Jungfrau die Magd, d. h. die Erbsünde, vertrieb, warum nicht auch deren Ausgeburt — die sinnliche Begierlichkeit, welche in der Folge nur Zwietracht und Auflehnung gegen den Geist hervorzurufen pflegt? — In der Mutter des Herrn durfte kein Kampf des Fleisches gegen den Geist obwalten; es mußte in ihr die schönste Eintracht zwischen Beiden herrschen, damit sie eine würdige, friedliche und angenehme Wohnung Gottes abgäbe. Denn wenn schon weltliche Fürsten in ihren Gemächern kein Getöse, keinen Zank, keine Unreinigkeit, kein unanständiges Wesen dulden: warum sollte Gott hinsichtlich seines lebendigen Gemaches nicht auf gleiche Weise verfahren." „Es ziemte sich in der That," — schreibt der heilige Cyrillus von Jerusalem — „daß der allerreinste Lehrer der Reinigkeit aus einem reinen Brautgemach hervorging."

Dritter Stern.

Der Vernunftgebrauch noch im Mutterleibe.

Als Edelstein in der Ehrenkrone Mariens leuchtet uns ferner entgegen das Licht einer hohen Erkenntniß selbst noch im Mutterschooße. — Durch dieses Vorrecht war die seligste Jungfrau frei von täuschender Unwissenheit in Folge verkehrter Gemüths- oder Geistesstimmung; jedoch nicht frei von rein verneinender Unwissenheit in solchen Dingen, die auf äußerlicher Erfahrung beruhen. In dieser letzteren befand sich Maria damals, als sie Jesum drei Tage verloren hatte, und meinte, er befände sich bei der übrigen Reisegesellschaft; denn das vermuthete sie auf Wahrscheinlichkeitsgründe hin, ohne jedoch bestimmt Beifall zu geben; — was man gewiß keine Täuschung nennen kann. Wir anderen Menschenkinder dagegen werden nicht nur in Unwissenheit geboren, sondern gelangen auch sehr spät zur Weisheit; sind, selbst wenn wir erwachsen sind, sehr häufig Täuschungen unterworfen, und sehen oftmals am hellen Tage nichts. Solche Unwissenheit war der seligsten Jungfrau sogar schon im Mutterleibe fern, wie die Gottesgelehrten fast einstimmig dafür halten. Denn hatte der heilige Johannes der Täufer noch im Mutterschooße schon den vollen Vernunftgebrauch, so daß er Christum den Herrn, der, wiewohl im Schooße Mariens verschlossen, sich in seiner Nähe befand, erkannte und gewissermaßen begrüßte, so können wir dasselbe um noch viel mehr

von der Gottesmutter Maria erwarten; wie solches der heilige Ambrosius, Bernardus und Dionysius der Karthäuser darthun.

Vierter Stern.

Ihre Freiheit von der wirklichen Sünde.

Weiter schmückt Marien wie ein Diamant in der Krone ihre Freiheit von jeder wirklichen Sünde, sogar der läßlichen. Denn ich frage euch, Andächtige! von wem anders spricht der Bräutigam im Hohenliede, wenn er (2, 2.) sagt: „Wie eine Lilie unter den Dornen, so ist meine meine Freundin unter den Töchtern" (Adams); und wieder (ebend. 4, 7.): „Ganz schön bist du, meine Freundin! nnd keine Makel ist an dir," — von wem anders spricht er, als von seiner Braut: der seligsten Jungfrau Maria? — Von welchem anderen Weibe, das je gelebt, läßt sich so etwas nachweisen? Und wenn wirklich ein solches Weib je lebte, warum sollte es nicht auch Maria sein? — daß ferner die katholische Kirche diesen Glauben festhält, ist auf dem Kirchenrathe von Trient (6. Sitz. Can. 23.) ausgesprochen. — Auch die heiligen Väter stimmen bei. So sagt z. B. der heilige Augustinus (de nat. et grat. Cap. 36.), wenn von der Sünde die Rede sei, so dürfte man nie die seligste Jungfrau Maria hierunter begreifen, weil sie frei geblieben von jeder, auch einer läßlichen Versündigung. In gleichem Sinne drücken sich auch der heilige Bernardus, Bonaventura, Ambrosius, Ephräm und Andere aus. Endlich bestätigt der heilige Erzengel Gabriel selbst das bisher Gesagte, denn er nennt Maria ausdrücklich „die Gnadenvolle" (Luc. 1, 28.).

Wir anderen Menschen hingegen kommen, so lange wir im Schmutze dieser Welt wandeln, nicht ohne Befleckung davon, sondern „in vielen Dingen fehlen wir Alle," wie der heilige Apostel Jakobus bezeugt (3, 2.). — Gleichwie eine Harfe, weil ihre Saiten zu viele sind, ihre Stimmung nicht lange behalten kann, indem bald die eine, bald die andere der Saiten nachläßt und sich verstummt: gerade so vermögen auch wir ob der immerwährenden vielen Regungen der Begierlichkeit, die uns zur Sünde anreizen, nicht lange zu leben, ohne dann und wann anzustoßen. Für die Gottesgebärerin dagegen ziemte es sich, von diesem Elende ausgenommen zu sein; denn hätte sie auch nur einmal gesündiget, sie wäre keine geeignete Mutter Gottes mehr gewesen, der ja erschien, um die Sünde zu zerstören; es wäre ja unter dieser Voraussetzung die Schmach der Mutter wenigstens theilweise auf den Sohn übergegangen.

Fünfter Stern.

Ihre Unsündlichkeit.

Ein hellstrahlender Edelstein in Mariens Krone ist ferner ihre Unsündlichkeit, oder ihre derartige Befestigung in der Gnade Gottes, daß sie auch nicht einmal eine läßliche Sünde zu begehen vermochte. Dieses ist wenigstens die einstimmige Meinung der Gottesgelehrten und der katholischen Kirche, welche die Tage der Empfängniß und Geburt Mariens als Festtage feiert, indem sie der frommen Meinung ist, die seligste Jungfrau habe eine Heiligkeit besessen, welche nie wieder verloren gehen konnte.

Ein Bild dieser Unsündlichkeit der Gottesmutter war das Akazienholz (Hebr. Schittim), wegen seiner Unverweslichkeit in hohem Werthe stehend, aus welchem die Lade des Bundes und der Tisch für die Schaubrode gefertigt war. Diese Lade aber ist sie nicht ein Vorbild der seligsten Jungfrau gewesen? (II. Mos. 25.)

Wir, Andächtige! ach wir sind weit entfernt von solcher Unverwüstbarkeit und Festigkeit. Wir beichten, machen Vorsätze, Entschlüsse, ja Gelübde; — aber kaum haben wir den Beichtstuhl verlassen, so sind unsere Gesinnungen, Reden und Werke das Gegentheil von unseren Versprechungen. Unter reichlichen Thränenströmen beweinen wir unsere Sünden, gleich als könnten wir gar nie wieder in dieselben zurückfallen. Aber ach! wir dauern nicht aus. — Der Psalmist redet in unserem Namen, wenn er (Ps. 29, 7. 8.) spricht: „Ich sprach in meinem Uebermuth: In Ewigkeit werd' ich nicht wanken." Aber wie? „Du hast dein Angesicht von mir abgewandt" — fügt er bei — „und ich gerieth in Verwirrung." — Als Beispiel mag uns der heilige Apostel Petrus dienen. Er hatte es sich so fest vorgenommen, Christum nicht zu verleugnen, und bald darauf that er es dennoch (Luc. 22, 33. 57.). Die Mutter Christi dagegen durfte nicht an diesem Uebel leiden. Und was Wunder! Sie trug ja ihren Gott; wie sollte sie nicht durch Ihn nach allen Seiten hin so beschützt werden, daß sie niemals strauchelte? Darum kann der Ausspruch des gekrönten Sängers, wo er von der Stadt Gottes redet (Ps. 45, 6.): „Gott ist in ihrer Mitte, sie wird nicht wanken; am frühesten Morgen hilft ihr Gott," füglich auf Maria, die geheimnißvolle Gottesstadt, angewendet werden; denn sie ward „am frühesten Morgen," d. h. im ersten Augenblicke ihrer Empfängniß, von Gott unterstützt, daß sie nicht sündigen konnte; „der Herr war selbst in ihr" und seine Gnade, so daß sie nicht einmal zu wanken oder zu straucheln vermochte.

Sechster Stern.

Der Schimmer jeglicher Tugend schon bei der Empfängniß.

Ferner strahlt uns wie ein Stern in Mariens Diadem entgegen der Glanz aller Tugenden, den ihr, wie die Gelehrten allesammt annehmen, der Herr schon in ihrer Empfängniß mittheilte. Wir Arme werden empfangen und geboren — aller Tugenden baar und ledig; ja, wir entbehren derselben noch geraume Zeit, bis wir uns ausbilden und Tugenden aneignen; und auch dieses gelingt nur Wenigen trotz vieler Mühe vor dem gestandenen Alter. Darum sind wir zum Laster so geneigt, zur Tugend so träge und verdrießlich, und müssen durch Drohungen und Züchtigungen zum Guten getrieben werden. An Maria, welche zur Ernährerin und Dienerin Gottes bestimmt war, durfte solch' ein krankhafter Zustand sich nicht vorfinden; vielmehr mußte sie mit allen Tugenden begabt sein. Wie ein königlicher Palast mit allem nur möglichem Schmuck versehen ist, in gleichem Maße muß es auch die Braut des Königs selbst sein. — Ein Beispiel der ersteren Art ist ersichtlich an jenem heiligen Gezelte, welches der Herr, da er es zu seiner Wohnung fertigen ließ, prachtvoll zu erbauen und mit Gold, Silber, Scharlach, Byssus, Gewürzen und Edelsteinen zu verzieren befahl (II. Mos. 25, 3. u. ff.). Erst als das Werk vollendet war, wurde die Bundeslade dortselbst aufbewahrt. Dieses Heiligthum aber war ein Vorbild der seligsten Jungfrau Maria, in welcher Christus, die lebendige Arche des Bundes zwischen Gott und den Menschen, seinen Wohnsitz aufschlagen wollte. — Ein Beispiel der letztgenannten Gattung finden wir an Esther. Denn als diese dem König Assuerus vorgeführt werden sollte, „befahl er seinem Kämmerling, sich zu beeilen mit dem Schmuck der Frauen, ihr ihren Antheil zu geben, und sieben der schönsten Mägdlein aus dem königlichen Palaste" (Esth. 2, 9.). Siehe, mein Christ! auch hier hast du ein Bild der Gottesgebärerin; auch ihren Schmuck ließ Gott beschleunigen bei ihrer Empfängniß selbst; dieser ihr Schmuck aber bestand in Tugenden aller Art und in den sieben Gaben des heiligen Geistes.

Siebenter Stern.

Ihr wundervolles Empfangen.

Ein anderer Stern in Mariens Ehrenkrone ist ihr wunderbares Empfangen; indem sie durch Ueberschattung des heiligen Geistes (Luc. 1, 35.) ohne Zuthun eines Mannes den Weltheiland in ihrem Schooß empfing. Solch' ein Vorrecht war noch nie einem Weibe eingeräumt worden.

Nebst dem ausdrücklichen Zeugnisse der göttlichen Urkunde, sowie den Prophezeihungen und Bildern im alten Testamente, ist dieser Vorgang schon im Hohenliede Salomon's angedeutet, wo (2, 1.) der geheimnißvolle Bräutigam Christus — nach der gewöhnlicheren Ansicht der heiligen Väter, z. B. Theodoret, Gregor, Bernhard, Beda — sagt: „Ich bin eine Blume der Flur, und eine Lilie in den Thälern." Er nennt sich aber „eine Blume der Flur," weil nicht das Zuthun eines Mannes, sondern einzig eine himmlische Kraft und der Einfluß des heiligen Geistes diese Blume aus der jungfräulichen Erde hervorbrachte. Hören wir den heiligen Bernardus, welcher (serm. 47. in Cant.) sich also ausdrückt: „Wenn ein Garten in voller Blüthe stehen soll, muß er durch Menschenhand und Kunst gepflegt werden. Die Flur dagegen bringt ihre Blumen aus sich selbst, ohne alle Beihülfe menschlichen Fleißes hervor. Glaubst du nicht jetzt zu verstehen, was das für eine Flur ist, welcher, obwol von keiner Pflugschaar durchfurcht, noch mit einer Hacke umgegraben, noch auch von Menschenhand besät, dennoch jene wunderliebliche, himmlischschöne Blume entsproßte, auf welcher bekanntlich der Geist des Herrn ruhte" (Isai. 11, 1. 2.)? — Die übrigen Erdbewohner sind also gleichsam wie die Blumen der Gärten, welche durch die Pflege der Menschenhand zum Vorschein kommen; — Christus ist die Blüthe der freien Au; die anderen Aeltern sind Gärtner, — Maria ist die Flur; — andere Frauen empfangen gleich verschlossenen Gärten mit Schaam; Maria empfing gleich einer offenen Flur ohne solch' beschämendes Gefühl.

Achter Stern.

Ihre Freiheit von den Beschwerden der Schwangerschaft.

Zu den Edelsteinen, welche vorzugsweise das Haupt Mariens zieren, darf auch der Umstand gezählt werden, daß die Zeit

ihrer Schwangerschaft Marien nicht zuwider, noch beschwerlich wurde; — ein Fall, der bei den übrigen Frauen sicher nicht vorkommt. Daß dieses aber bei Maria stattgefunden, bezeugen die Heiligen Bernardus und Fulgentius. — Ludolfus (in seinem Leben Christi) glaubt dieses aus dem Umstande schließen zu dürfen, daß die Gottesmutter noch kurz vor ihrer Geburt mit Joseph nach Bethlehem reisen konnte (Luc. 2, 4. 5.). Schon der Seher Isaias deutet darauf hin, indem er (19, 1.) sagt: „Siehe, der Herr setzt sich auf eine leichte Wolke, und kommt nach Aegypten." — „Diese Worte weisen darauf hin" — wie der heilige Ambrosius (ex hort. ad virg.) bemerkt — „daß der Herr durch die seligste Jungfrau „„nach Aegypten,"" d. h. in die Trübsal dieser Welt, käme. Der Prophet nennt Maria mit Recht eine „„leichte Wolke;"" denn sie trug sich leichten Leibes, weil unbeschwert von den Lasten des Ehestandes." — Fast auf gleiche Weise sagt der heilige Hieronymus über dieselbe Stelle aus Isaias: „Wie die Wolke, in der Luft dahinschwebend, keine Last fühlt an dem Regen, den sie seiner Zeit herabträufeln wird, ebenso leichtlich trug auch Maria den Herrn Jesus Christus." — Als Ursache gibt der heilige Leonardus folgende an: „Mit Recht empfand Maria allein auch jenen lästigen Widerwillen nicht, der sonst alle übrigen Frauen im Stande der Hoffnung befällt; hatte ja sie auch allein ohne geschlechtliche Lust empfangen. Darum konnte die Gottesmutter auch bald, nachdem sie empfangen hatte — in welcher Zeit hauptsächlich die anderen Mütter sich übler befinden — mit aller Freudigkeit über das Gebirge eilen, um ihrer Anverwandten Elisabeth Dienste zu leisten. Eben deshalb konnte sie wenige Tage vor ihrer Niederkunft noch nach Bethlehem reisen; — sie verbarg ja jenes kostbarste aller Unterpfänder unter ihrem Herzen, und trug eine leichte Bürde an Demjenigen, der sie selber trug" (serm. in Assumpt. B. V. M.).

Neunter Stern.

Ihr Gebären ohne Schmerz.

An Maria zeigt sich ferner der Vorzug, daß sie ohne Schmerz und ohne Befleckung gebar. Dieses nimmt die Kirche für unbezweifelt an, und es läßt sich auch (gegenüber den Kalvinisten) schon daraus folgern, daß sie sogleich nach der Geburt ihres Sohnes diesen „in Windeln einwickelte und in die Krippe legte" (Luc. 2, 7.); was fürwahr keine andere Mutter thut, noch auch überhaupt vornehmen kann. — Hiezu kommt noch, daß sie

nicht auf gewöhnliche Art, sondern **höchst wunderbar** gebar, wie die Kirche allzeit standhaft geglaubt hat. Kann es uns auch wundern, daß Maria in der Stunde der Geburt frei von **Schmerzen** blieb, da sie im Augenblicke der Empfängniß keine **Lust** empfand? Den übrigen Müttern wird der Honig der Empfängniß mit der Galle der Geburt vergolten. Bei Maria hingegen ging kein derartiger Honig voraus; warum sollte also die Galle nachfolgen?

Zehnter Stern.

Ihre Jungfrauschaft verbunden mit Fruchtbarkeit.

Ein Vorrecht, das Maria noch auszeichnet, ist, **daß sie bei ihrer Mutterschaft dennoch die Jungfräulichkeit unversehrt bewahrte.** Dieses gilt in der heiligen Kirche als **Glaubenssatz**; und auch der Engel weist deutlich darauf hin, daß Maria **ohne Verlust ihrer Jungfräulichkeit** die Mutter Christi werden würde. So bewunderungswürdig einerseits das ist, so billig ist es auf der anderen Seite. Der heilige Gregorius von Nyssa schreibt darüber (or. in nat. Dom.) also: „O Wunder über Wunder! Eine Jungfrau wird Mutter, und bleibt Jungfrau! Siehst du hier nicht eine ganz **neue** Weltordnung? Bei anderen Frauen ist eine, so lange sie noch Jungfrau ist, keine Mutter; — an Maria dagegen vereinigt sich dieser doppelte Name; denn Eine und Dieselbe ist zugleich **Mutter und Jungfrau.** Weder ihre Jungfrauschaft hemmte die Mutterwürde; noch hob auch ihre Mutterschaft die Jungfräulichkeit auf. Derjenige, der in's Leben einging, um die Menschen vollkommen und unverderbt zu erhalten, durfte freilich nur von einer ihm dienenden, **unverderbten** Unversehrtheit seinen Ursprung ableiten." — Die Kirche nimmt daher als wahr an, daß Christus bei verschlossenem Mutterschooße geboren wurde, so gut er auch durch verschlossene Thüren zu gehen im Stande war (Joh. 20, 19.). — Du fragst: **Wie ging dieses zu?** So höre, wie der Prophet Isaias darauf antwortet (62, 1.): Ihr Gerechter geht hervor gleich dem Lichte, ihr Heiland wie eine angezündete Fackel." Der Vergleich ist sehr bezeichnend und schön. Gleichwie nämlich das Licht von der Sonne ausströmt, ohne den Sonnenkörper irgendwie zu beschädigen; und gleichwie die Fackel, die man am Feuer anzündet, dem im Feuer befindlichen Lichte nicht den geringsten Eintrag thut: ebenso trat auch Christus aus Maria hervor — gleich dem **Lichtglanze** mit Bewahrung ihrer Jungfräulichkeit; und kam zur Welt — gleich einer **Fackel**, durch die Kraft des Aller-

höchsten angezündet, ohne den Glanz der Jungfrauschaft an Maria zu beeinträchtigen.

Eilfter Stern.

Ihre Unverweslichkeit nach dem Tode.

Noch ein Edelstein besonderer Bevorzugung, welcher Mariens Haupt ziert, ist ihre Unverweslichkeit nach dem Tode.

Von all' den übrigen Adamskindern gilt das Wort: „Staub bist du, und Staub wirst du wieder werden" (I. Mos. 3, 19.). — Allein auch von diesem Fluche war (nach der Meinung der gesammten Kirche) Maria ausgenommen. Als Grund gibt beim heiligen Augustinus ein geistreicher Schriftsteller an: „W nn Christus seine heilige Mutter in ihrer Jungfräulichkeit unverletzt erhalten wollte: warum sollte er sie nicht auch gegen die Verwesung unversehrt bewahren wollen? Desgleichen fürchte ich mich, es zu behaupten, weil ich es mir nicht vorzustellen vermag, daß eben jener geheiligte Leib Mariens, von welchem Christus Fleisch annahm, — jenen Leib, der die göttliche Natur mit der menschlichen verschwisterte, als eine Speise der Würmer dem allgemeinen Moder der Verwesung überlassen werden und zu Staub zerfallen sollte." — Wir wissen, die Bundeslade des alten Testamentes war ein Vorbild der seligsten Jungfrau. Als aber diese Lade im Tempel des Götzen Dagon aufgestellt worden, stürzte Dagon vor ihr in Trümmer, die Lade aber blieb unversehrt (1. Kön. 5, 3.). Was Wunder, wenn auch Mariens Leib, nachdem man ihn in's Grab gebracht, sogar den Tod überwand, und ihn von sich ferne hielt? — Die Bundeslade war (wie II. Mos. 25. zu lesen) von einer unverweslichen Holzart verfertigt: sollte nicht auch Christus seine heilige Gebärerin vor der Verwesung haben bewahren können?

Zwölfter Stern.

Ihre Erweckung aus dem Grabe nach drei Tagen.

Der letzte Edelstein endlich, der Mariens Diadem schmückt, ist ihre Auferweckung aus dem Todtenreiche und ihre Verherrlichung noch vor der allgemeinen Auferstehung der Todten.

Auch dieses besondere Vorrecht ward der seligsten Jungfrau Maria ganz billig verliehen. Denn der Kaiser räumt seiner Ge-

mahlin dieselben Vorrechte ein, die er selbst genießt. Nun aber ist Christus am dritten Tage von den Todten auferstanden. Folgerichtig hat er dieses Vorrecht auch seiner Mutter angedeihen lassen; wie denn auch die Geschichte berichtet, daß es wirklich geschehen sei; indem man den Leib Mariens nicht mehr im Grabe fand, nachdem man dasselbe drei Tage nach ihrem Hinscheiden eröffnete. So ist demnach in Erfüllung gegangen, was von des königlichen Propheten (Ps. 131, 8.) Harfe tönt: „Erhebe dich, Herr! zu deiner Ruhe, — Du und die Lade deiner Heiligung!" —

Im Buche Josua (Kap. 3.) wird erzählt, daß das Wasser des Jordan sich theilte, und die Bundeslade mitten hindurch in das Land der Verheißung einging. Auf gleiche Weise ward auch der gewaltige Lauf des Todes, der Alles mit sich in's todte Meer fortreißt, innegehalten, als Maria, die neutestamentliche Bundeslade, in's Land der Lebendigen einging.

Schluß.

Es erübrigt uns nur noch, geliebte Zuhörer! daß wir Maria, unserer Königin, die wir mit so vielen Sternen und Edelsteinen, welche wir heute genauer betrachtet haben, geschmückt sehen, die gebührende Verehrung erzeigen; — daß wir diese Bundeslade, welche mit so zahlreichen Vorrechten begabt ist, auf unserer Pilgerreise in's Land der Verheißung uns zur Begleiterin erwählen und nie verlassen. Fürwahr, gleichwie jene alttestamentliche Bundesarche, als sie durch den Jordan ging, die Fluthen dieses Stromes zertheilte, und auf dem Rinnsal desselben stehend, seine Wasser so lange zurückhielt, bis die Israeliten trockenen Fußes hinübergezogen waren: so werden auch wir durch die Furt des Todes und Gerichtes (denn Jordan bedeutet: „Strom des Gerichtes") furchtlos und unbeschadet hindurch ziehen, wenn wir unter dem Schutze der Gottesgebärerin stehen. Bei dem Durchgang durch den Jordan ermahnte ein Herold die Israeliten, alle der voranschreitenden Bundeslade zu folgen: „Gehet hinter ihr her;" — rief er — „doch sei zwischen euch und der Lade ein Raum von zweitausend Ellen, damit ihr in der Ferne sehen, und erkennen könnet, auf welchem Wege ihr ziehen sollt; denn früher seid ihr noch nicht auf diesem Weg gegangen; hütet euch aber, der Lade nicht zu nahe zu kommen" (Jos. 3, 3. 4.). Dieses lasset, Geliebte! auch euch gesagt sein: Gehet der seligsten Jungfrau Maria nach — durch Verehrung, durch eueren Lebens-

wandel! Auch zwischen euch und Maria sei ein großer Zwischenraum; indem ihr euere Niedrigkeit mit der Herrlichkeit Mariens vergleichet! —

Kommet ihr nicht zu nahe, indem ihr sie etwa beleidigt, oder euch ihr gleichstellt; damit ihr unter ihrem Schutze und ihrer Führung getrost den Pfad des Todes wandeln könnet, den ihr früher noch nie gegangen seid! So werdet ihr dann sicher in das Land des himmlischen Kanaan gelangen. Amen.

Predigt auf das heilige Weihnachtsfest.

Thema: Verschiedene biblische Beinamen des neugeborenen Erlösers.

Eintheilung:

Der Prophet Isaias (9, 6.) nennt den Heiland:
I. den Wunderbaren,
II. den Rathgeber,
III. Gott,
IV. den Helden,
V. den Vater des zukünftigen Lebens und
VI. den Friedensfürsten.

Text: Luc. II, 20. „Die Hirten kehrten zurück, Gott lobend und preisend."

Eingang.

Als einst Archimedes, der Mathematiker, einer der berühmtesten Gelehrten seiner Wissenschaft, eine wichtige Erfindung gemacht hatte, nämlich die richtige Mischung des Goldes und Silbers, eilte er, vor Freude ganz außer sich, nach Hause unter dem Rufe: „Ich hab's gefunden, ich hab's gefunden!" Von einer ähnlichen, oder vielmehr von einer noch höheren Freude erfüllt sehen wir im heutigen Evangelium die Hirten von Bethlehem, nachdem sie das von den Engeln ihnen angekündigte göttliche Jesukind in der Krippe gefunden hatten. Denn nach dem Berichte

des heiligen Evangelisten Lukas (2, 20.) „kehrten sie zurück und lobten und priesen Gott"; — wie wenn sie sagen wollten: „Wir haben ihn gefunden, wir haben ihn gefunden!"

Doch antwortet uns, ihr Hirten, warum seid ihr so froh? Was habt ihr gesehen? Was gefunden? — Was entgegnet ihr? Wir haben eine wunderbare, in allen verflossenen Jahrhunderten unerhörte Mischung von Gold und Silber, — d. h. eine Vermengung, oder richtiger: eine Vereinigung der göttlichen Natur mit der menschlichen, gefunden, wonach beide Naturen auf das Innigste mit einander verbunden sind und dennoch unter sich verschieden bleiben; — wir haben nämlich den Gott-Menschen gefunden, liegend in der Krippe; — wir haben den Emmanuel gefunden, d. h. „Gott mit uns."

Andächtige! Wenn wir noch deutlicher kennen lernen wollen, was denn eigentlich der Gottmensch sei, so gibt uns der hl. Seher Isaias hierüber hinreichend Aufschluß, indem er demselben sechs Ehrentitel beilegt, und (9, 6.) also schreibt: „Ein Kind ist uns geboren, und ein Sohn uns geschenkt; auf seinen Schultern ruht die Herrschaft; sein Name ist: „Wunderbarer, Rathgeber, Gott, starker Held, Vater des zukünftigen Lebens, Friedensfürst."" — Ihr Hirten hattet also vollkommen Recht, wenn ihr euch freutet, daß ihr Ihn, den Hohen und Hehren, gefunden habet. Allein auch wir nehmen billiger Weise an eurem Jubel Antheil; denn ihr habt ihn auch für uns gefunden.

Lasset uns demnach, Geliebteste! in heutiger Erbauungsstunde unseren Blick auf den gefundenen Weltheiland lenken, um **seine Hoheit und Erhabenheit,** wie sie Isaias an der angegebenen Stelle schildert, genauer kennen zu lernen.

Vortrag.

Mit erhabenem Prophetenmunde nennt der hl. Seher Isaias den neugebornen Heiland der Welt.

I.

„Den Wunderbaren."

Für diese Bezeichnung Christi bestehen mehrere Gründe.

1) Wunderbar zeigt sich der Erlöser erstlich in seiner Menschwerdung. — Denn diese ist einzig und allein das

Werk Gottes; so daß, wie der hl. Thomas von Aquin (p. 1. qu. 25. art. 6.) sagt, Gott nichts Besseres oder Größeres wirken konnte. — Gott kann nämlich unstreitig keinen besseren Menschen bilden, als ein Gottmensch ist; ebenso auch keine herrlichere Vereinigung zu Stande bringen, als die der göttlichen Natur mit der menschlichen, — eine Verbindung des denkbar Höchsten mit dem Niedersten. Franciscus Mayro, Doctor der Gottesgelehrtheit zu Paris, mit dem Beinamen „der Erleuchtete", sagt deshalb (serm. d. annunc.): „Zwischen der Gottheit und dem Menschen besteht ein größerer Unterschied, als zwischen dem Alles und dem Nichts. Denn das Nichts ist von dem Endlichen nicht so weit verschieden, als das Endliche vom Unendlichen." Er leitet hieraus den Schluß ab, das Werk der Menschwerdung sei größer, als das Schöpfungswerk. Denn durch die Menschwerdung sind zwei ganz verschiedene Naturen — die göttliche und menschliche — in Einer Person verbunden worden, und machen diese zu einem Gott-Menschen. Der hl. Leo (serm. 2. d. nativ.) schreibt daher: „Der seinem Wesen nach unsichtbare Gott ward sichtbar in unserer Natur; der Unbegreifliche läßt sich erfassen; der von Ewigkeit Seiende beginnt in der Zeit ein Dasein; der Herr des Weltall's nahm Knechtsgestalt an mit Verbergung seiner Majestät; der leidensunfähige Gott erachtete es nicht unter seiner Würde, ein der Leidensfähigkeit unterworfener Mensch zu werden; der Unsterbliche nahm es auf sich, dem Gesetze des Todes sich zu unterstellen." — In ähnlichem Sinne äußert sich der hl. Bernhard (serm. 2. super „Missus est") hierüber also: „Wenn du Acht darauf hast, kannst du wahrnehmen, wie die Allmacht sich lenken, die Weisheit sich belehren, die Stärke sich unterstützen läßt; wie endlich Gott an der Brust einer Mutter sich nährt, und dennoch die Speise der Engel ist; wie er in der Krippe weint, und doch der Unglücklichen Trost verbleibt."

2) Wunderbar ist der Heiland ferner in seiner Empfängniß und Geburt; denn er ward auf unbegreifliche Art durch Ueberschattung des hl. Geistes empfangen, von einer jungfräulichen Mutter geboren, aus deren uneröffnetem Schooß er hervortrat. — Ueberdies war Christus schon gleich anfänglich mit aller Weisheit begabt, und seine Seele erkannte Gott im ersten Augenblicke ihres Seins.

Andächtige! Wo schaute die Welt je einmal erhabenere Wunder? — Sie sah einst zu Josua's Zeit (der Apparenz nach zu sprechen) die Sonne stille stehen (Jos. 10, 12.) und in den Tagen des Königs Ezechias rückwärts weichen (IV. Kön. 20, 11.); — hier sieht sie, wie Gott sich selbst entäußert, und rückwärts schreitet vom Himmel auf die Erde. Die Welt schaute, wie sich

des Moses Stab in eine Schlange verwandelte (II. Mos. 4, 2.); — hier gewahrt sie, wie Gott sich in einen Menschen umwandelt, sündenlos, aber uns Sündern ähnlich. Die Welt sah einst mit an, wie Elias zum Himmel emporstieg (IV. Kön. 2, 11.); — hier kann sie wahrnehmen, wie sich die menschliche Natur zur Gottheit erschwang. Die Welt sah den Stab Aarons ohne Pflege grünen (IV. Mos. 17, 8.); — hier erkennt sie, wie Jesse's Zweig ohne Zuthun eines Mannes die herrliche Blüthe — Jesum Christum — sproßte. Die Welt schaute den Dornbusch, wie er brannte und nicht verbrannte (II. Mos. 3, 2.); — hier sieht sie die Jungfrauschaft mit der Mutterwürde verbunden.

3) Christus ist auch wunderbar in seinen Werken, in seinem Leben, in seinen Wundern, in seiner Lehre, in seinem Leiden, in der Berufung der Völker zu seinem Glauben, wie letzteres in der Berufung der Hirten Judäa's durch die Engel, in jener der Weisen des Morgenlandes durch den Stern, in jener der Nationen der Erde durch seine zwölf Apostel deutlich zu ersehen ist.

4) Der Heiland ist endlich wunderbar in seinen Heiligen; denn er rührt ihre Herzen, wandelt sie wunderbarer Weise um, erhebt sie zu so hoher Tugendvollkommenheit, daß die Welt sie bewundert und ich möchte fast sagen, als göttliche Wesen auf Erden verehrt, da sie weithin erglänzen durch die herrlichen Wunder, die sie wirkten, durch die staunenswerthen Tugenden, die sie übten, und durch die erstaunlichen Gnaden Gottes, welche an jedem einzelnen Heiligen in irgend einer eigenen Vortrefflichkeit zeigten.

5) Schlüßlich setzt der hl. Bernhard (serm. 2. de circumcis.) bei: „Hat nicht ein Jeder aus uns, nämlich an der Umwandlung unserer Herzen, den Erlöser als den wahrhaft Wunderbaren an sich selbst erfahren? Denn das ist unstreitig der Beginn unserer Erlösung, wenn wir verschmähen, was wir ehevor liebten; wenn uns mit Schmerz erfüllt, was uns früher ergötzte; wenn wir ergreifen, was wir vordem fürchteten; wenn wir suchen, was wir früher flohen; wenn wir wünschen, was wir zuvor gering achteten. Der ist durchaus wunderbar, welcher solche Wunderdinge hervorbringt. —

II.

Ferner gibt der Prophet Isaias dem neugebornen Erlöser den Namen **„Rathgeber"**; und zwar aus folgenden Ursachen:

1) Christus ist nämlich die Weisheit Gottes des Vaters, welche Alles lenkt und leitet, der Regierer des Weltalls, der Lehrmeister der hl. Engel. Er thront im Himmel wie auf einem Lehrstuhle, um die Menschen zu unterrichten, falls sie nur merksam auf ihn hören wollen. Aehnliches erkannte schon der heidnische Weltweise Plato, und schrieb es sogar nieder (in s. Epinom.).

2) Ferner heißt Christus so, weil er auch nach seiner menschlichen Natur Gott beständig schaute, und weil auf ihm der Geist der Weisheit, des Rathes u. s. w. ruhte. Er kannte sonach alle Rathschlüsse Gottes, sowohl was die Gegenwart und Zukunft anbelangt, als auch jene, welche die Engel und Menschen betreffen; er kennt die Auserwählten wie die Verworfenen.

3) Weiter erhält der Heiland diesen Beinamen, weil er in höchst weisem Rathschlusse mit Gott dem Vater und dem heiligen Geiste das Werk der Erlösung des Menschengeschlechtes und unsere Heilsanstalt vollendete: — durch Unterweisung der Menschen, durch die Gründung des neuen Gnadenbundes, durch Entlarvung der Blendwerke Satan's, durch Einsetzung des hl. Altarssakramentes, durch die Berufung der Heiden zum Glauben und die Verwerfung der Juden, durch Einpflanzung der Tugenden und durch Ausrottung der Laster.

4) „Rathgeber" heißt endlich der Erlöser auch deshalb, weil er den Menschen durch guten Rath zu ihrem Heile die beste Anleitung gibt, und die menschlichen Rathschläge zu eben diesem Ende regiert. — Er ist es, der durch Wort und Beispiel die evangelischen Räthe: Keuschheit, Gehorsam und Armuth, befolgen lehrte; der eben diese so vielen Tausenden von Menschen in den Sinn gab; dieselben durch Befolgung dieser Räthe auf kürzestem Wege ganz wunderbar zur Vollkommenheit und Heiligkeit des Lebens anleitet. — Dann ertheilt er uns auch den besten Rath, die Sünde zu meiden, der Hölle zu entgehen, dagegen die Tugenden anzustreben und zu Gott und zum ewigen Leben zu gelangen; denn durch sein Vorbild und seine Lehre unterweist er uns, „das Böse zu verwerfen und das Gute

zu erwählen", um mit dem Propheten Isaias (7, 15.) zu reden. Er belehrt uns über das Sündhafte der unordentlichen Genüsse des Fleisches, des unmäßigen Strebens nach Reichthum und Ehre, sowie über das Gute, das in den Trübsalen, in der Armuth und Verachtung liegt; denn er, das allerweiseste Kind, verwarf Ersteres und wählte Letzteres. — Er ertheilt uns durch sein Beispiel den Rath, am Tische der diesseitigen Welt den letzten Sitz zu suchen, wo wir alsbald hören würden: „Freund, rücke weiter hinauf!" wie es im evangelischen Gleichnisse (Luc. 14, 10.) heißt; gleichwie er selbst bei seinem Eintritt in die Welt in einem Stalle ruhte und zuletzt in Mitte von Räubern am Kreuze hing; wofür er aber nachmals über alle Himmel emporstieg und nun zur Rechten Gottes thront. Ist nun dies nicht der allerbeste Rath, sich den höchsten Platz im Himmel zu erwerben? — Endlich ist Christus in belangreichen Zweifeln unser bester Rathgeber, wenn wir nur ihn aufsuchen und um Rath fragen wollten. In der That: dies sollten vor Allem die Obrigkeiten und Räthe der Fürsten thun. Denn würden diese vor ihren Berathungen vorerst den Mund des Herrn befragen durch Gebet und Anhörung der hl. Messe nach der Gewohnheit unserer Voreltern, — so verkehrte Beschlüsse würden nicht gefaßt, wie sie die Erfahrung so manchfach zeigt. — Im Uebrigen magst du sein, wer du willst, mein Christ! so oft du nicht weißt, was du thun sollst, gehe auf diesen „Rathgeber" zu, oder wie die siebenzig Dolmetscher übersetzen, auf „den Engel des großen Rathes." Bist du z. B. unschlüssig über deine Standeswahl: befrage deinen Rathgeber; oder schwebst du in Gefahr, oder bist du von einer Versuchung bedrängt: nimm deine Zuflucht zu diesem Rathgeber! — Dies befolgte Josaphat, Königssohn von Indien. Denn als er einst hinterlistiger Weise von einer heidnischen Frauensperson auf Anstiften seines Vaters zu einer Sünde gegen die Reinheit versucht ward unter der Bedingung, sie wolle dann eine Christin werden; er solle sich darum hüten, diese Seele zu Grunde gehen zu lassen, die er so leichtlich gewinnen könne: war er einige Zeit verlegen und unschlüssig. Allein er wandte sich zum Gebete: sofort erkannte er den Betrug der Höllenschlange und die List seines Vaters; glücklich überwand er auf diese Weise die Versuchung.

III.

Weiters heißt der neugeborne Erlöser bei Isaias: „Gott."

Hiemit lehrt der hl. Seher, Christus sei wahrer Gott, — d. h. der Nämliche, von welchem er kurz zuvor (7, 14.) ge-

weissagt hatte: „Siehe, eine Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären; sein Name wird sein Emmanuel, d. h. Gott mit uns.“ Daß diese Prophezeihung an Christus sich erfüllte, beschreibt der hl. Evangelist Matthäus (1, 23.); denn Christus war in Wahrheit „Gott mit uns.“

Christus zeigt sich aber als Emmanuel oder „Gott mit uns“

1) im heiligen Altarssakramente, wo er in Wahrheit noch mit uns ist nach seiner Gottheit und Menschheit, wie er einst auf Erden wandelte und jetzt im Himmel thront, und worin sich täglich das Geheimniß seiner Menschwerdung erneut. Denn durch die Wandlungsworte wird das Brod wahrhaft und wesentlich verwandelt, und Christus auf dem Altare hervorgebracht, ja gewissermassen erzeugt, und zwar mit solcher Macht und Wirksamkeit, daß (wie namhafte Theologen lehren) der Heiland, wenn er noch nicht Mensch geworden wäre, er es durch die Consecrationsformeln würde. Der die hl. Messe feiernde Priester ist sonach, wenn ich so sagen darf, die Gottesmutter; der Altar die Krippe; der kleine Emmanuel, den der Priester gewissermassen erzeugt, ist Christus, durch die Kraft des Allerhöchsten in der kleinen Brodsgestalt hervorgebracht. Der gottselige Thomas von Kempen sagt deshalb sehr wahr und schön: „Wenn du das hl. Meßopfer darbringest oder ihm beiwohnest, so soll dir diese Handlung so erhaben, neu und erfreulich dünken, wie wenn an diesem Tage Christus erst in den Schooß der seligsten Jungfrau Maria niedersteigend, Mensch würde; oder wie wenn er am Kreuze hangend, eben für das Heil der Menschheit litte und stürbe“ (Nachf. Chr. 4. B. 2. Cap. 6.). Da wir also Gott, das höchste Gut, in höchster Weise uns mitgetheilt, bei uns haben, was sollen wir noch weiter verlangen, was außer Ihm noch suchen? Wenn wir außer Gott noch Ehren, Reichthümer, Genüsse lieben und suchen, erklären wir hiemit nicht, Christus sei unser Gott und unser höchstes Gut nicht mehr? Ziehen wir uns hiedurch nicht von Jenem zurück, der ewig mit uns sein wollte?

2) Christus ist in Wahrheit „Gott mit uns“ auch mittelst der Gnade der Erleuchtung, der Tröstung und Stärkung. Diese Gnade und Huld ertheilt er uns wirklich im Stande der Sündlosigkeit; oder er bietet sie uns unabläßig an, wenn wir uns im Sündenzustande befinden; denn auf die manchfachste Weise sucht, ruft, drängt, erweckt er die Sünder, in sich zu gehen und Buße zu thun.

Der Heiland wollte deshalb nicht heißen: Wir mit Gott; sondern „Gott mit uns.“ Gleichwie nämlich einst nicht wir Gott suchten, sondern Gott uns: so ist es auch heute noch der Herr, der uns zu wiederholten Malen aufsucht, wenn wir vor

ihm fliehen, und unserem Verderben entgegen zu gehen im Begriffe sind.

3) Endlich ist Christus „Gott mit uns" durch den besonderen Schutz, den er seiner Kirche und ihren Gliedern angedeihen läßt. — Dies erfuhr der hl. Stephanus an sich selbst; denn der Heiland stand ihm im Kampfe zur Seite, reichte ihm seine schirmende Hand und die lohnende Siegespalme. — Gleiches erfuhr der Apostelfürst Petrus. Denn als er aus dem Kerker entkommen war, begegnete ihm der Herr außerhalb der Stadt Rom und verkündigte ihm den Martyrtod; er flößte ihm aber auch Muth, Kraft und Stärke zur Rückkehr und zur Uebernahme des Martyrthums ein. Desgleichen erfuhr es der Völkerapostel Paulus im Schiffbruche und auch sonst noch öfter. Ebenso fühlte dies der Einsiedlerabt Antonius im Kampfe mit den bösen Geistern. Nicht minder der hl. Ignatius von Lojola auf seiner Reise nach Rom; denn hier erschien ihm Christus und sprach zu ihm: „Ich werde euch in Rom gnädig sein." — Ferner der hl. Franziskus Xaverius. Denn als er im Begriffe stand, die Bekehrungsreise nach Indien anzutreten und sich ihm im Traume die Beschwernisse einer solchen Pilgerfahrt recht lebhaft vorstellten, fühlte er sich trotz dieses schreckensvollen Gedankens dennoch so gestärkt und ermuthigt, daß er ausrief: „Noch mehr! Noch mehr!" — Von den hl. Martyrern und unzähligen Andern, denen der Herr so augenscheinlich in ihren Bedrängnissen beigestanden, will ich gar nicht reden.

Wenn Josua und Kaleb im alten Testamente die Israeliten, welche sich fürchteten, in das Land der Verheißung hinauf zu ziehen und mit ihren Feinden den Kampf zu beginnen, durch den Zuruf aufmunterten: „Der Herr ist mit uns, fürchtet euch nicht!" (IV. Mos. 14, 9.) — um wie weit mehr sollen wir, die wir in Wahrheit „Gott mit uns" besitzen, muthig und beherzt jede Widerwärtigkeit ertragen? Erhebt sich demnach eine heftige Versuchung gegen dich, mein Christ; drängt Satan, dein Temperament, Zorneshitze, Sinnlichkeit, Freund oder Feind auf dich ein: denke an deinen „Emmanuel" und rufe ihn an!

IV.

Der Prophet legt dem neugebornen Erlöser ferner den Beinamen: **„starker Held"** bei. Im hebräischen Urtext heißt er „der Mächtige"; Vatablus übersetzt es mit „starker Erbe." Christi Geburt hat bekanntlich der Erzengel Gabriel der Welt verkündet. Gabriel heißt aber in unserer

Sprache so viel als „Stärke Gottes". Auch der Vorläufer Johannes weist auf den Erlöser mit den Worten hin: „Es kommt Einer nach mir, der stärker ist als ich" (Marc. 1, 7.). Der Heiland ist aber ein „starker Held":

1) weil er den Satan, jenen „bewaffneten Starken", wie ihn das Evangelium benennt (Luc. 11, 21.), besiegte, beraubte und in Fesseln schlug, sich ihm demnach an Stärke weit überlegen zeigte, wie der Herr gleichnißweise von sich zu verstehen gab, da er sagte; „Wenn aber ein Stärkerer, als jener, über ihn kommt und ihn überwindet, so nimmt er ihm seine ganze Waffenrüstung ab" (ebend. V. 22.). Christus, der neutestamentliche David, hat somit Satan's des zweiten Goliath gesammtes Reich: die Welt, die Sünde, den Tod und die Hölle, zerstört. — Diesem Helden müssen wir uns beigesellen, wenn wir entweder wider Fleisch und Blut, oder wider unsere sichtbaren Feinde, oder wider die Geister der Bosheit und die Fürsten der Finsterniß (Ephes. 6, 12.) einen Kampf zu bestehen haben; denn er besitzt Macht, uns in jeglicher Trübsal zu beschirmen, und die feindlichen Gewalten abzuwehren. Ohne seine Hilfe aber ist unsere Stärke nichts.

2) Ferner heißt der Heiland „der Starke", weil er die größten Leiden mit Heldenmuth und eiserner Ausdauer für uns ertrug, nämlich die unzähligen Mühen, die ausgesuchtesten Qualen und den grausamsten Tod.

3) Auch darum erhält Christus diesen Beinamen, weil er dermaleinst seine Diener mächtigst beschützen und allgewaltigst erhöhen; auf der andern Seite mit aller Kraft gegen die Gottlosen ankämpfen wird mit dem Schwerte seines Mundes, nämlich am Gerichtstage, wo er als Richter der Lebendigen und der Todten, um mit dem Psalmisten zu reden, „mit eisernem Scepter über sie herrschen, und sie wie Töpfergefäß zertrümmern wird" (Ps. 2, 9.). Hierauf hat Bezug, was der heilige Johannes der Täufer von dem kommenden Erlöser voraussagte: „Es kommt Einer nach mir, der stärker ist, als ich, dessen Schuhriemen zu lösen ich nicht würdig bin. Dieser wird euch mit dem hl. Geiste und mit Feuer taufen. Er hat die Wurfschaufel in seiner Hand." Erkennet hieraus die genaue Untersuchung beim Gerichte! „Er wird seine Tenne reinigen; den Waizen wird er in seine Scheune sammeln, die Spreu aber in unauslöschlichem Feuer verbrennen" (Luc. 3, 16. u. 17.).

V.

Ein fünfter Beiname des neugebornen Erlösers bei Isaias ist: „**Vater des zukünftigen Lebens.**"

Christus heißt aber so:

1) weil er das Zeitalter des neuen Bundes heraufgeführt, oder wie ein Vater seine Kinder, so die dereinstigen Christen zu einem neuen Leben nach dem Evangelium und hiedurch zur Heiligkeit für alle Zeiten angeleitet hat. Gleich einem zweiten Noe hat der Heiland, nachdem, wie einst durch die Wasserfluth, so durch die Ströme seines Blutes die Sünden der Welt getilgt waren, die Christen in der Arche seiner Kirche gerettet; er ist sonach in Wahrheit der Urheber und der Vater eines neuen Weltalters geworden.

2) Ferner heißt er so, weil er durch seine Auferstehung nach den Leidenstagen und durch seine Auffahrt zum Himmel uns die Pforte des Himmelreichs eröffnet; desgleichen durch seine Verdienste die Auferstehung und das ewige Leben der andern Welt erworben hat.

3) Endlich erhält der Heiland diesen Beinamen aus dem Grunde: weil er erst im zukünnftigen Leben unser eigentlicher Vater sein wird, wo wir als seine Kinder in dessen Schooße ewiger Wonnen genießen werden. Hierauf geht die Uebersetzung des gelehrten Schriftforschers Franz Vatablus hinaus, welcher die Stelle gibt mit „Vater der Ewigkeit." Auch der hl. Evangelist Johannes (1. Brf. 3, 2.) schreibt: „Geliebteste, jetzt sind wir Gottes Kinder; aber es ist noch nicht offenbar, was wir sein werden. Wir wissen aber, daß wir, wenn er erscheinen wird, ihm ähnlich sein werden." Mit andern Worten: Wir sind zwar hienieden Gottes Kinder, werden aber nicht als solche erkannt; denn die Welt sieht unsere innere Zierde nicht; sie wird unseren Werth erst im zukünftigen Leben verstehen, wo wir nicht mehr dunkel, niedrig und verachtet, sondern hellglänzend und glückselig sein, und als Erben Gottes und seiner Seligkeit erscheinen werden.

VI.

Endlich legt der Prophet Isaias dem neugeborenen Welterlöser den Namen **„Friedensfürst"** bei.

Mit Recht! Denn Christus ist der wahre friedliebende König. Salomon im alten Testamente, dessen Name so viel als „der Friedliche" bedeutet, war nur ein Vorbild Christi.

Denn sogleich bei dem Eintritt des Herrn in die Welt verkündete ihr derselbe den Frieden durch seine Engel, welche da sangen: „Friede den Menschen auf Erden!" (Luc. 2, 14.) Aber auch da er im Begriffe stand, die Welt wieder zu verlassen, empfahl und hinterließ er uns den Frieden (Joh. 14, 27.) — Dieser Friede aber ist ein dreifacher: nämlich erstens zwischen uns und Gott. Denn Christus hat die Scheidewand, welche uns von Gott trennte, abgebrochen, indem er uns durch sein Blut wieder mit Gott versöhnte.

Zweitens brachte er den Frieden unter die Menschen selbst; da er alle Völker der Erde, welche vorher so weit von einander abweichend und verwildert waren, indem sie unter sich in Zwietracht und in offenem Kampfe lebte, zur Einen Kirche sammelte, sie in dieser durch das Band des Friedens und der christlichen Liebe vereinigte, und sie gegenseitig an sich anschloß. Dies wollte der Erlöser dadurch andeuten, daß er zu einer Zeit, wo allgemeiner Friede auf der Welt herrschte, geboren ward. Der hl. Leo schreibt darum (ser. 6. d. nativ.): „Das Geburtsfest des Herrn ist der Geburtstag des Friedens; deshalb sollen alle Gläubigen die Eintracht friedliebender Kinder dem Vater im Himmel darbringen."

Drittens vermittelte er den Frieden zwischen dem Menschen und seinem Innern. Dieser Friede besteht in der inneren Gewissensruhe, so daß uns nämlich unser Herz keine Vorwürfe zu machen hat. Verspüren wir solchen Frieden in uns, so sollen wir dieses dem himmlischen Friedensfürsten zuschreiben; im entgegengesetzten Falle aber müssen wir diesen Frieden von ihm wieder erbitten, uns mit Gott, wie mit unserem Gewissen aussöhnen; — und, seid es überzeugt, der Fürst des Friedens wird uns zur Seite stehen, unser Gewissen zu beschwichtigen und ruhig zu machen.

Schluß.

Dieses also, meine andächtigen Zuhörer! sind die unserem Erlöser gebührenden Ehrentitel. Der hl. Bernhard faßt sie in Folgendem kurz zusammen: „Christus ist wunderbar in der Geburt, ein Rathgeber im Predigtamte, Gott in seinen Werken, ein Held im Leiden, der Vater der Ewigkeit durch die Auferstehung, der Friedensfürst durch die ewige Glückseligkeit.“ Diese Titel des Messias sind aber, wie wir heute vernommen haben, so glorreich, daß die siebenzig Dolmetscher, von deren Hoheit eingeschüchtert, es nicht wagten, sie in ihrer Uebersetzung wiederzugeben, sondern statt aller nur den Einen setzten, nämlich „Engel des großen Rathes“; damit diese Beinamen den Heiden nicht unglaublich vorkommen möchten, wie der gelehrte Schriftforscher Hektor Pintus bei dieser Stelle (Isai. 9, 6.) bemerkt. — Wir aber, Andächtige, wollen Christum, den heute der Welt geschenkten Heiland, als den „Wunderbaren“ verehren; als unseren „Rathgeber“ anhören; als unseren „Gott“ anbeten und ihm huldigen; als „starken Helden“ ihn uns zum Vorbilde wählen: als „Vater der Ewigkeit“ ihn um Aufnahme in die Kind- und Erbschaft Gottes anflehen, und als „Friedensfürsten“ ihm unsere Herzen öffnen, damit er geistiger Weise auch in unserer Seele geboren werde, und Christi Geburtsfest auch unser Geburtsfest zu einem neuen, gottgefälligen, von Sünden reinen, an guten Werken reichen Leben sei. Amen.

Predigt auf das Fest des heiligen Stephanus.

Thema: Von den Früchten der Feindesliebe.

Eintheilung.

I. Die Feindesliebe bringt Ehre,
II. macht Freunde,
III. versöhnt Gott.

Text: Apstgesch. VII, 59. „Herr, rechne ihnen dies nicht zur Sünde!"

Eingang.

Nichts ist auf der Welt so hart und beschwerlich, daß es die Menschen nicht in Angriff nähmen, wenn ihnen nur eine große Belohnung in Aussicht gestellt ist. Es war gewiß ein schweres, mühevolles und gefährliches Unternehmen, mit dem Riesen Goliath zu kämpfen, und trotzdem erbot sich David auf die Nachricht von dem überaus herrlichen Lohn, der dem Kämpfer ausgesetzt war, sofort zum Kampfe, griff seinen Feind beherzt an, streckte ihn durch einen Steinwurf zu Boden und besiegte ihn glorreich (I. Kön. 17.). Ich will keineswegs in Abrede stellen, Geliebte! daß es dem Menschen schwer ankommt, seine Feinde zu lieben; Jenen wohlzuthun, die uns hassen; für seine Verfolger zu beten. Wenn wir aber die Belohnung in's Auge fassen, welche solch' einem christlichen Kämpfer verheißen und ausgesetzt ist, so dürfte sich wohl Niemand finden, der dies nicht gerne thäte.

Es ward dem David erstlich versprochen, er würde des Königs Eidam werden; — dem Christen ist verheißen, im Falle er vollbringt, wovon eben die Rede ist, er werde ein Kind Gottes sein. Dem Hirtenknaben wurden ferner viele Reichthümer versprochen; — dem Christen werden die himmlischen Güter, und was sein Herz verlangt, in Aussicht gestellt. Endlich ward dem jugendlichen Helden zugesagt, das Haus seines Vaters solle forthin von den Steuern befreit bleiben; — dem Christen wird gesagt, er werde von jeglichem Feinde befreit bleiben, wenn er seine Feinde liebe.

Unter solchen Umständen lasset uns dennoch, geliebte Andächtige, diesen eines Christen würdigen Kampf muthig beginnen; jedoch nicht, wie einst David, so, daß wir Steine auf unsere Feinde werfen; sondern in der Weise, daß wir mit dem hl. Erzmartyrer Stephanus, dessen Fest wir heute feiern, vielmehr von unseren Feinden Steinwürfe erhalten, und sogar für sie beten (Apst. 7, 59.): „Herr, rechne ihnen dieses nicht zur Sünde!" wie sich die Kirche (Resp. p. 6. lect. in off. Octav. S. Steph.) ausdrückt. Mit Freuden fing er die Steine auf, um würdig zu werden zum Empfange der Krone der Himmelsherrlichkeit. Wir wollen darum bei unserer heutigen Betrachtung **die Früchte der Feindesliebe** etwas eingehender erörtern. — V. m.!

Abhandlung.

I.

Die Feindesliebe bringt Ehre.

Die erste Frucht der Liebe gegen seine Feinde besteht darin, daß sie Ruhm und Ehre bringt; denn:

1) werden wir nach dem Zeugnisse unseres göttlichen Heilandes selbst durch die Feindesliebe Kinder unseres Vaters im Himmel, — Kinder Gottes, welcher seine Sonne über Gute und Böse aufgehen läßt (Matth. 5, 45.). Fürwahr, da Christus am Kreuze für seine Feinde gebetet hatte, erkannte und bekannte der Hauptmann, der dies Gebet mit angehört, Christus sei der Sohn Gottes (Matth. 27, 54.).

Nachdem David des Saul geschont und seine Diener zurückgehalten hatte, sich an König Saul zu vergreifen, schloß dieser, da er später hievon Kenntniß erhalten, hieraus, und erklärte es, David werde ganz sicher nach ihm auf den Königsthron gelangen

(I. Kön. 24.). — Wenn du demnach, mein Christ, eben das deinen Feinden thust, so sage ich dir, daß du ein Kind Gottes bist, und dermal einst unzweifelhaft mit ihm im Himmel herrschen wirst. — Und ist das etwas so Unbedeutendes?

Als dem David die Tochter des Königs Saul zur Ehe versprochen worden, wenn er den Goliath tödtete, und Sauls Knechte ihm dieses meldeten, sagte David: „Dünkt euch das gering, des Königs Eidam zu sein?" (I. Kön. 18, 23.) — Und dennoch ist dieses etwas ganz Geringes im Vergleich mit der Würde eines Kindes Gottes, zu welcher du erhoben wirst, wenn du deinen Feind liebst. Da nun Christus es für etwas Rühmliches erklärt, seinen Feinden wohlzuthun, so lügt demnach die Welt, welche das Gegentheil behauptet. Was liegt dir aber im Grunde daran, ob der ungebildete Pöbel deiner Rechtssache widerspricht, wenn nur der Richter sie billigt, belobt und belohnt?

2) Daß die Feindesliebe Ehre bringt, erweist sich ferner daraus, daß durch eben diese Tugend die Heiligen, ja sogar einzelne Heiden hochberühmt geworden sind. — Unter den heidnischen Römern wird von Julius Cäsar rühmlich erwähnt, daß er, wie Cicero (orat. p. Marc.) sagt, nichts Anderes zu vergessen pflegte, als Unbilden; daß er ferner einem Bürger von Verona, der ihn in einer Schrift öffentlich beschimpft hatte, nicht nur Nichts zu Leide that, sondern ihn sogar zur Tafel lud. Der schon erwähnte Redner (Cicero) sagt von ihm: „Indem Cäsar die Standsäulen des Pompejus (seines Feindes) zu zerstören verbot, befestigte er seine eigenen." Auch Cäsars Nachfolger Augustus wird ehrend genannt, weil er dem Cinna, der ihm nach dem Leben strebte, nicht nur das Leben schenkte, sondern ihn auch zur Consulswürde erhob. — Bei den Griechen war unter Andern Lykurg von Lacedämon wegen seiner Feindesliebe berühmt. Denn er fügte einem Jüngling, Namens Alexander, der ihm mit einem Stocke das Auge ausgestoßen hatte, und ihm zur Bestrafung war überliefert worden, nicht nur kein Leid zu, sondern ließ ihn sogar noch in seinem Hause in den edelsten Künsten unterrichten. — Desgleichen zeichnete sich Phocion von Athen durch Feindesliebe aus. Denn da dieser edle Mann, ungeachtet seiner großen Verdienste um das Vaterland, dem Neide seiner Feinde erliegend, zum Tode verurtheilt worden war, und schon im Begriffe stand, den Giftbecher zu trinken, befahl er seinem Sohne, dieser Unbild zu vergessen und den Athenern nicht Böses mit Bösem zu vergelten. —

Unter den Rechtgläubigen des alten Bundes begegnet uns vor Allem als Muster von Feindesliebe Joseph von Aegypten, welcher seine Brüder, die ihn verkauft hatten, dessen ungeachtet

außerordentlich liebte, und, wie wir wissen, mit Geschenken überhäufte. Ebenso David, der den Saul, seinen Todfeind, so oftmals auf's Großmüthigste schonte und ihm die manchfachsten Wohlthaten erzeigte. Darum wird auch im 131. Psalm (V. 1.) diese unvergleichliche Sanftmuth David's hervorgehoben; denn es heißt dort: „Gedenke, o Herr, an David und all' seiner Sanftmuth!" —

In der christlichen Kirche ist es erstlich der heilige Stephanus, an welchem uns die Tugend der Feindesliebe im hellsten Glanze entgegenstrahlt. — Dann der heilige Apostel Jakobus, Bischof von Jerusalem, welcher, von den Juden von der Zinne des Tempels herabgestürzt und dem Tode nahe, wie sein göttlicher Meister zu Gott betete: „Herr, verzeihe ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun." — Endlich gehört hieher der Apostel Paulus, der von sich und allen übrigen Aposteln sagen konnte: „Zum Schauspiele sind wir geworden der Welt, den Engeln und Menschen" (1. Kor. 4, 9.). Er führt auch den Grund an, indem er (ebend. V. 12.) fortfährt: „Man verflucht uns, und wir segnen; man verfolgt uns, und wir dulden; man lästert uns, und wir beten." — Gott und die Engel werden also durch ein derartiges Schauspiel ergötzt, in welchem so viele Martyrer und andere Heiligen ruhmvoll kämpften, die sich durch Wohlthun gegen ihre Feinde einen ewigen Namen erworben haben. Diesen zählen wir füglich noch einen anderen Stephanus bei, den getreuen Nachahmer des Heiligen, den wir heute feiern. Der heilige Gregorius (hom. 35. in evang.) erzählt von ihm Folgendes: Als Abt eines unweit der Stadt Reate gelegenen Klosters zeichnete er sich durch eine ganz besondere Geduld aus; für Schmähungen dankte er, und in all' seinen Widersachern glaubte er nichts Andres zu erblicken, als Helfer für das Himmelreich. Da er starb, sahen einzelne Personen mit leiblichen Augen die hl. Engel zu ihm hineingehen. — Nachdem der hl. Basilius mehrere solcher Heiligen aufgezählt (hom. 10. de ira), fügt er bei: „Und nun sage mir: Welchen Personen wünschest du als Jünger nachzufolgen? Den Seligen und Gott Wohlgefälligen, oder den vom Geiste der Bosheit Erfüllten? Du billigst die Handlungen der Ersteren, und gibst zu, daß sie ihnen Ruhm gebracht haben; dir selbst aber meinst du, gereiche es zur Schmach, wenn du deinen Feind mit Schonung behandelst?" —

3) Das Ehrenvolle der Feindesliebe zeigt sich endlich darin, daß sie eine Handlung des höchsten Heldenmuthes ist, indem man seinen Zorn dergestalt unterdrückt und sich selbst so überwindet, daß man Böses mit Gutem vergilt. Auch gehört ein höherer Grad von Liebe dazu, einem Feinde eine Wohlthat zu

erzeigen, als sich oder einem Freunde oder auch Gott ein Opfer zu bringen; denn diese empfangen das Opfer mit Recht und sind desselben würdig; der Feind dagegen erhält derlei Wohlthaten unverdient und ist ihrer unwürdig. Sollte nun eine solche Handlung nicht auch eine höhere Herrlichkeit verdienen? Wie nun Gott seine Allmacht nicht durch Rache, sondern hauptsächlich durch Schonung zeigt, wie dies die Kirche in einem ihrer Gebete (auf 10. Sonnt. n. Pfingsten) besagt, und der Weltapostel mit den Worten bezeugt: „Da Gott seine Macht kund thun wollte, ertrug er mit großer Geduld die zur Verdammniß reifen Gefäße" (Röm. 9, 22.): eben so beweist auch der, welcher sich selbst und die Regungen des Zornes überwindet, eine höhere Kraft und Seelenstärke, als jener, welcher sich von dem Zorne übermannen läßt und nach Rache schnaubt. Denn dieses Letztere ist ein Zeichen von Schwachheit, Jenes von Heldenmuth. Dieses hat der heidnische Weise Plato wohl erkannt, denn da er einmal seinen Sklaven züchtigen wollte, hielt er die bereits zum Schlagen erhobene Hand frei in der Luft, und stand da, wie Einer, der zuschlagen will. Als ihn ein Freund in dieser Stellung traf und fragte, was er denn da mache, antwortete Plato, er bestrafe einen Zornigen, nämlich sich selbst. — Durch solch' ein Verfahren, besiegst du aber auch, mein Christ! den Höllengeist, den Anstifter aller Zwistigkeiten und den Urheber jeder Feindschaft; du packest so, gleich einem zweiten David, den Löwen, d. h. den Satan, beim Kinn, würgest ihn, und entreißest seinem Rachen das Schäflein, d. h. deine Seele. — Und dies sollte nicht ehrenhaft und rühmlich sein?

II.

Die Feindesliebe macht Freunde.

Eine zweite Frucht der Feindesliebe ist: sie macht den Feind zum Freunde, überwindet ihn sonach ohne Mord und Blutvergießen, durch ein ganz sanftes Mittel. Ganz so hat der heilige Stephanus aus einem Saulus einen Paulus, aus einem Feinde einen Freund gemacht — durch sein Gebet.

Darum hat der heilige Lucas unmittelbar nach Erzählung der betreffenden Thatsache zuletzt beigesetzt: „Saulus aber hatte in seinen (des Stephanus) Tod eingewilligt" (Apostelgesch. 7, 59.); wie wenn er hiemit die Wirkung der Feindesliebe des heiligen Stephanus schildern wollte. Dasselbe schreibt der heilige Augustin an mehreren Stellen ausdrücklich; er sagt nämlich: „Hätte Stephanus nicht gebetet, so besäße die Kirche keinen

Paulus." — Das Gebet des heiligen Stephanus war aber für Paulus von ganz besonderem Nutzen.

Denn durch sein Bewachen der Kleider der Steiniger — so bemerkt der hl. Augustin (ser. 1. d. Sctis) — steinigte Paulus den Stephanus gewissermaßen durch die Hände aller Jener. In seiner Person waren gleichsam alle Steiniger mit inbegriffen, wie in Goliath die sämmtlichen Philister. Niemand wird aber leugnen wollen, daß es viel preiswürdiger ist, den Feind ohne Blutvergießen zu besiegen, als mit dessen Niedermetzelung. Auf solche Art wird also durch Wohlthaten erreicht, was mittelst Drohungen und Schlägen nicht zu erzielen ist. Die heidnische Fabellehre erzählt, es habe sich einstmals zwischen der Sonne und dem Nordwind ein Streit erhoben, wer von beiden einem Reisenden seinen Mantel abzuziehen vermöchte. Der Nordwind wehte also — kalt und schauerig; aber der Wanderer legte sich seinen Mantel nur um so enger an, geschweige daß er ihn abwarf. Da nun ließ der Sonnengott seine Hitze entströmen, und traf den Wanderer mit seinen Strahlen. Auf der Stelle legte dieser seinen Mantel ab, und trug ihn am Stabe. So also errang die Sonne den Sieg über den Nordwind. Was will diese Fabel anderes bedeuten, als: daß man seinen Feind eher durch Wohlthaten einnehmen und sich verbindlich machen könne, als durch die Strenge der Rache?

Durch ein derartiges Verfahren hat auch Jakob seinen Bruder Esau, den er auf andere Weise nicht hatte gewinnen können, mittelst Geschenken und sanftem Zureden auf seine Seite gebracht; so daß sich beide Brüder gegenseitig in die Arme sanken (I. Mos. 33, 4. u. ff.). — So gewann ferner David den König Saul (I. Kön. 24. u. 26. Cap.). — So Pilatus den Herodes, da er Christum vor dessen Richterstuhl bringen ließ, und ihm durch Einräumung des Vorrechts Ehre erwies. Denn „von jenem Tage an wurden beide Freunde, nachdem sie vorher Feinde gewesen" (Luc. 23. 12.). — Im Leben der Väter wird erzählt, der hl. Apollonius habe einstmals einem Musikanten, Namens Philemon, der ihn vielfach beleidigt und einen Gottlosen, einen Verführer und Bösewicht geschmäht hatte, zur Antwort gegeben: „Der Herr möge sich deiner erbarmen, mein Sohn! und dir nichts von deinen Aeußerungen zur Sünde anrechnen." Solch' ein Segenswunsch stimmte den Philemon zur Reue; er bekehrte sich zum christlichen Glauben, und starb sogar für diesen mit Apollonius eines glorreichen Martyrtodes. — Etwas Aehnliches wird vom hl. Paphnutius berichtet. Dieser gottselige Abt, ein abgesagter Feind des Weintrinkens, war einst von einer Räuberhorde umzingelt worden, deren Anführer dem Heiligen, dessen Enthaltsamkeit vom Weine er kannte, einen Becher voll Wein zum Austrinken reichte, und ihn gezückten Schwerts mit

dem Tode bedrohte, wofern er ihn nicht leer tränke. Paphnutius leerte ihn ohne Zaudern. Als dies der Räuber sah, bat er den Heiligen um Verzeihung, daß er ihm eine solche Prüfung auferlegt hatte. Der Abt entgegnete: „Der liebe Gott vergelte dir in diesem und im anderen Leben den von dir mir gereichten Becher Wein!" Diese Antwort bewog den Räuber zur Reue, und stimmte ihn dergestalt um, daß er sammt seinen Genossen bald darauf seiner bisherigen ruchlosen Lebensweise entsagte. — Mittelst eines ähnlichen Kunstgriffs besänftigte einst auch, wie die hl. Geschichte erwähnt (IV. Kön. 6. Cap.), der Prophet Elisäus die Räuber aus Syrien, die in Samaria eingedrungen waren. Denn er verbot nicht nur, sie zu schlagen, sondern ließ sie sogar mit Speise erquicken und unbehelligt in ihre Heimath zurückkehren. Die Folge war: „es kamen keine Räuber mehr in's Land Israel" (a. a. O. V. 23.). — Karl IV., römischer Kaiser, handelte ebenso. Er ließ einen Menschen, der ihm mit noch Anderen nach dem Leben strebte, zu sich bescheiden und nach verschiedenen Beweisen seiner Huld mit tausend Dukaten beschenken, um damit seine heirathsfähige Tochter aussteuern zu können; indem er beifügte, er habe Bedauern mit ihm, daß seine erwachsene Tochter sonst wegen Armuth an das älterliche Haus gebannt sei. Der Mann dankte dem Kaiser, kehrte dann zu den in seinen ruchlosen Plan Eingeweihten zurück und sagte zu ihnen: „Das wußte ich nicht, was für ein hochherziger Fürst Karl ist; einen solch' gnädigen und freigebigen Regenten kann ich jetzt in keinem Falle mehr tödten." — Dies erkannte auch König Philipp von Macedonien gar wohl, wie Plutarch bezeugt. König Philipp hatte einen Hauptmann, der ihn fortwährend heimlich verleumdete und schmähte. Auf den Rath seiner Freunde, den Schmäher durch Schrecken und Drohungen zum Schweigen zu bringen, glaubte Philipp nicht eingehen zu sollen, sondern er bediente sich anderer Waffen: er ließ dem Hauptmanne eine bedeutende Summe Geldes zustellen mit dem Beifügen: „wenn er noch mehr verlange, wolle er ihm noch mehr geben." Dieses Geschenk mochte den Soldaten auf einmal verstummen, und die Schmähungen waren beseitigt. Der nämliche König, der vorher gelästert worden, ward jetzt über die Massen gelobt und zum Himmel erhoben. Philipp's Freunde, die von diesem Geschenke nichts ahnten, staunten über eine solche Umwandlung des Verleumders. Der König aber entgegnete ihnen: „Ich kann leichtlich bewirken, daß meine Lästerer meine Lobredner werden." — Derselbe König wollte einst eine Veste belagern, die auf einem hohen Felsen stand. Als ihm seine Leute dieses mißriethen, und sagten, die Burg sei unzugänglich und demzufolge unbesiegbar, fragte er sie, ob wohl ein mit Gold beladenes Lastthier hinaufsteigen könne? Als sie das bejahten, sagte er: „So

ist die Burg also auch zu erreichen und einzunehmen." Er ließ dem Burgvogt heimlich eine bedeutende Menge Goldes zustellen, gewann ihn so für sich, und bewirkte, daß er ihm die Festung übergab. — Mit goldenen Waffen läßt sich nämlich leichter und durchdringender kämpfen, als mit eisernen.

III.

Die Feindesliebe versöhnt Gott.

Die dritte Frucht der Feindesliebe ist diese: sie macht uns Gott gewogen und zu Allem geneigt. — Darum wird dem heiligen Stephanus, da er für seine Feinde betete, der Himmel aufgethan. Dies will aber

1) andeuten, daß Gebete und Wohlthaten, die man seinem Feinde zuwendet, die Wolken und den Himmel durchdringen, weil sie nicht der Selbstsucht, sondern der reinsten Liebe entstammen. Es läßt sich dieses aus zahllosen Beispielen der heiligen Martyrer entnehmen. Diese verschafften durch ihre Fürbitte ihren Peinigern und Henkern oftmals Wiederherstellung ihrer erstarrten Arme, ihrer Augen und des Gesichtes, Befreiung von unreinen Geistern, und endlich selbst das Leben. Der heilige Gregorius schreibt deshalb: „Der vermag seinem Gebete eine große Gewalt zu verschaffen, welcher für seine Feinde zu Gott betet." Er beweist es durch die Stelle aus dem Propheten Jeremias (15, 1.), wo es heißt: „Wenn Moses und Samuel vor mir stehen (fürbittend für das Volk) u. s. w." Gregorius sagt nämlich zu dieser Stelle, das Gebet dieser beiden Männer sei überaus kräftig gewesen, weil in der heiligen Schrift zu lesen, sie hätten sogar für ihre Feinde gebetet. Die Worte des heiligen Kirchenvaters (hom. 27. in evang.) lauten: „Der Eine (Moses) wird von seinem Volke mit Steinigung bedroht, und fleht dennoch für seine Steiniger zum Herrn (IV. Mos. 14, 10.); der Andere (Samuel) wird seines Amtes (als Richter) entsetzt (I. Kön. 11, 14.), und als man in ihn drang, zu fluchen, sagte er: „„Die Sünde wider den Herrn sei fern von mir, daß ich ablasse, für euch zu beten"" (I. Kön. 12, 23.). — Dasselbe bestätigen noch andere Beispiele. Der Stifter unserer heiligen Religion betet am Kreuze für seine Feinde: und der Hauptmann, sowie der eine Schächer bekehren sich, und erkennen seine Gottheit an; die Uebrigen schlugen an ihre Brust und kehrten nach Hause. — Auf das Gebet des heiligen Stephanus für seine Steiniger bekehrt sich Saulus. — Nach dem Berichte eines glaubhaften

Gewährsmannes (Kardinal Vitriaco, 2. B. 11. C.) sah die selige Maria von Oigny in einer Entzückung, wie der heilige Stephanus die Seele des heiligen Paulus nach dessen Enthauptung in Empfang genommen und dem Herrn mit folgenden Worten vorgestellt habe: „Du hast mich, o Herr, mit dieser großen und ausnehmenden Gabe beschenkt; ich gebe sie dir aber hier, mit vielfacher Frucht vermehrt, wieder zurück." Der Fürbitte eben dieses heiligen Erzmartyrers ist auch die Bekehrung von 540 Personen, sämmtliche Juden von Majona, einer Stadt der Insel Majorka, zuzuschreiben, welche damals geschah, als diese bei Uebertragung der Reliquien des heiligen Stephanus bemerkten, wie durch die Steine, welche sie auf die Träger und Begleiter derselben schleuderten, gar Niemand beschädigt wurde, und Feuer vom Himmel in ihre Synagoge fiel. (Baronius z. J. 418 nach dem Berichte des Severus, Bischofs von Majorka.) — M. Avila erzählt von der heiligen Elisabeth, Tochter des Königs von Ungarn, sie habe einmal zu Gott gebetet, Er möge Jedem, der ihr eine Beleidigung zugefügt, eine besondere, der Unbild entsprechende, Gutthat erweisen. Hierauf habe sie die Antwort Gottes vernommen, noch nie habe sie dem Herrn bei ihrem Gebete in dem Grade wohlgefallen, als gerade damals; und es sei ihr vollkommener Sündennachlaß zu Theil geworden. — Desgleichen meldet Osorius: Eine vornehme Wittwe, deren einziger Sohn, der Erbe großer Reichthümer, ermordet worden, habe dem Thäter, der sich verborgen hatte, und nahe daran war, von dem nach ihm fahndenden Gerichte aufgefunden zu werden, ein Pferd und Reisegeld zur Flucht gesendet. Als die Mutter bald darauf für ihres Sohnes Seele in einer Kapelle betete, erschien ihr der Sohn, von Lichtglanz umflossen, und sprach zu ihr: „Indem du des Feindes schontest und für mich betetest, bist du in Wahrheit meine Mutter geworden — weit mehr, als dadurch, daß du mich gebarest. Denn durch deine Liebe und dein Gebet hast du mir Vergebung aller meiner Sünden und Nachlassung der Strafen auf viele Jahre erlangt, welche ich noch im Reinigungsorte hätte abbüßen müssen." Sofort schwang er sich vor den Augen seiner Mutter in den Himmel auf. — Der Grund liegt in Folgendem:

a) Christus selbst hat uns das Gebet für unsere Feinde angerathen, und erklärt, ein solcher Beter werde ein Kind Gottes sein (Mth. 5, 45.).

b) Ein derartiges Gebet ist ein Akt der unvergleichlichsten Liebe. Derselbe hat nämlich keine Beimischung von Eigenliebe, sondern wird einzig zu Gottes Ehre vollbracht, d. h. zur Anerkennung der Erbarmung Gottes, wonach er seine und unsere Feinde in Freunde umwandeln möge. Solch' ein Gebet hat

darum, wie der weise Sirach (24, 21.) sich ausdrückt, „einen lieblichen Wohlgeruch wie unverfälschter Balsam."

c) Wenn der Beleidigte seinem Beleidiger vergibt, so nöthigt er gewissermaßen auch Gott zur Vergebung. Denn jene Unbild berührt eigentlich den Menschen. Gott ist auch in anderen Fällen bei Weitem gnädiger, als die Menschen, und will dafür gelten.

2) Daß Stephanus während des Gebetes für seine Feinde den Himmel offen sieht, will ferner andeuten, daß Jenen, welche ihren Feinden wohlwollen, sie lieben, für sie beten, das Himmelreich geöffnet ist. Denn sogleich nach der Erwähnung des Gebetes, welches Stephanus für seine Feinde zu Gott emporgesandt, setzt der hl. Evangelist Lucas (Ap. 7, 59.) bei: „Nachdem er dies gesprochen, entschlief er im Herrn." Hiemit will er sagen, daß dergleichen Helden eines seligen Todes sterben und des Himmels würdig seien. Wie kann uns dieses auch Wunder nehmen? Durch einen solchen Akt heldenmäßiger Liebe befreit man sich sowol von den Sünden, als von den Strafen hiefür. — Wir können das am Propheten Elisäus ersehen. Als (nach IV. Kön. 4, 1—7.) eine Wittwe in Angst, wie sie ihre Schulden abtragen könne, den Propheten befragte, befahl ihr Elisäus, leere Gefäße herbeizuschaffen, und diese mit dem Oele, das sie in einem Kruge aufbewahrt hatte, zu füllen. Die Wittwe that, wie ihr aufgetragen worden; und das Oel vermehrte sich so sehr, daß es nicht nur zur Genüge, sondern sogar in Ueberfluß hinreichte, alle ihre Schulden zu bezahlen. — Geliebte! wir alle sind Schuldner Gottes, und müssen alle Tage zum Herrn beten: „Vergib uns unsere Schulden! (Matth. 6, 12.) Allein wie werden wir sie abbezahlen? — Mit dem Oele der Liebe, welche alle Tugenden überragt, und, wie der Apostelfürst (1. Brf. 4, 8.) bezeugt, „die Menge der Sünden bedeckt." Sie bewirkt dies aber mit Macht, wenn sie sich in leere Gefäße ergießt, was nämlich unsere Feinde sind. Manche gießen dieses Oel in Gefäße, die voll der Liebe, d. h. sie wenden ihre Liebe Freunden und Wohlthätern zu. Doch vernehmen wir, was der Herr spricht: „Wenn ihr nur Jene liebet, die euch lieben: was werdet ihr da für einen Lohn haben? Thun dies nicht auch die Heiden?" (Matth. 5, 46.) — Surius schreibt (auf d. 7. November): Da der heilige Engelbert, Erzbischof von Köln, auf einer Reise von seinen Feinden ermordet wurde, und in seinen letzten Augenblicken zu Gott betete: „Vater, vergib ihnen!" ward geoffenbart, ob dieser einzigen, Gott überaus wohlgefälligen Tugendübung sei seine Seele nicht nur sogleich nach ihrem Abscheiden von Engeln in Empfang genommen und in den

Himmel getragen, sondern auch unter die Chöre der heiligen Blutzeugen versetzt worden; so daß Engelbert die Palme und Ehrenkrone eines Martyrers empfing, und überdies nach seinem Tode durch viele Wunder verherrlicht ward.

Schluß.

Geliebte Andächtige! In unserer heutigen Betrachtung haben wir ein dreifaches vernommen: daß nämlich die Feindesliebe, von welcher der heilige Stephanus ein so herrliches Beispiel gegeben, Ehre bringt, sich Freunde erwirbt und Gott versöhnt; daß also das Beschwerliche und Harte, was die Tugend der Feindesliebe auflegt: gegen Jene wohlwollend zu sein, die uns anfeinden; denen Gutes zu thun, die uns hassen; für die zu beten, welche uns verfolgen, — durch die erhabenen und kostbaren Früchte, welche dieselbe hier und dort ärntet, bei Weitem aufgewogen werde. Erwägen wir dies Alles, Geliebte! und glauben wir ja nicht, Unversöhnlichkeit, Rachsucht, Verfolgung sei eine Heldenthat. Nein, das Gegentheil! Suchen wir durch freundliches Entgegenkommen und durch Wohlthaten den Feind zu gewinnen und zu versöhnen, anstatt ihn zu verhärten und zu erbittern, um so, wie der Weltapostel (Röm. 12, 20.) schreibt, „glühende Kohlen auf sein Haupt zu sammeln." Benützen wir vornehmlich das Mittel der Feindesliebe, um Gott zu versöhnen. Denn der heilige Augustinus sagt (in enchir.): „Wir haben viele Mittel, durch welche wir unsere begangenen Sünden tilgen können; ein sehr wirksames aber ist, seinen Feinden vergeben und sie lieben." Ahmen wir das Beispiel des heiligen Stephanus nach! Und wohl uns: wir werden den Himmel offen sehen, in denselben eingehen, und die Krone des ewigen Lebens empfangen! Amen.

Predigt auf das Fest der Beschneidung des Herrn oder des Neujahrs.

(Bei einem Schaltjahre.)

Thema: Man darf dem Jahre nicht zu sehr trauen.

Eintheilung.

1) Es gibt sich für lang aus und ist sehr kurz.
2) Es nennt sich neu und wird immer älter.
3) Es verspricht viel und hält wenig.
4) Es führt aus einem kleinen Irrthum und Fehler in große Irrthümer und Fehler.
5) Es schmeichelt uns als Freund und ist dabei unser Feind.

Text: Luc. II. 21. „Als die acht Tage vorüber waren..."

Eingang.

Gestattet mir, verehrte Zuhörer, euch eine Frage vorzulegen. Was würdet ihr eurem Freunde anrathen oder wünschen, der in der Lage wäre, durch einen Wald oder auch nur durch ein Dorf reisen zu müssen, darin er Räuber oder Feinde wüßte, die ihm auflauerten und seinem Leben nachstelleten? Ich werde nicht fehl gehen, wenn ich sage, euer Rath wäre, er möge einen festen Panzer anlegen, um mit heiler Haut sich durchzuschlagen. Ganz recht wünschet ihr diesem Freunde einen Panzer. Das Gleiche rieth auch einst Jeremias den Aegyptiern, als Nabuchodonosor gegen sie

heranzurücken Miene machte: „Leget euere Panzer an!“ lesen wir dort (Jerem. 46, 4.). Etwas dergleichen wünsche auch ich euch heute zum neuen Jahre. Es ist ein Schaltjahr, das wir zu durchlaufen haben, ein Schaltjahr, das wir im Deutschen scherzweise oft auch Schalkjahr benennen, d. h. ein gefährliches, arglistiges, verdächtiges Jahr, vor welchem man sich vorsehen müsse. Aber das sind nicht blos die sogenannten Schalt-, sondern alle Jahre. Dieses bezeugt uns auch der Apostel Paulus, indem er schreibt (Epes. 5, 15, 16.): „Sehet wohl zu, Brüder, daß ihr vorsichtig wandelt, nicht wie Thoren, sondern wie Weise, machet euch die Gelegenheit zu Nutzen; denn die Tage sind schlimm.“ Dasselbe bekennt der Patriarch Jakob dem Pharao von Aegypten gegenüber, wo er ausruft (I. Mos. 47, 9.): „Die Tage meiner Pilgerschaft sind hundert dreißig Jahre, wenige und schlimme.“ — Und warum schlimme? Weil ihm nachgestellt wurde zeitlebens, bald von Esau, bald von Laban; bald verfolgten ihn die Bewohner von Sichem, bald betrübten ihn seine eigenen Kinder; wiederum bedrängten ihn Andere in anderer Weise. Wenn nun schon ein von Gott so sehr geliebter Mann also schlimme Jahre auf seinem Lebenswege fand, so sehe ich nicht ab, warum wir — gute Jahre zu gewärtigen hätten. Und wenn wir nun ein solch schlimmes und feindseliges Jahr wiederum vor uns haben, was kann ich euch da anderes wünschen und sagen, als was der Apostel Paulus an die Epheser schrieb (Ephes. 6, 14.): „Stehet denn, eure Lenden umgürtet mit Wahrheit, gepanzert mit Gerechtigkeit.“ Der Panzer der Gerechtigkeit ist aber nach des hl. Chrysostomus Worten „ein katholisches, mit der Tugend ausgerüstetes Leben“, oder ein gutes Gewissen. Diesen Panzer anzulegen, bitte ich euch; diese Rüstung wünsche ich euch; dann habt ihr von dem kommenden Jahre nichts zu befahren, und sei es auch noch so tückisch und hinterlistig.

Aber lasset uns seine Tücken kennen lernen! Lasset uns einsehen:

warum diesem Jahre nicht zu sehr zu trauen sei.

Hierüber vernehmet mich!

A b h a n d l u n g.

Nehmen wir uns vor dem neuen kommenden Jahre wohl in Acht; denn es ist nicht ohne Schalkheit.

Erster Punkt.

Es gibt sich für **lang** aus und ist **sehr kurz**.

Schlimm, aber wahr! Job (16, 23.) bezeugt es uns, indem er ausruft: „Siehe, gar kurze Jahre gehen vorüber, und ich trete einen Weg an, den ich nicht wiederkehre." Aber wie so ist das Jahr kurz? Verspricht es uns nicht dreihundertsechsundsechzig Tage? Gewiß. Aber bedenket: die Erde bewegt sich während dreihundertsechsundsechzig Tagen allerdings um die Sonne, was wir ein Jahr nennen, und langt nach ihrer Vollendung wieder an ihrer alten Stelle an. Sie bewegt sich jedoch innerhalb eines Tages auch um sich selbst, und steht auch in dieser kurzen Zeit wiederum am alten Platze. So scheint ihre Bahn sehr lange und ist in Wahrheit sehr kurz. Sie scheint einer namhaften Zeit zu bedürfen bei ihrer Bewegung um die Sonne, sie scheint sehr langsam vorzuschreiten, während sie in der That sehr rasch sich bewegt und um ihre Achse fliegt. So hält auch mancher seine Lebensbahn für sehr ausgedehnt, während sie sich als sehr kurz erweist. Mancher Jüngling wähnt, sehr lange noch fortzuschreiten, und er fliegt raschen Zuges seinem Ziele entgegen. Wir messen unser Leben nach dem bekannten Lebensalter, und es währet oft nur einen einzigen Tag. Wir bedenken, wie lange wir leben könnten, und betrachten nicht, wie über kurz wir vielleicht sterben werden. Langsam aber auch rasch ist die Bewegung der Erde. So trügt sie, indem Viele nur das Eine erwägen. Bedenke daher, o Jüngling, daß du, obgleich noch im Aufgange deines Lebens begriffen, alsbald schon im Niedergange desselben dich sehen kannst. Zwischen Ost und West ist ein Jahr, aber auch nur ein Tag. Mancher, ja Viele versprachen sich viele und lange Jahre, und es ward ihnen zu Theil ein kurzer Tag. Daher sagt der Weise (Weish. 4, 11.): „Er — der Gerechte — ward entrückt, damit das Böse seinen Sinn nicht umwandle." Zwar gibt es Einige, welche langsamen Schrittes dahinziehen, welche es bis zu siebenzig oder achtzig Jahren bringen; aber wie Wenige sind es gegen die, welche frühzeitig und rasch entrückt werden? Niemand kann sich den kommenden Tag versprechen; darum spricht

der König Ezechias (Isai. 38, 12.): „Vom Morgen bis zum Abend vollendest du es mit mir;" d. h. ich habe vom Morgen an bis zum Abend jeden Augenblick mein Ende zu gewärtigen. So scheint denn ein langes Jahr uns geworden sein, aber wir haben es noch nicht, und weiter nichts besitzen wir, als den gegenwärtigen Augenblick.

Zweiter Punkt.

Es nennt sich **neu** und wird immer **älter.**

Auch hierin gleicht das Jahr der um die Sonne und um sich selbst sich bewegenden Erde, die, obgleich den alten Lauf immer wieder von neuem machend, dennoch nie an den nämlichen Punkt zurückkehrt, da sie sich mit dem gesammten Sternenhimmel fortbewegt. Deshalb sagt Job in der angegebenen Stelle: „Ich trete einen Weg an, den ich nicht wiederkehre." — Aber so täuschen sich die Menschen! Sie wähnen, das Jahr erneue sich, wenn es abgelaufen, und es kehre die Erde an denselben Punkt wieder zurück, um neuerdings den Lauf zu beginnen; statt dessen altert das Jahr und stirbt. — Auch du bist, wenn das Jahr verflossen, nicht mehr der Nämliche. Vorher Kind, wurdest du Knabe, wurdest du Jüngling, Mann und Greis oder wirst es noch. Der Flaum am Kinn altert zum Barte und bald wirst du eisgrau dich wiederfinden oder kahl, und diesem folgt der Tod. Darum staunt der hl. Hieronymus in seinem Briefe an Heliodor über die Täuschung, in der wir befangen sind, und sagt: „Täglich sterben wir, täglich verändern wir uns und halten uns dabei für — unsterblich." So kommt es denn, daß wir, ob wir gleichwol unserem Grabe immer näher schreiten, dessen ungeachtet uns auf einen seligen Tod nicht vorbereiten, die Laster nicht meiden, der Frömmigkeit nicht huldigen.

Hiezu kommt noch der Umstand, daß unsere Jahre und Lebensalter heimlich, diebisch fortschleichen, ohne daß wir es besonders merken, recht so wie kleine Diebe, welche durch ganz unbedeutende Oeffnungen sich Eingang verschaffen und dabei dennoch das ganze Haus ausplündern. Deshalb nennt Jakob seine Jahre klein und schlimm. Sagt ja doch der Heiland selbst: auch der Tag des Herrn werde hereinkommen gleich einem Diebe.

Dritter Punkt.

Es **verspricht viel** und **hält wenig.**

Es verheißt dir dreihundertfünfundsechzig bis sechsundsechzig Tage und verzeichnet sie dir im Kalender, als solltest du sie alle recht vergnügt hinbringen. Es verheißt dir heitere Tage: da sollst du diese oder jene Person wieder sehen, spielen, tanzen und lustig sein; es verheißt dir im Winter Schnee: da sollst du im Schlitten fahren; es malt dir den Frühling vor: da sollst du spazieren gehen können und dich mit Rosen kränzen; es verheißt dir den St. Georgi-Tag: da sollst du Zinsen und überhaupt Geld einnehmen; es verspricht dir den Sommer: da wirst du so viel Frucht einheimsen, Jagden anstellen, Häuser bauen. Ihm folgt der Herbst: da kannst du Ferien machen, Urlaub nehmen, reisen, Vögel fangen, zur Weinlese gehen, Gastmähler anstellen, deine Scheunen und Keller bereichern, Märkte besuchen und was weiß ich Alles vornehmen. Oder sind nicht alle diese Tage im Kalender verzeichnet? Aber sieh zu, daß du dich nicht täuschest, das Jahr ist ein Schalkjahr, wie der Deutsche sagt, und bleibt es auch. All' diese Tage verzeichnet es, aber Einen hat es nicht verzeichnet: den Tag, von dem alle übrigen abhängen. Und der wäre? Der Tag Gottes. Der Tag, an dem geschieht, was Gott will. Auf diesen kommt Alles an.

König Hunnerich ließ einst Jemanden in einem ganz erbärmlichen Fahrzeuge in das Meer hinausstoßen, um daselbst zu Grunde zu gehen. Aber was geschah? Nicht was Hunnerich, sondern was Gott wollte. Gerettet langte der vom Könige der Vandalen so Verfolgte zu Neapel an. Gleicherweise geschieht auch nicht, was wir wollen, sondern der Wille des Herrn. — Darum schreibt Jakobus (4, 13—15.): „Wohlan denn, die ihr saget: Heute oder morgen wollen wir in diese oder jene Stadt reisen, wollen dort ein Jahr zubringen, Handel treiben und gewinnen; ihr, die ihr nicht wisset, was sich morgen ereignen wird! — Denn was ist euer Leben? Ein Dunst, der nur kurze Zeit sichtbar ist und dann verschwindet. — Dafür solltet ihr sagen: Wenn der Herr will und wir leben, wollen wir dieses und jenes thun.“ — Denket an jenen reichen Mann im Evangelium (Luc. 12.), der sprach: „Wie soll ich es machen, da ich nicht Platz genug habe, wo ich meine Früchte hinbringe?“ Er sagte: „Dieses will ich thun: meine Scheunen will ich niederreißen und größer bauen; da will ich denn all meine Früchte und mein Gut aufhäufen, und zu meiner Seele sagen: Nun, liebe Seele! hast du großen Vorrath auf viele

Jahre: ruhe nun; iß und trink und laß dir wohl sein!" Gott aber sprach zu ihm: „O du Thor! diese Nacht noch wird man deine Seele von dir fordern." Seht, das geschah! Was Gott wollte.

Dem ähnlich ist, was sich mit dem Stadtpräfekten Tarquinius Perpenna zugetragen, der den nachmaligen Papst Sylvester eines Tages ergreifen und in Fesseln schlagen ließ. Manchfache Foltern drohte derselbe dem Heiligen an, wenn er nicht das Vermögen des Martyrers Timotheus herausgeben würde. Aber Sylvester entgegnete ihm: „Noch heute Nacht wirst du sterben, und du, wie willst du die angedrohten Martern an mir durchführen können?" Erzürnt hierüber ließ der Präfekt den Heiligen nur noch fester binden. Inzwischen starb noch in der Nacht Perpenna, indem er an einer Fischgräte, die ihm im Halse stecken blieb, erstickte. (Cfr. Baron. et Lipel. 31. Dec.)

Vierter Punkt.

Es führt aus **kleinen Irrthümern und Fehlern** in **große.**

In so große, daß sie oft nimmer verbessert werden können. So folgte z. B. die Kirche nach der Zeit des zu Nicäa abgehaltenen Concilium, also im vierten Jahrhunderte und den darauffolgenden der Zeitrechnung des Julius Cäsar, welcher das Jahr zu 365 Tagen und 6 Stunden annahm. Nachgehends berechnete indessen König Alphons von Castilien, daß das Jahr außer den 365 Tagen nicht ganz volle 6 Stunden habe, sondern fast eine Viertelstunde davon abgehe. So kam es denn, daß man innerhalb 134 Jahren je um einen ganzen Tag zurückblieb. Da nun aber dieser Fehler schon seit 1300 Jahren gewaltet hatte, so sah man sich zuletzt in dem großen Irrthume befangen, in der Zeitrechnung um 10 Tage zurückgeblieben zu sein. Unter dem Pontifikate Gregors XIII. im Jahre 1580 wurde dieser Fehler endlich verbessert. Diejenigen Völker, welche aus Haß gegen das Papstthum diese Zeitrechnung nicht annahmen, sind nunmehr um 12 Tage hinter der wahren Zeit zurück.

Wie es sich nun hier mit der Berechnung der Zeit verhält, so auch mit vielen Menschen. Da begegnet es gar nicht Wenigen, daß, weil sie sich zur Zeit gewissen Fehlern, dem Schwören, Fluchen, Spielen, Trinken, Lügen, Stehlen, Buhlen u. dergl. ergeben, und den eingeschlichenen Fehler nicht sogleich verbessern, sie über's Jahr diese Sünden so groß finden, daß sie sich derselben nimmer erwehren und von ihnen erdrückt werden. So füllt sich

ein Schiff, auch selbst durch die kleinste Spalte, endlich doch mit Wasser, sinkt und versinkt. An den Bewohnern der Stadt Amykla haben wir ein Beispiel für das Gesagte. Da sie dem eitlen Wahne huldigten, als sei es verboten, die Schlangen zu tödten, so wurden sie endlich von denselben aus ihren Wohnsitzen vertrieben, da sich die Zahl der den benachbarten Sümpfen entstammenden Schlangen von Tag zu Tag vergrößerte. So tödtet auch das Jahr viele Menschen durch oftmals nur geringfügige, aber um so häufigere Unregelmäßigkeiten in der Lebensweise; auch aus kleinen Ueberschreitungen erzeugen sich tödtliche Krankheiten.

Fünfter Punkt.

Es schmeichelt uns als **Freund** und ist dabei unser **Feind**.

Freundlich lacht uns das Jahr an, heiter empfängt es uns, und führt und geleitet uns eine kleine Weile fröhlich dahin; aber dahinter lauert ein finsterer Feind, der uns nachstellt und den Tod bereitet. Zwölf Monde enthält es, während deren Zeit die Sonne die zwölf Zeichen des Thierkreises durchläuft. Aber unter den zwölf Monden ist es ganz gewiß einer, der uns früher oder später den Tod bringt. Vernehmen wir eine hieher gehörige tragische Geschichte. Burkardus, der siebenundzwanzigste Erzbischof von Magdeburg, hatte diesem hohen Amte bereits neunzehn Jahre glorreich vorgestanden. Er war ein Mann von großer Mäßigkeit, Keuschheit und Religiosität; auch besonders klug und schützte die Rechte der katholischen Kirche mit vorzüglicher Wachsamkeit und Kraft, so daß er aus allen Kämpfen als Sieger hervorging. Da er die Zucht streng handhabte und die Magdeburger in Schranken zu halten verstand, so empörten sich dieselben gegen ihn. Der Erzbischof verließ mit seinem Klerus sofort die Stadt. Unter den Bürgern waren nun etliche dem Erzbischof gewogene Männer, die ihn mit der Stadt auszusöhnen sich bemühten. Besonders redeten sie dem Erzbischof zu, zurückzukehren. In seiner Gegenwart schlichte sich die Streitsache leichter als durch Zwischenträger. Erzbischof Burkard ließ sich bereden und kehrte nach Magdeburg zurück, die Sache wurde, wie es schien, zu Aller Zufriedenheit beigelegt und die Bürger schworen neuerdings Gehorsam auf das allerheiligste Sakrament. Kurz darauf, was geschieht? Der verhaltene Zorn des Pöbels bricht von Neuem aus, man nimmt den Erzbischof gefangen und wirft denselben in einen völlig finsteren Kerker. Dortselbst liegt er nun in schweren Banden, preisgegeben dem Hunger und tausend andern Qualen. Nach geraumer Zeit

treten eines Tages zwölf ganz gleich gekleidete, aber verlarvte Männer — acht von Magdeburg, vier von Halle — in den Kerker; in den Händen haben sie Stöcke, mit diesen schlagen sie, während sie den Gefangenen umtanzen, nach dem Gefesselten, der sich, in Mitte sitzend, nicht rühren noch regen konnte. Ob der Finsterniß gehen wol die meisten fehl oder bringen nur unbedeutende Verletzungen dem Unglücklichen bei. Endlich aber trifft doch ein Schlag den Erzbischof tödtlich und sein Leben entflieht. Wie nun die Männer glaubten, der Gefangene werde todt sein, entfernten sie sich und ließen ihn liegen fast ein ganzes Jahr lang. Die Kanoniker des Stiftes hielten mittlerweile ihren Erzbischof noch immer für am Leben. Endlich begaben sich einige Bürger der Stadt denn doch in das Verließ, wie um nachzusehen, wie es dem Gefangenen ergehe. Man fand den Ermordeten natürlich im unkenntlichsten Zustande der Verwesung. Nachgehends wurde er nun von den Domherrn mitten in der Cathedrale beigesetzt. Die Stadt aber traf das Interdikt, die Mitwisser der Bann. — Wie nun, was dünkt euch, meine Zuhörer? Gleichen diese zwölf wilden Mörder ihres Herrn und Gebieters nicht den zwölf Monden und Zeichen des Thierkreises? Seht, wie die zwölf Monde uns freundlich und schmeichlerisch umtanzen und umkreisen. Unbedeutend ist die Verletzung, die ein Jeder uns beibringt, nehmen ja die Monate nur einen geringen Theil unseres Lebens mit sich fort. Aber einer derselben, wir kennen ihn nicht, er ist uns verhüllt und verborgen, einer trifft uns denn doch einmal tödtlich, unser Leben entweicht. Sehet daher zu, wie ihr vorsichtig wandelt, denn die Tage sind schlimm.

Schluß.

Als Diogenes einstmals von einem Vorübergehenden einen Schlag erhielt, entgegnete er nichts anderes, als daß es schlimm sei, ohne Helm auszugehen. So müssen auch wir durch das Leben wandeln: ausgerüstet mit einem Helme. Dieser aber ist die „Hoffnung zur Seligkeit", wie der Weltapostel (I. Thessalonich. 5, 8.) sich ausdrückt. Woher aber wird uns diese Hoffnung des Heiles? Ein gutes Gewissen und die Gerechtigkeit des Lebens bereiten sie dir.

Wir haben gesehen, wie boshaft und wie trügerisch die Welt und das Leben mit uns umgeht. Auch das neue Jahr ist unser Feind, und man darf demselben nicht zu viel trauen. Greifen wir daher nicht bloß zum Helm allein, legen wir uns um den ganzen Leib einen ehernen Panzer, einen Harnisch um die Brust, Schienen an die Beine, damit wir an keiner Seite uns eine Blöße

geben, an der wir verwundbar sind und getödtet werden, wie einst König Achab (vergl. 3. Buch d. Könige, letztes Capitel.). — Hannibal, der Feldherr der Carthager in den punischen Kriegen, legte seine Rüstung nicht einmal während des Schlafes ab, um stets zur Schlacht bereit und gerüstet zu sein. So wollen auch wir, um nicht von den Feinden unserer Seele unversehens überrumpelt zu werden, niemals ablegen den Helm des Heils, den Panzer der Gerechtigkeit und eines guten Gewissens in der Brust! Nur so werden wir in der glücklichen Lage sein, zu keiner Zeit etwas fürchten zu müssen, — kein Jahr, keinen Monat, keinen Tag, keine Stunde. Amen.

Predigt auf das Fest der Erscheinung des Herrn.

Thema: Geheimnisse des heutigen Festevangelium.

Eintheilung.

Folgende Fragen werden beantwortet:
1) Wer waren die drei Weisen?
2) Warum wurden sie mittelst eines Sterns berufen?
3) Wie erkannten sie an dem Stern die Geburt des Heilands?
4) Warum kehrten sie in Jerusalem ein?
5) Warum ward Herodes bestürzt?
6) Wann kamen die drei Weisen bei Christus an?
7) Warum brachten sie dem Erlöser Geschenke?
8) Was haben diese ihre Gaben für eine Bedeutung?

Text: Matth. II, 1. „Siehe, es kamen Weise aus dem Morgenlande nach Jerusalem."

Eingang.

Andächtige Zuhörer!

Wenn es je im Laufe des Kirchenjahres ein Evangelium gibt, welches unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, so ist es das heutige. Denn es enthält erstlich die merkwürdige Gesandtschaft der Heiden zur Krippe Jesu Christi, und dann die ersten Anfänge unserer hl. Religion. Darum beginnt auch der hl. Evangelist Matthäus, um uns aufmerksam zu machen, seine

Erzählung mit den Worten: „Sehet die Magier!" 2c. 2c. Er will damit sagen: Sehet etwas Sonderbares und Außergewöhnliches! Heiden kommen zu Christus; sehet, vom Morgenlande kommen sie nach Jerusalem; sehet, von einem neuen, noch nie gesehenen Stern geleitet finden sie sich dort ein; sehet, sie bringen Gaben voll tiefer Geheimnisse; sehet, sie fallen vor einem Kinde auf die Kniee, und beten es als Gott an. Von nicht geringer Bedeutsamkeit ist auch, daß das heutige Evangelium den Ursprung des christlichen Stammbaumes angibt, welcher sich von Königen herleitet. Welcher vornehme Mann vernimmt aber nicht gerne die Uranfänge seiner Abkunft? Darum ihr Christen! — „Du auserwähltes Geschlecht, königliches Priesterthum, heilige Nation, erworbenes Volk, um die Kraft Dessen kund zu thun, der euch aus der Finsterniß zu seinem wunderbaren Lichte berufen hat," wie der Apostelfürst schreibt (I. Petr. 2, 9.): — höret und erkennet die Geschichte eurer Voraltern!

Abhandlung.

Erste Frage.

Wer waren die drei Weisen?

In der Auseinandersetzung der Geschichte unserer Voraltern, oder in der Erklärung der im heutigen Festtags-Evangelium enthaltenen Geheimnisse begegnet uns vor Allem die Frage: Wer waren denn die drei Weisen?

Hierauf lautet die Antwort:

1) Die drei Weisen waren nach der glaublicheren Ansicht verständige Männer, welche sich auf die Sternkunde und Weisheit verlegten, und nach Art der Philosophen lebten. Der hl. Hieronymus, Cyprianus, der jüdische Geschichtsschreiber Philo bezeugen nämlich, dies seien bei den Chaldäern und Persern die Magier gewesen. Hiefür spricht auch das syrische Evangelium, das sie „Magusim" nennt, — was ein ehrenvoller Name war. Hiezu kommt noch, daß es unpassend erscheinen mußte, wenn wir unter dem Worte „Magier" Zauberer und Betrüger verstehen wollten, also wenn Sklaven der Hölle die ersten waren, welche zur Krippe Christi geleitet wurden; dieses mußten vielmehr ge-

ziemender Weise Männer sein, die nach dem natürlichen Gesetze lebten.

2) Antworte ich: Die drei Weisen waren Könige, oder vielmehr Fürsten niederen Ranges, Emire, welche über einzelne Länder herrschten. Dieser Ansicht war zu aller Zeit das christliche Volk, — eine Ansicht, welche auch einstimmig die heiligen Väter theilen. Man kann dies aus ihren königlichen Geschenken und dem Oeffnen ihrer Schätze folgern; denn dies ist nicht Sache gewöhnlicher Personen. Ferner spricht hiefür der Umstand, daß die Magier in jenen Landen sehr hoch in Ehren standen, und fast alle Könige auch Magier waren. Der hl. Thomas von Aquin (3. p. q. 36. a. 3.) führt auch folgenden Aehnlichkeitsbeweis hiefür an: Da Christus gekommen war, alle Völker ohne Ausnahme selig zu machen, so ziemte es sich, daß er nach seiner Geburt nicht nur Hirten, gewöhnliche, ungebildete Leute, Juden, die ihm nahe standen, zu sich berief; sondern auch Magier, die Könige, Weise, Heiden waren und ihm ferne standen; damit man hieran deutlich erkenne, daß Niemand von Christus ausgeschlossen werde.

3) Geben wir die Antwort: die drei Weisen waren Araber, zwischen dem persischen Meerbusen und dem rothen Meere, im glücklichen Arabien zu Hause, welches letztere auch Saba hieß. Andere glauben, daß es Chaldäer oder Mesopotamier, Grenznachbarn der Perser, gewesen. Man schließt dies aus der Stelle im 71. Psalm (V. 10.), wo es heißt: „Die Könige von Arabien und Saba werden Geschenke bringen," wie Kardinal Bellarmin an dieser Stelle bemerkt; desgleichen aus der Prophezeiung des Isaias (60, 6.), welche lautet: „Alle, die aus Saba kommen, opfern Gold und Weihrauch;" Saba aber ist mit Arabien Eines und dasselbe; wie der Schriftforscher Cornelius a Lapide erläuternd beisetzt. Man folgert dies ferner aus dem Umstande, daß jene Gegend vorzugsweise das Vaterland des Goldes, Weihrauchs, der Myrrhe, des Balsams, Zimmts u. dgl., überhaupt äußerst fruchtbar ist; weshalb sie auch das glückliche Arabien hieß. Drittens nimmt man es daraus ab, weil auch von dorther die Königin Saba mit Geschenken zu Salomon kam, gleichsam ein Vorbild der ersten heidnischen Kirche, welche in den drei Weisen zu Christus kam. Viertens spricht für das Gesagte der Umstand, daß jener Landstrich östlich von Jerusalem gelegen war, und der heilige Evangelist Matthäus (2, 1.) ausdrücklich sagt, sie seien „aus dem Morgenlande" gekommen. Endlich gelangt man zu dieser Schlußfolgerung, weil nach der übereinstimmenden Meinung der Kirchenväter die drei Magier Abkömmlinge oder

Nachfolger des Propheten Balaam gewesen, welcher seiner Abkunft nach zwar ein Chaldäer oder Mesopotamier war, aber zur Zeit, da er von diesem Sterne weissagte (IV. Mos. 24, 17.), sich in Moab, das in Arabien lag, aufhielt. — Weiters: die Heiden wurden aus dem Morgenlande, oder besser: aus dem östlichen Himmelsstriche zu Christus berufen; denn diese Weltgegend war es, wo das Menschengeschlecht fiel und aus dem Paradiese verstoßen ward. Die drei Weisen erhalten darum von Gott ganz richtig den Auftrag, auf einem anderen Wege in ihr Vaterland heimzukehren. „Denn unser Heimathland" — schreibt der heilige Gregorius (10. hom. in evang.) — „ist das Paradies. Zu diesem dürfen wir, nachdem wir Jesum erkannt haben, nicht mehr auf jenem Wege zurückkehren, auf welchem wir gekommen sind. Wir haben uns nämlich durch Hochmuth, Ungehorsam, durch Haschen nach sichtbaren Dingen, durch den Genuß verbotener Frucht verirrt. Aber wir müssen zu dem Paradiese wieder zurückkehren durch Weinen, Unterwerfung, Verachtung des Irdischen, durch Bezähmung der sinnlichen Lust." —

Von Osten berief Gott die Heiden, denn von dort beginnt der Tag. Christus aber war es ja, welcher der Welt den wahren Tag gebracht hat. Daher heißt es beim Propheten Zacharias (6, 12.): „Aufgang ist sein Name;" und das Evangelium (Luc. 1, 78.) sagt: „Der Aufgang aus der Höhe (d. h. Jesus, die an den Himmelshöhen aufgehende Sonne der Gerechtigkeit) hat uns heimgesucht."

4) Endlich antworten wir: Nach einer allgemein herrschenden Meinung nimmt man an, es seien ihrer drei gewesen. Man folgert dies aus der Anzahl der Gaben, welche sie brachten. Beda, der Ehrwürdige, schreibt hierüber also: „Man sagt, es sei Melchior gewesen, ein alter, ergrauter Mann, mit langem Bart und Haupthaar. Er opferte dem Heilande als Herrn und König Gold. Der zweite hieß Caspar, ein unbärtiger Jüngling mit blondlichem Haar; er ehrte durch den Weihrauch, als eine eines Gottes würdige Opfergabe, Christum als Gott. Der dritte mit dunklem, vollem Barte, mit Namen Balthasar, bekannte durch die Myrrhe, die er opferte, Jesum als sterblichen Menschen." Die Dreizahl aber bezeichnet hier, daß alle drei damals bekannten Theile der Erde, oder die Gesammtheit des menschlichen Geschlechtes, welches sich durch Noe's drei Söhne fortgepflanzt hatte, Christus zugeführt werden sollte. Sie kann aber auch den Glauben an die heilige Dreieinigkeit andeuten.

Zweite Frage.

Warum wurden die drei Weisen durch einen Stern berufen?

Weiter wirft sich uns die Frage auf: Warum geschah die Berufung der drei Weisen mittelst eines Sternes?

Ich erwidere:

1) Weil die drei Weisen Sternkundige gewesen. Sie wurden sonach durch ein ihnen bekanntes und beliebtes Zeichen berufen. — Mein Christ! Wenn du ein Rind an dich locken willst, so reichst du ihm Heu, und kein Fleisch. Rufst du einen Hund, so zeigst du ihm Fleisch, und kein Heu. Da nun der Herr das Heil der drei Weisen bezweckte, so wählte er zu ihrer Berufung etwas, was ihnen vorzugsweise Freude machte — einen neuen schönen Stern.

2) Die Hirten aus dem Judenthume wurden durch einen Engel berufen. Denn die Juden hatten, wie die heilige Schrift (Apostlg. 7, 53. sagt, „das Gesetz durch die Dienstleistung der Engel empfangen," und besaßen das geschriebene Gesetz. Die Heiden dagegen hatten nur das natürliche Gesetz, und konnten einzig mittelst der sichtbaren Geschöpfe, wie der Weltapostel (Röm. 1, 20.) schreibt, Gottes unsichtbares Wesen erkennen; darum wurden sie durch einen Stern, oder durch ein himmlisches Anzeichen berufen; wie denn nach den Worten des heiligen Sängers (Ps. 18, 1.) „die Himmel Gottes Herrlichkeit erzählen." Die Juden wurden gleichsam als vernünftige Wesen durch ein mit Vernunft begabtes Geschöpf; die Heiden aber, die ihre Vernunft verkehrt hatten, nur durch ein Naturereigniß berufen, wie der heilige Gregorius (loc. cit.) bemerkt.

3) Sollte durch den Stern die dem Patriarchen Abraham von Gott verheißene Vermehrung der Gläubigen, als dessen geistiger Kinder, angedeutet werden. Denn (I. Mos. 15, 5.) der Herr hatte zu Abraham gesprochen: „Blicke zum Himmel empor, und zähle die Sterne, wenn du kannst; . . . so (unzählig wie diese) soll deine Nachkommenschaft sein." Und wieder (ebend. 22, 17.): „Ich will deine Nachkommen mehren wie die Sterne des Himmels." — So verkündet denn dieser den Weisen erschienene

Stern, die Christen würden zahllos, geistig und eines himmlischen Wandels sein.

Dritte Frage.

Wie erkannten die drei Weisen aus dem Sterne die Geburt des Heilands?

Ferner erhebt sich die Frage: Wie erkannten die drei Weisen aus diesem Sterne das Zeichen von der Geburt Jesu Christi?

Ich sage hierauf:

1) Sie konnten die Aussprüche der Sibyllen gehabt haben, welche weissagten, daß um diese Zeit der Weltheiland werde geboren werden.

2) Nach dem Zeugnisse des Suetonius (in Vespas.) hatte sich ferner auch im Morgenlande die Sage verbreitet, in Judäa werde ein König geboren werden, welcher sich die ganze Welt unterjoche. Zudem mußten die Magier als Abkömmlinge und Nachfolger Balaam's dessen Prophezeiung von Christus und seinem Sterne kennen, wo dieser sagt: „Von Jakob wird ein Stern aufgehen u. s. f." (IV. Mos. 24, 17.); auf diesen scheinen sie auch hinzuweisen durch die Worte: „Wir haben seinen Stern," d. h. sein erwartetes Himmelszeichen, „gesehen" (Matth. 2, 2.). Wenigstens konnten sie hieraus die Geburt eines mächtigen Königs erkennen. Wer jedoch dieser war, und wo er sich aufhielt, das erfuhren sie unstreitig durch eine besondere Offenbarung Gottes und durch innere Erleuchtung. Denn wie hätten sie ohne eine solche sich zur Reise anschicken, Christum finden, als Gott erkennen und anbeten können? Ja, wie hätten sie es gewagt, dort nach einem andern König zu fragen, wo doch schon einer auf dem Throne saß?

Vierte Frage.

Warum kehrten sie in Jerusalem ein?

Weiter fragt es sich: Warum kehrten die drei Weisen in Jerusalem ein?

Hierauf gebe ich folgende Antwort:

1) Um sich in der Hauptstadt des Judenlandes auch von der Wahrheit und dem Bestehen der Weissagung zu überzeugen, und so durch das Zeugniß der Juden in ihrem Glauben und in der Fortsetzung ihrer Reise sich bestärken zu lassen.

2) Sie kamen nach Jerusalem, damit auch die Juden durch den wunderbaren Stern sich angespornt fühlen sollten, die Ankunft des Messias zu glauben, und ihn aufzusuchen; oder aber, damit sie im Falle sie dies nicht thun mochten, beschämt würden. — Aus dem Benehmen der Magier springt uns vor Allem ihr Muth und ihre Hochherzigkeit in die Augen; indem sie des gefahrvollen Wagnisses ungeachtet keinen Anstand nahmen, in einem fremden Reiche einen andern König zu suchen. Aber auch die Beschränktheit und Trägheit der Juden wird uns ersichtlich, welche Anderen zeigten, wo Christus zu finden sei, indessen Ihn selbst nicht aufsuchten, gleich Jenen, welche für Noe und seine Söhne die Arche zimmerten, selbst aber nicht hineingingen und sich auch keine andere bauten.

Fünfte Frage.

Warum ward Herodes bestürzt?

Nicht minder könnte man die Frage aufwerfen: Warum gerieth Herodes auf die Kunde der drei Weisen in Unruhe?

Hierauf läßt sich Folgendes sagen:

1) Er fürchtete nämlich, das Reich werde ihm, oder wenigstens seinen Söhnen genommen werden; denn Niemand duldet einen anderen König in seinem Lande. — Alexander der Große sagte deshalb zu Darius, so wenig der Himmel zwei Sonnen, könne auch sein Reich zwei Könige vertragen. — Allein, o Herodes! deine Besorgniß ist ungegründet. „Der Herr der Welt" — sagt der heilige Leo — „sucht nicht ein irdisches Reich, sondern ertheilt ein himmlisches." Und anderswo drückt sich derselbe heilige Kirchenvater also aus: „Christus nimmt dir deine Krone nicht, und der Herr der Welt begnügt sich keineswegs mit dem engen Raume deines Königreichs." Der heilige Fulgentius läßt sich folgendermaßen vernehmen: „O Herodes, wie magst du dich bestürzen? Dieser neugeborne König ist nicht gekommen, um

andere Könige im Kampfe zu besiegen, sondern um sie wunderbarer Weise durch seinen Tod zu unterjochen. Auch ward er nicht geboren, um dir auf dem Throne nachzufolgen, sondern um die Welt zum Glauben an ihn hinzuleiten; er erschien, nicht um im Leben zu kämpfen, sondern um im Tode zu triumphiren."

2) Herodes ward beunruhigt, weil er die himmlische Hoheit des neugeborenen Christus bemerkte. Der heilige Gregorius (hom. 10. in evang.) sagt deshalb: „Bei der Geburt des Himmelskönigs bestürzt sich der Erdenfürst; denn beim Erscheinen himmlischer Hoheit wird die irdische Größe zu Schanden gemacht." — So verbergen die Sterne ihren Schein bei Ankunft der Sonne; so erzittern und bestürzen sich sonst wilde Thiere in der Nähe und beim Brüllen des Löwen. Daher heißt es beim Propheten Amos (3, 8.): „Wer bebt nicht, wenn der Leu brüllt?" — Christus war aber jener Löwe aus dem Stamme Juda. Wenn nun Herodes beunruhigt ward, ob der Hoheit Christi, da er noch als Kind in der Wiege lag: wie werden erst die Bösen einst am Gerichtstage in Bestürzung gerathen — in der Gegenwart und beim Anblicke desselben Christus als Weltenrichters? — „O was muß erst" — ruft der heilige Augustin aus (serm. 30. de temp.) — „der Thron des Richters sein, wenn schon die Wiege des Kindes stolze Könige in Schrecken setzte?"

3) Herodes gerieth in Unruhe, da er sah, wie diese heidnischen Könige aus weiter Ferne herkamen, Christum anzubeten; er aber, ein Jude und der Allernächste, nicht wußte, daß der Heiland in seinem Reiche geboren worden, und ihn nicht anbetete. Dies mußte meiner Ansicht nach den Herodes außerordentlich beschämen. —

Wie werden gleicher Weise Christen sich nicht beschämt fühlen, wenn sie sehen, wie Heiden gute Werke üben, die sie nicht thun? Ganz so werden unstreitig alle Jene zu Schanden gemacht, welche, ohne irgendwie daran verhindert zu sein, die Kirche wenig besuchen, nur selten zur heiligen Beichte und Kommunion gehen, während sir bemerken, wie dies von Gewerbsleuten und Ackerbauern häufig geschieht. Gleichmäßig stehen die Vorgesetzten in Schanden da, wenn sie wahrnehmen, daß ihre Untergebenen viel frömmer und gottesfürchtiger leben, als sie selbst.

4) Endlich bemerkt der heilige Leo: „Herodes ward nicht in dem Maße in sich selbst bestürzt, als Satan in der Person des Herodes." Denn der Höllengeist mußte mit Recht befürchten, durch Christus seiner Herrschaft über die Welt beraubt zu werden.

Sechste Frage.

Wann kamen sie zu Christus?

Von Belang dürfte auch die Frage sein: Um welche Zeit kamen die drei Weisen zu Christus?

Ich entgegne: Sie kamen am dreizehnten Tage nach der Geburt Christi zu Bethlehem an; das ist eben der Tag, an welchem wir das Fest der Erscheinung des Herrn feiern. Dieser Ansicht huldigt die Kirche mit Ammonius von Alexandria (Harmon.).

Wie aber konnten sie in so wenigen Tagen dorthin gelangen? — Dies klärt sich auf, wenn wir bedenken, daß das glückliche Arabien, woher (wie wir bereits vernommen) die drei Weisen kamen, von Bethlehem höchstens dreihundert französische Meilen oder hundert achtzig deutsche Meilen entfernt liegt. Rechnen wir nun auf jeden Tag eine Reise von fünfzehn deutschen Meilen, so war es ihnen möglich, am zwölften Tag in Bethlehem anzukommen. — Allein wer kann denn fünfzehn Meilen an einem Tage zurücklegen?

Hierauf diene ich in Folgendem:

Der Prophet Isaias (60, 6.) hat geweissagt, sie würden mit Dromedaren kommen, welche jene Landschaft hervorbringt. Diese Thiere aber legen nach dem Zeugnisse des hl. Hieronymus an einem Tage eine so große Wegesstrecke zurück, als unsere Pferde in drei Tagen. Wären die drei Weisen aber, wie einige heilige Väter wollen, aus Persien gekommen, so hätten sie gleichfalls innerhalb dreizehn Tagen an Ort und Stelle eintreffen können. Denn nach dem hl. Hieronymus sind von Persien nach Jerusalem für den Fußgänger vierzig Tagreisen, folglich konnten sie diese auch in dreizehn Tagen zurücklegen. Uebrigens auch angenommen, (wie erzählt wird,) es hätten sich noch Andere aus entfernteren Gegenden dieser Gesandtschaft angeschlossen, z. B. der König von Kalkutta und Abyssinien, so muß man sagen, sie seien zu jener Zeit vielleicht in Arabien, und sonach im Gefolge der drei Weisen gewesen.

Siebente Frage.

Warum brachten sie dem Erlöser Geschenke?

Weiter fragt es sich: Warum haben die drei Weisen dem Heilande Geschenke gemacht? —

Darauf entgegne ich:

Es war ein uraltes Herkommen, daß Niemand ohne ein Geschenk vor dem Könige erschien. So war es Sitte (wie Cäs. Rhodig. bemerkt) in Persien; desgleichen (nach Seneka 17. Brf.) im Partherlande; ebenso in Arabien, denn die Königin von Saba, welche von da kam, brachte dem Salomon gleichfalls Geschenke (III. Kön. 10, 1.); nicht minder im Lande Kanaan; darum sandte Jakob dem Joseph Geschenke nach Aegypten (I. Mos. 43, 11.); ferner auch in Judäa; deßhalb werden Jene „Belialskinder," d. h. Unfügsame, dem Gesetze sich nicht Unterwerfende genannt, die dem neugewählten Könige Saul keine Geschenke machten (I. Kön. 10, 27.).

Daraus leuchtet hervor, daß die von der katholischen Kirche Getrennten Belialskinder sind; denn sie haben die heilige Messe aufgehoben, bringen also Gott, dem höchsten Könige, kein Geschenk und Opfer mehr dar.

Achte Frage.

Was bedeuten ihre Geschenke?

Endlich erübrigt uns die weitere Frage: Was haben denn die Geschenke der drei Weisen, — Gold, Weihrauch und Myrrhen (Matth. 2, 11.) für eine Bedeutung?

Ich antworte darauf:

1) Durch diese ihre Geschenke gaben die drei Weisen zu erkennen, was sie glaubten. Sie waren nämlich von dem Glauben durchdrungen, Christus sei ein König, und als solchem brachten sie ihm Gold dar. Sie hielten ihn für Gott, und als solchem opferten sie ihm Weihrauch, welcher einzig der Gottheit zur Ehre angezündet wird. Sie glaubten Christus sei Mensch, und als solchem reichten sie ihm Myrrhe, welche zur Einbalsamirung menschlicher Leichname gebraucht wird. — Dies Alles haben sie durch ihre Worte ausgedrückt: „Wo ist der neugeborene König. 2. . . Wir sind gekommen, ihn anzubeten" (Matth. 2, 2.). Indem sie sagen „der neugeborene," erkennen sie ihn als Menschen an; indem sie ihren Willen, „ihn anzubeten," aussprechen, erkennen sie ihn als Gott; endlich nennen sie ihn mit ausdrücklichen Worten „König." Darum schreibt der hl. Gregorius (hom. 10.): „Denjenigen, welchen sie anbeten, preisen sie auch mittelst ihrer geheimnißvollen Gaben: — durch das Gold als König, durch den Weih-

rauch als Gott, durch die Myrrhe als sterblichen Menschen.

2) Der hl. Bernhard (soliloqu.) bemerkt: „Vielleicht brachten die drei Weisen dem Heilande Gold wegen seiner Armuth, eine Myrrhensalbe wegen der Schwächlichkeit seines kindlichen Körpers, den Weihrauchduft wegen des Aufenthaltes im Stalle." — O möchten auch wir jetzt noch mit ähnlichen Geschenken des Heilands hilfsbedürftige Lage so zu sagen erleichtern, wenn er bei uns einkehrt, — den Geruch der Sünde in uns durch den Weihrauch des Gebetes; die Schwachheit unseres Leibes durch Abtödtung des Fleisches und unserer Glieder; die Armuth unseres Wesens durch Almosen!

3) Endlich opferten sie das, was sie in ihrem Vaterlande in Ueberfluß besaßen. In gleicher Weise „schenke auch du," mein Christ, — wie ein heiliger Vater bemerkt — „dem lieben Gotte, was du hast; schenk' ihm, was du bist!" Gib ihm, wie er es selbst verlangt (Sprichw. 23, 36.), „dein Herz" — durch wahre Buße! Schenke ihm, was du im Ueberflusse besitzest, — deine Sünden durch aufrichtige Reue! Endlich gib ihm wenigstens, was du ihm schuldest! Worin besteht aber dies? Nicht wahr? Zum Wenigsten in Eingezogenheit bei deinem Wandel nach Außen, hauptsächlich in dermaliger heiliger Zeit? Ist der heutige Tag nicht ein dem Herrn geweihter? Muß man ihn also nicht zum Dienste Gottes verwenden? Was sollen demnach jetzt die weltlichen Freuden, Gelage, Spiele und sonstige Albernheiten? Ehren wir mit derlei Dingen unsern in der Wiege liegenden Erlöser? Kennen wir etwa den Ausspruch Sirach's (22, 6.) nicht: „Musik zur Trauerzeit ist ein Beginnen zur Unzeit?" Oder des hl. Bernhard Worte: „Soll ich annoch spielen und Christi Thränen verhöhnen?" — Was sagt die hl. Schrift? „Wenn Einer aufbaut, und der Andere niederreißt: was haben Beide für einen Gewinn davon, als Müh' und Arbeit? Wenn Einer betet, und der Andere flucht: wessen Stimme wird Gott erhören?" (Eccli. 34, 28. u. 29.) Werden nicht Jene mit Recht „Belialskinder" zu nennen sein, welche ihren Ueberfluß, nämlich ihre schweren Sünden, in dieser Zeit nicht durch die hl. Beichte Christus dem Herrn zu Füßen gelegt haben? Ebenso diejenigen, welche sogar das, was sie schuldig sind, ihm entziehen? — Viele sind nämlich mit Sünden, die sie das Jahr hindurch begangen, so reichlich versehen, daß sie Dromedare damit befrachten könnten; und dennoch fühlen sie diese ihre schwere Last nicht; gehen jetzt nicht zur hl. Beichte, sondern verschieben diese bis Ostern! O „Kinder Belial's!" —

Schluß

In geheimnißvollem Sinne bringen wir Gott Weihrauch, Myrrhe und Gold dar, wenn wir ihm unsere Seele durch Gebet, unsern Leib durch Fasten, körperliche Züchtigung und Abtödtung, und unsere zeitlichen Güter durch Almosen opfern. Versäumen wir es darum, Andächtige! ja nicht, dem neugebornen Weltheilande diese uns möglichen Gaben zu Füßen zu legen! Reichlich werden die Geschenke sein, die der Spender aller Gnaden uns hiefür entgegen gibt. Amen.

Predigt auf das Fest der Reinigung der seligsten Jungfrau Maria.

Thema: Lehrstücke aus dem Fest-Evangelium.

Eintheilung.

Was lernen aus dem heutigen Evangelium
I. die Priester,
II. die Greise,
III. die Wittwen,
IV. die Jungfrauen,
V. die Verehelichten und
VI. die Kinder?

Text: Luc. II, 31. u. 32. „Vor dem Angesichte aller Völker hast du ein Licht zur Erleuchtung für die Heiden bereitet."

Eingang.

Andächtige Zuhörer!

Einer bestehenden Gewohnheit zufolge theilt der Priester am heutigen Festtage geweihte Kerzen unter das Volk aus, — wie dies auch in Rom der heilige Vater in Person thut.

Diesem religiösen Gebrauche will ich daher auch nachkommen und unter euch — in geistigem Sinne — Kerzen, oder geistige Lichter vertheilen, wie ich solche im heutigen

Evangelium vorfinde, damit wir auf diese Weise die sichtbaren Kerzen mit um so größerem Seelennutzen tragen mögen; dabei will ich die einzelnen Stände berücksichtigen, um für einen jeden ein Wort der Belehrung daran zu knüpfen.

Abhandlung.

Lehrstücke aus dem Fest-Evangelium.

I.

Was können die **Priester** lernen?

Bei Vertheilung der geweihten Lichtmeßkerzen wird mit Recht bei den Geistlichen, d. h. bei den Priestern der Anfang gemacht.

Die Priester aber bekommen darum die erste Kerze, weil einzelne Kirchenschriftsteller, z. B. der heilige Cyrillus, der heilige Epiphanius, Nicolaus von Lyra, Cajetan, Canisius dafür halten, Simeon sei ein Hoherpriester des alten Bundes gewesen, weil er die Aeltern Christi segnete, welches Segensprechen zu dem Amte der Priester gehörte. — Dem sei indessen, wie ihm wolle, so viel ist gewiß, Simeon war ein Greis. Die Priester haben aber in der hl. Schrift den Namen „Presbyter", d. i. „Aeltester." Der heilige Priestergreis Simeon war aber nach dem Berichte des heiligen Evangelisten Lucas (2, 25.) „gerecht und gottesfürchtig" (dem griechischen Texte zufolge „religiös"), „kam aus Antrieb des (heiligen) Geistes zum Tempel (ebend. V. 27.) und nahm mit unendlichem Freudegefühl, voll Trostes und Verlangens das Jesukind auf seine Arme."

An dem Beispiele Simeons können demnach die Priester lernen:

1) daß sie die Aeltesten ihrem Wandel nach sein sollen, d. h. gesetzt und ernst. — Greise lassen sich bekanntlich nicht leicht zum Lachen, oder zu Possen und Scherz bewegen, wenn sie auch Lächerliches und Scherzhaftes hören und sehen; sie kümmern sich nicht um Kleiderpracht, um Musik, Tanz und dergleichen Dinge. So gab einst Berzellai dem König David, der ihn zu sich in den Palast berufen, folgende Antwort: „Wie viele Tage haben noch die Jahre meines Lebens, daß ich mit dem Könige

nach Jerusalem hinaufziehen soll? Ich bin nun achtzig Jahre alt: haben denn meine Sinne noch Kraft, um das Süße von dem Bitteren zu unterscheiden; oder kann Speise und Trank deinen Knecht noch erlustigen; oder vermag ich noch den Gesang der Sänger und Sängerinnen zu hören?" (II. Kön. 19, 34. u. 35.) — Gerade so soll auch der Priester, welcher ein Greis der Würde nach ist, und an Klugheit den Uebrigen überlegen sein soll, zur Welt sprechen.

2) Die Priester sollen ferner Gerechte sein und sich in der Gnade Gottes befinden. Sie sind die Vermittler und Botschafter zwischen Gott und den Sündern. Wie werden sie aber diese mit Gott versöhnen, wenn sie selber mit Gott in Feindschaft stehen? Der heilige Gregorius schreibt deshalb (past. p. I. c. 12.): „Wenn eine mißliebige Person als Vermittler abgesendet wird, so wird das Gemüth des Erzürnten zum Schlimmsten gereizt." — Vom Priester fordert übrigens Gott keine gewöhnliche, sondern eine vollkommene und wahre Gerechtigkeit, welche auch geringe Fehler ausschließt. Wir nennen im gewöhnlichen Leben das gerecht, was nach allen Seiten hin entspricht und vollkommen paßt. So ist z. B. das nach unserem Dafürhalten ein gerechter Schuh, der sich genau an den Fuß anschließt. Gleichwie nun aber die Hofbediensteten enge Schuhe tragen, in welchen sie nicht das geringste Steinchen vertragen können, ohne sofort Schmerzen am Fuße zu empfinden; während dagegen die Fischer und Landleute in ihren weiten Stiefeln derlei Steinchen nicht spüren: ebenso soll auch das Gewissen der Priester, welche gewissermaßen die vertrauten Diener Gottes sind, gerecht und richtig, d. h. enge, zartfühlend und rein sein, so daß es nicht einmal die läßlichen Sünden, sobald sie nur von einiger Bedeutung sind, duldet; der Priester soll vielmehr, sobald er solche Versehen in sich wahrnimmt, durch die heilige Beicht gleichsam seine Schuhe ablegen und sein Gewissen von derlei Steinchen, d. h. von derlei Unzukömmlichkeiten befreien; was doch von weltlichen Personen weniger erfordert wird.

3) Die Priester sollen besonders gottesfürchtig sein. Da sie täglich am Altare, als am Tische Christi, erscheinen, so müssen sie sich um so sorgfältiger vor jeder Beleidigung Gottes hüten, und sich das Wort gesagt sein lassen, welches der heilige Sänger David in der Person Christi zu dem treulosen Judas spricht: „Hätte mein Feind mir geflucht, — ich würde es hingenommen haben . . . Aber du, mein Gleichgesinnter, Führer und Vertrauter! die wir zusammen Süßigkeiten kosteten, und Eines Sinnes im Hause Gottes wandelten!" (Ps. 54, 13. u. 14.) Und

was am Ende? Hören wir, was der königliche Prophet weiter sagt (V. 15.): „Der Tod komme über sie; und lebend mögen sie zur Hölle fahren!“ — Dies trifft insoferne ein, als die Priester, die einen ärgerlichen Lebenswandel führen, wissen, daß sie in diesem Zustande, in welchem sie sich befinden, nicht selig werden können; sie sehen nämlich die Hölle aufgethan und in ihr einen Platz neben Judas für sich bereitet.

4) Die Priester sollen gleich Simeon im Geiste zum Tempel kommen, — das will sagen:

a) vom heiligen Geiste geleitet und vom Eifer im Dienste Gottes getrieben, jedoch nicht vom Ehrgeiz, oder von der Habsucht bestimmt, oder um der Geschenke willen.

b) Im Geiste, d. h. um geistvoll und eifrig die heiligen Verrichtungen vorzunehmen.

c) Im Geiste, d. h. mit freudiger und heiterer Gesinnung, nicht mit Trübsinn oder aus Zwang; denn der Weltapostel schreibt (II. Korinth. 9, 7.): „Einen freudigen Geber liebt Gott.“ Also mit einer Seelenstimmung, daß er mit David sprechen kann: „Freiwillig werd' ich dir opfern“ (Ps. 53, 8.), d. h. mit bereitwilligster Gesinnung. In gleicher Weise werden „arm im Geiste“ diejenigen genannt, welche freiwillig solche sind um Gottes willen.

d) Sie sollen Christus in ihre Arme nehmen. Wenn sie nämlich die heiligen Geheimnisse feiern, mögen sie den Heiland mit gleicher Ehrerbietigkeit und Liebesanmuthung, wie Simeon, gewissermassen mit zweien Armen, umfassen, verehren, liebkosen.

II.

Was lernen die **Greise** aus dem heutigen Evangelium?

Die zweite Kerze erhalten die Greise auf Grund des ihnen wegen ihres Alters zustehenden Vorrechtes. Auch diese mögen den frommen Greis Simeon zur Leuchte und vor Augen haben.

Simeon war gerecht, gottesfürchtig, besuchte auf Antrieb des heiligen Geistes den Tempel, nahm den Weltheiland auf seine Arme, und sehnte sich alsdann nach Auflösung. Das, christliche Greise, sei auch euere Kerze, — das Licht, das euere Schritte lenken soll! — Wir wollen die angegebenen Züge des Evangelium Punkt für Punkt erörtern.

Die Greise seien hienach

1) Gerechte und im Stande der Gnade Gottes. Denn sie stehen im Begriffe, aufzubrechen; und harren mit jedem Tage der zweiten Ankunft Jesu Christi. Sie müssen darum immerdar zur Wanderung bereit sein, so daß sie mit David ausrufen können: „Was hab' ich im Himmel, und was lieb' ich auf Erden außer dir? Was mein Leib und meine Seele auch begehrt: Meines Herzens Gott und mein Antheil ist Gott in Ewigkeit" (Ps. 72, 25. u. 26.). — Wenn die Aehren auf den Saatfeldern sich zur Erde niederbeugen, sind sie der Ernte nahe. Desgleichen mögen auch die Greise, wenn sie sich abwärts neigen, hieraus erkennen, daß sie der Sichel des Todes nicht mehr ferne stehen; seien sie darum Gerechte, d. h. Aehren, voll von Werken der Gerechtigkeit!

2) Die Greise seien ferner gottesfürchtig, oder wie der griechische Text sagt: „religiös", — gewissermassen Ordenspersonen mitten unter den Weltlingen; sie sollen der Welt Lebewohl sagen und sich ganz und gar dem Dienste Gottes und dem Gebete widmen.

Warum sollen sie auch die Welt nicht geringschätzen, da diese sie verachtet? warum sollten sie die Welt nicht verlassen, da diese sie verläßt? Sie sind der Welt bereits satt, haben deren List und Armseligkeit erfahren; es ist sonach zu wundern, wenn sie die Welt noch lieben können. Sie mögen hinter sich lassen das treulose Sodoma, das seine Einwohner dem Verderben überliefert, und nicht mehr rückwärts schauen nach den vergangenen sündlichen Lockungen und Genüssen!

3) Die Greise sollen häufig zur Kirche kommen; und zwar nicht nur dem Leibe nach, sondern auch mit dem Geiste, oder wenn sie körperlich nicht erscheinen können, mögen sie wenigstens dem Geiste nach daselbst anwesend sein. — So verfuhr der Prophet Daniel. Da er während der babylonischen Gefangenschaft den Tempel nicht besuchen konnte, um allda zu beten, ging er in sein Haus, öffnete die Fenster gegen Jerusalem hin dreimal des Tags zu bestimmten Zeiten, beugte seine Knie und betete vor seinem Gotte (Dan. 6, 10.). — Wenn demnach hochbetagte Leute durch körperliche Gebrechlichkeit am Kirchenbesuche verhindert sind, so mögen sie in das Haus ihres Herzens einkehren, dem Verlangen der Seele nach der heiligen Messe, der Predigt anwohnen, und ihr Gebet verrichten, wie wenn sie persönlich in der Kirche anbeteten. So werden sie dem Geiste nach zum Tempel kommen.

4) Die Greise dürfen auch nach Auflösung und Vereinigung mit Christus verlangen; — aber nur wie es Christus gefällig ist, nicht nach ihrem eigenen Wunsche. Bekannt ist schon des weisen Pythagoras Ausspruch, „ohne des Kaisers Befehl dürfe kein Mensch seinen Posten verlassen." Das Nämliche verlangte auch Simeon, da er von hinnen abzuscheiden sich sehnte. — Hochbetagte Personen mögen darum den Tod ruhig abwarten, doch wenn dieser zaudert, nicht hiewegen murren. Denn der Weltapostel schreibt (Röm. 14, 8.): „Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn; wir mögen nun leben oder sterben, so sind wir des Herrn."

5) Die Greise mögen schließlich danach trachten, vor ihrem Tode Christus zu schauen, und ihn mittelst der heiligen Kommunion gewissermassen in ihre Arme zu nehmen. Christus ist nämlich der stützende Stab ihres Alters und ihrer Pilgerreise zum Himmel, der sie geleiten und aufrecht erhalten wird. Deshalb sagt die Kirche mit Bezug hierauf: „Der Greis trug das göttliche Kind; dieses aber leitete den Greisen" (Antiph. z. Magn. d. 1. Vesp. des heutigen Festes).

III.

Was lernen die **Wittwen** aus der heutigen Begebenheit?

Die dritte Kerze gebührt den Wittwen. Diesen geben wir die Anna zum Vorbild; denn dieselbe wohnte dem im heutigen Evangelium erzählten Vorgange bei und gehörte keineswegs zu den kleinsten Lichtern. Denn Anna wird gerühmt

1) wegen ihrer Keuschheit, welche sie bewahrte nicht nur im Ehestande selber, sondern auch vor und nach demselben. — Es gereicht einer Wittwe zu hohem Lobe, wenn sie ihrem Gatten die Blüthe ihrer Jungfrauschaft zugebracht hat; nicht minder lobenswerth ist sie, wenn sie ihrem Gatten im Ehestande die Treue bewahrt; das meiste Lob verdient sie, wenn sie nach dem Tode ihres Gatten kein Verlangen nach einer zweiten Ehe mehr trägt, sondern ihren Wittwenstand hält; und ganz besonders, wenn sie dies, wiewol noch jung, aus Liebe zur Frömmigkeit thut. Um jeder der angegebenen Rücksichten willen verdient die heilige Anna rühmlichst erwähnt zu werden, denn sie verehelichte sich als eine Jungfrau mit ihrem Gatten, sie lebte keusch mit ihm im Ehestande, und verblieb nach ihres Mannes Tod

eine Wittwe, wiewol sie beim Ableben ihres Gatten noch sehr jung gewesen sein muß, indem sie nur sieben Jahre in der Ehe zubrachte (Luc. 2, 37.).

2) Anna wird ferner gerühmt wegen ihrer Verehrung und ihres Dienstes Gottes. Denn sie diente dem Allerhöchsten, indem sie sich fortwährend im Tempel aufhielt. Sie widmete sonach die lange Zeit ihres Wittwenstandes nicht dem Weltdienste, nicht Zusammenkünften und Unterhaltungen, sie ging nicht umher von Haus zu Haus, sondern sie lebte gleichsam wie eine Klosterfrau, einzig und allein dem Tempel geweiht, und die übrige Zeit in ihrer Wohnung eingeschlossen. Der heilige Cyrillus von Jerusalem nennt sie deshalb (10. Katech.) „die frömmste Gottesdienerin."

3) Man rühmt an der heiligen Anna auch ihren Eifer im Gebete, mit welchem sie Gott ohne Unterlaß diente. — Eine Wittwe soll auch mit Niemanden traulicher sprechen, als mit Gott; sie legt sonst nirgendswo heilsamer ihre Klagen nieder, als zu den Füßen dessen, welcher der Wittwen Vater und Beschützer ist, zu den Füßen Gottes.

4) Weiters wird Anna auch ob ihres Fastens gerühmt. Sie verwendete demnach ihre Wittwenschaft nicht auf Genußsucht und freies Leben, um dem Diebe ihrer Reinigkeit die Thüre nicht zu öffnen. Sie verfuhr vielmehr so, wie der weise Salomon (Sprüchw. 31, 27.) das tugendhafte Weib schildert: „Sie hatte Acht auf den Wandel ihres Hauses"; und lehrte hiemit alle Wittwen, die Pfade ihres Hauses mit den Dornen der Mäßigkeit und des Fastens zu umzäunen, sofern ihnen daran liegt, den Schatz ihrer standesmäßigen Keuschheit zu bewahren.

5) Endlich wird an der Prophetin Anna ihre Standhaftigkeit gepriesen; denn in all den angegebenen Tugendwerken verharrte sie unausgesetzt bis in ihr höchstes Greisenalter. Diese Beständigkeit ist auch jener glückselige Beschluß, der allen Tugenden erst die Krone aufsetzt, ja welcher allein gekrönt zu werden verdient.

IV.

Was lernen die **Jungfrauen?**

Die vierte Kerze erhalten die Jungfrauen. In dieser mögen sie ein Bild der allerseligsten Jungfrau finden, und an Maria wahrnehmen

1) wie sie ihre Wohnung verließ, aber nicht um zu Spiel und Tanz, nicht um auf den Markt und zu einem Gastmahle, — sondern um zum Tempel zu gehen, und der Gewohnheit des Gesetzes nachzukommen; hierauf sofort wieder in ihre Stadt und in ihr Haus zurückkehrte. Also ziemt es sich für Jungfrauen. Sie sollen sich zurückgezogen halten, nur zum Besuch der Kirche und zu anständigen Beschäftigungen im Oeffentlichen erscheinen, und nach deren Beendigung sich sogleich wieder in ihre Wohnung zurückbegeben.

2) Jungfrauen mögen ferner an Maria bemerken, wie sie rein aus Demuth sich einem Gesetze unterwarf, welches auf sie gar keine Anwendung fand. Maria benahm sich wie die übrigen Frauen, während sie doch eine Jungfrau war; um nämlich allem Aufsehen oder Stolze vorzubeugen, und sich so nicht um ihren Schatz zu bringen. — Eben solche Demuth ist gewissermassen das zweite Schloß zur Verwahrung der Jungfräulichkeit. Manche, die dieses nicht anwandten, haben leider ihren Schatz in Gefahr gebracht.

3) An der Gottesmutter mögen die Jungfrauen auch erkennen, wie sorgsam Maria das Stillschweigen beobachtet, und obwol das Gesagte sie anging, dennoch nichts gesprochen, sondern nur Anderen zugehört hat. — Solche Schweigsamkeit ist, wenn ich so sagen soll, das dritte Schloß, die dritte Wächterin der Reinigkeit. Denn eine schweigsame Jungfrau erweist sich als ernst, klug und züchtig, und bringt es hiedurch dahin, daß unlautere Personen sich gar nicht getrauen, sich mit Versuchungen an sie zu wagen. Dagegen stellt sich eine redselige Jungfrau als leichtfertig und ob des ausgehängten Straußes als leicht käuflich hin. Nach der Mahnung des Weltapostels (I. Tim. 2, 11.) soll demnach „das Weib sich stille verhalten, und lernen mit aller Unterthänigkeit."

4) Mögen die Jungfrauen an Maria das feste Vertrauen und ihre Unerschrockenheit bewundern. Denn obgleich der Priestergreis Simeon in prophetischem Geiste der allerseligsten Jungfrau verkündete, daß ein Schwert ihre Seele durchbohren werde, sank sie deshalb nicht ohnmächtig nieder, noch raufte sie sich trostlos die Haare aus; — nein, sie stand unerschüttert da, unstreitig ihre Seele auf die kommende Versuchung vorbereitend. — So, wünschte ich, möchten alle Jungfrauen in dem Entschlusse der Bewahrung ihrer Reinheit feststehen, wenn auch ein etwas heftiger Sturm der Versuchung sich erhebt, ja sogar wenn ein gezücktes Schwert sie mit dem Tode bedroht. Ein

Beispiel solcher Standhaftigkeit gab einst eine römische Dame bei der ersten Zerstörung Rom's unter dem Gothen-Könige Alarich. Da nämlich einer seiner Krieger diese durch Schönheit und Tugend ausgezeichnete Frau erblickte, stellte er ihrer Unschuld nach. Sie aber weigerte sich, in die Sünde einzuwilligen. Der Kriegsmann zog sein Schwert, drohte sie umzubringen, und brachte ihr wirklich am Halse eine leichte Wunde bei. Sobald die Matrone Blut strömen sah, bot sie ihren Nacken dem Schwerte dar, in der Absicht, lieber zu sterben, als entehrt zu werden. Der Anblick solchen Heldenmuthes setzte den Barbaren in Erstaunen. Sofort geleitete der Kriegsmann das standhafte Weib zur Kirche des heiligen Petrus, empfahl sie den Tempelhütern, und händigte ihnen sechs Goldstücke ein mit der Weisung, das edle Weib ihrem Gatten unversehrt zu erhalten (Niceph. K.-Gesch. 13. B. 35. C.).

V.

Was lernen die Verehelichten?

Die fünfte Kerze reichen wir den Verehelichten. Diese stelle ihnen den heiligen Joseph, den Gemahl Mariens, vor, der ihnen zum Muster dienen kann, wenn er gleichwol im Ehestande die Lilie der Jungfräulichkeit bewahrte.

Von Joseph können Eheleute lernen:

1) ihre Kinder Gott dem Herrn, und nicht der Welt zu opfern, dieselben, sobald der Vernunftgebrauch bei ihnen erwacht, zur Kirche, zum heiligen Meßopfer, zum Religionsunterrichte zu führen; desgleichen sollen Aeltern ihre Kinder zur Beobachtung der Gebote Gottes und der Kirche anleiten. — So lehrte der Vater Tobias seinen Sohn von Kindheit an Gott fürchten und sich von jeglicher Sünde enthalten (Tob. 1, 10.). So schickten die Griechen ihre Kinder in die Schule zur Erlernung der Wissenschaften, desgleichen die Perser die ihrigen zur Aneignung der Gerechtigkeit (Xenoph. Cyropäd. 1. B.). Sollten nun christliche Aeltern nicht weit billiger ebenso verfahren? — O gewiß! Sind ihnen ja von Gott deshalb Kinder geschenkt, damit sie dieselben ihm darstellen; wird sie ja doch der Herr einst im Gerichte wieder aus ihrer Hand zurückfordern. Sie mögen demnach das Wort der heiligen Schrift als ihnen gesagt betrachten (III. Kön. 20, 39.), wo es heißt: „Verwahre diesen Mann,

und wenn er fällt, so soll deine Seele für seine Seele sein." — Wehe daher jenen Aeltern, welche ihre Kinder der Hölle opfern, indem sie denselben Unziemliches, Welteitelkeiten, Hoffart u. dergl. lehren.

2) Die Verehelichten sollen ferner vom heiligen Joseph lernen, die Armuth mit Gleichmuth zu ertragen und sich derselben nicht zu schämen. Denn siehe: — der Mann, von königlichem Stamm entsprossen, der Nährvater des Sohnes Gottes, er befindet sich in solcher Dürftigkeit, daß er nicht einmal ein Lamm besitzt, um seinen Sohn damit loszukaufen. Gesetzt nämlich, er habe so viel zu eigen gehabt, um ein Lamm kaufen zu können, er hätte es dem Gesetze zufolge (III. Mos. 12, 6. 8.) kaufen und opfern müssen. Es ist also ein Zeichen, daß seine Hand nicht so viel aufbringen konnte, als hinreichte, ein Lämmchen zu kaufen; denn Joseph und Maria opferten bekanntlich nur die Gabe armer Leute: ein Paar Turteln oder ein Paar junge Tauben. — Ein so großer Mann, wie Joseph, schämte sich nicht, seine Dürftigkeit und den Wechsel seiner glücklichen Verhältnisse öffentlich zu bekennen; wer soll demnach mit ihm nicht gerne ein gleiches Loos theilen?

3) Die Ehegatten können endlich von Joseph lernen, wie sie reichliche Almosen spenden sollen, wenn sie auch nur wenig besitzen. Denn wozu, glauben wir wol, Andächtige, hat der heilige Joseph das Gold verwendet, welches die drei Weisen des Morgenlandes geopfert hatten? Hätte er damals noch etwas davon übrig gehabt, sicher hätte er, um dem Gesetze zu genügen, ein Lamm geopfert. Nicht mit Unrecht nehmen darum einige Lehrer der Kirche, z. B. Melchior Canus, der heilige Bonaventura, Abulensis an, jenes Gold hätten Joseph und Maria sammt und sonders entweder Gott geopfert oder unter die Armen vertheilt.

Es gereicht fürwahr zu hohem Lobe, Armen Almosen zu geben, wenn man selber arm ist. Um deswillen rühmt der heilige Paulus die Christen von Macedonien, indem er schreibt (II. Kor. 8, 2.), daß ihre tiefste Armuth sich reich zeigte gegen Nothleidende, mit anderen Worten, daß sie, wiewol selbst arm, dennoch reichlichst Almosen spendeten.

VI.

Was lernen die Kinder?

Endlich bekommen heute auch die Kinder Kerzen. Und diese Kerze ist ihnen ein Sinnbild Jesu Christi.

Denn da der Heiland bei der heutigen Darstellung im Tempel sich dem Gesetze seines himmlischen Vaters unterstellte, über welches er doch erhaben war: lehrt er hiemit die Kinder, ihren Aeltern Gehorsam leisten und die Gebote Gottes und der Kirche befolgen. — Ja nicht nur als Kind, sondern sogar als Diener opfert sich heute Christus, um durch den bekannten Preis wieder losgekauft zu werden. — Ebenso sollen auch nach der Mahnung des weisen Sirach (3, 8.) „die Kinder denen, welche sie erzeugt haben, als ihren Gebietern gehorchen."

Wenn Christus sich von Kindheit an seinem himmlischen Vater, dessen Sohn er doch war, als Diener aufgeopfert hat, so vollbringet auch ihr, christliche Kinder, desgleichen! Denn wollet ihr Diener Gottes als Erwachsene werden, so müsset ihr den Anfang hiezu schon in euerer Kindheit machen. Vernehmet, wie sich ein alter heidnischer Philosoph — Plato — hierüber ausspricht. Er sagt: „Ich behaupte, daß Jene, welche in irgend einem Stücke es zu etwas Großem bringen wollen, sogleich von früher Kindheit an sowol spielend als lernend in allen dazu geeigneten Beschäftigungen darauf bedacht sein müssen."

Daher finden wir denn auch, daß die meisten großen Heiligen schon im zartesten Kindesalter heilig und streng zu leben begonnen; ich erinnere hier nur an Samuel, Johannes den Täufer, Paulus den Einsiedler, Antonius, Benedictus, Maurus, Placidus, Romualdus, Thomas von Aquin, Franciscus von Paula und unzählige Andere.

Schluß.

Andächtige Zuhörer!

Nehme darum ein Jeder aus uns die geweihte Lichtmeß-

kerze, die er heute erhalten hat, zur Hand; und wie man ein Licht am andern anzündet, so entflamme auch ein Jeder an dem ihm vorgeführten und für ihn passenden Vorbilde sein Herz, so daß, wie es der Heiland von uns verlangt, unser Licht vor dem Menschen leuchte, damit sie unsere guten Werke sehen und unsern Vater preisen, der in dem Himmel ist (Matth. 5, 16.), und wir am Ende Alle zumal würdig werden, gleich Sternen zu erglänzen in alle Ewigkeiten! Amen.

Predigt auf das Fest des hl. Nährvaters Joseph.

Thema: Der hl. Joseph ein ächter und würdiger Sohn Davids.

Eintheilung.

Gleich dem Könige David war der hl. Nährvater Joseph:
I. Ein dem Dienste Gottes Gewidmeter.
II. Eine Leuchte in Israel.
III. Ein Mann nach dem Herzen Gottes.
IV. Wie ein Engel Gottes.

Text: Matth. I, 20. „Joseph, du Sohn Davids!"

Eingang.

Wie uns der hl. Chrysostomus (orat. IV.) berichtet, existirte einst in alter Zeit eine adelige Spartanerfamilie, in der sich die Gestalt einer Lanze als Muttermal auf der Haut der Familienangehörigen von einem Gliede zum anderen forterbte; so zwar, daß, wo dieses Mal fehlte, man als sicher annahm, das in Rede stehende Kind sei ein illegitimes. So kam es denn, daß auch die übrigen Spartaner den kriegerischen Sinn und die Tapferkeit zum Wahrzeichen setzten für ächten und unverfälschten Spartaneradel. Wo dieser Muth und diese Tapferkeit fehlte, da glaubten sie, fehle auch das alte Spartanerblut.

Auch Joseph, der Nährvater Jesu, leitete seinen Stamm von der Wurzel Jesse, vom Könige David ab. Wahrlich, ein alter

Adel, berühmt durch eine Reihe von Ahnen! Doch nicht bloß Davids Blut, auch Davids Tugenden waren in dem hl. Nährvater Christi anzutreffen, gleichsam als sicheres Kennzeichen der Aechtheit und Unverfälschtheit seines königlichen Blutes, seiner davidischen Abstammung. In diesem Sinne schreibt auch der heilige Bernardus: „In der That aus Davids Hause, in der That aus königlichem Geschlechte war jener Mann, der den Namen Joseph führte; edel an Geblüt, edler noch an Gemüth, ganz ein Sohn Davids und geartet wie David, sein Ahne; völlig, sag' ich, war er ein Sohn Davids, nicht nur dem Fleische nach, sondern dem Glauben, der Heiligkeit und Frömmigkeit nach." Das deutete der Evangelist Lukas mit den Worten an, Joseph entstamme dem Geschlechte Davids. Ja, er war ein Erbe des Blutes und der Tugend jenes großen Königes. Wahrlich, eine ausnehmende Lobrede auf den Nährvater Jesu, unseren Festheiligen! Wer nämlich weiß nicht, wie groß und erhaben der König David in der hl. Geschichte vor uns dasteht?

Aber lasset uns sehen, wie und worin der hl. Joseph seinem großen Ahnen ähnlich war!

Vortrag.

Der hl. Joseph war ein ächter und würdiger Sohn Davids. Wir werden zustimmen, wenn wir die großen Eigenschaften und Tugenden, welche die hl. Geschichte dem Könige David nachrühmt, in's Auge fassen, und dieselben in Zusammenhalt bringen mit den Eigenschaften und Tugenden des hl. Joseph, des Pflegevaters Christi.

Worin glich der hl. Joseph seinem großen Ahnen, dem Könige David?

Erster Punkt.

Gleich dem Könige David war der hl. Joseph ein für den Dienst Gottes **besonders Auserkorener.**

Die hl. Schrift schreibt von David: „Wie — beim Friedopfer — das Fett aus dem Fleische ausgewählt ist, so David aus den Söhnen Israel" (Sir. 47, 2.). Wir wissen aus dem

dritten Buche Moses (3, 3—16.), daß beim Friedopfer das Fett vom Fleische losgelöst und ausgesondert, Gott geopfert und verbrannt wurde als das Beste vom Friedopfer. Mit diesem auserlesenen Fette des Friedopfers vergleicht nun der hl. Geist den David. Und Rhabanus sagt: „Hiedurch wird angezeigt, daß die Gnade des hl. Geistes ihn erfüllt und abgesondert habe vom Umgange fleischlich gesinnter, sündhafter Menschen.“ Ganz widmete sich David dem Dienste Gottes, und suchte nicht das Seinige, sondern das, was Gottes ist. Deshalb nennt er sich (Ps. 115, 16.) dreimal Gottes Diener: „O Herr, ich bin ja dein Knecht, dein Knecht und der Sohn deiner Magd.“

Dieser Lobspruch der Auserwähltheit zum Dienste Gottes gebührt indessen in noch viel höherem Grade dem heiligen Joseph. Er gab sich in noch viel größerem Maße, ganz wie er war, dem Dienste Gottes und seines Sohnes hin, sowie der Mutter des Sohnes Gottes. Gott gab er sich zu eigen: er erfüllte vollkommentlich, unbedingt und in allen Dingen den Willen seines Schöpfers, wie aus dem Evangelium auf jeder Seite, die von ihm handelt, hervorgeht. Dem Dienste des Sohnes Gottes war er zugeschworen: er war in vollster Wahrheit dessen Pflege- und Nährvater und sah darin seinen einzigen Beruf, den Erlöser durch den Ertrag seines Fleißes und durch die Stärke seines Armes zu ernähren und zu schützen. Der Mutter Gottes aber war er zu eigen, denn er nahm sie zu seiner Gattin, nicht um der irdischen Lust willen, nicht um sich durch ihre Mitgabe zu bereichern, sondern um ihre jungfräuliche Mutterschaft zu schützen und zu bewachen. So nahm auch er Theil, und nicht den kleinsten Theil am Werke der Erlösung. So konnte er mit aller Wahrheit gleich David sagen: „O Herr, ich bin dein Knecht, dein Knecht und der Sohn deiner Magd“, jener, die da von sich selbst sagte: „Sieh' ich bin eine Magd des Herrn.“ So widmete also der hl. Joseph alle seine Mühen, Reden, Gedanken, Sorgen und Pläne dem Dienste und Werke Gottes, ausgesondert und ausgeschieden hiezu, wie das Fett vom Fleische beim alttestamentlichen Friedopfer. Diesem Berufe folgend war es ihm unmöglich, Schätze zu sammeln, Ehren zu erwerben oder Vergnügungen nachzujagen; wußte er ja doch, daß Christus mit alledem nichts gemein haben werde. Wahrlich, ein vorzügliches Opfer, wie ja auch das Fett im Vergleiche mit dem Fleische das Vorzüglichere und Schmackhaftere ist. Ein vollkommenes Opfer, seinen Verstand, seine Vernunft dem Glauben, seinen Willen dem Gehorsam unterzuordnen und Gott zu weihen sein Trachten und Denken, sein Gedächtniß, seine Sinne, seine Sorgen und Arbeiten. Das aber that Joseph.

Und mehr! Wir wissen, daß beim Friedopfer das Fett auch verbrannt wurde. In gleicher Weise verzehrte sich auch Da-

vid im Dienste Gottes; sein ganzes Leben war ein fortgesetztes Marterthum. Als Hirtenknabe sehen wir ihn ausgesetzt der Hitze wie der Kälte. An den Hof des Königs Saul gekommen, war er umgeben von den Flammen des Neides und der Eifersucht, so zwar, daß er niemals sicher war vor dem Zorne und der Lanze des Königs. Als Verbannter mußte er in Einöden leben, ausbeugen seinen Verfolgern ohne Rast und Ruhe. Seinen Feinden gegenüber sehen wir ihn Schmach und Verleumdung erleiden, gleich dem Judenthume in Mitte der Heiden; ja sogar als dem Wahnsinn verfallen mußte er sich stellen, um seine Rettung zu bewerkstelligen. Und was mußte er nicht Alles als König leiden und ertragen? Seine eigenen Söhne schonten seiner nicht; einer seiner Söhne tödtet den eigenen Bruder; ein anderer schändet die eigene Schwester; ein Dritter strebt dem eigenen Vater nach Thron und Leben.

Auch hierin war der hl. Joseph seinem großen Stammvater nicht unähnlich. Welches Marterthum erlitt nicht seine Seele, als er wahrnahm, daß Maria, seine Verlobte, ein Kind unter ihrem Herzen trüge? Aber gab er sie etwa an, als Untreue? Verstieß er sie vielleicht? Mit Nichten! Er selbst wollte sich von ihr trennen, wollte lieber selbst sich bloßstellen, als sie verunglimpfen. Er selbst wollte sich in die Einsamkeit, fern vom Gewühle der Menschen verbannen und die Kümmernisse eines von der Welt ausgeschiedenen Lebens ertragen. In der That, ein Marterthum! Und nachher! Als er die Pflegevaterschaft über den Sohn Mariens übernommen hatte, was erlitt er nicht Alles ihm zu Liebe? Verbannung und Einsamkeit, Flucht und Verfolgung. Sieben Jahre lebte er, vertrieben aus der theueren Heimath im Lande Aegypten unter Götzendienern und Barbaren, in brennendster Noth und Armuth, wahrlich ein von den Flammen Gottes verzehrtes Fett und Opfer. Die Furcht vor Herodes, der Verlust des im Tempel verlorenen und schmerzlich gesuchten Knaben Jesu, die Verleumdungen und Nachstellungen der Juden, ich kann sie füglich übergehen. Wir Alle kennen das Feuer, in welchem sich das Leben Josephs verzehrte.

Zweiter Punkt.

Gleich dem Könige David war der hl. Joseph eine Leuchte in Israel.

Im zweiten Buch der Könige (21, 17.) wird König David eine „Leuchte Israels" genannt. Es war nämlich David seinem

Volke ein lebendiges Gesetz und in der That eine Richtschnur und Leuchte, ihm vorangehend in Weisheit und Gerechtigkeit, ihm voranleuchtend durch sein Beispiel. Deshalb sprachen Davids Räthe zu ihm: „Von nun an wirst du nicht mehr mit uns in den Krieg ziehen, auf daß Israel's Leuchte nicht erlösche“ (a. a. O.). Hiemit wollten sie sagen: Wenn David todt, werden wir im Finstern wandeln müssen und irre gehen, und es wird nicht anders sein, als wenn die Erde ohne Sonne, der Körper ohne Augen wäre.

Wer aber erkennt nicht, daß die Leuchte der armen Familie zu Nazareth der hl. Joseph war? Wir wissen, daß im Hause Josephs der Sohn Gottes das war, was die Sonne am Himmel, und Maria das, was der Mond am Firmamente für die Erde. Wir wissen aber auch, daß Jesus, so lange er noch ein Knabe hieß, sein Licht gleichsam verbarg, und Maria das ihrige verhüllte, indem beide mehr regiert werden als selbst regieren wollten. So war denn Joseph der Leiter und Lenker des Hauswesens, die Leuchte der Familie, das der Sonne vorangehende Morgengestirn, der dem Monde voranleuchtende Abendstern. Und so strahlte er denn klar durch die Nacht der Zeit vor unserer Erlösung im Glanze hoher, von Gott ihm verliehener und der Mutter Jesu ihm mitgetheilter Erkenntniß und Erleuchtung, und nicht minder im Glanze eines heiligen und musterhaften Lebenswandels, dastehend als ein hellschimmerndes Licht und ein Spiegelbild aller Tugenden. Was wäre ohne ihn die kleine Familie gewesen? Woher sollte sie ihren Unterhalt nehmen? Wer sie schirmen? Wie konnte sie ohne ihn die weite Reise nach Aegypten und zurück antreten? Wie hätte sie den ihr Uebelwollenden widerstanden? Joseph war ihre Leuchte, strahlend und glühend: strahlend durch Weisheit, glühend in der Liebe. — Durch den Umgang mit dem Könige eignen sich dessen Räthe und Höflinge gleichfalls die Einsicht in die höheren Staatsangelegenheiten an. Moses empfing durch den Umgang und die Unterredung mit Gott auf Sinai ein leuchtendes Antlitz. Wie sollte nicht auch die Erkenntniß und Erleuchtung Josephs durch den Umgang mit dem Sohne Gottes und seiner hl. Mutter zugenommen haben? Wenn die, welche sich dem Feuer nähern, alsbald eine röthere Farbe erhalten; wenn die, welche sich in einem Arzneiladen aufhalten, gleichfalls dessen Geruch annehmen; wenn, die in der Mühle sind, vom Mehle weiß werden: wie sollte nicht auch der hl. Joseph vom himmlischen Lichte durchleuchtet worden sein, nachdem er der Sonne und dem Monde so nahe stand? — Wie man nun aber die Lichter auszulöschen pflegt, sobald die Sonne ihre Strahlen entsendet und den Tag entzündet, so erlosch auch die Leuchte im Hause zu Nazareth, so erlosch auch Joseph und entschlief im Herrn, als Christus sich anschickte, den Tag des Christenthums zu entzünden

und sein sonnengleiches Licht leuchten zu lassen. Als der Sohn Mariens sich der Welt offenbarte, er, das Licht der Welt, da war die Leuchte Joseph nicht mehr vonnöthen und erlosch.

Dritter Punkt.

Gleich dem Könige David war der hl. Joseph **ein Mann nach dem Herzen Gottes.**

„Ein Mann nach dem Herzen Gottes" wird König David genannt von Samuel (1. Kön. 13, 14.), und diese Stelle wiederholt von Paulus (Apostelgesch. 13, 22.), welcher auch den Grund beifügt, weshalb dieser Titel dem David gebührte: da er nämlich den Willen Gottes in Allem befolgte, wie wir in der Schrift (2. Kön. 5. u. 7.) lesen, und nicht wie Saul that, der Gottes Willen nur unvollkommen erfüllte.

Mit noch viel größerer Wahrheit kann man indessen den hl. Nährvater Joseph einen Mann nach Gottes Herzen nennen, der unausgesetzt und unbedingt allen Geboten Gottes bis auf das kleinste, ohne Ausnahme und Zögern und zu jeder Zeit willig, freudig und auf's pünktlichste nachkam, wie uns das Evangelium des Breiteren berichtet. So heißt ihn Gott sich vermählen mit einer Braut, die ein Kind unter dem Herzen trägt. Was geschieht? Er thut es unweigerlich. Dem Kinde soll er den Namen „Erlöser" (Jesus) geben, und er gehorcht. Auf Befehl des Kaisers muß er sich nach Bethlehem begeben. Sofort bricht er dahin auf und unterwirft sich der Obrigkeit. Das Gesetz des Moses schreibt vor, der Knabe Jesus müsse beschnitten und im Tempel dargebracht werden. Auch das wird vollzogen. Ein Engel heißt ihn, vom Schlafe aufzustehen und nach Aegypten zu fliehen. Stehenden Fußes vollbringt er es. Zurückgerufen nach Palästina, kehrt er dahin zurück. Geheißen, sich in Galiläa niederzulassen, begibt er sich nach Galiläa. Nach Vorschrift begibt er sich dann jährlich dreimal hinauf nach Jerusalem in den Tempel. Keine Weigerung, keine Ausflucht, keine Verzögerung gewahren wir an ihm und erkennen sonach in ihm so recht den Mann nach dem Herzen Gottes, der dessen Willen in Allem befolgte. — Wir wissen, daß den Königen jene Diener und Höflinge, welche den Willen ihres Herrn nicht oder nicht gern oder nicht pünktlich oder nicht bis in's kleinste erfüllen, mißfallen. So straften die Athener Jeden, der sich der Uebertretung auch nur einer Sylbe des Gesetzes schuldig gemacht hatte. Und die Römer setzten die Todesstrafe darauf, wenn einer sein öffentliches Amt, dessen Zeit abge-

laufen war, auch nur einen Tag länger verwaltete. Wenn diese pünktliche Einhaltung des Gesetzes schon von Menschen so streng gefordert wird, was Wunder, wenn Gott es liebt und verlangt, daß wir seinem ausgesprochenen Willen gegenüber ein Gleiches beobachten? Deshalb wurde König Saul vorzugsweise von Gott verworfen, weil er nicht, wie der Herr ihm befohlen hatte, die Frevler von Amalek bis zur Vertilgung bekämpft und geschlagen, sondern sich dem Beutemachen ergeben hatte (1. Kön. 15, 18—23.). Muß uns diese bestrafte Widersetzlichkeit nicht ein mächtiger Sporn sein, den Willen Gottes in Allem aufs Genaueste zu erfüllen? — Deshalb sagt auch Petrus Damiani (ep. 72. ad Archipresbyterum): „Was du auch thun magst, wenn es nicht Gott gefällt, was nützt es dir? Von David heißt es: Es suchte sich Gott einen Mann nach seinem Herzen. Wenn der Schöpfer jetzt nicht durch den Menschen erfreut wird, so wird auch in der Zukunft der Mensch sich seines Schöpfers nicht zu erfreuen haben."

Vierter Punkt.

Gleich dem Könige David war der heilige Joseph wie ein Engel Gottes.

„Wie ein Engel Gottes ist mein Herr, der König." Dieses waren die Worte jener Frau aus Thekua, von der uns die hl. Schrift (2. Kön. 14.) berichtet. Und wiederum ward dem David die Weisheit eines Engels nachgerühmt, als die Gunst Davids für Absolom wiederzukehren schien. Ein Gleiches sprach Miphiboseth zu König David: „Du, o Herr, mein König, bist gleich einem Engel Gottes" (2. Kön. 19, 27.). Und so war es denn auch; engelgleich war David in vielen Stücken: in der Stärke, in der Weisheit, in der Liebe, Milde und Sanftmuth u. a. Sollen ja doch alle Könige ihren Völkern gegenüber schützende Engel sein!

Aber auch Joseph verdient mit allem Recht und Fug, ein Engel Gottes genannt zu werden. Auch er war der schützende Engel der hl. Familie. Er bewahrte Maria, daß sie nicht gesteinigt wurde wie eine ihrem Verlobten Untreue; denn das Gesetz schrieb vor (5. Mos. 22, 20. 21.): „Wenn an dem Mädchen Jungfräulichkeit nicht befunden ward, so sollen sie dasselbe aus den Thüren des väterlichen Hauses stoßen und die Männer dieser Stadt sie mit Steinen werfen, daß sie sterbe." War nicht hierin der Schein gegen die Braut Josephs? — Sodann beschützte derselbe die hl. Familie vor Noth und Hunger, indem er derselben durch sein Handwerk den Unterhalt verschaffte. Endlich verthei-

digte er die hl. Familie auch gegen die äußeren Feinde derselben oder floh mit Maria und dem Kinde Jesu aus deren Bereiche. In allen Dingen erwies er sich als ein Beschützer Marias; aber auch des göttlichen Knaben, dessen guten Ruf er erhielt, indem er ihn wie seinen eigenen Sohn annahm und ernährte, so zwar, daß es vielfach daher kam, wenn die Juden den Sohn Mariens nicht als Messias anerkennen wollten, wie der hl. Thomas v. Aquin sagt (3. p. q. 29. a. 1.). So war also der hl. Pflegevater Joseph, wenn ich so sagen darf, der Schutzengel des Kindes Jesu.

Bekanntlich erhalten die Kinder der Könige nur die weisesten, tugendhaftesten, tauglichsten Männer zu Lehrern und Leitern. Zeuge ist König Alphons von Aragonien. Als der König noch sehr jung war, hielten es die Catalonier für das Beste, wenn man demselben als Räthe sieben Männer von bekannter Rechtschaffenheit und Gottesfurcht, Rechtsliebe, Leidenschaftslosigkeit und Unbestechlichkeit beigebe. Der König lobte diesen Plan und sprach: Wofern ihr mir auch nur einen Mann dieser Art, geschweige deren sieben, aufbringet, will ich sofort das Reich und die Krone diesem übergeben. Ein solcher Mann war indessen Joseph, da ihn Gott zum Leiter und Lenker seines Sohnes erkor. — Gleich einem feurigen Drachen, wie schon sein Name andeutet, stand Herodes da, bereit, den Sohn Mariens zu verschlingen. Aber gleich einem Engel Gottes und in Verbindung mit Engeln Gottes rettete und schirmte Joseph das hl. Kind. Wenn schon Tobias den Engel Raphael, der ihn geführt hatte, nicht genug verehren und belohnen zu können glaubte, was Alles wird nicht erst der hl. Joseph von seinem Pflegekinde und Schützlinge empfangen haben für alle die Wohlthaten und Mühen, die er um Christi willen übernommen? Wir lesen im Buche der Sprüchwörter (27, 18.): „Wer den Feigenbaum pflegt, wird essen die Früchte desselben, und wer seinen Gebieter beschützt, der wird geehrt werden." Und war es denn nicht Joseph, der Christus, den wahren Baum des Lebens pflegte und der Beschützer war seines Herrn? Wie sollte er nicht von Gott über Alles geehrt und verherrlicht worden sein? Wie hoch ihn Gott ehrte, sehen wir ja schon daraus, daß der Herr so häufig Engel zu ihm sandte und mittelst dieser mit ihm verkehrte, was, wie der hl. Hieronymus bemerkt, viel mehr ist, als wenn sich ihm Gott verständlich gemacht hätte durch Eingebungen und äußere Zeichen, wie z. B. den Weisen aus dem Morgenlande. Ein König ehrt jenen Unterthan, dem er einen Gesandten schickt, höher, als jenen, dem er sich brieflich mittheilt.

Schluß.

So haben wir denn gesehen, wie der Pflegevater Jesu, der hl. Joseph, seinem großen Ahnherrn, dem König David, in allen Dingen ebenbürtig war, ein ächter Sohn desselben, groß wie er. Dreimal legte der Hirtenknabe David ganz besondere Proben seines Muthes und seiner Tapferkeit ab, als er nämlich einen Bären, einen Löwen und den großsprecherischen Riesen Goliath erlegte. Auch der hl. Joseph bezwang drei Ungeheuer, in Vergleich mit welchen es für das Menschengeschlecht keine gefährlicheren gibt; ich meine; die Augenlust, die Fleischeslust und die Hoffart des Lebens. Er hatte den Sohn Gottes, den reichsten Erben des reichsten Vaters, unter seiner Obhut; von ihm hätte er alle Güter und Schätze der Welt sich erflehen können. Aber er zog die Armuth vor und geizte nicht habsüchtig nach Reichthümern. So bezwang er den gefräßigen, honigliebenden Bären der Augenlust und Habsucht. — Indem er sodann sein Fleisch durch das Gelübde der Keuschheit darniederhielt und mit der hl. Jungfrau Maria vermählt in jungfräulicher Reinheit das Leben eines Engels führte, etwas bisher Unerhörtes: bezwang er den Löwen der Sinnen- und Fleischeslust. — Indem er endlich wahrnahm, wie die hl. Jungfrau zur Mutter des Sohnes Gottes auserkoren war, und sich deshalb weigerte, noch fernerhin als ihr Bräutigam Anspruch zu machen auf die Braut des hl. Geistes: erlegte er den stolzen Riesen Goliath, den Riesen des Hochmuthes und der Eitelkeit.

So steht denn fest die Ebenbürtigkeit Josephs seinem großen Ahnherrn David gegenüber. Joseph war Davids ächter Sohn, entstammt dem unverfälschten Blute desselben, noch mehr aber seiner würdig wegen der Tugenden, die ihn dem David würdig an die Seite stellen, als Erben seines Geblütes und Gemüthes. Und so glänze denn auch Joseph gleich David am Himmelsraume als Stern erster Größe. — Wir aber, Geliebte, wollen seine großen Tugenden nachahmen, damit auch wir würdig seien, ächte und unverfälschte Kinder Davids zu heißen! Amen.

Predigt auf das Fest der Verkündigung der seligsten Jungfrau Maria.

Thema: Erklärung der Antwort Mariens auf die Anrede des Engels.

Eintheilung.

Die allerseligste Jungfrau gab auf den Gruß des Engels folgende Erklärung:

I. „Siehe, ich bin eine Dienerin des Herrn;"
II. „mir geschehe"
III. „nach deinem Worte."

Text: Luc. I, 38. „Siehe, ich bin eine Dienerin des Herrn; mir geschehe nach deinem Worte."

Eingang.

Andächtige!

Die biblische Geschichte berichtet uns, der Patriarch Abraham habe, bereits hochbetagt, seinen Knecht Eliezer mit Kameelen und Geschenken nach dem fernen Lande Mesopotamien gesandt, um für seinen Sohn Isak ein Weib zu werben; denn er wollte ihm von den Chananitern, unter denen er wohnte, kein Eheweib geben (I. Mos. 24.). — Um nun seinem Herrn eine würdige und tugendhafte Braut ausfindig zu machen, entwarf Eliezer bei sich folgenden Plan: er wolle das Mädchen, das ihm nächst dem Brunnen

begegnen würde, um einen Trunk Wasser bitten. Wenn die Jungfrau sagte: „Trinke, und auch deine Kameele will ich tränken," so sollte ihm das als unfehlbares Anzeichen gelten, daß diese Jungfrau es sei, welche Gott für Isak, seinen Herrn, bestimmt habe, und daß sie seiner würdig sei, eben weil mit Tugenden geschmückt, gefällig, gastfreundlich, vorsorgend, gesetzt u. s. w. (Nach dem heiligen Chrysostomus und Anderen.) Während Eliezer also bei sich sprach, kam Rebekka herzu, — „eine überaus schöne Jungfrau, ein Mägdlein, gar zierlich anzusehen, mit einem Kruge auf der Schulter, um Wasser zu schöpfen." Er bat sie, ihm ein wenig Wasser aus ihrem Kruge zu trinken zu geben. Die Jungfrau antwortete sofort: „Trink', mein Herr!" und eilends nahm sie den Krug herab, und gab ihm zu trinken, mit dem Beifügen: „Auch deinen Kameelen will ich Wasser schöpfen, bis sie alle getrunken." Und sie goß den Krug in die Tränke aus, lief zum Brunnen zurück, um Wasser zu schöpfen, und gab allen Kameelen zu trinken. Eliezer reichte ihr nun Geschenke zur Belohnung dar; und nachdem er seine Angelegenheit mit den Aeltern der Rebekka geordnet hatte, verlobte er Rebekka mit Isak, seinem Herrn.

Der heilige Augustinus (hom. 79 d. temp.) schreibt: Bei diesem Vorgange werde durch Abraham Gott Vater versinnbildet, welcher seinem Sohne Christus eine Braut geben wollte, — aber nicht von der ihm näher befreundeten Engelnatur, sondern von der ferne stehenden Menschennatur. Diese Braut ist Maria. Im Schooße der seligsten Jungfrau ward auch gewissermaßen eine Vermählung vollzogen, nämlich zwischen der Gottheit und der Menschennatur. Denn indem Gott diese von Maria annahm, vermählte er sich so zu sagen mit der seligsten Jungfrau; so daß diese je nach verschiedener Rücksicht sowol eine Braut als auch eine Mutter des Gottessohnes genannt werden darf.

Da nun Gott der Vater seinem Sohne Maria zur Braut geben wollte, sandte er seinen Diener, den Erzengel Gabriel, auf die Erde, um die Einwilligung der seligsten Jungfrau einzuholen.

Aber woraus ließ sich abnehmen, daß die allerseligste Jungfrau würdig sei, mit dem hocherhabenen Sohne Gottes eine solche Verbindung einzugehen? — Aus ihren zwar nur wenigen, aber an aller Tugend überaus reichen Worten: „Siehe, ich bin des Herrn Magd; mir geschehe, wie du gesagt hast" (Luc. 1, 38.). Denn diese ganz kurze Erklärung Mariens auf den Gruß Gabriels enthält eine so große Klugheit, Freundlichkeit, Demuth und Reinigkeit der allerseligsten Jungfrau, daß sie einen genügenden Beweis gibt, Maria sei unter allen Erdentöchtern die Würdigste, die Mutter des Sohnes Gottes zu werden.

Lasset uns, Andächtige, Mariens Antwort nun Punkt für Punkt durchgehen.

Erstes Wort.

„Siehe, ich bin eine Dienerin des Herrn."

Maria antwortet dem Engel: „Siehe, ich bin eine Dienerin des Herrn." Erkennet hieraus, Andächtige,

1) ihre Bereitwilligkeit und Freudigkeit, mit welcher sie dem göttlichen Willen zustimmt und gehorsamt. Sie scheint nämlich die Worte des heiligen Sängers David (Ps. 122, 2.) nachzusprechen: „Siehe, wie die Augen der Knechte auf die Hände ihrer Herren, und die Augen der Magd auf die Hände ihrer Gebieterin: also schauen meine Augen auf den Herrn meinen Gott;" sie will damit sagen: Meine Augen blicken immerdar auf die Hände des Herrn, damit ich auf der Stelle vollbringe, was er gethan wissen will; denn gleich einer Magd erbiete ich mich zu allen, wenn auch noch so schweren Diensten.

Aber, o heilige Jungfrau! erwäge vorher, was der Engel von dir verlangt; denn er fordert etwas sehr Schweres. Dein Sohn nämlich, obwol Gott, wird dennoch arm sein und sehr viele Verfolgungen zu erleiden haben, welche allesammt auch auf dich übergehen werden. Er wird in sein Eigenthum kommen, und die Seinigen werden ihn nicht aufnehmen; alsdann wird ihn Herodes aufsuchen, um ihn zu tödten, und du wirst mit ihm fliehen müssen. Zuletzt wird er gekreuziget werden, und du wirst unter seinem Kreuze stehen müssen, wo deine eigene Seele ein Schmerzensschwert durchbohren wird. — Aber alle diese Beschwernisse und noch so viele andere, welche Maria ohne Zweifel in Folge einer göttlichen Offenbarung im Geiste vorhersah, waren nicht im Stande, Maria zu erschüttern, oder von dem bereitwilligen Gehorsam zurück zu halten. „Ich bin des Herrn Magd," — so lauten ihre Worte. Denn sie sah, wie Jesus, der Sohn Gottes und in Bälde auch ihr Sohn, mit gleicher Bereitwilligkeit sich der Menschwerdung, dem Leiden und dem Kreuztode hingab. Nachdem Gott Vater beschlossen, zur Versöhnung der Sünde keine alttestamentlichen Opfer mehr annehmen zu wollen, sprach der Heiland: „Siehe, ich komme!" (Ps. 39, 8.) damit nämlich durch das Opfer meines Leibes und Blutes die Aussöhnung erwirkt werde. Bei diesem großen Werke nun mitzuwirken, gab sich Maria Gott als Dienerin.

Hier, mein Christ! hier lerne, dich in allen Stücken zum Gehorsam gegen Gott zu entschließen, und zwar ohne Rückhalt, so daß du dich bereit finden lässest, in jeglichem Werke zu dienen. Denn wolltest du Gott zwar dienen, aber nur am Hofe, und nicht auch im Stalle; — wolltest du zwar beichten und kommunizіren, fasten, die heilige Messe hören; aber Anderes, was die Kirche will und in Gewohnheit hat, wieder nicht thun, — du wärest kein Diener, keine Dienerin des Herrn.

2) In den Worten Mariens drückt sich aber auch ihre tiefe Demuth aus. — Der Engel begrüßt die heilige Jungfrau als die Gnadenvolle, und erklärt sie für die künftige Gottesmutter. Maria aber, antwortet voll der Demuth: „Ich bin eine Dienerin des Herrn." Denn die Demuth ist immerdar die Vertraute der göttlichen Gnade. Gleichwie die Aehren eben deshalb, weil sie mit Körnern gefüllt sind, sich zur Erde beugen, die leeren dagegen in die Höhe steigen: gerade so hat auch Maria, je gnadenvoller sie sich nennen hörte, sich desto unwürdiger erachtet, und desto mehr verdemüthigt.

Denn es ist der Demuth eigen, erstlich zu erwägen, nicht sowol, was sie hat, als vielmehr, was sie über ihre Verdienste besitzt. Dann bedenkt sie mehr, was sie aus sich selber ist, als was sie ist durch die Gnade eines Anderen. Drittens betrachtet sie mehr, was sie nicht hat und rechtlich haben sollte, als was sie eigentlich besitzt. Viertens erkennt sie lieber ihre Fehler, als ihre Vorzüge; etwa so, wie eine vornehme und reiche, aber höckerige und hinkende Frauensperson immer mehr an ihre Mißgestalt und Fehlerhaftigkeit, als an ihre Abkunft und Reichthümer denkt. Fünftens endlich achtet die Demuth mehr auf Jene, von denen sie übertroffen wird, als auf Jene, welche sie überragt; wie auch die Scharfschützen und Schnellläufer sich nicht um die kümmern, denen sie überlegen sind, sondern um Jene, die ihnen überlegen sind. — Gerade so hat auch die seligste Jungfrau ihr Augenmerk nicht darauf gerichtet, was der Engel zu ihrem Lobe gesprochen, — dies sah sie für etwas ihre Person nicht Angehendes an, — sondern nur auf das, was sie aus sich selbst besaß.

An Maria finden wir gewissermaßen jene demüthige Noëmi des alten Testamentes wieder, welche (Ruth 1, 20.) sprach: „Nennet mich doch nicht Noemi, d. i. die Schöne; sondern nennet mich Mara, d. i. die Bittere." — So pflegte auch der heilige Gregorius, wenn er von Anderen gelobt wurde, zu entgegnen: „Nennet mich nicht Noemi, d. h. den Schönen, heißest mich vielmehr Mara, d. h. den Bitteren, denn ich bin voll der Bitterkeit." — Ebenso sagte die heilige Digna, eine Klosterjungfrau zu den

übrigen Ordensschwestern: „Nennet mich doch nicht Digna, d. h. die Würdige, sondern lieber Indigna, d. h. die Unwürdige, denn nach meinen Verdiensten muß man mir auch den Namen beilegen.“

Lerne sonach, mein Christ, vorher das tiefe Fundament der Demuth graben, wenn du den Thurm der Vollkommenheit erbauen und den Gipfel der Tugenden erreichen willst. — Die Welt hingegen verfährt wie ein betrügerischer Baumeister; denn sie errichtet ein hochanstrebendes Gebäude, ohne vorher den Grund der Demuth hinlänglich gelegt zu haben. So muß denn auch nothwendiger Weise ihr Gebäude einstürzen. — Lerne hieraus aber auch, mit welch' tiefer Demuth du zur heiligen Kommunion hinzutreten sollst. Denn da die jungfräuliche Gottesmutter ihren Gott als Gast in ihrem Schooße aufzunehmen im Begriffe steht, bricht sie in die Worte aus: „Siehe, ich bin eine Dienerin des Herrn.“ — Wenn nun du eben diesen Gott in deinen Mund aufzunehmen Willens bist, mußt du nicht mit David ausrufen: „O Herr, ich bin dein Diener; dein Knecht bin ich, und der Sohn deiner Magd?“ (Ps. 115, 16.)?

Zweites Wort.

„Mir geschehe!“

Die allerseligste Jungfrau fährt fort: „Mir geschehe!“— Hieraus können wir

1) Mariens Zurückhaltung in Worten und Sparsamkeit im Reden abnehmen.

Dreimal hatte der Erzengel Gabriel zu Maria gesprochen; zum Ersten, da er sie im Auftrage Gottes begrüßte: „Sei gegrüßt, du Gnadenvolle!“ Dann, als er ihr den Zweck seiner Gesandtschaft darlegte mit den Worten: „Du wirst empfangen und Mutter eines Sohnes werden.“ Drittens, da er ihr die geheimnißvolle und wunderbare Art und Weise ihrer Empfängniß ohne Beeinträchtigung ihrer Jungfrauschaft kund that, da er sagte: „Der heilige Geist wird über dich kommen und die Kraft des Allerhöchsten dich überschatten.“

Nachdem Maria, wenn ich so sagen soll, diesen Himmelsbrief in Empfang genommen und durchgelesen hatte, beantwortete sie ihn in jedem einzelnen Punkte, — aber nur gleichsam mit drei Worten, etwa in folgender Weise: Du, o großer Engel Gottes, hast mich gnadenvoll genannt; siehe, ich sage: „Ich bin eine Dienerin des Herrn.“ Du hast mir die göttliche Mutter-

schaft kund gethan; wohlan, „es geschehe an mir!“ Du hast endlich beigefügt, es werde das durch die wundervolle Dazwischenkunft des heiligen Geistes zu Stande kommen: so geschehe es dann „nach deinem Worte.“ — Sehet, Geliebte, mit so wenigen Worten antwortete die klügste der Jungfrauen auf so viele und so inhaltsschwere Sätze. Lernet hier an Maria, die Geschwätzigkeit zu vermeiden und die Zunge in Zaum zu halten, — wenig, aber verständig zu sprechen!

Mit dem einzigen Worte: „Es werde!“ (I. Mos. 1, 3.) hat Gott das Weltall erschaffen. Des nämlichen Wortes bediente sich auch Maria, — und auf dieses Wort hin wurde Gott ein Mensch und stieg in ihren Schooß hernieder.

In der heiligen Schrift begegnen uns nur sieben Anlässe, bei welchen die seligste Jungfrau redete. Und wie sparsam geschah dies jedesmal! — Frauen mögen darum von Maria hauptsächlich die Tugend der Schweigsamkeit erlernen, wenn sie sich anders von dem Schmutze und den Fallstricken der Welt unberührt zu erhalten gedenken. Denn nicht umsonst thut der Herr im alten Bunde den Ausspruch: „Ein Gefäß, das keinen Deckel hat und oben nicht zugebunden werden kann, soll unrein sein“ (IV. Mos. 19, 15.). Der heilige Gregorius bemerkt hiezu: „So wird auch Jener gleichsam als ein Gefäß ohne Deckel und Verschluß verunreinigt, welcher, offen stehend durch seine Prahlsucht, mittelst keiner Decke der Verschwiegenheit geschützt ist (moral. l. 6. c. 17.). Christliche Seele, lerne hier auch, sowol vor als nach dem Empfange der heiligen Kommunion Stillschweigen zu beobachten, nur wenig zu sprechen, und dich allein mit deinem Gotte zu unterhalten, damit sich die Kraft dieses heiligen Sakramentes nicht zu bald verflüchtige.

2) Wir entnehmen ferner aus diesen Worten Mariens Vertrauen auf Gott und ihre demüthige Großmuth. Denn dadurch, daß sie spricht: „Es geschehe mir,“ stellt sie sich ganz und gar Gott anheim, und nimmt dem Heile des Menschengeschlechtes zu Liebe die Würde einer Mutter Gottes an.

Sie entgegnet dem Engel nicht: Was werden meine Aeltern dazu sagen? Ich muß ihren Rath hierüber zuvor einholen. — Sie erwidert nicht: Was wird mein Bräutigam sagen, wenn er mich in der Hoffnung sehen wird? Und wenn ich auch sagen werde, der heilige Geist habe mich überschattet, und mir dies mein Kind geschenkt: wird er meinen Worten glauben? wird er mich nicht als eine Treubrüchige verlassen? wird er mich nicht sogar eine Gotteslästerin nennen? — Sie stellt nicht an den Engel die Bitte, vorher ihren Bräutigam Joseph in das Geheimniß einweihen zu dürfen; noch wendet sie ihre Armuth ein, wor-

nach es ihr schwer fiele, solch' ein erhabenes Kind, wie es sich gebührt, zu erziehen. Denn ihr Herz war von festem Vertrauen auf den Herrn durchdrungen; und sie selbst war bereit, um ihres Sohnes willen jegliche Schmach, Gefahr und Verfolgung zu erdulden, ja, wenn es nöthig wäre sogar für ihn Almosen zu sammeln. —

Mein Christ! lerne von Maria auf Gott vertrauen, und muthig beginnen, was er von dir fordert. Wird dir etwa geboten, ein Werk der Frömmigkeit zu verrichten, öfters zu beichten, öffentlich ein Beispiel von Religiosität zu geben, reichlich Almosen zu spenden, so wirst du auf der Stelle mit dem Einwande da sein: Was werden die Leute sagen? Was wird aus meinen Kindern werden? — Dergleichen Schwierigkeiten wirst du ohne Zahl vorbringen, wie wenn es Gott nichts anginge, für dich zu sorgen. Der heilige Augustinus sagt deshalb (Bekenntn. 8. B. 11. C.): „Was fußest du auf dich? Wirf dich Ihm (Gott) in die Arme, und fürchte nichts! Nimmer wird er sich dir entziehen, so daß du fällst. Mit Zuversicht wirf dich auf ihn; aufnehmen wird er dich und heilen." — Lerne aber auch mit Vertrauen am Tische des Herrn dich einfinden. Denn obgleich wir mit Furcht und heiliger Scheue beim Gastmahle unseres himmlischen Königs erscheinen sollen, etwa wie arme Pilger zu der Tafel des Papstes zu kommen pflegen: so dürfen wir dennoch nicht verzagen, oder durch die hohe Wichtigkeit der Sache zurückgeschreckt, den Muth sinken lassen, denn Gott selbst lädt uns dazu ein. Wenn wir demnach thun, was in unseren Kräften steht, so haben wir keine Gefahr zu befürchten; im Gegentheile wir werden hohen Gewinn daraus schöpfen.

Doch nicht allein mit Vertrauen, sondern auch mit Verlangen, ja mit heiligem Hunger sollen wir zur heiligen Kommunion gehen. Denn nach der Bemerkung des heiligen Ambrosius und Bernardus drücken die Worte Mariens: „Mir geschehe," nicht nur eine Erklärung, sondern auch zugleich einen Wunsch und ein heftiges Verlangen aus.

Drittes Wort.

„Nach deinem Worte."

Die seligste Jungfrau setzt hinzu:

„Nach deinem Worte" (möge mir geschehen). Hierin liegt:

1) der **Ausdruck ihres unwandelbaren Glaubens**, der nicht den mindesten Zweifel hegt bezüglich eines so schwer zu begreifenden und bis jetzt unerhörten Geheimnisses. Denn erstlich glaubte sie fest, daß Gott Mensch werden würde, und zwar in ihrem Schooße; und daß er aus ihr geboren werde ohne Zuthun eines Mannes. Dann glaubte sie, daß sie als Jungfrau gebären und eine solche auch nach der Geburt verbleiben, mithin Mutter und Jungfrau zugleich sein werde. — Wo ist jemals vorher so etwas erhört worden? Wenn daher der heilige Paulus den Glauben Abraham's als einen großen preist, welcher „wider die Hoffnung an die Hoffnung glaubte, daß er nämlich Vater vieler Völker würde, ohne seines erstorbenen Leibes, da er schon beinahe hundert Jahre alt war, zu gedenken" (Röm. 4, 18. u. 19.): so war der Glaube Mariens noch viel größer, welche glaubte, nicht daß ein Greis erzeugen, sondern daß eine Jungfrau gebären könne, was doch bei Weitem wunderbarer klingt.

Mein Christ, lerne hier, einen gleichen **Glauben** zu üben beim Genusse und bei der Anbetung des heiligsten Sakramentes; denn was der Glaube bezüglich dieses Geheimnisses lehrt, ist nicht schwerer zu glauben, als was Maria glaubte. Und gewiß, wäre unser Glaube ein fester, wir würden uns leicht das Wesen und die Kraft dieses heiligen Sakramentes zueignen. Denn gleichwie Elisabeth zur seligsten Jungfrau sagte: „Selig bist du, daß du geglaubt hast; denn was dir vom Herrn gesagt worden, wird in Erfüllung gehen" (Luc. 1, 45.): ebenso ist auch selig Jener, der ganz fest und thatsächlich an das Geheimniß der heiligen Eucharistie glaubt. Denn alsdann wird an uns erfüllt werden, was zu ihrem heilbringenden Empfang und zur Theilnahme an ihren segensreichen Früchten erfordert wird, nämlich Reinheit des Gewissens, Ehrerbietigkeit, Demuth, Verlangen, geistiger Hunger, Liebe u. s. w.

2) Aus den Worten Mariens ergibt sich ferner **ihre Liebe zur Jungfräulichkeit**; indem sie dem Engel ihre Zustimmung zwar erklärt, aber nur — **nach seinem Worte**, welches er zu ihr gesprochen, nämlich daß sie ohne Verletzung ihrer Jungfrauschaft Mutter werde. Denn im entgegengesetzten Falle, wenn sie nämlich nicht vollkommene Gewißheit hierüber erhalten hätte, dann, meint der heilige Bernardinus von Siena, dann hätte sie auf die göttliche Mutterschaft verzichtet. Dieses läßt sich daraus beweisen, daß Maria ihre Einwilligung nicht eher gegeben, als bis sie von dem Engel vernommen: „Der heilige Geist wird über dich kommen, und die Kraft des Allerhöchsten wird dich überschatten." Sie sah nämlich ein, daß nur eine solche, die ohne Zuthun eines Mannes Mutter würde, das heißt eine Jungfrau,

und keine andere, vom Sohne Gottes gefordert werde; auch ziemte sich für den Gottessohn keine andere Mutter, als eine Jungfrau. Christus wollte nur eine Jungfrau zur Mutter, aus deren reinstem Geblüte, gleichsam als auserlesensten Blüthensafte er durch Vermittlung jener wundersam-künstlichen Biene, — des heiligen Geistes, empfangen werden wollte.

Entnimm daraus, mein Christ, für dich die Lehre, mit welcher Gewissensreinheit und Keuschheit du zur heiligen Kommunion gehen sollst. Denn der nämliche Heiland, welcher einen selbst vom ehelichen Zusammenleben wissenden Mutterschooß verschmähte, — wird er nicht noch weit mehr ein unzüchtiges und von anderem Sündenschmutz verunreinigtes Herz als Wohnung verabscheuen?

Schluß.

Andächtige Zuhörer! Wir haben nunmehr die Erklärung der seligsten Jungfrau auf die Ansprache des Erzengels bei der Verkündigung des Geheimnisses der göttlichen Mutterschaft Wort für Wort betrachtet, und in ihr eine Menge vortrefflicher Tugenden, namentlich eine unvergleichliche Bereitwilligkeit zur Befolgung göttlicher Anordnungen, eine tiefe Demuth, eine preiswürdige Schweigsamkeit, ein unerschütterliches Gottvertrauen, einen felsenfesten Glauben und eine besondere Liebe zur Herzensreinheit gefunden, — Tugenden, welche uns überhaupt zum Vorbilde dienen können und sollen, die wir aber insbesondere uns anzueignen haben, wenn wir zur heiligen Kommunion gehen; da wir hier den nämlichen Gott mit seiner ganzen Wesenheit in unsere Seele aufnehmen, welcher heute auf Mariens Jawort in ihren jungfräulichen Mutterschooß gestiegen, um mit der menschlichen Natur bekleidet, das große Werk der Erlösung zu vollbringen, wofür ihm Lob und Dank gesagt sei in alle Ewigkeit. Amen.

Predigt auf den Charfreitag.

Thema: Christus in Mitte zweier Schächer gekreuzigt.

Eintheilung.

1) Zwei Räuber wurden zugleich mit dem Herrn gekreuzigt.
2) Jesus ward in die Mitte gesetzt.

Text: Matth. XXVII, 38. „Mit ihm wurden zwei Räuber gekreuzigt, einer zur Rechten, der Andere zur Linken."

Eingang.

Gar sehr erstaunte der Prophet Habakuk, als er im Geiste die Geburt Christi voraussah. Wir lesen nämlich (nach der Septuaginta) bei ihm (3, 2.) folgende Stelle: „Ich habe erschaut deine Werke, o Herr und ward bestürzt; in Mitte zweier Thiere wirst du erkannt." — Wenn nun der Prophet schon darüber bestürzt war, daß er den Herrn im Geiste zwischen zwei Thieren in der Krippe liegen sah, um wie viel mehr hätte er nicht verhofft sein und in Bestürzung gerathen müssen, wenn er den Herrn am Kreuze in Mitte zweier Raubmörder würde gesehen haben? Hieher also, geliebte Zuhörer, hieher wendet euere Blicke! Sehet: — Christus gekreuzigt zwischen zwei Mördern. Sehet her und erstaunet! Gewiß ihr seid stumm, betroffen und bestürzt hierüber. Dies sei denn mein

Vortrag.

Christus in Mitte zweier Schächer gekreuzigt.

Gehen wir hin und betrachten wir diese große Erscheinung! Ein doppeltes macht uns betroffen. Wir fragen uns: —

1) Warum wurde Christus in **Gesellschaft** zweier Mörder gekreuzigt?

2) Warum kam Christus in **Mitte** der beiden Schächer zu stehen?

Dies der Gegenstand unserer Betrachtung.

Erster Punkt.

Warum wurde Christus in **Gesellschaft** zweier Mörder gekreuzigt?

1) Vor Allem war dieses der Befehl des Pilatus, der es vielleicht auf Anstiften der Juden that, vielleicht auch aus eigenem Antriebe. Von Seite des Pilatus geschah es wol in keiner anderen Absicht, als damit es nicht den Anschein gewinne, als habe er einen Unschuldigen gekreuzigt. Die Juden thaten es wol deswegen, um dem Herrn die größtmöglichste Schmach und Beleidigung zuzufügen. So erfüllte sich denn das Wort der hl. Schrift: Er ist zu den Gottlosen gezählt worden.— Wer von uns kann künftighin nach diesem Vorgange Jesu, der in Wort und Werk den letzten Platz einzunehmen sich nicht weigerte, es für unerträglich halten, zurückgesetzt, an den letzten Platz gestellt, ja selbst verkauft zu werden?

2) Sodann geschah es aber auch nach dem Willen und Rathschlusse Gottes des Vaters, der in derselben Art und Weise Christus verherrlichen wollte, in welcher die Juden den Herrn zu verdemüthigen und der Schande Preis zu geben bestrebt waren. Zuvor galt das Kreuz als die schmählichste Todesart, die über Niemanden verhängt wurde, außer über Räuber und Mörder. Nachfolgends aber, nachdem der an's Kreuz geheftete Messias in der Welt einen Ruhm erlangte, wie kein Anderer, ward auch dem Kreuze eine Ehre sonder Gleichen zu Theil. Es thronte das Kreuz auf den Kronen der Könige und Kaiser und war die Krone dieser Kronen. Diejenigen, die nun dem Kreuze anhangen, sind nicht mehr Genossen von Räubern und

Mördern, sondern Miterben Jesu Christi, Kinder Gottes, dem Herrn desto inniger verbunden, je näher sie dem Kreuze stehen. „Sokrates," sagt Seneka, „als er das Gefängniß betrat, nahm diesem seine Schmach. Der Ort, wo Sokrates sich befand, kann unmöglich mehr für einen Kerker angesehen werden." Um so mehr gilt dieses von dem Kreuze, daran der Heiland geheftet ward. Deshalb rechnete es sich Kaiser Heraklius zur größten Ehre, das Kreuz dahin auf seinen Schultern zu tragen, wohin es ihm Christus, der König des Himmels, vorangetragen hatte. Mit Christus gekreuziget zu werden, das war der höchste Wunsch der hl. Martyrer, selbst solcher aus den höchsten und allerhöchsten Ständen.

3) Endlich lag es auch im Wunsche Christi selbst in Mitte der Sünder zu sterben; war er ja doch vom Himmel herabgestiegen, um die Sünder, durch den Verkehr mit ihnen, zu heiligen. Er lebte unter den Sündern die meiste Zeit hindurch, und so wollte er auch mitten unter den Sündern und für dieselben sterben. Zwei Gattungen von Sündern hingen am Kreuze, ein unbußfertiger und ein bußfertiger, beide die Repräsentanten aller Sünder auf Erden. So hingen denn ihm zu beiden Seiten die beiden Ursachen seines Todes. Wer anders hat den Herrn an's Kreuz geschlagen, als jener große Räuber der Gnade Gottes, jener Mörder seines Geschlechtes, jener Adam, unser Stammvater? Wer anders, als wir seine Nachkommen? So erscheint uns denn Christus unter den Räubern verweilend, einmal als jener Israelite, der auf dem Wege von Jerusalem nach Jericho unter die Räuber gerathen war, und zum andern, als jener barmherzige Samaritan, der dem Verwundeten wieder aufhalf. Unsere Sünden sind die Räuber, die den vom Himmel zur Erde herabgestiegenen Herrn verwundeten und tödteten. —

Zweiter Punkt.

Warum kam Christus in **Mitte** der beiden Schächer zu stehen?

„Sie kreuzigten ihn und zwei Andere mit ihm zu beiden Seiten, Jesum aber in der Mitte" (Joh. 19, 18.) —

1) Der Grund von Seite der Juden war der: sie wollten den Herrn hinstellen als einen Fürsten und Häuptling

von Räubern und Mördern. — Diesen Platz weist die Welt ihrem Wohlthäter an, dem Vater des Vaterlandes!

2) Das Kreuz Christi übertrifft aber auch alle anderen Kreuze und Folterqualen der hl. Martyrer. Es ist sonach der König der Marterwerkzeuge und steht demgemäß mit Recht in der Mitte. „Das Leiden Christi hat wol Nachahmer, aber nicht seines Gleichen," sagt der hl. Ambrosius (in Luc. l. 10. c. 29.). Denn es leidet nunmehr Niemand von solcher erhabenen Würde, Niemand aus solcher Liebe, Niemand mit solchem Muthe und gleicher Stärke, Niemand um dieser Sache willen, Niemand von so großer Unschuld. Der Eine, wie der verstockte Räuber leidet um der Welt willen; der Andere leidet um Gottes willen; Christus allein litt als Gott um der Menschheit willen.

3) Endlich nahm Christus die Mitte ein als Mittler des Menschengeschlechtes.

a) Er ist der Eckstein, welcher zwischen zwei Seitenwänden stehend dieselben verbindet: er ist es, welcher Judenthum und Heidenthum im Glauben an das Kreuz zu einem Volke vereinigt. — Als die Kundschafter im Lande Kanaan die riesige Traube ihrem Volke überbrachten, trugen sie dieselbe so, daß sie an einer Stange befestigt, in die Mitte zu hangen kam. Die beiden Ende der Stange lagen auf den Schultern zweier Männer, von denen der eine vorausschritt und der andere ihm folgte. Diese Traube war ein Sinnbild Christi, wie schon das Hohelied bezeichnet (1, 13.): „Mein Geliebter ist mir wie eine Cypern-Traube." Das Holz, woran diese Traube hing, sinnbildete das Kreuz. Weiter sagt nun der hl. Augustinus hierüber folgendes: „Die beiden Männer, welche die Stange, woran die Traube befestigt war, trugen, sind ein Symbol des jüdischen und christlichen Volkes..... Das jüdische Volk, als das ältere, schreitet dem christlichen Volke, als dem späteren, voran. Der Israelite hat seinem Heil den Rücken zugekehrt; der Christ hat es vor Augen. Hier Gehorsam (Nachfolge), dort Verachtung" (ser. 100. de temp.). Der verstockte Schächer sinnbildet sonach gleichfalls das jüdische Volk, das Christum den Rücken kehrt und lästert. Der reuige Schächer dagegen ist ein Symbol des Heidenthums, das sich dem Herrn in die Arme wirft, ihn anbetet und bekennt.

b) Aber auch in seiner Eigenschaft als Erlöser steht Christus in der Mitte. Nach beiden Seiten hin bietet er das

Heil an, sowol denen, die es annehmen, als jenen, die es verschmähen, den reuigen wie den verstockten, beiden gleichmäßig. Wie ein Wohlthäter, so steht Christus in Mitte derer, die er mit seinen Gaben bedenken möchte. Allen verleiht er die ausreichende Gnade, um selig werden zu können, dem verrätherischen Judas keine geringere als seinen Aposteln und Jüngern auch.

c) Und steht Christus denn nicht auch deßhalb mit Recht in der Mitte, weil er der Lehrer der Menschheit ist? Wie ein Prediger hat er mitten unter seinem Volke Platz genommen und spricht jene sieben Worte von der Kanzel des Kreuzes herab, die eben so viele Gegengifte sind gegen das Gift der sieben Hauptsünden, wie ich euch schon früher dieses dargethan habe*). Ja, diese sieben Worte, gesprochen am Kreuze, bilden das vorzüglichste Lehrbuch der ganzen christlichen Lehrweisheit und Tugend; sie lehren uns eindringlichst Liebe, Geduld, Verachtung der Welt, Armuth, Gehorsam, Demuth, Liebe gegen Gott und Aeltern, Feindesliebe, Standhaftigkeit, Stillschweigen, Gebet, Fluch und Haß der Sünde. So erscheint uns denn Christus mit Recht in der Mitte als Lehrer der Weisheit und christlichen Vollkommenheit. Von Christus gilt, was geschrieben steht (2. Kön. 23, 8.): „Der Stuhlmeister, der Weiseste, der Erste unter den Dreien, er war wie das zarteste Holzwürmlein." Denn in der That war unter den drei Gekreuzigten Christus der Lehrer, der Fürst der Weisesten aller Zeiten; und, obgleich von Ansehen gering und unscheinlich, wie ein Würmlein im Holze, dem Leibe nach, hat er doch mit seinem göttlichen Munde das Kreuz gleichsam zernagt, d. h. er hat es als Todesstrafe, als entehrendes Holz vollständig vernichtet, verherrlicht das, was früher verachtet war, und wünschenswerth gemacht, was man früher hassenswürdig gefunden hatte. Vom Kreuze herab hat er der Menschen Herz erschüttert und mit ihm Himmel und Erde.

d) Endlich nimmt Christus die Mitte ein als künftiger Weltenrichter. Ein Vorspiel jenes Weltgerichtes erkennen wir schon darin, daß der Herr den bußfertigen Schächer das Paradies zusprach, während er den verstockten verließ. Jener befand sich ihm zur Rechten, dieser zur Linken; und so wird es auch einst am jüngsten Tage sein. Der hl. Augustinus sagt hierüber folgendes: „Das Kreuz wurde zum Richterstuhle. In der

---

*) Vergl. Predigten des P. M. Faber S. J. II. Jahrgang, 3. Band, S. 88. Paderborn, Verlag von Ferd. Schöningh. 1863.

Mitte der Richter. Freigesprochen der eine Schächer, der da glaubte. Verurtheilt der andere, der den Herrn beleidigt hatte. Wir gewahren hier das Sinnbild dessen, was sich einst mit den Lebenden und Todten zutragen wird. Die Einen (die Guten) werden rechts, die Anderen (die Verworfenen) links zu stehen kommen" (tract. 31. in Joan.). Etwas Aehnliches lesen wir schon von Joseph, der im Gefängnisse zwischen zweien in Ungnade Gefallenen saß, dem Mundschenken und dem Mundbäcker des Königs von Aegypten, von denen gleichfalls der eine zu Gnaden wieder aufgenommen ward, indeß der andere dem Tode anheimfiel (1. Mos. 40.). Sehet da ein Vorbild des letzten Gerichtes, von dem der Herr bei Matthäus (24, 40.) sagt: „Alldann werden Zwei auf dem Felde sein; der Eine wird aufgenommen, der Andere zurückgelassen werden." Und ebenda (25, 32.): „Er (Christus) wird sie von einander sondern, wie ein Hirt die Schafe von den Böcken sondert." Und weiter (ebend. 25. 33.): „Stellen wird er die Schafe zu seiner Rechten, die Böcke aber zu seiner Linken."

Schluß.

Nehmen wir, Geliebte, vom Kreuze heute diese Lehre mit, gleich dem reuigen Schächer uns das Paradies zu erwerben! Stehen wir gleich ihm auf der rechten Seite, wandeln wir den rechten Weg, seien wir unter den Schäflein der Heerde Christi! Und wann sind wir das? Wenn wir mit dem reuigen Schächer uns in rechter und richtiger Weise betragen gegen Gott, gegen den Nächsten und gegen uns selbst. Sehet, der reuige Schächer gibt Christus dem Herrn die ihm gebührende Ehre, erkennt dessen Unschuld und königliche Macht im Jenseits an. Gegen seinen Nächsten erweist er sich liebevoll, zeigt dem irrenden Mitbruder und Mitgekreuzigten den rechten Weg, bemüht, ihn für das ewige Leben zu gewinnen, und verhebt ihm seine sündhaften Lästerworte. Sich selbst aber klagt er der Sünde an, ist zerknirscht und bekennt mit Ergebung ein, daß er gerechte Strafe leide. Und so hörte er denn auch das süße Wort: „Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein" (Luk. 23, 43.). — Wir aber wollen hierin dem reuigen Missethäter gleich werden, wir wollen ihn hierin nachahmen, damit auch wir dermal einst zur Rechten Christi stehen, — auf Seite der Schäflein des Herrn! Amen.

Predigt auf den Ostermontag.

Thema: Ursachen des Rückfalles und Mittel dagegen.

Eintheilung.

Die vorzüglichsten Ursachen des Rückfalles in die Sünde sind:

I. Verwegenheit und zu großes Vertrauen auf sich selbst.
II. Mangelhaftigkeit des Vorsatzes.
III. Freude an der Sünde.
IV. Trägheit in Uebung guter Werke.
V. Gewohnheit im Sündigen.

Text: Luk. XXIV, 29. „Herr, bleibe bei uns, denn der Tag geht zur Rüste!“

Eingang.

Die heiligen Väter werfen die Frage auf, warum der Herr heute sich gestellt habe, als beabsichtige er noch weiter zu gehen, zumal die Verstellung und Täuschung doch meistentheils mit dem Betruge und der Lüge in der That ganz eines ist. Der hl. Thomas von Aquin (22. qu. III. ar. 1. ad. 1.) erklärt diesen Vorgang nicht als thatsächliche Lüge, sondern will in demselben ein Geheimniß, eine versteckte Wahrheit und Lehre bemerken. Je nachdem der Glaube seiner Schüler und Jünger sich von ihm entfernte, entfernte auch Christus sich von ihnen. Gleicher Ansicht ist auch der hl. Gregorius (hom. 23.), welcher sagt: „Wie sie

sich in ihrem Herzen zu ihm verhielten, also verhielt auch er sich zu ihnen.“ —

Ein Gleiches trägt sich auch heutzutage noch unter uns zu, und zwar zur österlichen Zeit. Gibt es nicht Viele, welche in der hl. Communion kaum mit Christus vereinigt alsbald wieder sich von ihm entfernen und nach Emaus sich begeben, d. h. zu deutsch: zu dem Volke der Verworfenen, zu den Sitzen der Gottlosen? Wer könnte es leugnen? Nur zu groß ist die Zahl derjenigen, welche sofort nach ihrer österlichen Communion wiederum auf Abwege gerathen und sich vom rechten Wege aus der hl. Stadt Gottes entfernen. Und so sehen wir denn leider nur zu oft, wie der Herr diese Rückfälligen mit seiner Gegenwart und Gnade zu verlassen, mit Recht zu verlassen sich anschickt.

O, mir wird bange, wenn ich daran denke? Was sind wir denn auch ohne Jesus? Was können wir noch ohne ihn? Was haben wir, wenn ihn nicht? Müssen wir nicht mit jenen Jüngern ohne Unterlaß ausrufen und bitten? „Herr, bleibe bei uns, denn der Tag geht zur Rüste!“ Wenn du zurückweichest, geht unsere Sonne der Gerechtigkeit unter! Es erlischt das Licht unserer Augen, es weicht von uns die wahre Freude, wenn du von uns gehest!

Vortrag.

Untersuchen wir daher die Ursachen, warum so Viele sich wieder von Christus entfernen, **die Ursachen des Rückfalles,** in Folge dessen auch Christus uns verläßt, und lernen wir **die Mittel kennen, dem Rückfalle vorzubeugen,** um Christus bei uns zu behalten.

Erster Punkt.

Verwegenheit und zu großes Vertrauen auf sich selbst.

Das ist zu allererst die Ursache unseres Rückfalles. Nehmen wir ein Gleichniß von denen, welche auf dem Wege der Genesung sich befinden. Sehet, da liegt ein Fieberkranker! Das Fieber hat ihn auf einen oder zwei Tage verlassen; sogleich sagt er: Nun darf ich wieder essen und trinken, bis ich satt bin. Der Verwegene thut es und die Krankheit kehrt heftiger zurück, als zuvor;

denn er hatte ja noch nicht seine ursprünglichen Kräfte wieder erlangt; die Folge davon zeigt sich, er wird kränker und kränker, schwächer und schwächer und stirbt.

Ganz dasselbe ereignet sich auch mit jenen, welche nach Empfang der österlichen Sakramente sich schon für vollkommen erstarkt und genesen erachten, ohne zu bedenken, daß durch das hl. Sakrament der Buße die Wurzeln der Sünde, die bösen Gewohnheiten, die unordentlichen Affekte u. dergl. durchaus nicht entfernt werden. Indem sich also derlei vermessene Leute zu viel zutrauen, ihre früheren Bestrebungen wieder aufnehmen und abermals den sündhaften Gelegenheiten nachgehen, fallen dieselben in die alten Laster und Sünden zurück. Wie die Israeliten, obgleich dem Lande der Aegypter entkommen, dennoch an Feinden nichts verloren, indem sie von den Philistern beständig befehdet wurden: so bleiben auch im Menschen die bösen Neigungen und Triebe zurück, obschon er sich seiner Sünden durch die Buße erledigt hat; wir haben nämlich ein schwaches, verderbtes Fleisch, eine lockende Welt und den uns nachstellenden Satan zu geschwornen Feinden, die über uns herrschen wollen.

Gegenmittel. Was aber ist dagegen zu thun? Traue dir nicht zu viel, mein Christ, bleibe vielmehr in der Furcht des Herrn! Setze dich nicht vermessener Weise bösen Gelegenheiten aus, sei deiner früheren Fehltritte, deines schweren Sturzes unausgesetzt eingedenk und bitte Gott inständig mit den Jüngern des heutigen Evangelium: „Herr, bleibe bei uns!“ Durch diese Bitte bewogen verblieb der Herr ja auch in der That bei ihnen, und erhielten sie sich denselben dadurch, daß er sie nicht nur nicht verließ, sondern vielmehr Einkehr bei ihnen nahm. Das Gebet also ist es, das den Herrn bei uns erhält.

Zweiter Punkt.

Mangelhaftigkeit des Vorsatzes.

Der Vorsatz des Rückfälligen war oft nicht ernst genug; daher diese Erscheinung. Wie eine Mauer, bei der man schlechten Cement verwendet, einen Mörtel, dem die hinreichende Masse Kalk abgeht, oder einen Lehm, dem keine Spreu beigemischt ist, alsbald wieder zusammenstürzt, umgeworfen vom kleinsten Sturme: also fallen auch diejenigen wiederum zu Boden, d. h. in die Sünde, die es am ernsten Vorsatze mangeln ließen, die einen nur äußerlichen Vorsatz hatten. Der ernstliche Wille, sich zu

bessern, ist eine starke Mauer, welche die Sünde abhält. Der Vorsatz mit dem Munde dagegen ist nichts weniger als ein Basaltriegel, sondern ein schwaches Mäuerlein, umgestürzt vom nächsten, besten Winde. Eine solche Scheidewand zwischen dem Sünder und der Sünde frommt zu Nichts. Deshalb lesen wir bei Ezechiel (13, 11.): „Sprich zu denen, welche (die Mauer) bestreichen mit Tünche, daß es abfallen werde; denn fluthender Regen wird kommen.“ Die Erfahrung bestätigt es. Diejenigen, welche den Tanz, das Spiel ernstlich zu meiden geloben und verschwören, bleiben standhaft; nicht so jene, welche sich nur ganz leichthin vornehmen, die Sünde zu meiden.

Gegenmittel. — Was beginnen? Erneuerung und Befestigung des Vorsatzes, das ist es, was Noth thut. Wir müssen sprechen können mit David (Ps. 118, 106.): „Ich habe geschworen und bestimmt, Acht zu haben auf die Gerichte deiner Gerechtigkeit.“ Betrachtet die Gewichtsteine einer Uhr: stets ziehen sie zur Erde herab und bringen, wenn sie endlich den Boden berühren, das Uhrwerk selbst zum Stillstande; deshalb müssen die Gewichte des Tages ein- bis zweimal in die Höhe gezogen werden. Auf gleiche Weise bedürfen auch wir der Erneuerung erhebender Vorsätze, der Emporrichtung unseres Geistes und Willens zur Tugend; denn das lastende Gewicht der Begierlichkeit des Fleisches drückt unausgesetzt den Menschen zum Irdischen darnieder. Mit Recht ermahnt uns deshalb Bonaventura, so oft die Stunde schlägt, unsere guten Vorsätze zu erneuen. — Wenn der Löwe ergrimmt ist, peitscht er mit dem Schweife den Boden; ist der dagegen besänftigt, so schlägt er den eigenen Rücken, gleichsam um sich zu züchtigen für den Zorn, und um den Ingrimm in sich niederzuhalten. Gleiches zu thun, räth uns David (Ps. 4, 5.): „Ihr zürnet — wollet doch nicht sündigen! Was ihr in euerem Herzen sprechet, das bereuet auf eueren Lagerstätten.“ D. h. sobald in euerem Innern böse Gedanken, rebellische Neigungen erstehen, zürnet euerer verkehrten Natur (nach der Erkl. Bellarmins), und gelobet euch, nicht zu sündigen. Habt ihr aber gefehlt, so bessert euch sofort zu Hause und beobachtet das hl. Stillschweigen, weinet, wehklaget leise, züchtiget euch und stehet auf zur Besserung.

Dritter Punkt.

Freude an der Sünde.

Die einmal verkostete Sünde lockt den Menschen zu wiederholtem Genusse an. Es gibt keine Krankheit des Leibes, die wir

nicht hassen. Nicht so verhält es sich mit den Krankheiten der Seele, die, während jene den Menschen peinigen, ihn ergötzen. Darum schreibt schon Seneka hierüber folgendes (ep. 98.): „Was so Viele unverbesserlich macht, ist, daß . . . . die Fehler unseres Lebens uns Vergnügen bereiten.“ Dies gewahren wir an den Israeliten. Gewöhnt an die in Aegypten genossenen Fleischspeisen, sehnten sich dieselben in der Wüste zurück nach der alten Sklaverei (vergl. IV. Mos. 11, 4—6.). Ueber diesen Vorgang schreibt Oleaster: „Das größte Uebel ist, daß der Mensch das, was ihm schädlich ist, einmal als süß verkostet hat. Daran leiden nämlich die Wiedererstandenen am meisten, daß sie das dem Laster vorhergehende Andenken an frühere Laster nicht aus ihrer Brust vertreiben. Das Böse haben nämlich die Laster an sich: den, welchem sie durch ihre Gegenwart nichts anhaben können, verwunden sie durch die Erinnerung. Deshalb, o Mann Gottes, arbeite dahin, daß, wenn es noch möglich ist, du nichts dergleichen verkostest, damit du nicht, wenn du nachgehends zur besseren Einsicht gelangest, mit diesen verlarvten Feinden zu ringen hast.

Gegenmittel. — Was aber anfangen, wenn diese augenblickliche Süßigkeit der Sünde bereits verkostet worden ist? Stelle einen Wächter zwischen dich und die Sünde. Die Furcht Gottes wird dich beschirmen. Gedenke des Todes und letzten Gerichtes. Dieser Gedanke sei der Engel mit dem flammenden Schwerte, den Gott nicht umsonst vor das Paradies gesetzt hat, aus dem uns der Genuß der Sünde vertrieben. „Die Furcht Gottes vertreibt die Sünde“, sagt der hl. Geist (Sir. 1, 27.). Die Furcht des Herrn also sei die Wächterin euch. Aber eine Wächterin muß auch in der That wachen. Die am Grabe Christi aufgestellten Wächter gaben vor, geschlafen zu haben und auf diese Weise sei ihnen Jesus entkommen. Auch die Pförtnerin des Isboseth war schuld an der Ermordung ihres Herrn, da sie schlief, wo sie doch wachen sollte (vergl. II. Kön. 4, 5—7.). Wache daher ein Jeder in der Furcht des Herrn, und bringe sich in Erinnerung vor allen Dingen den Tod und seine Nähe! Denn schon will es Abend werden und hat der Tag sich geneigt. Sodann lasset uns eingedenk sein des strengen Gerichtes und des Richters selbst! Steigen wir im Geiste hinab in die Hölle mit ihren hochaufschlagenden Flammenwogen! Hat sich doch Gott selbst der Gegenmittel bedient, um die Juden vom Götzendienste abzuschrecken. Rings hat er sie mit Dornen, d. h. mit Feinden, Aengsten und Nöthen umzäunt. Der beste Zaun waren für sie die feindlichen Könige der Assyrier Phul, Teglathphalasar und Salmanasar. Dergleichen Dornenzaun für uns ist die Furcht und der Gedanke an Tod, Gericht und Hölle. Breiten wir nur diese Dornen zu einem

Zaune aus, und zwar durch eingehende Betrachtung dieser Dinge. Erwägen wir sodann die dem kurzen Vergnügen der Sünde folgenden Schäden und Nachtheile; wie die Trunksucht einen siechen Körper verleiht und den Tod herbeiruft; wie die Wollust ekelhafte Seuchen erzeugt; wie das Spiel an den Bettelstab bringt, die ihm fröhnen, und wie ewiger Untergang der letzte Lohn der Sünde bleibt.

Vierter Punkt.

Trägheit in Uebung guter Werke.

Deshalb pflegt der ausgetriebene böse Geist so gerne wieder zurückzukehren in das verlassene Haus, weil er es **leer** findet an guten Werken, Tugendübungen und dergleichen. Man sagt nämlich von einem Hause, daß es leer steht oder feiert, wenn es unbewohnt und sich selbst überlassen ist. Alsdann aber geräth es auch viel leichter in ruinösen Zustand, es wird, weil nichts an demselben geschieht, baufällig und stürzt nach und nach in sich selbst zusammen. Dasselbe ereignet sich, wenn Alle, die darin wohnen, müssig gehen und um das Haus und die etwa hervortretenden Gebrechen sich nicht bekümmern. Ein Gleiches gewahren wir an denen, die sich dem Müssiggange, der geistigen Trägheit, dem Seelenschlafe ergeben, und anstatt nach Empfang des hl. Bußsakramentes thätig zu sein, der Ruhe pflegen. Solche Menschen öffnen dem bösen Geiste gleichsam selbst die Fenster, durch die er einsteigen könne. Gab sich ja auch Christus im heutigen Evangelium den Anschein, als wolle er sich von den Jüngern trennen, nachdem sie aufgehört hatten über geistliche Dinge zu sprechen. Hiedurch wollte er uns sicherlich unterweisen, daß dort, wo die Uebung guter Werke schwinde, auch die Gnade Gottes nicht lange mehr verweilen werde.

Gegenmittel. — Vor allen Dingen also verrichte man nach der Bekehrung gute Werke und übe sich in der Tugend. Der von seiner Gicht Geheilte muß, um zum vollen Gebrauche seiner Glieder zu gelangen, sich neuerdings im Gehen und Sichbewegen üben; dasselbe wird von dem gefordert, der von der Sünde genesen ist. Die Uebung und Pflege guter Werke ist es, die ihm die vorige Stärke und geistige Energie wieder verleiht. Derlei Uebungen sind: Häufiger Empfang der hl. Sakramente, fleißige Anhörung des Wortes Gottes, emsige Pflege der Schriften weiser und gelehrter Männer, öftere Unterredung mit frommen Männern

über geistliche Dinge, z. B. über das Leiden und Sterben Christi; sodann Vergegenwärtigung der Nähe Gottes, Lesung guter Bücher, um sich daraus ein oder das andere Gegengift und Heilmittel anzueignen u. dergl. Darauf deutete schon Christus hin, als er dem geheilten Gichtbrüchigen zurief: „Steh' auf, nimm dein Bett und gehe!" (Joh. 5, 8.) Und an einer andern Stelle: „Steh' auf, nimm dein Bett und gehe nach Hause!" (Matth. 9, 6.) das will heißen: Schreite fort von Tugend zu Tugend, bis du kommst in dein Haus, das Haus Gottes, das Haus des Himmels, deine Heimath. Hiezu wird der Kranke geheilt: daß er gehe, sich bewege, rührig, thätig sei und arbeite; nicht aber um müssig zu bleiben. „So," lehrt der hl. Augustinus (epist. 108.), „so heilt auch der himmlische Seelenarzt unsere Gebrechen, nicht nur, daß wir fortan von denselben frei seien, sondern auch in der Absicht, daß wir in Zukunft fortschreiten mögen auf dem rechten Wege."

Fünfter Punkt.

Gewohnheit im Sündigen.

Die Gewohnheit zu sündigen ist eine Art Höcker oder eine Art Last, die der Gewohnheitssünder beständig mit sich herumträgt und die ihn zu Boden drückt, obgleich er sich von Zeit zu Zeit aufzurichten bestrebt ist. Sie gleicht einem reißenden Strome, der den Schwimmenden mit sich fortnimmt, wenn er nicht unausgesetzt stromaufwärts schwimmt. — Der hl. Anselmus (l. de similitudine c. 189.) bedient sich eines schönen Gleichnisses von einem Knaben, der ein Vögelein am Faden hält und dasselbe zwar dahin und dorthin fliegen läßt, aber ohne ihm völlig die Freiheit zu geben, indem er es alsbald wieder an sich zieht. „Gleich diesem Knaben," fährt der Heilige fort, „spielt auch Satan mit den Sündern, die er in seinen Schlingen hält und in dieses oder jenes Laster hinabzieht, wie eben er will. Es gibt nämlich nicht wenige Geizige, Trunkenbolde und Lüstlinge, welche den Vorsatz haben, dem Geize, dem Trunke, der Wohllust zu entsagen; sie glauben, wie der Vogel frei zu sein und hingehen zu können, wohin es ihnen beliebt; da sie aber in ihre alte Gewohnheit ganz verstrickt sind, so hält sie der böse Feind wie an einem Faden, und unwillig fallen sie wieder zurück in die alten Laster. Es trägt sich dieses nur zu häufig zu, und dergleichen Leute werden nur mittelst großer Anstrengungen frei, und mit Hülfe der Gnade Gottes, welche das fesselnde Seil der bösen Gewohnheit mit Ge-

walt zerreißt.“ Das erfuhren die Israeliten an sich selber, die wegen der langjährigen Gewohnheit, mit den Aegyptern zusammenzuwohnen, Aegypten lange nicht vergessen konnten und stets auf dasselbe zurückblickten, wie auch das Weib des Lot nach Sodoma zurückschaute. Vergebens wirst du das Schwein mit ausgesuchter, feiner Speise zu ernähren suchen, vergebens wirst du dasselbe reinlich betten wollen; stets wird es sich wieder im Kothe wälzen, den es gewöhnt ist. Dasselbe steht von den Menschen zu gewärtigen, welchen die Gewohnheit zu sündigen zur andern Natur geworden sind.

Gegenmittel. — Was dagegen zu thun? Gibt es kein Mittel, welches dawider hilft? Allerdings! Mit der Gnade Gottes kann man auch der bösen Gewohnheit widerstehen. Deshalb rathe ich dem Gewohnheitssünder folgende Mittel ernst und eindringlichst an. Vor Allem mußt du beten, zu Gott beten, wie Augustinus that: „Herr, wirke, was du befiehlst, und dann, befiehl immerhin, was du willst!“ Hiedurch hat der hl. Augustinus (vergl. l. 1. Conf. c. 1.) gleichfalls die eiserne Kette der sündigen Gewohnheit zerrissen. Bete sodann häufig mit den Worten der Jünger im heutigen Evangelium: „Herr, bleibe bei uns!“ Wird ja doch Gott dadurch, daß wir unaufhörlich bei ihm anklopfen, gleichsam wie durch einen Vertrag gebunden, uns beizustehen und zu helfen. — Sodann setze deinem Laster die ihm gerade entgegenstehende Tugend entgegen: der Völlerei das Fasten, dem Geize das Almosengeben, der Unreinigkeit die Flucht der Sünde; vertreibe die böse Lust mittelst der Geißel und des härenen Bußgewandes u. s. w. Endlich empfange fleißig das hl. Sakrament der Buße und des Altares. Wenn der König Mithridates dadurch, daß er täglich eine kleine Gabe Gift genoß, sich an das Gift so gewöhnte, daß dieses ihm endlich gar nichts mehr schadete, was er beabsichtigt hatte (cfr. Plinius l. 25. c. 2.): warum sollte der Mensch durch den häufigen Genuß des hl. Altarssakramentes, sowie durch den öfteren Gebrauch des hl. Sakramentes der Buße es nicht dahin bringen, daß diese Gewohnheit ihm zu einem Gegengifte werde, daß er den alten Gewohnheitsmenschen ausziehe und einen neuen an, daß er die böse Gewohnheit mittelst guter Gewoheiten vertreibe? — Wir lesen, daß die Jünger den Herrn erst erkannt haben, als er das Brod brach; erst da gingen ihnen die Augen auf. So haben denn auch wir die frohe Hoffnung, daß die Blindheit des Geistes weiche, und die ohnmächtige Schwäche, die eine Folge der bösen Gewohnheit ist, fliehe, wenn wir uns dieses Gegengiftes bedienen; daß nämlich auch uns die Augen aufgehen werden, wenn uns der Herr das eucharistische Brod bricht.

Schluß.

Lasset uns deshalb, geliebte Zuhörer, nicht den unvernünftigen Thieren gleichen, die oft in dieselbe Grube zurückfallen, aus der man sie zuvor gezogen hat! Lasset uns nicht von Jerusalem, d. h. aus der hl. Stadt nach Emaus, d. i. in die Stadt der Verworfenen uns entfernen, damit Jesus Christ, unser Herr und Heiland, nicht von uns weiche und uns verlasse! Amen.

Predigt auf einen der Bitt-Tage des Herrn in der Kreuzwoche.

Thema: Die sieben Bitten des „Vater unser" ein Gegenmittel wider die sieben Hauptsünden.

Eintheilung.

I. Gegen die Hoffart beten wir in der ersten Bitte: „Geheilige werde dein Name."
II. Gegen den Geiz in der zweiten: „Zukomme uns dein Reich."
III. Gegen den Zorn in der dritten: „Dein Wille geschehe wie im Himmel, also auch auf Erden."
IV. Gegen die Unmäßigkeit in der vierten: „Unser tägliches Brod gib uns heute."
V. Gegen den Neid in der fünften: „Vergib uns unsere Schulden rc. rc."
VI. Gegen die Unkeuschheit in der sechsten: „Führe uns nicht in Versuchung."
VII. Gegen die Trägheit in der siebenten: „Sondern erlöse uns von dem Uebel."

Text: Matth. VI. 9. „Ihr sollt also beten: Vater unser, der du bist in den Himmeln!"

Eingang.

Andächtige! Der heilige Seher Johannes erzählt in seiner Offenbarung (13, 1. 3. 4.), er habe ein Thier mit sieben

Köpfen aus dem Meere aufsteigen sehen, welches die ganze Welt anstaunte und anbetete mit den Worten: „Wer ist dem Thiere gleich und wer wird mit ihm streiten können?“ — Wenn nicht dasselbe Thier, doch ihm ähnlich ist die Sünde, welche aus dem Meere dieser Welt aufsteigt, durch sieben Hauptvergehen Schrecken einflößt, fast die ganze Erde in Erstaunen setzt und zur Huldigung hinreißt. Doch wenn auch die gesammte Welt diesem Thiere nachläuft, von uns, Andächtige! sei es ferne, demselben nachzufolgen und Verehrung zu erzeigen; lasset uns vielmehr gegen dasselbe ankämpfen, denn es führt uns in die Abgründe der Hölle.

Doch „wer ist diesem Thiere gleich?“ sagen die Sünder, die ihm folgen, und „wer wird sich mit ihm in Kampf einlassen können?“ Wo sollen wir ein Schwert hernehmen, das scharf genug wäre, diesem Thiere seine sieben Köpfe abschlagen zu können? Ein solches Schwert gibt uns der Heiland in die Hand durch das Gebet, das er uns gelehrt hat, in welchem mittelst der sieben Bitten, so viel nämlich das Thier Köpfe hat, ebenso viele Hauptsünden bekämpft und abgeschnitten werden. Dieses Schwert hat Christus, der Meister in allen Künsten, selbst geschmiedet, so daß wir Grund zur Annahme haben, dasselbe sei schon durch jenes Schwert vorgebildet, womit David dem Goliath das Haupt abschlug, und welches er nachmals von dem Priester Achimelech begehrte mit den Worten: „Ein anderes ist nicht seines Gleichen, gib es mir!“ (I. Kön. 21, 9.)

Fast ganz auf dieselbe Weise erbaten sich die Jünger Christi von dem Herrn ein geistiges Schwert, indem sie sagten: „Herr! lehre uns beten.“ Und der Heiland antwortete: „So sollet ihr beten: „Vater unser, der du bist in den Himmeln 2c. 2c.“

Vortrag.

Lasset uns demnach, Andächtige, in gegenwärtiger Erbauungsstunde untersuchen, wie wir mit diesem Schwerte dem Höllendrachen seine sieben Köpfe abzuschlagen vermögen, oder **in wieferne die sieben Bitten des „Vater unser“ ein Gegenmittel sind wider die Hauptsünden.**

Der Handgriff an diesem geistigen Schwerte ist der Anfang des Gebetes unsers Herrn: „Vater unser, der du bist in den Himmeln!“ Wie man nämlich das Schwert beim Griffe nimmt, so stützt sich dieses Gebet auf das Vertrauen. Durch die Worte, die uns der Heiland in den Mund legt: „Va-

ter unser," will er uns andeuten, daß Gott als Vater uns erhören will; die Worte: „der du bist in den Himmeln", lehren uns, daß er uns auch erhören kann.

Erste Bitte.

„Geheiliget werde dein Name!" — gegen die Hoffart.

Der erste Kopf des Höllendrachen ist die Hoffart. Diese blendete und besiegte Lucifer, den obersten der Engel, sammt seinem Anhange, und stürzte ihn zur Hölle; ebenso den Pharao, Senacherib, Nabuchodonosor u. A. In ihrem Dünkel sprachen diese gleichsam: „Unser Name soll verherrlichet werden"; oder nach Art der Erbauer des babylonischen Thurmes: „Kommet, lasset uns eine Stadt und einen Thurm bauen, dessen Spitze bis an den Himmel reicht, und unseren Namen berühmt machen!" (I. Mos. 11, 4.) Sie wurden aber am Ende schmählich enttäuscht und beschämt.

Was sollen nun wir diesem Laster entgegnen? Die erste Bitte, die uns der Heiland lehrt: „Geheiligt werde dein Name!" was so ziemlich dasselbe ist, wie des heiligen Sängers Wort: „Nicht uns, o Herr! nicht uns, sondern deinem Namen gib die Ehre!" (Ps. 113, 9.) Denn Alles, was wir Gutes haben, hat Gott uns geschenkt. Gott ist es auch, der als erste Ursache alles Gute in uns wirkt; wir dagegen sind nur die untergeordnete Ursache, weil Gott uns nicht allein die natürlichen, sondern auch die übernatürlichen Kräfte, sowie die Hilfsmittel der Thätigkeit, seine Gnade und die Tugenden verleiht; weil der Herr uns zum Gutesthun anspornt, weil er mit uns gemeinschaftlich wirkt, und uns gewissermassen die Hand führt. Gebührt also nicht Ihm alle Ehre? Machten wir uns nicht eines Diebstahls schuldig, wenn wir uns diese Ehre zuschreiben wollten, die dem Herrn einzig und allein zusteht? — Sage mir doch, mein Freund! Gesetzt, ein Lehrer gebe einem Kinde Feder, Papier, Tinte, lehre es schreiben, führe ihm beim Schreiben selber die Hand, damit der Schüler ja recht schöne Züge mache: was meinst du? wessen Namen ist hier rühmend hervorzuheben und der Schrift voranzusetzen? nicht wahr, jener des Lehrers? — Oder wenn ein berühmter Maler ein schönes Bild anfertigt, meinst du, man müsse, weil er hiezu sich eines Pinsels bediente, unter das Gemälde die Worte setzen: Der Pinsel hat das Bild gemalt? — Ganz in derselben Weise bist auch du, wenn du dich irgendwie, sei es durch Würde, Wissenschaft, Wohlgestalt, Abkunft, Glücksgüter,

Tugend auszeichnest, wenn du etwas Tüchtiges, etwas Vorzügliches vorstellest, — du bist nur ein Schüler, ein Werkzeug; Gott hingegen ist der Urheber. Derjenige fügt sonach Gott eine Beleidigung zu, und begeht gewissermaßen einen Diebstahl an dem Herrn, welcher derlei Güter sich zuschreibt und seinen Namen ob derselben berühmt zu machen sucht. Denn gleichwie Putiphar von Aegypten all sein Hab und Gut dem Joseph überließ, nur sein Weib nicht (I. Mos. 39, 9.), so hat auch Gott uns seine Güter zwar verliehen, jedoch die Bedingung daran geknüpft, dieselben nicht uns zuzuschreiben, sondern seine Ehre unangetastet zu lassen, und bei all' unseren Gütern zu sprechen: „Dein Name soll geheiligt werden!" Denn Gott spricht selbst durch den Mund des Propheten Isaias (42, 8.): „Meine Ehre gebe ich keinem Anderen." — Dieses erkannte schon Python, jener Heide von Athen. Denn nachdem er den König Korys getödtet hatte, und wegen der glücklich gelieferten Schlacht gerühmt wurde, sagte er: „Den Göttern muß man Dank wissen, denn unter ihrer Urheberschaft ist dies geschehen. Ich selber habe nur meine Hand und Beihilfe dazu geliehen." Sehr vorsichtig verfuhr in dieser Beziehung auch Kaiser Karl V. Denn nachdem er die Protestanten in Deutschland überwunden hatte, sagte er nicht, wie Julius Cäsar, da dieser den Pharnaces im ersten Treffen besiegt hatte: „Ich kam, sah und siegte"; sondern: „Ich kam, sah, und Gott der Herr siegte." —

Durch solche Gesinnungs- und Handlungsweise ist sonach dem Höllen-Unthier das erste Haupt abgeschnitten.

Zweite Bitte.

„Zukomme uns dein Reich!" — gegen den **Geiz**.

Den zweiten Kopf des Höllendrachen bildet der Geiz. Dieses Laster hat den Judas zu Grunde gerichtet, ihn von der Höhe des Apostelamtes dem Strange überantwortet und zuletzt in die Hölle hinabgestürzt; eben dieser Geiz hat auch den reichen Prasser in die Hölle begraben; dieses Laster hat Ananias und Saphira mittelst eines plötzlichen Todes aus der Welt geschafft, und mit ihnen noch zahllose Andere. Alle diese von der Habsucht Angesteckten sprechen: das Reich der Welt möge uns zukommen; ja, wenn es in ihrer Willkühr gestanden, sie würden die Reichthümer dieser Welt lieber erwählt haben, als das Reich Gottes; ähnlich den Söhnen Ruben's und Gad's, welche ungemein reich an Viehheerden waren, und lieber diesseit des Jordan bleiben

als in das Land der Verheißung ziehen wollten, indem sie sagten: „Wir wollen nichts verlangen jenseit des Jordan, denn wir haben unser Besitzthum schon an der Seite gegen Morgen" (IV. Mos. 32, 19.).

Was sollen wir nun diesem Laster des Geizes entgegensetzen? — Die zweite Bitte des Vater unser: „Zukomme uns **dein** Reich!" oder wie der heilige Sänger (Ps. 72, 25.) spricht: „Was hab' ich in dem Himmel, und was verlange ich auf Erden?" Mit anderen Worten: Ich finde nichts Erschaffenes, was mich befriedigen könnte. Er gibt auch den Grund an, indem er sagt: „Mein Fleisch und mein Herz verschmachten," d. h. wohin und an welches geschaffene Ding ich immerhin mein Herz und mein Fleisch hängen mag, ich erkenne, daß es verschmachtet und vertrocknet. Eben darum „ist meines Herzens Gott und mein Antheil — Gott in Ewigkeit" (V. 26.); denn er allein ist mein Schatz und mein Erbe, mit ihm nur will ich immerdar mich zufrieden stellen.

Hieraus sehen wir, wie thöricht jene handeln, welche das Reich der Welt und dessen Schätze sich auserwählen, dagegen das Reich Gottes sich entgehen lassen und gar nicht darnach verlangen; gleich dem reichen Manne im Evangelium, welcher auf Erden seinen Trost suchte und erwartete. Aber er mußte das Wort des Herrn vernehmen: „Du Thor, noch in dieser Nacht wird man deine Seele dir abfordern; und dein Besitz — wem wird er gehören?" (Luc. 12, 20.) — Da wir wissen, daß das Reich dieser Welt sammt allen seinen Gütern unausbleiblich und in kürzester Zeit vergehen wird, und weil dasselbe, gesetzt auch, es ließe sich für immer erhalten, dennoch voll Sorgen und Armseligkeiten ist: welch' eine Thorheit wäre es nicht, das Reich der Himmel mit jenem vertauschen zu wollen? „Was nützt es doch den Menschen" — spricht die ewige Wahrheit selbst — „wenn er die ganze Welt gewinnt, aber an seiner Seele Schaden leidet?" (Matth. 16, 26.) — Erkaufe dir, wenn du kannst, o Reicher! mit deinen Schätzen und Reichthümern auch nur einen Stern am Himmel, oder auch nur ein einziges Tröpfchen des himmlischen Thaues! Jener reiche Prasser vermochte es nicht, bei all seinen Gütern sich in der Höllenqual bei all' seinen Gütern sich auch nur einen Tropfen Wasser zu verschaffen. — Vergleiche, mein Christ! nur einmal die Erde mit dem Himmel, wie unbedeutend ist sie! Gesetzt, die Erdkugel würde unter die Gestirne des Himmels versetzt und von Gott beleuchtet: wir würden sie hienieden kaum bemerken, so klein wäre sie. Deshalb rief der heilige Ignatius von Lojola bei Betrachtung des nächtlichen Himmels aus: „O wie ekelt mich die Erde an, wenn ich den Himmel anblicke!" — Wie ferner der heilige Apostel Paulus (Hebr. 11, 24.) bezeugt, sagte Moses,

nachdem er groß geworden, aus demselben Grunde nicht, daß er ein Sohn der Tochter des Pharao sei, weil er die Niedrigkeit um des Glaubens willen für größeren Reichthum, als die Schätze Aegyptens, ansah. Der gelehrte jüdische Geschichtschreiber Flavius Josephus berichtet (Alterth. 2. B. 5. K.), daß Moses noch als Kind, da er noch am königlichen Hofe als Sohn der Tochter Pharao's (Thermutis mit Namen) erzogen wurde, als ihm Pharao einst seinen königlichen Kopfschmuck aufgesetzt, diesen von seinem Haupte auf die Erde niedergeworfen und mit Füßen getreten habe. — Ebenso erzählt die Legende von dem heiligen Franziskus von Assisi, dieser Heilige habe, nachdem ihn sein Vater vor Gericht verklagt und enterbt hatte, weil er den Armen so ungeheueres Almosen gegeben, hierauf auch sein Gewand abgelegt, und seinem Vater Alles überlassen mit den Worten: „So habe ich für die Zukunft mehr Grund, zu beten: „„Vater unser, der du bist in den Himmeln!““

Dritte Bitte.

„Dein Wille geschehe wie im Himmel, so auch auf Erden“ — gegen den **Zorn.**

Der dritte Kopf der höllischen Schlange ist die dritte Hauptsünde: der Zorn. Dieses Laster hat den Kain, den Aman, den Antiochus und noch Andere in's Verderben gestürzt. — Die der Leidenschaft des Zorns Ergebenen sprechen alle: Mein Wille soll geschehen, indem sie dem Willen Gottes, welcher sich selbst die Vergeltung vorbehalten hat, entgegen, für die ihnen zugefügten Beleidigungen selbst Rache nehmen; wie die Israeliten thaten, welche trotz des von Moses erlassenen Verbotes, zur Bekämpfung des Feindes den Berg nicht zu ersteigen, von Zorn und Rachsucht verblendet dennoch hinaufzogen und deshalb von den feindlichen Völkern geschlagen wurden (IV. Mos. 14, 42. u. ff.). Nach den Worten des Weltapostels (Röm. 12, 19. Vgl. V. Mos. 32, 35.) spricht nämlich Gott der Herr: „Mein ist die Rache, Ich werde Vergeltung üben.“ Der Zornmüthige dagegen sagt: Nein, ich will vergelten!

Es entsteht nun die Frage: Wie soll dieses giftgeschwollene Haupt abgeschlagen werden? — Ich antworte: Durch die Worte der dritten Bitte im Vater unser: „**Dein** Wille geschehe!“ Hiemit will Christus sagen: Erforsche zuvor den Willen Gottes. Der Herr wird aber sprechen: „Die Rache steht mir zu.“ Dies Wort wird genügen, deinen Zorn zu beschwichtigen.

Wir können hier sogar von den Hunden ein Lehrstück nehmen. Wenn eines dieser Thiere ein anderes mit Wuth anfallen will, und sein Herr verweist es ihm nur mit einem einzigen Worte, so legt der Hund augenblicklich seinen Grimm ab. Ja sogar der Seesturm, der gegen das Schifflein raste, und seine Wogen peitschte, legte sich auf das Wort des Heilandes: „Schweige und verstumme! Und der Wind legte sich, und es ward eine große Stille," wie der heilige Marcus (3, 39.) berichtet. So spricht der Herr auch zu dir, du Zornmüthiger, wenn du auf Rache gegen deinen Mitmenschen sinnest: Beruhige dich, „schweige und verstumme;" — denn „mein ist die Rache." Der Prophet Isaias (23, 4.) ruft deshalb aus: „Erröthe, Sidon! spricht das Meer." Wenn selbst die unvernünftigen Dinge den Willen Gottes als ihres Gebieters befolgen, willst du dagegen, o Mensch, in deinem Zorne dem Allerhöchsten den Scepter entwinden, und dein eigener Richter sein? — Der Philosoph Athenodor gab (wie Plutarch erzählt) dem Kaiser Augustus beim Abschiede folgende schöne Lehre: Wenn dich, o Kaiser, der Zorn anwandelt, so sprich und thue nicht eher etwas, als bis du die vier und zwanzig Buchstaben des Alphabetes hergezählt hast. So nämlich glaubte der Weltweise am Besten den Jähzorn des Kaisers zu stillen.

Ein noch wirksameres Mittel zur Bezähmung des Zornes ist: sobald eine aufwallende Regung im Anzuge ist, zu Gott zu beten: „Dein Wille geschehe!" oder noch besser, erst das ganze Gebet des Herrn zu sprechen. Denn sobald du bedenkest, Gott stehe mit seinem Willen dir entgegen und behalte die Rache sich selbsten vor, so sollte es mich Wunder nehmen, wenn du dem Herrn geradezu entgegen handeln wolltest. Diese Ermahnung erhielten einstmals die Jünger Christi vor den Thoren von Samaria. Denn als sie darum, weil sie nicht eingelassen wurden, ausriefen: „Herr, wenn du willst, so sagen wir, daß Feuer vom Himmel falle und sie verzehre," antwortete der Heiland: „Ihr wisset nicht, wessen Geistes ihr seid!" (Luc. 9, 52. u. ff.) Desgleichen der heilige Petrus. Denn als dort im Garten der Apostel die Soldaten, welche Christum gefangen zu nehmen gekommen waren, mit dem Schwerte zu schlagen im Begriffe stand, vorher aber seinen göttlichen Meister fragte: „Herr, sollen wir mit dem Schwerte dareinschlagen?" mußte er vernehmen, wie der Heiland sprach: „Lasset davon ab!" (Luc. 22, 49. 51.) — Dasselbe sollen also auch wir erwägen. Bevor wir zürnen, sollen wir zuvor Gottes Ausspruch vernehmen; — und wir werden dem Zorne die Spitze abbrechen.

Vierte Bitte.

„Unser tägliches Brod gib uns heute" — gegen die Unmäßigkeit.

Als vierter Kopf an der Höllenschlange zeigt sich uns die Unmäßigkeit. Diese stürzte einstens unsere Stammältern, den Esau, den Holofernes, den reichen Prasser und heutzutage noch unzählige Gleichgesinnte, die sammt und sonders mit den lüsternen Israeliten sprechen: „Wer wird uns Fleisch zu essen geben? Wir gedenken noch der Fische, die wir in Aegypten umsonst aßen, und entsinnen uns der Kürbisse und Melonen ꝛc. ꝛc." (IV. Mos. 11, 4. 5.)

Als Gegenmittel wider dieses Laster dient uns das Gebet: „Unser tägliches Brod gib uns heute!" Mit diesen Worten will uns zwar der Heiland andere Speisen nicht verbieten; aber er will uns Mäßigkeit, Enthaltsamkeit und Zufriedenheit auch mit geringer Nahrung lehren. Denn was bedeutet „das tägliche Brod" sonst, als keine ausgesuchten Speisen? Wenn wir nun im Gebete des Herrn um nicht mehr, als um solche Nahrung beten, wer gibt uns das Recht, so unmäßig und so üppig zu leben? Wenn uns Gott mehr, als die nothwendige Nahrung zukommen läßt, sollen wir sie nur um so sparsamer genießen. Der weise Sirach sagt deshalb (29, 28.): „Das Erste im menschlichen Leben ist Wasser und Brod." Und fürwahr, es sind heutzutage noch Unzählige zu finden, die nur um des Brodes und Wassers willen sich bis zum Schweiße abmühen müssen, und oftmals nicht einmal dieses bekommen können. Was haben solche Menschen wol begangen? Sind sie nicht auch Geschöpfe Gottes und unseres Gleichen? — Und wie, Andächtige! wenn auch uns einmal das Brod entzogen würde? — Wir lesen in der biblischen Geschichte (IV. Kön. 6, 25.), wie einstmals zu Samaria eine solche Hungersnoth geherrscht habe, daß der Kopf eines Esels um achtzig Silberlinge verkauft worden. Wie dann, wenn dieses heutzutage auch uns begegnete? Mein Christ, küsse sonach und nimm mit dankbarem Herzen auch das einfache Brod; und siehe zu, daß du durch deine Unmäßigkeit nicht auch dieses einbüßest. Denn woher anders kommt die Sitte, das zufällig auf dem Boden liegende Brod aufzuheben und zu küssen, und es für einen Frevel zu erachten, nur eine Brosame desselben verderben zu lassen, oder mit Füßen zu treten, woher anders? als von der Erwägung: das Brod ist eine Gabe Gottes, werth mit höchstem Danke hingenommen zu werden.

Fünfte Bitte.

„Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern" — gegen den **Neid.**

Der fünfte Kopf an jenem Höllenunthier versinnbildet uns die fünfte Hauptsünde: den Neid — jenes Laster, das einst den Saul wegen seiner mißgünstigen Gesinnung gegen den Hirtenknaben David stürzte, das die Schwester des Moses mit dem Aussatze behaftete, und den Kain zu einem unstäten Flüchtling machte. Dieser Kopf wird abgeschlagen durch die fünfte Bitte im Vater unser: „Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern." — Mittelst dieser Worte bindet Christus unseren Nächsten so eng' an uns, daß wir dasselbe Loos, das wir ihm wünschen, selbst gleich ihm erfahren müssen, geradeso wie man zwei Pferde an einander koppelt, wenn sie auf die Weide geführt werden. In dieser fünften Bitte beten wir zu Gott, Er möge gegen uns ebenso verfahren, wie wir gegen unsern Nächsten. Wer kann deshalb seinem Nebenmenschen ein Uebel wünschen, wenn er solches sich selber nicht wünscht? wer ihn um etwas Gutes beneiden, wenn er es sich selber nicht mißgönnt? Wer wird nämlich eine Brücke nur deshalb abtragen, damit kein Anderer darüber gehen kann, wenn er voraus weiß, er werde sie selber passiren müssen? Wenn ein solcher Neidhard nicht nur Anderen, sondern auch sich selbst den Uebergang abschneidet, muß er nicht mit Recht sich der Thorheit überführen lassen? Vernehmen wir hierüber den heiligen Augustinus. Er sagt (hom. d. dil. inim.): „Da Gott dir die Brücke seiner Erbarmung anbietet, um sie zu überschreiten, wünschest du vielleicht, Gott möge nur in so lange sich gedulden, bis du bei der Gerechtigkeit angelangt bist, und begehrest dagegen, daß sofort die Brücke abgebrochen werde, damit ja kein Anderer mehr darüber schreiten könne?" O bedenke, solches gibt Gott nicht zu; — nein, er gewahrt dich von ferne, und beachtet wohl, was du deinem Mitmenschen wünschest; denn später wird er mit dir ebenso verfahren, wie du gehandelt. Brichst du deinem Nächsten die Brücke ab, der Herr stellt sie dir nicht wieder her. Lässest du ihn darüber gehen, so darfst auch du hinüber gelangen. Wir sehen, wie dies deutlich in Erfüllung ging an jenem nichtswürdigen Knechte im Evangelium (Matth. 18, 23—35.), welcher, weil er vorher seinen Mitknecht gepackt, und in's Schuldgefängniß geworfen hatte, nachmals von seinem Herrn zu sich gerufen und gleichfalls in den Kerker gebracht wurde. Der heilige Chrysostomus bemerkt zu dieser Stelle (hom. 62 in Matth.): „Mensch, was beginnst

du? Bemerkest du nicht, wie du gegen dich selber das Schwert und das Verdammungsurtheil herausforderst und bewirkest, daß Gott das dir Geschenkte wieder zurück verlange?" — Willst du demnach, deine Schuld soll dir erlassen werden, so erlasse auch du Anderen die ihrige; wünschest du von Gott große Gnaden zu erlangen, so theile solche, so viel du kannst, deinem Mitmenschen erst selbst mit; oder beneide ihn wenigstens um derentwillen nicht! —

Sechste Bitte.

„Führe uns nicht in Versuchung!" — gegen die Unkeuschheit.

Der sechste Kopf an dem Thiere, welches Johannes schaute, ist die Unkeuschheit, die sechste Hauptsünde, jene, welche Sodoma, Sichem, Amnon u. s. w. zu Grunde gerichtet hat. Die Sklaven dieses Lasters pflegen mit den Gottlosen im Buche der Weisheit (2, 8.) zu sprechen: „Es soll keine Wiese geben, die unsere Lust nicht durchwandelt." Aber am Ende werden sie ihre Verirrungen bitter beklagen und ausrufen: „So sind wir also abgeirrt vom Pfade der Wahrheit" (ebend. 5, 6.).

Was sollen wir nun diesem Laster entgegensetzen? Ich antworte: Die sechste Bitte im Gebete des Herrn: „Führe uns nicht in Versuchung!" Weil nämlich die Versuchungen gegen die Reinigkeit allenthalben vorkommen und sehr stark sind; und weil nichts leichter ist, als von dieser Sünde umgarnt zu werden; darum soll man auch die Gelegenheiten zu keinem Laster so sorgfältig meiden, als jene zur Unlauterkeit. Denn jeder Sterbliche trägt den Zündstoff der Wollust in sich herum, und die sich darbietenden Gegenstände gleichen dem Feuer. Um nun nicht in Versuchung zu fallen, gibt es kein sichereres Mittel, als die Flucht der Gelegenheiten. Sage mir, mein Freund, gesetzt, dein Kleid wäre mit Pech und Harz bestrichen, — nicht wahr, du würdest dem Feuer auf jede nur mögliche Art ausweichen, damit sich durch die Nähe desselben dein Kleid nicht entzünde, und du nicht umkommest? Der menschliche Leib ist aber gleichsam ein solches mit dem Zündstoff unreiner Lust bestrichenes und für die Gluth der Unlauterkeit empfängliches Gewand. Ergreife demnach die Flucht, wenn dieses nicht Feuer fangen soll! —

Ich will dir hier ein Beispiel erzählen, welches ich aus Chavassius (d. ver. perf. prud. l. 3. c. 4.) entnehme: Karl I., König von Navarra, hatte in seiner Jugend durch Wollust seine

natürliche Wärme in dem Maße erschöpft, daß er als angehender Fünfziger durch gar nichts mehr zu erwärmen war. Auf Anrathen der Aerzte ward er nun in ein Tuch gehüllt, welches durch und durch mit einer Feuchtigkeit getränkt war, die man Branntwein nennt. Unglücklicher Weise aber (Chavassius meint, zur Strafe für seine vielen Versündigungen gegen die Reinigkeit) nimmt der Bediente, der den König in das Tuch eingenäht hatte, weil kein Messer zur Hand war, um den Faden abzuschneiden, eine brennende Wachskerze, ihn abzubrennen. Auf ein Mal aber fing der Branntwein nach allen Seiten Feuer, und der Fürst kam elend um sein Leben. Wie nämlich Karl gesündigt hatte, so ward er auch bestraft. In seiner Jugend, da er die Gluth der sinnlichen Lust in sich trug, hatte er sich dem Feuer der Unlauterkeit genähert und sich in dieses Laster gestürzt — ebendarum ward er auch mit Feuer gestraft.

Deshalb soll man unablässig bitten: „Führe uns nicht in Versuchung!“ — Aber wir dürfen uns auch nicht in die Versuchung begeben, wir dürfen dergleichen Gelegenheiten auch nicht aufsuchen, wenn wir nicht in derselben Weise elend umkommen wollen. Hier die Flucht zu ergreifen, brauchen wir uns nicht zu schämen; im Gegentheile ist hier Fliehen löblich und heilsam. Entblöden wir uns ja auch nicht, ein Haus zu meiden, das wir von der Pest oder Lustseuche angesteckt wissen.

Siebente Bitte.

„Sondern erlöse uns von dem Uebel!“ — gegen die Trägheit.

Den siebenten Kopf an dem höllischen Ungeheuer bildet endlich die letzte Hauptsünde: — die Trägheit. Dieses Laster hält auch jetzt noch viele Christen in der Sklaverei Satan's gefangen, wie einstmals jene Israeliten, welche aus der babylonischen Gefangenschaft in ihr Vaterland Palästina zurückzukehren in Menge zögerten.

Worin besteht nun das Gegenmittel wider diese Sünde? Bete fleißig zu Gott: „Erlöse uns von dem Uebel!“ wie uns der Heiland in der siebenten Bitte des Vaterunser beten lehrt. Unter diesem „Uebel“ müssen wir uns nämlich vor Allem die Trägheit denken, weil sie die Mutter zahlloser Uebel ist; wie dies der weise Sirach mit den Worten besagt: „Der Müssiggang lehrt viel Böses“ (Eccli. 33, 29.). „Müssiggang ist aller Laster Anfang“, sagt der Volksmund. Diese Trägheit aber fesselt

den Menschen wie eine Kette, auf daß er ja nichts Gutes wirke; sie hält ihn in Kerker und Banden, selbst bis zum Tode, wenn er sich nicht daraus losreißt. Der heilige Bonaventura sagt deshalb, Schwermuth und Trägheit seien zwei Ketten Satans, jene fess'le den Körper, diese die Seele. Der Träge ergreift eben kein Mittel zur Heilung seiner Seelenkrankheit, weil die Fesseln der Trägheit ihn binden; er bete darum und rufe laut zu Gott: Befreie mich, o Herr, von diesem Uebel, und nimm diese Bande von meinen Händen!

Schluß.

Andächtige! Nach der Anleitung unseres göttlichen Heilandes lasset uns demnach also zu Gott beten: „Vater unser, der du bist in den Himmeln", nimm von uns alle Hoffart und eitle Ruhmsucht, verleihe vielmehr, daß in allen unseren Werken „Dein Name geheiliget werde!" Nimm von uns das Verlangen nach den irdischen und vergänglichen Gütern, sowie die Liebe zu dieser Welt, und statt deren „zukomme uns dein Reich!" Nimm von uns allen Zorn, Groll und jegliche Rachsucht, und verleihe, daß in Allem nicht unser, sondern „dein Wille geschehe!" Nimm von uns die Unmäßigkeit und Schlingsucht, und statt des Ueberflusses „gib uns heute unser tägliches Brod!" Nimm von uns allen Neid, gib uns vielmehr Liebe gegen den Nächsten, und „vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern!" Nimm von uns jegliche Unlauterkeit, und damit wir im Stande sind, dieselben zu vermeiden, so „führe uns nicht in Versuchung!" Endlich nimm von uns alle Trägheit und allen Widerwillen gegen gute Werke, und „erlöse uns von dem Uebel!" Amen.

Predigt auf das Fest der Himmelfahrt unsers Herrn Jesu Christi.

Thema: In welcher Weise soll der Christ dem Heilande in den Himmel nachfolgen und das Geleite geben?

Eintheilung.

Wir sollen dem zum Himmel auffahrenden Christus nachfolgen:
I. getragen von der Bewunderung seiner Auffahrt;
II. mittelst freudiger Beglückwünschung ob seiner Herrlichkeit;
III. gehoben durch eine glühende Sehnsucht nach dem Himmel;
IV. entrückt durch Verachtung des Irdischen;
V. aufsteigend in hoffnungsvollem Vertrauen;
VI. wallend in heiliger Furcht und
VII. in Unschuld des Lebens.

Text: Apostelgesch. I, 11. „Ihr Männer von Galiläa, was stehet ihr da, und schauet gegen Himmel?"

Eingang.

Andächtige! Als König David die Bundeslade in seine Residenzstadt bringen ließ, begleitete er sie mit einer unbeschreiblichen Freude, und umgab sie mit Herrlichkeit und Pracht. Er versammelte nämlich alle auserlesenen Männer Israels, dreißig tausend Mann, welche die Lade begleiten sollten; er bestellte Sänger und Spielleute mit allen Arten musikalischer Instrumente, welche einen Siegs- oder Triumphgesang singen und mit Musik

einstimmen mußten; er brachte viele Schlachtopfer dar; er selbst ging vor der Arche her, spielte auf dem Saitenspiele und hüpfte vor Freuden auf; wie die heilige Geschichte (II. Kön. 6. und I. Paral. 15.) eines Näheren erzählt.

Heute nun, geliebteste Zuhörer, — heute wurde Christus, die wahre und eigentliche Bundeslade, zur himmlischen Stadt gebracht, um daselbst ewiglich zu wohnen. Uns liegt es nun ob, dem Zuge dieser Arche mit allen ihr gebührenden Freuden- und Ehrenbezeigungen das Geleite zu geben. Weil uns dieses aber dem Körper nach noch nicht möglich ist, so wollen wir dem Heilande wenigstens mit den Gefühlen unsres Herzens in den Himmel folgen, — also auf dieselbe Art, wie auch die Jünger ohne Zweifel ihrem Herrn und Meister bei seiner heutigen Auffahrt folgten, indem sie, der Seele nach dem Erlöser nachgezogen, fortwährend gegen Himmel schauten und unverwandten Blickes ihrem Herrn in die Himmelswohnungen nachfolgten. — Es war darum in früherer Zeit an manchen Orten Sitte, am heutigen Tage, dem gemeinen Volke zur Belehrung, ein Bild des auferstandenen Heilandes in der Kirche bis zum Deckengewölbe hinauf zu ziehen. Indessen blieb dieses immer nur eine bildliche und unbeholfene Vorstellung der Auffahrt Christi zum Himmel, wie sie sich etwa für Kinder und Ungebildete paßt.

Wir dagegen, Andächtige, die wir als Erwachsene nicht mehr mit Milch ernährt werden, wir wollen den göttlichen Heiland mit besserem und vortrefflicherem Prachtaufzuge zum Himmel begleiten, — nämlich mit hervorragenden Tugendübungen und frommen Empfindungen.

Welches nun diese Tugendakte und Gefühle sind, mit denen wir Christo in den Himmel nachfolgen sollen, dieses wird unsere heutige Betrachtung ausführlicher darthun. — Vernehmet mich.

Abhandlung.

In welcher Weise soll der Christ dem Heilande in den Himmel nachfolgen und das Geleite geben?

I.

Getragen von der **Bewunderung** der Auffahrt Christi.

Eine ähnliche Auffahrt in den Himmel, wie jene des Heilandes war, hatte man von Anbeginn der Welt bis auf jene Zeit

noch nie gesehen. Die alten Römer haben sich zwar eingebildet, einige ihrer Kaiser seien in den Himmel emporgestiegen; aber sie bildeten es sich eben nur ein, gesehen haben sie es nicht. Wir wissen, daß sie zu diesem Zwecke in den Scheiterhaufen, welcher die Leiche des verstorbenen Kaisers verbrennen sollte, einen Adler einschlossen und diesen sodann daraus hervorfliegen ließen, um die Menschen glauben zu machen, der Kaiser sei mit neuem Leben begabt in den Himmel eingegangen. Eben dieselben römischen Senatoren bestachen einstmals einen gewissen Proculus, damit er bezeugte, er habe den Romulus in den Himmel auffahren sehen. Allein dies war ein so unnützes Kunststück, daß Tertullian (cont. Marc.) schreibt: „Romulus ist auf den Leitern der Lüge in den Himmel emporgestiegen." — Henoch und Elias wurden in das Paradies entrückt; in den Himmel sind sie weder gegangen noch aufgefahren. — Einen derartigen Aufflug versuchte einstmals zwar ein gewisser Simon, genannt der Zauberer; aber auf das Gebet des heiligen Petrus stürzte der ruchlose Betrüger aus der Luft herab, und fiel so schwer zur Erde, daß — wie der heilige Maximus bemerkt — „der, welcher Flügel angenommen hatte, auf einmal seine Schuhe verlor."

Unser göttlicher Heiland ist also der Erste und Einzige, welcher wahrhaft, sichtbarlich und aus eigener Kraft zum Himmel auffuhr.

Ganz richtig nennt darum die Kirche diese Himmelfahrt Jesu Christi eine wunderbare, hauptsächlich aus dem Grunde, weil selbst die heiligen Engel sie bewundern, indem sie beim Propheten Isaias (63, 1.) staunend fragen: „Wer ist Jener, der von Edom kommt, mit roth gefärbten Kleidern von Bosra, — schön in seinem Gewande und einherschreitend in der Fülle seiner Kraft?" Und nachdem beim Psalmisten (23, 7.) zu den Engeln gesprochen worden: „Hebet euere Thore, ihr Fürsten; und ihr Pforten der Ewigkeit öffnet euch, auf daß der König der Herrlichkeit einziehe!" antworten die himmlischen Heerschaaren: „Wer ist doch dieser König der Herrlichkeit?" (V. 8.) Sie wollen damit sagen: Es ist etwas Unerhörtes und ganz Neues, daß ein Mensch in den Himmel emporsteigt, und zwar nicht als Gast, sondern als Gebieter. — Wenn daher die Israeliten, als das Manna vom Himmel fiel, ausriefen: „Manhu, was ist dieses?" (II. Mos. 16, 15.) so haben wir weit mehr Grund, heute bei der Auffahrt Christi in diesen Ausruf der Bewunderung auszubrechen.

Erkennt hieraus, meine Christen, welch' einen hohen und mächtigen Herrn wir besitzen, und wie viele Ursache wir haben, ihm mit dem heiligen Sänger (Ps. 8, 2.) zuzurufen: „Herr, un-

ser Gott, wie wunderbar ist dein Name auf der ganzen Welt! denn über die Himmel ist deine Herrlichkeit erhöhet!"

II.

Mittelst freudiger **Beglückwünschung** ob seiner Herrlichkeit.

Ja, laßt uns ihm folgen mit jauchzendem Beifall ob seiner nunmehrigen Erhöhung, und laßt uns diese ihm, als unserem Bruder, mit theilnehmendem Herzen gönnen! Christus sagt deshalb: „Wenn ihr mich liebtet, so würdet ihr euch freuen, daß ich zum Vater gehe" (Joh. 14, 28.). — Nachdem der Patriarch Jakob vernommen, daß sein Sohn Joseph nicht todt sei, sondern über das ganze Aegypterland herrsche, lebte sein Geist auf's Neue auf, und er sagte: „Es ist mir genug, wenn mein Sohn Joseph noch lebt. Ich will hingehen, ihn zu sehen, ehedenn ich sterbe." (I. Mos. 45, 28.) Ein weit höheres Entzücken muß demnach am heutigen Tage uns durchströmen, da uns verkündet wird, Christus unser Bruder sei in des Himmels ewigen Palast eingegangen, und herrsche nun über Himmel und Erde. Hat ja der Heiland doch selbst gesagt: „Ich fahre auf zu meinem Vater und zu euerem Vater." (Joh. 20, 17.) Die heutige Festesfreude haben uns zwar die heiligen Engel kund gethan, welche, nachdem der Heiland aufgefahren war, in weißem Gewande — dem Sinnbilde der Freude — den Jüngern erschienen (Apostelg. 1, 10.). Dieses heutige Freudenfest gehört aber mehr uns, als den Engeln, an; denn es sagt uns, daß Christus heute im Himmel seine geistige und ewige Vermählung mit der Kirche eingegangen habe. Gleich Freunden, die sich um des Bräutigams willen freuen und ihm zu Ehren sich festlich schmücken, thaten auch die heiligen Engel, und ermahnten uns hiemit, daß auch wir dasselbe noch weit mehr thun sollen, indem auch wir zu eben dieser Vermählungsfeier erwartet werden.

Wäre Christus in der Weise von uns geschieden, daß er uns hilf- und trostlos zurückgelassen hätte, dann könnten wir betrübt sein und zu ihm sprechen: Ach, Vater, warum trennest du dich von uns? Oder: Warum lässest du uns ohne Trost? Ach, nun werden raubgierige Wölfe deine Heerde überfallen! — Allein dieses können wir nicht sagen; denn der Herr ging zwar von uns, jedoch so, daß er zugleich bei uns bleibt, seinem eigenen Worte zufolge: „Sehet, ich bin bei euch alle Tage bis an das Ende der Welt" (Matth. 28, 20.).

III.

Wir sollen ferner unserem Erlöser in den Himmel nachfolgen, gehoben durch ein glühendes **Verlangen.**

Hiezu ermahnt uns der Weltapostel, indem er (Koloss. 3, 1.) schreibt: „Suchet, was droben, wo Christus ist, der zur Rechten Gottes thront!" — Wie wir bereits im Vorausgegangenen gehört, ward der Erzvater Jakob, auf die Nachricht hin, daß sein liebster Sohn Joseph noch bei Leben und Aegyptens Herrscher sei, von solch' glühendem Verlangen beseelt, seinen Sohn zu sehen, daß er beschloß, mit seinem ganzen Hause zu ihm zu ziehen, ohne Rücksicht auf sein hohes Alter zu nehmen (denn er war bereits hundert und dreißig Jahre alt), und ohne sich durch die Beschwerlichkeit der Reise oder durch die mit der Veränderung seines Wohnortes und seiner häuslichen Verhältnisse verbundenen Schwierigkeiten abschrecken zu lassen. So mächtig waltete die Kraft seiner Liebe. — Wenn nun in Jakob die Liebe solches vermochte, der doch außer Joseph noch viele andere Söhne hatte: warum sollte die Liebe zu Christus, unserm einzigen Vater, in uns nicht ein Gleiches und noch mehr bewirken können? Sagt ja doch der Heiland selbst: „Wo dein Schatz, da ist auch dein Herz" (Matth. 6, 21.). Ist nun unser Schatz im Himmel, so muß auch, wenn wir Christum wahrhaft lieb haben, unser Herz unverwandt zum Himmel gerichtet sein. Ebendeshalb wenden wir uns beim Gebete gern gegen Osten; denn Christus ist, wie der heilige Sänger (Ps. 67, 34.) bezeugt, „über den Himmel des Himmels gegen Aufgang aufgefahren"; dieses thun wir deshalb, um zu zeigen, daß noch immerfort, wie der heilige Augustinus sagt, „die Sehnsucht nach dem Auffahrenden uns erfaßt hält." — Wenn die Kompaßnadel nur ein einziges Mal die Kraft des Magnetes aufgenommen hat, so wendet sie sich immerdar nach Norden, und kommt nicht eher zur Ruhe, bis sie demselben zugekehrt ist, weil auch der Magnet selbst dort seinen Sitz hat. Wir alle sind in der heiligen Taufe mit Christus in Verbindung getreten, gewissermassen in sein Blut getaucht worden: darum soll unser Herz auch nimmer ruhen, bis es ruhet in Christus.

IV.

Christus sollen wir ferner in den Himmel folgen, entrückt durch **Verachtung des Irdischen.**

Dies die Mahnung des heiligen Apostels Paulus, welcher (Koloss. 3, 2.) sagt: „Was droben ist, habet im Sinne“, d. h. verlanget mit Begier, „nicht was auf Erden ist!“ — Gleichwie ein Weib, das ihren Gatten zärtlich liebt, sobald sie ihn durch den Tod verloren, nichts weiter mehr auf der Welt findet, was ihr Freude gewährt; wie sie keine Gastmähler, keine Hochzeitfeste, keine Tänze mehr besucht; wie sie sich in keine helle oder bunte, sondern nur in dunkle Farbe kleidet, — gleich der Turteltaube, welche, wenn sie ihren Gefährten verloren, sich keinem andern mehr vermählt, sich auf keinen grünen Zweig mehr setzt, die hellen Wasser flieht, statt des Gesanges nur Klagetöne hören läßt, sich in die Einöde begibt, den Anblick von Menschen scheut, und förmlich vereinsamt einherfliegt: geradeso sollen auch wir es machen, nachdem wir unseren einzigen Bräutigam verloren haben, und in den Himmel versetzt sehen. Der heilige Gregorius sagt deshalb: „Geliebteste Brüder! wir müssen dem Heilande mit unseren Herzen dorthin folgen, wohin wir ihn mit seinem Leibe aufgefahren glauben. Irdisches Verlangen sollen wir fliehen; nichts soll uns mehr in der Tiefe ergötzen, da wir einen Vater im Himmel haben.“ — Dies mochte der heilige Sänger im Auge gehabt haben, da er (Ps. 4, 3. 4.) sagt: „Ihr Menschenkinder, wie lange ist euer Herz noch schwer? Warum liebet ihr die Eitelkeit und suchet die Lüge? Wisset doch, daß der Herr Wunder gethan an seinem Heiligen“, nämlich an Christus, von welchem selbst Satan bekannte: „Ich weiß wer du bist: der Heilige Gottes“ (Marc. 1, 24.), wie Cardinal Bellarmin an dieser Stelle erklärt. — Einst sprach die Machabäische Mutter zu einem ihrer sieben Söhne: „Ich bitte dich, mein Sohn, blicke zum Hlmmel auf und dann zur Erde!“ (2. Mach. 7, 28.) — Auch ich bitte euch, geliebte Zuhörer: Blicket zum Himmel empor, wohin Christus auffuhr, und auf die Erde, wo wir leben. Was ist doch diese im Vergleich mit dem Himmel? Ein Pünktchen, — kaum mehr, als ein Nichts! Und dennoch geben wir uns um eines solchen Punktes willen so viele Mühe. Auf der anderen Seite sagt der Prophet Baruch (3, 24.): „O Israel, wie groß ist das Haus Gottes, und wie unermeßlich der Ort seines Besitzthums!“ Und weiter ruft der heilige Ignatius von Lojola aus: „O wie ekelt mich die Erde an, wenn ich den Himmel betrachte!“ — Wir aber, — wir armselige Menschen lechzen nach der Erde, wühlen in ihr, wie

Maulwürfe; und bauen uns Häuser gleich Maulwurfshügeln, während doch der Tod in kurzer Zeit dies alles zerstören, uns wie Maulwürfe listig einfangen und von der Erde vertilgen wird, indessen wir an den Himmel, unser wahres Heimathland, so selten denken. Wie ein unglückliches Königskind, das im Gefängnisse geboren und erzogen wurde, niemals an das Reich und den Thron seines Vaters denkt, vielmehr in seinem engen Kerker sich zufrieden findet, scherzt und spielt: ach, so verfahren auch wir Sterbliche in unserer Verbannung auf dieser Welt, während wir doch für den Himmel geboren sind.

V.

Wir folgen unserm göttlichen Heilande in den Himmel, aufsteigend in gläubiger und hoffnungsvoller **Zuversicht** —

in dem Vertrauen, daß auch wir ihm dermaleinst nachfolgen werden, indem Christus sprach: „Ich gehe hin, euch eine Wohnung (im Himmel) zu bereiten" (Joh. 14, 2.). Und gleichsam wie wenn wir diesen Ort bereits eingenommen hätten, schreibt der Weltapostel (Ephes. 2, 6.): „Er (Gott) hat uns mitversetzt in den Himmel in der Person Christi." Denn dorthin, sagt der heilige Leo sehr schön, „wohin die Herrlichkeit des Hauptes vorangegangen, dorthin wird auch die Hoffnung des ganzen Leibes berufen." Und der heilige Gregorius läßt sich also vernehmen: „Mag auch das Schifflein unseres Herzens in den Fluthen der irdischen Stürme hin- und herschwanken, werfet dennoch den Anker euerer Hoffnung auf das ewige Vaterland aus, und erhebet euere Seele an der Wahrheit Leuchte!"

VI.

Dem Heilande sollen wir sechstens in den Himmel nachfolgen, wallend **in heiliger Furcht.**

Uns hieran zu erinnern, verkünden die heiligen Engel heute bei der Himmelfahrt Christi, derselbe Jesus werde einstens als Richter wiederkommen (Apstg. 1, 11.). — Die Söhne Jakobs erschracken in hohem Grade, als sie sahen, daß ihr Bruder Joseph in Aegypten herrsche; denn es fiel ihnen ein, wie ungerecht und lieblos sie früher gegen ihn gehandelt hatten; sie fürchteten demnach, von einem so gewaltigen Richter zur gebührenden

Strafe gezogen zu werden. — Geliebte Zuhörer, auch wir haben einen Bruder im Himmel, — Christum, den Allgewaltigen. Wehe uns, wenn wir ihn beleidiget haben. Denn wie die Engel heute bemerken, „wird er ebenso wiederkommen" zum Gerichte, d. h. mit gleicher Macht und Hoheit, wie er heute zum Himmel auffährt. Der heilige Gregorius schreibt hierüber: „Er, der friedlich auffährt, wird schreckengebietend wiederkehren, und Alles, was er uns mit Sanftmuth geboten hat, mit Strenge von uns fordern. Vergeude darum Niemand seine Lebenszeit mit Scheinbuße, vernachlässige Niemand die Sorge für sein Seelenheil, jetzt, da er noch wirken kann; denn unser Heiland wird mit um so unerbittlicherer Strenge zum Gerichte kommen, je größere Langmuth er uns vor dem Gerichte hat angedeihen lassen."

VII.

Wir sollen endlich unserm Heilande in den Himmel nachfolgen durch **unschuldigen Wandel.**

Dies besagt der heilige Sänger durch die Worte: „Wer wird den Berg des Herrn ersteigen, und wer an seinem heiligen Orte wohnen? Der Unschuldige im Wandel, und der Reine im Herzen" (Ps. 23, 3. 4.). — Die heiligen Engel sprechen deshalb zu den Jüngern nach der Himmelfahrt Jesu: „Was steht ihr da, und schauet gegen Himmel?" (Apstg. 1, 11.) Mit anderen Worten: Was zaudert ihr und leget die Hände müssig in den Schooß? Gehet an die Arbeit, in den Weinberg, und verdienet euch eine gleiche Herrlichkeit! Ihr seid „Galiläer", d. h. Wanderer, so schicket euch zur Reise an!

Die Heiden haben Christum „den Galiläer", und eben so die ersten christlichen Bekenner „Galiläer", d. h. Umherwandernde, genannt. Sie hatten so Unrecht nicht; denn „wir haben hienieden", wie der Weltapostel bezeugt (Hebr. 13, 14.), „keine bleibende Stätte, sondern suchen die zukünftige."

Wollen wir demnach dem Heilande folgen, wie er in den Himmel einzieht, so müssen wir ihm auch folgen, wie er uns in Tugenden vorangegangen. Gerade so liegt den Ordenspersonen, welche die Heiligkeit ihrer Stifter erreichen wollen, ob, auch deren Regeln zu beobachten. Wer die Satzungen eines heiligen Franziskus oder Benediktus, seines Ordensstifters, nicht befolgt, wird umsonst ein Franziskaner oder Benediktiner heißen; dergleichen Mönche nannte der heilige Franziskus von Assisi „Brüder Mücken."

— Eben so tragen auch wir den Namen „Christen" vergeblich, wenn wir Christus, dem Stifter unserer heiligen Religion, nicht nachahmen. Würdet ihr beispielshalber sehen, wie ein Klostergeistlicher weltlich lebt, Schenken, Tänze, Spiele oft besucht u. dgl. m., sogleich würdet ihr sagen: das ist kein Mönch. Folglich bist auch du kein Christ, wenn du nicht christlich, sondern wie ein Jude oder Heide lebst.

Seid demnach gewiß, es bleibt wahr, was der heilige Johannes in seiner Offenbarung (21, 27.) bezeugt, daß nichts Unreines in das Himmelreich eingehen wird. Der heilige Augustinus (serm. 176.) läßt sich hierüber sehr schön also vernehmen: „Mit dem Urheber des Guten fährt die Bosheit nicht auf, und mit dem Lehrmeister der Demuth nicht die Hoffart, noch mit dem Sohne der Jungfrau die Sinnenlust und Unlauterkeit. Nein, sage ich, dem zum Himmel auffahrenden Vater der Tugenden folgen die Laster nicht nach, noch können die Sünden dem Gerechten, noch die Schwächen und Krankheiten dem Arzte nachgehen." — Der Adler führt seine Jungen nicht eher zum Fluge und zur Beute aus, als bis sie ihre unbrauchbaren ersten Federn abgelegt und dauerhafte angenommen haben. In gleicher Weise läßt auch Christus Niemanden zum Aufschwung in den Himmel und zu dessen Eroberung zu, der nicht vorher den Unrath der Laster abgelegt hat, und zu einem vollkommenen Manne herangewachsen ist. Der heilige Ambrosius sagt deshalb: „Menschen, die durch allzu zärtliche Sorgfalt für den Leib, durch Wohlleben und sinnliche Lüste verweichlicht sind, nimmt der himmlische Palast nimmermehr auf; zu ihm steigt man nur auf den harten Stufen beschwerdevoller Vollkommenheit hinan." Ihm stimmt der heilige Hieronymus bei, welcher (an Paula und Eustochium) also schreibt: „Der Himmelspalast nimmt keine Anderen, als Heilige, Reine und Gerechte auf."

Schluß.

Wenn also nach der übereinstimmenden Ansicht der drei angeführten heiligen Kirchenlehrer der himmlische Hof keine lasterhaften, sondern nur heilige und thätige Menschen in sich aufnimmt, was folgt daraus? — So viel, daß wir darüber wachen und uns sorgfältig prüfen sollen, ob wir fähig und tauglich sind, in den Himmelspalast einzugehen. Gehen wir aber bei dieser Prüfung mit Strenge und ohne Selbstverblendung zu Werke, denn es gehört viel dazu, des Himmels würdig zu sein: „Der Weg ist", wie der Heiland selbst bezeugt (Matth. 7, 13.) „schmal, die Pforte

eng, die zum Leben führt, und Wenige finden ihn.“ Sagt uns aber unser Gewissen, daß wir des Himmels und seiner Belohnungen und Freuden noch nicht vollkommen würdig seien, — o dann lasset uns alle unsere Kräfte anstrengen, es zu werden, und durch unausgesetzte Tugendübungen uns die Brücke in den Himmel zu erbauen, damit wir im großen Vaterhause des Himmels in ewig heiliger Liebe den Vater preisen, den Sohn loben, und dem heiligen Geiste danken immerdar! Amen.

Predigt auf den Pfingstmontag.

Thema: Von den sieben Gaben des heiligen Geistes.

Eintheilung:

Die sieben Gaben des heiligen Geistes:
1. die Gabe der Weisheit,
2. die Gabe der Wissenschaft,
3. die Gabe des Rathes,
4. die Gabe des Verstandes,
5. die Gabe der Frömmigkeit,
6. die Gabe der Stärke und
7. die Gabe der Furcht Gottes

werden unter dem Bilde der Taube erklärt.

Text: Joh. I, 32. „Ich sah den Geist wie eine Taube vom Himmel niederschweben."

Eingang.

Andächtige Zuhörer! Den heiligen Geist hat man nicht nur unter der Gestalt des Feuers, wie z. B. am gestrigen Festtage auf die Jünger des Herrn, sondern auch in Gestalt einer Taube, wie bei einer anderen Gelegenheit auf Jesus Christus selbst nach seiner Taufe durch Johannes, herniedersteigen sehen. Es bestanden für diese letztere Erscheinungsweise manchfache Gründe. Als ersten führt der heilige Augustinus diesen an: weil im Getauften die Einfalt der Taube erfordert wird, und jede Arglist ferne stehen soll; während dagegen dem Erwachsenen der flammende Eifer des Glaubens und die Gluth der Liebe nöthig ist. —

Einen anderen Grund gibt der heilige Chrysostomus an, nämlich: weil bei der heiligen Taufe zur Verzeihung der Sünden die Sanftmuth einer Taube auf Seite Gottes erfordert wird; nach erlangter Gnade dagegen uns die heiße Zeit der Gerechtigkeit erwartet. — Einen dritten Grund erwähnt der ehrwürdige Beda, indem er sagt: „Der heilige Geist erscheint deshalb in der Gestalt einer Taube über dem Haupte des Heilandes, weil dieser nicht gekommen war, um durch seinen Eifer die Sünden zu bestrafen, sondern um sie mit Sanftmuth zu ertragen. Hingegen über einfache Menschen erscheint der heilige Geist im Feuer, damit sein glühender Eifer sie entflamme, ihre Sünden an sich selbst abzustrafen, da Gott nach seiner Sanftmuth mit der Rache noch zurück hält". — Ein vierter Grund liegt darin, weil dem heiligen Geiste vorzugsweise zweierlei Verrichtungen zukommen: zu beschützen und zu entzünden. Gleichwie demnach die Säule, welche das israelitische Volk durch die Wüste leitete, bei Tag einer Wolkensäule glich, welche die Juden gegen die Hitze beschirmte, bei Nacht hingegen einer Feuersäule, leuchtend und wärmend (IV. Mos. 9, 15. u. ff.): so ist es auch der heilige Geist, der gleich einer schattenden Wolke mittelst seiner Sanftmuth die Menschen schützt und tröstet, und gleich dem Feuer sie mit seinem Lichte erhellt und erwärmt; der heilige Geist ist es, der sie wie eine fruchtbare Taube mit seinen Gaben beschenkt und zugleich wie das Feuer zur Liebe entzündet.

Nachdem wir mit der Kirche den heiligen Geist am gestrigen Tage in der Gestalt des Feuers geschaut haben, wollen wir ihn heute unter der Gestalt einer **Taube** betrachten, wie er uns seine Gaben mittheilt.

Vortrag und Abtheilung.

Unter den Gaben des heiligen Geistes ist nichts Anderes zu verstehen, als die Eingebung und der Antrieb des heiligen Geistes hauptsächlich zur Vollbringung seltener und heldenmäßiger Tugendwerke, zu deren Uebung die Tugenden allein, auch die eingegossenen, in der Regel nicht ausreichen, wozu vielmehr noch überdies eine besondere Anregung und Erweckung des heiligen Geistes erforderlich ist.

Daß dieser Gaben aber vorzugsweise sieben sind (indem die übrigen miteinbegriffen werden müssen), ist dem Propheten Isaias zu entnehmen, welcher den Messias schildernd (11, 2. 3.) von ihm weissagt: „Der Geist des Herrn wird auf ihm ruhen; der Geist der Weisheit und des Verstandes, der Geist des

Rathes und der Stärke, der Geist der Wissenschaft und der Frömmigkeit, und der Geist der Furcht des Herrn wird ihn erfüllen. Diese sieben Gaben weist der heilige Thomas von Aquin (p. 3. qu. 39. art. 6.) als an der **Taube** vorfindlich nach, und führt es zu unserer Belehrung eingehender aus. Wir wollen ihn Punkt für Punkt vernehmen.

Abhandlung.

I.

Die Gabe der Weisheit.

Erstlich sagt der erwähnte heilige Kirchenlehrer: „Die Taube wohnt gern in der Nähe von Bächen, damit sie, sobald sie eines Habichts ansichtig wird, in diesen untertauchen und sich retten kann. Dies deutet auf die Gabe der **Weisheit**, vermöge welcher die Heiligen sich neben dem Strome der heiligen Schrift niederlassen, um den Angriffen Satan's zu entgehen". — Diese Gabe rühmt auch die Braut im hohen Liede an ihrem geheimnißvollen Bräutigam Jesus Christus, indem sie (5, 12.) von ihm sagt: „Seine Augen sind wie Tauben an Wasserbächen, die in Milch sich baden und an vollen Strömen wohnen". Der heilige Gregorius bemerkt über diese Stelle: „Gleichwie die Tauben neben Bächen zu wohnen pflegen, um im Wasserspiegel den Schatten anderer heranfliegender Raubvögel zu sehen, wie sie in den Bach untertauchen, um sich den Klauen des Raubzeuges zu entziehen: so erschauen auch die Heiligen in der göttlichen Schrift die Verblendungen Satan's, und aus der Schilderung derselben, wie sie solche dort vor Augen haben, erkennen sie so zu sagen den Feind am Schatten. Dem Rathe der heiligen Schrift ergeben sie sich am Ende ganz und gar, so daß sie immer nur das thun, was sie nach dem Ausspruche der Schrift als Pflicht erkennen. Auf diese Weise stürzen sie sich gewissermaßen in das Wasser und spotten des Höllenfeindes. Hierunter sind die reichen Ströme der heiligen Schrift gemeint; denn in allen Gewissensangelegenheiten, in denen man dort Rath sucht, findet man ihn ungeschmälert, allseitig und vollständig".

Diese Gabe des heiligen Geistes war nach dem Zeugnisse der geheimnißvollen Braut im hohen Liede (a. a. O.) vorzugsweise, und zwar im Grade der Vollendung in unserem Herrn Jesus Christus vorhanden; denn alle seine Handlungen waren

nach der Richtschnur der heiligen Schrift eingerichtet; diese führte er häufig im Munde; seine göttliche Sendung, all' seine übrigen Thaten bewies er aus der heiligen Urkunde; aus der Schrift widerlegte er den höllischen Versucher; aus ihr schöpfte er am Kreuze Schutz und Trost. Denn war der Ausruf des sterbenden Erlösers: „In deine Hände empfehle ich meinen Geist!" (Luc. 23, 46.) nicht den Psalmen David's (Ps. 30, 6.) entnommen? Und jene Worte: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" (Matth. 27, 46.) — finden sie sich nicht im 21. Psalm 2. V.? Ja, der Heiland mochte vielleicht in seinen letzten Stunden am Kreuze jenen ganzen Psalm, der von seinem Leiden ausführlich handelt, im Stillen gebetet haben.

Eben diese Gabe der Weisheit verlieh der himmlische Bräutigam auch seiner Braut, indem er zu ihr sprach: „Deine Augen sind Tauben-Augen" (hohes L. 1, 14.). So geeigenschaftet sind also auch die Heiligen; denn sie sprechen mit dem heiligen Sänger: „Dein Wort ist eine Leuchte meinen Füßen, und ein Licht auf meinen Pfaden" (Ps. 118, 105.). Bei dieser Leuchte, neben diesem Wasser sitzen sie fortwährend, und erschauen darin die Beispiele der Gerechten, die Lehre des heiligen Geistes, aber auch die Ränke und Fallstricke des Teufels. Diesen letzteren spotten und entgehen sie sicher durch den Schutz der göttlichen Bücher; denn nach den Worten des Weltapostels (2. Tim. 3, 16. u. 17.) ist „jede von Gott eingegebene Schrift nützlich zur Belehrung, zur Zurechtweisung, zur Besserung, zur Unterweisung in der Gerechtigkeit, damit der Mensch Gottes (der Christ) vollkommen werde, zu jedem guten Werke geschickt". Aus diesem Grunde vergleicht der heilige Basilius (ep. ad Gregor.) die heilige Schrift mit einem Arzneiladen, welcher mit allen Arten von Heilmitteln wider jegliche Krankheit versehen ist. Seine Worte lauten: „Hat Jemand, der sich der Reinigkeit befleißen will, gegen die Sinnlichkeit zu kämpfen, so lese er fleißig die Geschichte Joseph's; aus dieser wird er die Liebe und den Geist der Keuschheit lernen und schöpfen. Verlangt ein Ungeduldiger nach Geduld, so lese er das Leben David's. Wünscht Jemand Sanftmuth, so durchblättere er die Geschichte des Moses und ahme ihm nach". — Aus diesem Arzneiladen holte sich auch die heilige Paula ihre Arzneien, da der heilige Hieronymus von ihr schreibt: „In Gefahren sprach Paula: „„Wer mein Jünger sein will, verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach"". Da ihr der Verlust ihres ganzen Vermögens gemeldet wurde, sagte sie: „„Nackt bin ich aus dem Mutterschooße hervorgegangen"". In ihrer oft wiederkehrenden Krankheit sprach sie: „„Wir tragen diesen Schatz in zerbrechlichen Gefäßen., bis dieses Sterbliche die Unsterblichkeit anzieht"". In Traurigkeit rief sie sich zu:

„„Warum bist du betrübt, meine Seele? Hoffe auf Gott!““ Wenn sie wegen ihres allzu großen Tugendeifers von Einigen für eine Thörin angesehen wurde, sagte sie: „„Wir sind ein Schauspiel geworden für die Welt, für die Engel und Menschen; wir sind Thoren um Christi willen““ u. dgl. m.“ — Zu diesem Ende trug auch die heilige Cäcilia das Evangelium Christi beständig in ihrem Busen wie ein Riechfläschlein zur Stärkung ihrer Seele. Aus ihm schöpften auch die heiligen Laurentius, Vincentius, Gregorius, Chrysostomus, ja fast alle heiligen Martyrer, Bekenner und Jungfrauen ihre Vollkommenheit.

II.

Die Gabe der Wissenschaft.

Nach dem heiligen Thomas von Aquin „wählt sich die Taube ferner allzeit die besten Fruchtkörner zur Nahrung. Diese deutet auf die Gabe der **Wissenschaft**, vermöge welcher die Heiligen jederzeit die richtigen Grundsätze zu ihrer geistigen Nahrung wählen.“ — Die Taube verschmäht schlechte Körner und setzt sich nie auf Leichen, wie der Rabe; was an der von Noe ausgesandten Taube zu ersehen. Ebenso erkennt auch der mit dieser Taube Ausgerüstete jene zeitlichen Dinge, die zum ewigen Heile ersprießlich sind, und die Art ihrer Anwendung aus allen heraus. Der römische Weltweise Cicero schreibt (im Attic.): „Nicht Jener ist weise zu nennen, der viel weiß, gelesen und gesehen hat, sondern Jener, der das, was er weiß, wohl anzuwenden versteht“. Der mit dieser Wissenschaft Begabte erwählt unter den bekannten drei Gütern — dem Edlen, dem Angenehmen und dem Nützlichen — mit Hintansetzung der übrigen das Erstere, nämlich das Edle, als der Vernunft am meisten entsprechend und allein der Ehre würdig. Wenn ihm daher Jemand etwas anrathen sollte, was an sich zwar nutzbringend, aber unbillig und unanständig wäre, er würde sich nimmermehr darauf einlassen. Ein solcher unehrenhafter Rath war der, welchen Themistokles einst den Athenern gab, die eigenen Bundesgenossen zu schwächen und die Seemacht der übrigen Griechen zu zerstören, wodurch dann die Stadt Athen die Herrin über ganz Griechenland würde. Dieser mißfiel den Athenern, indem er zwar sehr vortheilhaft, aber höchst unbillig war. — Der also, welcher die Gabe der Wissenschaft besitzt, glaubt nicht jedem Menschen, hört nicht auf Alle, und ahmt nicht Jeglichen nach, sondern nur die Frommen. Wenn die Schlange merkt, daß man sie ver=

locken will, so verschließt sie ihre Ohren, indem sie das eine Ohr auf die Erde legt, das andere mit ihrem Schweife bedeckt; wie der heilige Augustinus über die Worte des Psalmisten (Ps. 57, 5.): „Gleich einer tauben Schlange" bemerkt. Ebenso hört auch derjenige, dem die Gabe der wahren Wissenschaft eigen ist, nicht auf die Lockstimme Jener, die ihn zum Bösen verleiten wollen, und Fallstricke bereiten, sondern er schützt sich gegen dieselben mit dem Schweife, d. h. durch die Betrachtung des Ausgangs und Endes, nach dem bekannten Sinnspruch: „Was du beginnst, o beginn' es auch klug, und erwäge das Ende!" Um ihren Kopf zu schützen, gibt die Schlange ihren Leib den Schlägen preis, während sie den Kopf versteckt: dasselbe gebietet die Gabe der Wissenschaft des Heiles, von welcher eben die Sprache ist; sie will, daß wir die Seele dem Leibe, das Himmlische dem Irdischen, die Tugend den Kenntnissen, Ehren und Reichthümern, das Edle dem Nützlichen und Angenehmen vorziehen sollen.

III.

Die Gabe des Rathes.

Der heilige Thomas sagt ferner: „Die Taube ernährt fremde Jungen. Das hat Bezug auf die Gabe des **Rathes**, nach welcher die Heiligen alle Jene, welche unmündige Kinder, d. h. Nachfolger des Bösen waren, durch Lehre und Beispiel erzogen, und zwar für Gott". Diese Gabe des heiligen Geistes bewirkt, daß der Mensch nicht nur sich selber und seine eigenen Handlungen regiert, sondern auch in den Stand gesetzt ist, Andere nach den Regeln des Wohlanstandes, der guten Sitte und des Christenthums zu lenken, und ihnen gute Rathschläge zu ertheilen. — Die meisten Menschen sind den Gänsen vergleichbar; denn diese setzen sich nicht auf die Eier anderer Thiere, und wären es auch auf die ihrer eigenen Gattung; sondern sie brüten nur ihre eigenen aus, weshalb man ihre Eier zeichnen muß (wie Pierius in s. Hierogl. 24. B. angibt). Ebenso bekümmert sich die Mehrzahl der Menschen nur um sich, um ihre Kinder und Anverwandten, und geht ihnen mit Rath und Belehrung an die Hand; Fremde dagegen vernachlässigen sie gänzlich; denn es ist allerdings ein mühsames Werk, Andere für Christus gewissermaßen zu gebären, und ihnen gute Sitten beizubringen; — wie denn überhaupt auch die Geburtwehen einer Mutter allgemein als sehr große Schmerzen angesehen werden.

Die Gabe des Rathes ist es nun, welche uns anleitet und bestimmt, mittelst heilsamer Führung auch auf Andere zu wirken. Diese Gabe des heiligen Geistes besaßen vor Allem die heiligen Apostel, welche die unter dem Drucke der Sklaverei Satan's stehenden Juden und Heiden für den Glauben an Christus gewannen, und auf diese Art gleichsam mit ihrem Schweiße und Blute erzeugten. Unter ihnen war es der heilige Paulus, welcher die Galater, die er früher für Christus erzeugt hatte, da etliche nachmals zum Judenthume zurückgefallen waren, von Neuem gebären mußte, wie er selber sagt (Gal. 4, 19.): „O meine Kinder! um deren willen ich abermals Geburtsschmerzen ausstehe ꝛc.“ — Es ist uns ferner bekannt, mit wie großer Mühe der heilige Johannes jenen Jüngling gewann, und welche Anstrengung er es sich kosten ließ, um denselben, da er verführt worden und zu den Räubern übergegangen war, wieder auf die rechte Bahn zu bringen.

Der heilige Augustinus schreibt (Bekenntn. 9. B. 9. C.) von der heiligen Monica, seiner Mutter, also: „Ihre Söhne hatte sie erzogen, immer neu sie gebärend, so oft sie dieselben von deinem Wege (o Gott!) abgleiten sah. Endlich für uns Alle, o Herr, die wir vor ihrem Entschlummern in Dir vereint lebten, ... trug sie so zärtliche Sorge, als hätte sie uns alle geboren, und diente uns so, als wäre sie unser Aller Kind“. Sie gab auch andern benachbarten Frauen mittelst ihres vortrefflichen Rathes die Anleitung, wie sie den Zorn ihrer Gatten besänftigen und brechen könnten durch Sanftmuth, Stillschweigen, Nachsicht und Gebet zu Gott. — Der heilige Vincentius Ferrerius aus dem Dominikaner-Orden versagte die Früchte seiner Belehrung und Heiligkeit keiner Menschenklasse, keinem Stande, keinem Alter und keinem Geschlechte. Er unterrichtete — heißt es in seinem Leben — nicht allein die Erwachsenen und die des Verständnisses höherer Dinge und Lehren Fähigen, sondern auch die Kleinen; rief sie deshalb zu bestimmten Stunden zu sich, unterwies sie, und lehrte sie das heilige Kreuzzeichen machen, das Vater unser, den englischen Gruß, das Glaubensbekenntniß beten, Gott ehren und lieben, die Aeltern, ja alle ihre Mitmenschen in Ehren halten, und überhaupt die schuldigen Pflichten erfüllen. Wenn er heilsamen Rath ertheilte, zog er weder die Reichen den Armen, noch die Vornehmen den Niedrigen vor; sondern er begegnete Allen liebreich, erwies sich einem Jeden nützlich, und war gut, sanft, liebens- und verehrungswürdig gegen Jedermann ohne Ausnahme.

IV.

Die Gabe des Verstandes.

Weiter gibt der heilige Thomas von der Taube Folgendes an: „Sie zerbeißt mit ihrem Schnabel die Fruchtkörnchen nicht. Dies bezieht sich auf die Gabe des **Verstandes**, vermöge welcher die Heiligen die heilsamen Schriftaussprüche nicht, wie die Andersgläubigen, zersplittern und zerreißen". — Wer demnach diese Gabe des heiligen Geistes besitzt, der zerstückt oder verstümmelt niemals die heiligen Schriften und Glaubenssätze, indem er einen Theil davon annimmt, den anderen nicht. Er grübelt nicht darüber nach, wie dieses oder jenes bei Gott möglich ist, sondern nimmt gläubigen Sinnes, ohne viel darüber hin und her zu reden, Alles an, was ihm die Kirche zu glauben vorstellt. Dies war schon im geheimnißvollen Sinne den Israeliten dadurch angedeutet, daß sie beim Genusse des Osterlammes diesem kein Bein brechen sollten (II. Mos. 12, 46.). Die Glaubensneuerer dagegen zerbrechen gewissermaßen die Beine des göttlichen Wortes, und verstümmeln dasselbe; indem sie theils ganze Bücher der heiligen Schrift des alten wie des neuen Testamentes verwerfen, theils deren Sinn verdrehen, Zusätze machen, weglassen, verändern und unrichtig auslegen. Gleichwie endlich der Blinde keine Brille gebraucht, weil sie ihm ja doch nichts nützt: so entbehren auch die von der Kirche Getrennten, weil ihnen das göttliche Glaubenslicht abgeht, des wahren Verständnisses der heiligen Schrift. Denn beim Propheten Isaias (nach der Lesart der siebenzig Dollmetscher, der Heiligen Augustinus, Chrysostomus, Cyprianus und Anderer) spricht der Herr: „Wenn ihr nicht glaubet, werdet ihr nicht verstehen". Weshalb der heilige Augustin den Grundsatz hatte: „Ich glaube, damit ich verstehe". Desgleichen sagt der heilige Petrus: „Wir glauben und erkennen, daß du Christus der Sohn Gottes bist" (Joh. 6, 70.). Bemerken wir wohl: Er sagt nicht: Wir haben erkannt und glauben, sondern umgekehrt: „Wir glauben und haben erkannt". — Hören wir hierüber auch noch den heiligen Chrysostomus. Er sagt (hom. 32. in Joa.): „Ohne Glauben kann Niemand zum Verständniß wichtiger Dinge gelangen; er gleicht vielmehr einem, welcher ohne Fahrzeug über das Meer zu setzen unternimmt. Eine kurze Strecke wird er zwar fortkommen, aber seine Arme und Füße werden ermüden, und die Wogen ihn bedecken. Ganz auf dieselbe Weise leiden auch Jene Schiffbruch, welche sich vor Erkenntniß der Wahrheit auf ihre Vernunft stützen". Nicht so

ergeht es dem frommen und wahren Gläubigen, der die ihm vorgestellten Glaubenslehren sogleich und vollständig annimmt und festhält.

V.

Die Gabe der Frömmigkeit.

Eine weitere Eigenschaft, deren der heilige Thomas hinsichtlich der Taube erwähnt, ist: „Die Taube hat keine Galle. Dies bezieht sich auf die Gabe der **Frömmigkeit**, vermöge welcher die Heiligen nicht unvernünftiger Weise zürnen". — Bekanntlich ist die Taube überaus sanft; sie beleidigt kein Thier, nicht einmal eine Mücke, was doch selbst die kleinen Schwalben und Sperlinge thun; sie scharrt mit ihren Klauen nicht in der Erde, wie die Henne; und wenn sie doch Galle besitzt, so ist diese nur sehr unbedeutend und ganz am äußersten Ende des Rückgrates befindlich. — Solche Gemüthsart nun bewirkt die Gabe der Frömmigkeit; sie bildet, wie der Weltapostel schreibt (Tit. 3, 2.), „keine streitsüchtigen, sondern bescheidene Menschen, welche sich gegen Jedermann sanftmüthig erweisen", so daß sie Niemanden, selbst den Niedersten nicht, beleidigen oder mißhandeln; daß sie Niemanden in seiner Gemüthsruhe oder seinem Besitzthume stören; daß Alles sie ohne Groll läßt, oder daß sie ihn wenigstens nur ganz leise und wohlüberlegt merken lassen, nach der Ermahnung des heiligen Paulus, welcher (Röm. 12, 19.) schreibt: „Rächet euch selber nicht, sondern überlasset die Rache Gott".

Diese Gabe besaß der heilige Abt Apollonius. Von dem Spielmann Philemon vielfach beleidigt und ein ruchloser Verführer genannt, gab er zur Antwort: „Mein Sohn! Gott möge sich deiner erbarmen, und dir keine deiner Aeußerungen zur Sünde anrechnen". Auf diese Rede hin bekehrte sich Philemon zum Christenthum, und starb zugleich mit Apollonius zuletzt des Martyrtodes (Leben der Väter.).

Als einst der heilige Spiridion, Bischof von Trimithus, zu Kaiser Konstantius gerufen worden, erschien er beinahe in dem Aufzuge eines Bettlers, einen Stab in der Hand und ein irdenes Geschirr am Halse tragend. Einer von den Hofbedienten im Palaste gab ihm deshalb als einem verächtlichen Menschen, der nichts am Hofe zu thun hätte, einen Schlag in's Gesicht. Der heilige Mann ertrug dies nicht nur mit aller Gelassenheit, sondern er bot sogar dem Diener seine andere Wange dar. Diese Geduld beschämte den frechen Thäter so, daß er den heiligen Bischof

fußfällig um Verzeihung bat. Gerne verzieh ihm Spiridion, und gab ihm noch überdies den väterlichen Rath, für die Zukunft dergleichen Kränkungen zu unterlassen. Nach dem begab er sich in die Zimmer des Kaisers.

Ein gleicher Weise sanftes und frommes Wesen sollte allen Vorgesetzten eigen sein, wenn sie ihre Untergebenen zurechtweisen. Denn diesen gibt der heilige Paulus (Gal. 6, 1.) die schöne Ermahnung: „Wenn ein Mensch von irgend einer Sünde übereilt worden wäre, so unterweiset einen solchen ihr, die ihr geistlich seid, im Geiste der Sanftmuth". Der Apostel nennt die innerliche Wirkung der Sanftmuth „Geist"; weil dieser — nach dem Zeugnisse des heiligen Chrysostomus — eine Gabe des heiligen Geistes ist, und, wie angenommen wird, den Worten der Ermahnung seine Sanftmuth eingibt. Dies mag meiner Ansicht nach der Grund sein, warum man schon etliche Male vorzugsweise auf Kirchen-Obern hat Tauben vom Himmel herniederschweben sehen; es lag darin ein Fingerzeig für sie, ihre Schäflein im Geiste der Sanftmuth und Frömmigkeit zu unterweisen. So bemerkte man, wie eine Taube aus der Höhe herab auf das Haupt des heiligen Fabianus flog, hier um anzudeuten, daß er zum Papst sollte geweiht werden. — Wieder sah Petrus Diaconus, wie sich eine Taube auf das Haupt des heiligen Papstes Gregorius I. niederließ, wenn er etwas über die heilige Schrift schreiben wollte. — Ebenso saß zuweilen eine Taube dem heiligen Papste Gregor VII. auf der Schulter, wenn er die heilige Messe feierte. — Zwei Tauben sah man auf dem Haupte des Papstes Eugenius ebenfalls beim heiligen Meßopfer. — Und als der heilige Chrysostomus die heilige Priesterweihe erhielt, sah man eine Taube herniederfliegen und sich auf sein Haupt setzen. — Der gelehrte Schriftforscher Hektor Pintus macht hier folgende sehr schöne Bemerkung (über Isai. 42.): „Gleichwie jener Wundarzt mehr Lob hat, welcher mit den Wunden sanfter umgeht, als der, welcher schonungslos dabei verfährt; so ist auch jener Kirchenobere für klüger zu erachten, welcher die Seelenwunden mehr mit Sanftmuth und Mäßigung, als mit gar zu großer Strenge heilt. Und wie ein Wundarzt — um bei dem begonnenen Bilde zu bleiben — wenn er verletzte oder gelähmte Glieder abzuschneiden hat, nicht im geringsten mit Zorn erfüllt zu Werke geht, sondern im Gegentheile in diesem Falle die größtmöglichste Ruhe zeigt, um nicht verwirrt und in seiner Kunst gehindert zu werden: ebenso muß auch der geistliche Vorgesetzte bei seinen Rügen und Strafen große Zurückhaltung anwenden, um nicht etwa, durch Zorn und Ereiferung verwirrt, das Maß zu überschreiten".

VI.

Die Gabe der Starkmuth.

Der englische Lehrer sagt ferner: „Die Taube nistet in Felsenhöhlen. Dies bezieht sich auf die Gabe der **Starkmuth**; weil nämlich die Heiligen in den Wunden Jesu Christi, des starken Felsen, ihre Wohnung nehmen, d. h. auf diese ihre Zuflucht und Hoffnung bauen". — Diese Gabe besitzt jeder Christ, der unter dem Schutze der Wunden seines Heilandes steht. Von diesem Schutze redet der Bräutigam im hohen Liede (2, 13. und 14.), da er sagt: „Komm, meine Taube in den Felsenklüften, in der Mauerhöhlung!" Mit anderen Worten: Willst du meine starke und unüberwindliche Taube sein, so komm und verbirg dich in meine Wunden, besonders in meine mit der Lanze durchbohrte Seite, wo die Rippen gewissermaßen eine Art Höhlung ringsum bilden! — Christi Seite gleicht so ganz einer wohl befestigten Burg; die Pforte zu ihr bildet die Wunde; und diese ist so enge, daß da nur Tauben, nicht aber Feinde eingehen dürfen. Hierauf scheint der Prophet Isaias (2, 10.) angespielt zu haben durch die Worte: „Verkrieche dich in den Felsen, und verbirg dich in der Erdhöhle vor der Furcht des Herrn!" Dem Buchstaben nach redet der heilige Seher hier spottweise das israelitische Volk an, welches zuerst von den Chaldäern, dann von den Römern unterjocht werden soll; und erinnert dasselbe, daß es in Höhlen und Klüfte werde fliehen müssen; aber umsonst, denn auch dort würde es ergriffen werden. Wirklich bezeugt der jüdische Geschichtschreiber Flavius Josephus, er habe sich zur Zeit der Zerstörung Jerusalems in einem Brunnen und nachgehends in einer Höhle verborgen gehalten; sei aber trotzdem von da hervorgezogen und dem Kaiser Vespasian überliefert worden. Dasselbe sei dem Simon und noch Anderen begegnet. — In geistigem Sinne aber enthalten die Worte die ernste Mahnung und den wohlgemeinten Rath, bei drohender schwerer Versuchung uns zu den Wunden Jesu Christi zu flüchten, und in deren andächtige Betrachtung uns zu versenken. Denn was ist unter „der durchfurchten Erde", von welcher Isaias (a. a. O.) redet, anderes zu verstehen, als der Leib des Heilandes, da der Psalmist den Herrn sprechen läßt: „Sie haben meine Hände und meine Füße durchbohrt" (Ps. 21, 17.)? — Surius berichtet das herrliche Beispiel des frommen Grafen Elezarius, der ohn' Unterlaß zu den Wunden Jesu seine Zuflucht nahm, und dort gleichsam wohnte.

Außerdem hat die Taube auch noch das Eigene, daß sie den Taubenschlag, sowie ihren Herrn nicht verläßt, obgleich ihr dieser,

so oft sie brütet, die Jungen nimmt; während doch andere Vögel, wenn ihnen die Jungen genommen werden, ihre früheren Nester im Stiche lassen und sich neue suchen. Eine ähnliche, aber äußerst schwere Drangsal traf — jedoch mit Zulassung Gottes — den frommen Job; denn nebst anderem Ungemach büßte Job nicht nur seine Heerden, sondern zugleich alle seine Söhne ein. Und dennoch verließ er seinen Gott nicht, noch zog er fort; sondern anstatt Gott zu lästern, oder Wahrsager um Rath zu fragen, oder die Hilfe fremder Götter anzurufen, verharrte er in der Liebe und im Dienste seines Gottes, und pries den Herrn auch unter der Wucht harter Schicksalsschläge.

VII.

Die Gabe der Furcht des Herrn.

Endlich bemerkt der heilige Thomas: „Die Taube hat einen klagenden Gesang. Dieses deutet auf die Gabe der **Furcht** hin, vermöge welcher die Heiligen ihre Freude darin finden, über ihre Sünden zu klagen". Und zwar beweinen gerechte Seelen erstlich ihre früheren Sünden, aus Furcht, für dieselben etwa noch nicht vollkommen genug gethan zu haben; wie z. B. der heilige Petrus, der bei jedem Hahnenrufe seine Sünden beweinte. — Desgleichen der heilige Augustinus, der in seiner letzten Krankheit fortwährend die sieben Bußpsalmen betete unter stäten und reichlichen Thränen, wie Possidonius in seinem Leben erzählt. — Ebenso die heilige Paula, von welcher der heilige Hieronymus schreibt: „Sie beweinte ihre läßlichen Sünden mit so tiefem Schmerze, daß man sie der schwersten Verbrechen für schuldig hätte halten können. Und als ich sie mehrmals ermahnte, doch ihrer Augen zu schonen, und sie zum Lesen der heiligen Schrift tauglich zu erhalten, sagte sie: „„Ich muß mein Angesicht entstellen, welches ich dem Gebote Gottes zuwider oftmals geschminkt und bemalt habe. Meinen Körper muß ich züchtigen, nachdem ich ihm vorher so manchen Genuß vergönnt hatte. Lange währendes Lachen muß durch anhaltendes Weinen eingebracht werden. An die Stelle weicher und kostbarer Seidenstoffe muß jetzt das rauhe Bußgewand treten. Suchte ich vordem meinem Manne und der Welt zu gefallen, so verlange ich nunmehr Christus wohlgefällig zu werden"".

Fromme Seelen weinen ferner ob der Gefahr, in neue Sünden zu fallen, weil sie fürchten, Gottes Gnade

und das Erbe des Himmels zu verlieren. Eine solche Furcht, die reine und kindliche Besorgniß, Gott zu beleidigen, nennt der Prophet Isaias (33, 6.) ein Schatzgut, indem er sagt: „Weisheit und Wissenschaft sind Reichthümer des Heils, die Furcht des Herrn sein Schatz"; weil — wie Hektor Pintus erklärend beisetzt — in ihr, wie in einem Kästchen, die Schätze der Tugenden aufbewahrt werden. Und der heilige Abt Macarius, der Aeltere, ein Schüler des heiligen Antonius, schreibt an die Mönche (16. Hom.): „Gleichwie Jene, welche die Würde des Consulates oder ein königliches Amt erlangt haben, beständig darauf bedacht sind, den König nie zu beleidigen: eben so sind auch Jene, denen irgend ein geistiges Werk anvertraut ist, allzeit für Erhaltung desselben besorgt". Aus diesem Grunde gibt der heilige Hieronymus der heiligen Jungfrau Eustochium, der Tochter der heiligen Paula (von welcher vorhin die Rede war), folgende wohlgemeinte Ermahnung: „Ich wünschte nicht, daß dich ob deines Vorsatzes (ein gottseliges Leben zu führen) die Hoffart beschleiche, sondern vielmehr die Furcht; du schreitest mit Gold beladen einher, du mußt dich sonach vor dem Räuber hüten". Darum wird denn auch der heilige Priestergreis Simeon im Evangelium (Luc. 2, 25.) „ein gerechter und den Herrn fürchtender Mann" genannt; denn er war dem Räuber gegenüber kein Wanderer ohne Gepäcke; — trug er ja einen großen Schatz in einem zerbrechlichen Gefäße, ich meine, seine Gerechtigkeit; wie sollte er hier nicht auf der Hut sein?

Von einer derartigen Furcht spricht der heilige Geist schlüßlich also: „Glückselig der Mensch, der allzeit fürchtet. Wer aber hart ist von Gemüth, der wird in Unglück fallen" (Sprüchw. 28, 14.). Dieses will heißen: Glücklich, wer sich jederzeit fürchtet, Gott zu beleidigen. Wer dagegen einem wilden und ungezähmten Rosse gleicht und sich nicht durch den Zaum der Furcht in seinem Lauf zurückhalten läßt, der wird in's Verderben stürzen. Uebereinstimmend hiemit läßt sich der weise Sirach also vernehmen, „Selig der Mensch, dem die Furcht Gottes beschert ist. Wer diese besitzt, womit kann er verglichen werden?" (Eccli. 25, 15.)

Schluß.

Andächtige Zuhörer! Nachdem wir in unserer heutigen Betrachtung kennen gelernt haben, welches die Gaben des heiligen Geistes sind: so lasset uns denn unsere Herzen in eine solche Stimmung versetzen, daß die himmlische Taube sich auf uns niederzu-

lassen und uns mit ihren Gnadengaben zu erfüllen sich würdigen möge. — Der heilige Gregorius von Tours erzählt uns eine Begebenheit, welche, da sie auf das heute Vernommene Bezug hat, ich euch zum Schlusse nicht vorenthalten will. Der heilige Bischof Aredius, welcher aus einem Hofbediensteten ein Schüler des heiligen Nicetius, Bischofs von Trier, geworden war, und von diesem die heiligen Weihen erhalten hatte, wurde unter der sichtbaren Gestalt einer Taube mit der Gnade des heiligen Geistes erfüllt. Da leuchtete er denn durch Heiligkeit des Lebens und durch die Gabe der Wunder Allen voran; zuletzt aber, nachdem er den Höllengeist überwunden, ward er unter Begleitung heiliger Engel glorreich in den Himmel aufgenommen (i. J. 595.). — O möchten auch wir, wenn gleichwohl nicht durch ein sichtbares Wunder, doch unsichtbarer Weise mit den Gaben des heiligen Geistes erfüllt werden, fromm und heilig leben, einstens selig sterben, und in die Freuden der ewigen Seligkeit eingehen! Amen.

Predigt auf das Frohnleichnamsfest oder den Gründonnerstag.

Thema: Warum hat Christus das heilige Altarssakrament unter den Gestalten von Brod und Wein eingesetzt?

Eintheilung.

Werden die Gründe angeführt, warum der Herr das heiligste Sakrament
I. unter zweierlei Gestalten,
II. unter den Gestalten von Brod und Wein,
III. warum unsichtbar, aber unter sichtbaren Gestalten
eingesetzt hat.

Text: Joh. XIII, 1. „Er liebt sie bis an's Ende."

Eingang.

Andächtig Versammelte!

Die heilige Geschichte berichtet uns, David sei einstmals auf der Flucht vor den Nachstellungen Saul's zu dem Philisthäerkönige Achis gekommen. Da man ihn aber hier bei dem Könige als einen heimlichen Spion angab, gerieth David in Furcht, und nahm ein sonderbares Wesen, wie etwa ein Wahnsinniger an. Man hielt ihn darum für einen Irren, wie er sich (nach der Ueberschrift des 33. Psalm's) gestellt hatte, und entließ ihn (I. Kön. 21, 13. u. ff.).

Der heilige Augustinus will an dieser Stelle ein Vorbild von der Einsetzung des heiligen Altarssakramentes finden, weil Christus in diesem sein Angesicht gewissermaßen verstellt, und sein Wesen verändert; indem er sich unter den Gestalten von Brod und Wein verbirgt. Die Stelle, wo es ferner heißt (a. a. O. V. 13.). „David fiel zusammen unter ihren Händen", liest der heilige Augustin nach der Uebersetzung der 70 Dollmetscher; „David trug sich auf seinen Händen", d. h. gebrauchte die Hände statt der Füße. Dieß „sich auf den Händen tragen" paßt aber allein auf Christus, welcher eben dadurch, daß er am letzten Abendmahle seinen Aposteln die heilige Eucharistie reichte, sich selbst in seinen Händen trug. Endlich ließ sich der Herr durch diese seine Umwandlung (im heiligsten Sakramente) so tief herab, daß er (wie David bei dem erwähnten Vorgange) anstieß gleich einem Blinden, d. h. daß er mit größter Gelassenheit die Unbilden, Lästerungen, Geringschätzungen und das unehrerbietige Betragen erduldet, welche die Menschen beim Empfange der heiligen Kommunion an den Tag legen, wie wenn er von alledem nichts sähe oder hörte.

Eine solche Veränderung Christi in der heiligen Eucharistie dünkt darum den von uns getrennten Brüdern, besonders den Anhängern Calvin's, eine Thorheit. Sie erkennen deshalb den Herrn im heiligen Altarssakramente gar nicht als gegenwärtig an, betrachten dasselbe nur als ein Bild Christi, und stoßen den Heiland von sich, wie Achis den David. Wollten diese Glaubensgegner aber ihre Augen öffnen, sie müßten sehen, daß eine derartige Umgestaltung dem äußeren Wesen nach Christi keineswegs unwürdig sei, so wenig als sie es für David gewesen. Den David bewog hiezu die Liebe zum eigenen Leben, um dasselbe zu retten; den Heiland bestimmte zu solcher Umwandlung die Liebe gegen seine Kirche, für welche er sein Leben hingab. War es für Christus nicht unwürdig, für die Kirche zu sterben; warum soll es für unwürdig gelten, um ihretwillen sein äußeres Ansehen auch unter den Gestalten geringer erschaffener Dinge zu verbergen?

Dies erkannte der heilige Johannes mit seinem scharfsehenden Adlerblicke genau, und gibt uns im heutigen Evangelium als Grund hiefür folgenden an: „Er (Jesus) liebte die Seinen bis an's Ende", d. h. unendlich. Das Uebermaß der Liebe von Seite Jesu Christi war sonach die Ursache der Einsetzung des heiligen Altarsgeheimnisses.

Wir wollen indessen, Andächtige, bei unserer heutigen Betrachtung etwas einläßlicher und deutlicher auseinandersetzen, warum Christus gerade unter den zweierlei Gestalten von Brod und Wein unsichtbarer Weise in seiner

Kirche verbleiben will, und hierauf in drei Punkten antworten.

Erster Punkt.

Warum hat Christus das heilige Altarssakrament unter **zweierlei** Gestalten eingesetzt?

Der heutige Tag, welcher dem Andenken an die Einsetzung des heiligsten Altarsgeheimnisses gewidmet ist, legt unserer Betrachtung vor Allem die Frage vor: Warum hat Christus dieses hochwürdigste Sakrament **unter zweien Gestalten**, nämlich des Brodes und Weines, eingesetzt? — Ich antworte hierauf:

1) Der Heiland that solches, um anzudeuten, daß er ein vollständiges Gastmahl für uns eingesetzt habe, welches zwar nicht nothwendiger Weise unter beiden Gestalten von Allen genossen werden müßte, welches aber die volle Wirksamkeit hätte, den Hunger und Durst der Menschen, d. h. jedes nur erdenkliche Verlangen derselben, zu stillen. Weil nämlich Christus das heilige Abendmahl uns zum Unterpfande der Seligkeit und gewissermassen als einen Vorgeschmack von jenem himmlischen Manna, welches jeden Hunger völlig stillt, hinterlassen hat, so mußte dasselbe eine vollkommene Erquickung nicht allein gewähren, sondern auch veranschaulichen.

Indessen kann Christus auch unter einer Gestalt völlige Sättigung gewähren, d. h. ebenso gut, wie jene in der Wüste von ihm wunderbar vermehrten Brode den Hunger und Durst mit einem Male stillten. Der Versinnbildung wegen setzte er es jedoch unter zwei Gestalten ein. Dies geschieht nun hinreichend beim heiligen Meßopfer.

2) Ferner sollte durch die doppelte Gestalt der Tod Christi vorgestellt werden; und zwar in einer Weise, daß alles Blut des Heilandes, das vergossen ward zum Preise unserer Erlösung, als vom Leibe getrennt erscheint. Da uns nothwendiger Weise irgend ein Andenken an das Leiden und Sterben unseres Herrn Jesu Christi, als die Ursache unsres einzigen Heiles, hinterlegt bleiben sollte, so war das heilige Abendmahl unter zweierlei Gestalten hiezu das passendste Mittel, denn es versinnbildet nicht allein das Leiden Jesu, sondern auch seinen Tod selbst,

indem eben durch die Trennung des Blutes vom Leibe der Tod erfolgt, — und zwar ein gewaltsamer Tod, ein Tod nach Art eines Opfers, wie die Hingabe Christi am Kreuze ein solches war, dargebracht zur Versöhnung Gottes. Bei jedem blutigen Opfer nämlich wurde vorzeit das Blut vom Leibe getrennt.

Zweiter Punkt.

Warum setzte der Herr das heilige Abendmahl gerade unter den Gestalten von **Brod und Wein** ein?

Eine weitere Frage, die sich uns hier aufdrängt, ist diese: Warum hat Christus das heilige Altarssakrament gerade **unter den Gestalten des Brods und Weines,** und nicht unter der Gestalt anderer Dinge eingesetzt?

Hiefür lassen sich mehrere Gründe angeben; und zwar geschah die Einsetzung in dieser Weise:

1) Damit hiedurch die Nothwendigkeit der heiligen Eucharistie angedeutet sei. — Gleichwie nämlich dem Menschen zur Erhaltung seines leiblichen Lebens nichts nothwendiger und dienlicher ist, als Brod und Wein; und wie eben Brod und Wein die vorzüglichste Nahrung und Zehrung ausmacht, welche ein Wanderer mit auf die Reise nimmt: so mußte auch das heilige Altarssakrament, das da zur Fristung des geistigen Lebens und zur Erhaltung der Stärke der Seele für die mühevolle Reise unseres Erdenlebens bestimmt ist, die Gestalten von Brod Wein haben. — Und gleichwie der Mensch nach nichts ein solches Verlangen trägt, sobald er Hunger und Durst verspürt, als eben nach Speise und Trank (weil dies zur Erhaltung des Lebens dient): so wollte der Heiland zu verstehen geben, daß wir nach Ihm, als dem einzigen und nothwendigsten Seelenlabsal, hauptsächlich und vor Allem Verlangen und Sehnsucht tragen sollen.

2) Christus wählte ferner die zweifache Gestalt für dieses Geheimniß, um uns klar zu machen, daß Er mittelst dieses Sakramentes in uns dieselbe Wirkung, wie Brod und Wein, hervorbringe. Denn der Heiland nährt und erhält das Leben

der Seele, indem er die Gnade der Ausdauer gibt; er gibt das Wachsthum der Gnade, verleiht Stärke, gewährt Freudigkeit und Entzücken; nur mit dem Unterschiede, daß Christus nicht wie die irdische Speise in den Menschen übergeht, sondern mit Verlangen, häufig und würdig empfangen, den Menschen in Sich übergehen macht.

3) Weiters sollen wir im heiligen Altarssakramente ein Bild und Andenken an die Menschwerdung und das Leiden unseres Heilandes besitzen. Ein Bild und Andenken der Menschwerdung insoferne: Gleichwie nämlich Christus in seiner Menschwerdung vom Himmel herabzusteigen und in Mariens Schooß sich niederzulassen sich würdigte; so will er auch in der heiligen Eucharistie in den Leib eines jeden Menschen niedersteigen, und dort einige Zeit verweilen; jedoch ohne fernerhin zu leiden. Wenn Gott im alten Testamente befohlen hatte, das Manna auch für künftige Zeiten aufzubewahren, weil es Gott vom Himmel herabgesendet hatte (II. Mos. 16, 32.): um wie weit passender war es, daß wir im neuen Bunde ein ewiges Andenken an die Menschwerdung des Herrn besitzen, bei welcher jenes wahre Himmelbrod in den Schooß der reinsten Jungfrau herniederstieg? — Das vorzüglichste Andenken an diese Wohlthat aber ist das heiligste Sakrament, welches unter den Gestalten von Brod und Wein in den Leib des Menschen eingeht. Das Manna fiel nur aus der Luft hernieder, und war durch Engelhände bereitet; Christus dagegen ist das Brod, welches vom Himmel kommt, aber durch die Wirksamkeit des heiligen Geistes hervorgebracht.

Eine Erinnerung an das Leiden Christi ist das heilige Abendmahl darum: weil wir gewissermassen wie reißende Thiere den Heiland verzehrt und gleich der Hölle ihn lebend verschlungen haben, da wir ihn durch unsere Sünden dem Tode überlieferten; ein Umstand, den wir mit tiefster Reue erwägen sollten, so oft wir die heilige Kommunion empfangen.

4) Ferner bezweckte Christus hiemit, seine Liebe gegen uns an den Tag zu legen. Er wollte nämlich in diesem hochwürdigsten Geheimnisse sich mit uns wirklich und auf's Innigste vereinigen, auch seiner Menschheit nach; also nicht nur von uns geschaut und angebetet werden, z. B. in der goldenen, mit edlen Steinen besetzten Monstranz; sondern auch unsere Speise werden, um mit desto größerem Gewinne bei uns zu verweilen; — er wollte uns zu einer Seelenarznei dienen; wir sollten ihm eingepflanzt werden, wie der Zweig dem Baume, und von ihm

den Saft des Lebens ziehen. — Hiedurch beweist Christus seine Liebe zu uns ganz vorzüglich; denn ihr ist es eigen, den Liebenden mit dem Geliebten zu vereinigen. — Als daher der Prophet Nathan dem Könige David (nach dessen Sünde mit des Urias Weib) diesem eine Schilderung der Liebe zwischen Urias und seinem Weibe entwerfen wollte, bediente er sich des Bildes, Bethsabee sei das Schäflein gewesen, welches Urias von seinem Brode essen, aus seinem Kelche trinken, in seinem Schooße schlummern ließ (II. Kön. 12, 3.). — Eben deshalb hat es auch die Natur so gewollt, daß sich die Kinder von dem Wesen und der Milch ihrer Mutter nähren, damit so die Liebe der Kinder gegen die Aeltern, und umgekehrt die Liebe der Aeltern gegen ihre Kinder gepflegt, und wenn ich so sagen soll, mit der Muttermilch eingesogen werde.

5) Den Heiland leitete bei dieser Einsetzung auch diese Absicht: Er wollte uns den Endzweck des heiligen Altarssakramentes vor Augen stellen, welcher in der Eintracht und Gemeinschaft der Glieder, d. h. der Christen, unter sich und mit Christus, dem Haupte, besteht. Der heilige Augustinus bemerkt hierüber (tract. 26. in Joa.): „Aus vielen Getraidekörnern wird ein einziges Brod bereitet, und aus vielen Trauben der Wein." Auch der Weltapostel deutet darauf hin, indem er (I. Korinth. 10, 17.) schreibt: „Ein Brod, Ein Leib sind wir Viele, — wir Alle, die wir an Einem Brode Theil haben". Darum heißt auch dies heilige Sakrament „Kommunion", was so viel bedeutet, als: „Einigung". Eben deshalb gaben sich in der Vorzeit die Christen vor dem Genusse dieses heiligen Mahles einander den Friedenskuß, welcher Gebrauch sich noch bis auf den heutigen Tag bei hochfeierlichen Aemtern unter den Geistlichen erhalten hat. — Dies war endlich auch der Gegenstand des Gebetes unseres göttlichen Heilandes: es möchten nämlich alle Gläubigen Eins sein in der Liebe, wie Er und Gott Vater Eins sind in der Wesenheit (Joh. 17, 21.). — Bei Gastmählern pflegen sich die Gemüther zu vereinen und zu versöhnen. Gleiches soll auch bei diesem himmlischen Mahle geschehen.

6) Ein Hauptzweck des heiligsten Altarssakramentes aber ist: Wir sollen durch die heilige Kommunion in einen anderen Menschen, — in Christus umgewandelt werden, und ein neues Leben beginnen. — Wenn der Gärtner von einem Baume andere Früchte erzielen will, so pfropft er ihm Reiser von anderen Bäumen ein; und dieser trägt nun Früchte von anderem Geschmack und anderer Farbe. — Das Kind saugt

an der Brust einer gesunden Mutter auch Gesundheit und Wohlbefinden ein. Wird nun Jemand leugnen wollen, durch die häufige und allezeit würdige Kommunion könne der Mensch, wenn ich so sagen soll, in Christi Wesen umgewandelt, und Ihm nach und nach ähnlich werden?

7) Endlich wollte der Heiland durch dieses Mittel unser Fleisch in heilsamer Furcht erhalten, oder dasselbe wenigstens zu solcher Furcht zurückbringen. Es war sonach die Absicht Christi, daß, um mit dem Weltapostel zu reden, (I. Thess. 4, 4.) „Jeder darauf sehe, daß er seinen Leib unbefleckt und in Ehren halte"; daß man sich nicht so leichtlich an ihm versündige, weil der Herr durch die heilige Kommunion ihn so oft in eigener Person zu seiner Wohnung erwählt. Gleichwie man nämlich jenes Haus, in welchem ein Fürst öfters seine Einkehr nimmt, reiner erhält, aus Achtung vor dem Fürsten: so ziemt es sich auch, unseren Leib von jeglicher Unreinigkeit zu bewahren, in welchen unser Gott in der heiligen Kommunion einkehrt. Dieses Mittel scheint der heilige Sänger vom Herrn erbeten zu haben, da er (Ps. 118, 120.) sagt: „Durchbohre mein Fleisch mit der Furcht vor Dir!" — Die heilige Kommunion ist sonach gewissermaßen ein Nagel, der unser Fleisch durchdringt, damit es sich nicht so bald unterfängt, etwas Unehrbares zu begehen. In diesem Sinne schreibt der Weltapostel (I. Korinth. 6, 15.): „Wisset ihr nicht, daß euere Leiber Glieder Christi sind? Soll man nun die Glieder Christi dazu verwenden, daß man sie zu Gliedern der Unzucht macht? Das sei ferne!" —

Dritter Punkt.

Warum hat sich uns Christus im heiligen Altarssakramente **dem Wesen nach unsichtbar, aber doch unter sichtbaren Gestalten** gegeben?

Es erübrigt uns nun noch, die Frage, die uns hier begegnen könnte, zu beantworten: Warum hat sich Christus im hochheiligen Sakramente **dem Wesen nach unsichtbar aber doch unter sichtbaren Gestalten** gegeben? — Hierauf ist Folgendes zu sagen: Christus that es:

1) Damit wir den Muth haben, uns ihm zu nahen, und ihn zu genießen. Denn saget selbst,

Andächtige: Wenn der Herr sichtbar in all' seiner Herrlichkeit im heiligen Sakramente aufträte, wer würde sich dessen unterstehen? — Der gelehrte Carthagena aus dem Franziskanerorden erzählt (d. aug. Euch. sacr. hom. 9.) nachgehende hieher bezügliche Begebenheit: Ein spanischer Arzt, welcher einen Schwindsüchtigen zu heilen hatte, war auf folgenden Gedanken gekommen: Da der Kranke vor dem Genusse von Schildkröten, deren Fleisch zur Wiedererlangung seiner Gesundheit für nöthig erachtet worden, einen Widerwillen hatte, gab der Arzt den Auftrag, junge Hähnchen, die der Patient gerne aß, mit Schildkrötenfleisch zu füttern und demselben zu essen zu geben. So wurde denn der Kranke, der von diesem Kunstgriffe nichts wußte, durch den Genuß dieses Fleisches gesund. — In ähnlicher Weise wollte auch der Heiland, weil er voraussah, daß wir ihn, wenn er uns in seiner Gottes-Herrlichkeit sichtbar unter die Augen treten würde, nicht empfangen könnten, sich unter den Gestalten von Brod und Wein verbergen, damit wir so, weil uns die Sinne bekunden, wir empfingen nicht den Heiland selber, sondern Brod und Wein, jegliche falsche Scheue ablegen.

2) Hiemit ist uns aber auch Gelegenheit gegeben, unseren Glauben verdienstlich zu machen. Denn gerade dadurch, daß wir bei der heiligen Kommunion unsere Sinne verleugnen, und die Schlüsse, welche unsere Vernunft daraus ableiten könnte, bei Seite schieben, üben wir einen heldenmüthigen Glaubensakt. Und das beabsichtigte der Heiland: er wollte mittelst dieses Geheimnisses unsere Glaubensstärke üben und prüfen; — und zwar mit vollem Rechte; denn hiedurch sollte uns die Gelegenheit geboten sein, jene Sünde, wonach unsere Stammältern der Schlange eher glaubten, als Gott, wieder gut zu machen.

3) Endlich wollte uns der Heiland hiedurch noch bis auf den heutigen Tag einen Beweis von eben jener Demuth geben, die ihn bewog, während seines Wandels auf Erden sich unter einem angenommenen und niedrigen Gewande, — der Menschennatur, zu verbergen. Wie Christus nämlich in seiner Menschwerdung die hohe Herrlichkeit seiner Gottheit unter der geringen und verächtlichen Knechts-Gestalt verbarg, gerade so thut er es auch hier im heiligen Altarsgeheimnisse unter der unscheinlichen Hülle des Brodes und Weines. — Und wie er einst in der Krippe, zwar nicht mit Worten, aber doch durch die That, uns zurief: „Lernet von mir, denn ich bin sanft- und demüthig von Herzen" (Matth. 11, 29.): so mahnt er auch jetzt noch alle Christen im heiligen Abendmahle, besonders wenn sie kommuniciren, zu lernen, sich selber zu verbergen und jeder öffent-

lichen Anerkennung auszuweichen, vielmehr immer demüthig und geziemend aufzutreten. — Gleichwie unser Herr und Heiland ferner bis auf den heutigen Tag mit unbeschreiblicher Geduld und Sanftmuth alle Unbilden erträgt, die man ihm zufügt (denn mag er auch an den letzten Platz gesetzt, mag er auch an einem ungeziemenden, ja sogar unreinen Orte aufbewahrt, mag er auch von den Vorübergehenden ohne alle Achtung und Ehrerbietigkeit behandelt werden: er beklagt sich nicht, und nimmt deshalb keine Rache, wie wenn er dies Alles nicht bemerkte): so ruft er auch uns zu, ein Gleiches zu thun, falls wir seine Jünger sein wollen. — Wie es Christus endlich keineswegs als mit seiner unendlichen Majestät unverträglich erachtete, sich zur Erlösung des Menschengeschlechtes bis zum Kreuzes-Tode inmitten zweier Mörder zu erniedrigen: so hält er es auch nicht unter seiner Würde, die Gestalt einer Speise anzunehmen, und unser Innerstes aufzusuchen, um uns mit seinen Gaben zu bereichern. Aber eben hiedurch gibt er uns die laute Mahnung, aus Liebe zu unserem Mitmenschen gleichfalls Alles zu thun und zu leiden, nur um ihn für den Himmel zu gewinnen.

Schluß.

Andächtige!

Sollten wir nun solchen liebreichen Mahnstimmen unseres göttlichen Heilandes unser Ohr verschließen, dann hätten wir wahrlich Grund, zu erröthen, und uns in Gegenwart eines so demüthig sich herablassenden Herrn unserer Hoffart zu schämen. Dies will der Prophet Ezechiel andeuten (43, 10. 11.), da er Gott sprechen läßt: „Menschensohn, zeige dem Hause Israel den Tempel, damit sie sich ihrer Missethaten schämen; sie sollen das Gebäude abmessen, und über Alles, was sie beginnen, erröthen". Der Sinn dieser Worte ist: Beschreibe ihnen die Pracht und Herrlichkeit des salomonischen Tempels; und sie sollen erröthen, wenn sie sehen, wie dieser Tempel um ihrer Missethaten willen zerstört worden. — Ein Gleiches gilt auch uns. Wir wissen nämlich, daß der Tempel der Menschheit Christi hauptsächlich wegen unserer Frevel am Kreuze verwüstet und verunstaltet worden, so daß er (nach Isai. 53, 2.) „gar keine Gestalt und Schönheit mehr hatte". Wir wissen ferner, daß sich Christus aus Liebe zu uns im heiligsten Altarssakramente unter der unscheinlichen Hülle von Brod und Wein verberge, — uns zum

Vorbilde, damit wir keinen Anstand nehmen, den Heiland nachzuahmen. — Wir sollten uns deshalb schämen, ein Leben zu führen, welches gegen Christi Wandel einen so grellen Abstich bildet; wir sollen vielmehr lernen, uns beim Anblicke der äußersten Demuth unseres Herrn selber zu verdemüthigen, um hiedurch würdig zu werden, den Heiland hienieden unter den Gestalten von Brod und Wein zu empfangen, und einst im Himmel schleierlos, von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Amen.

Predigt auf das Fest des heiligen Johannes des Täufers.

Thema: Gründe der heutigen Festesfreude.

Eintheilung.

Der heutige Festtag der Geburt des heiligen Johannes brachte Freude:

I. in das Haus des Zacharias,
II. in die Nachbarschaft,
III. in die Vorhölle,
IV. in den Himmel,
V. in die ganze Welt.

Text: Luc. I, 14. „Viele werden sich über seine Geburt erfreuen.“

Eingang.

In der Vorzeit war es üblich, am heutigen Tage Freudenfeuer anzuzünden, die nach dem heutigen Feste „Johannesfeuer“ genannt wurden. Wie es scheint, geschah dies von den Christen der Vergangenheit zur Ehre des heiligen Johannes; und wenn Leichtfertigkeit und Aberglaube dabei außer dem Spiele blieben, so läßt sich nichts dagegen einwenden. War es ja doch bei vielen Völkern gebräuchlich, als Ausdruck öffentlicher Volksfeste und allgemeinen Jubels dergleichen Freudenfeuer, besonders auf den Bergen, anzuzünden. Wenngleich in unseren Zeiten die sogenannten Johannesfeuer außer Uebung gekommen sind, so ist doch der

heutige Festtag der Geburt des heiligen Johannes des Täufers so reich an Gründen allseitigen Jubels, daß es sich gewissermassen der Mühe lohnte, zu Ehren dieses Heiligen Freudenfeuer anzuzünden. Wirklich werden wir, wenn wir auf die Zeit der Geburt des Vorläufers Christi zurückgehen, **eine hohe Festesfreude** wahrnehmen, welche im Hause des Zacharias, in dessen Nachbarschaft, in der Vorhölle, im Himmel und auf der ganzen Welt herrschte.

Um an diesem Jubel Antheil zu nehmen, wollen wir hiebei etwas länger verweilen, und **die Gründe dieser allgemeinen Freude**, die selbst der Engel vorher verkündete, aufsuchen.

Abhandlung.

I.

Die Geburt des heiligen Johannes verursachte Freude **im Hause des Zacharias.**

Der Geburtstag des heiligen Johannes war ein Freudentag für die Glieder der Familie des Zacharias; und zwar:

1) Für Johannes selbst, — aus einem doppelten Grunde. Denn

a) sein Eintritt in die Welt war bei Weitem glücklicher, als jener der übrigen Menschen; da — nach der Vorherverkündung des Engels — der heilige Johannes schon im Mutterschooße mit dem heiligen Geiste erfüllt und von der Erbsünde befreit ward, welche doch auf all' den übrigen Sterblichen lastet. Mit Recht betreten deshalb die übrigen Kinder unter Weinen die Erde; denn sie sind mit dem Fluche beladen. Aus diesem Grunde verfluchen Job (3, 1.) und Jeremias (20, 14.) den Tag ihrer Geburt, weil wir Menschen alle mit der Erbsünde befleckt zu so vielfachem Elende zur Welt kommen, daß es im Hinblicke auf das rein Natürliche und mit Ausschluß der Gnade, die uns für den Himmel wiedergebiert, besser für uns wäre, gar nicht geboren zu sein; daß sonach unser irdischer Geburtstag eher mit Weinen, als mit Freuden zu begehen sein dürfte. — Die heiligmachende Gnade ist es nun, welche uns nicht allein jenes Erdübel abnimmt, sondern auch die daraus für uns entspringenden üblen Folgen und Drangsale in etwas Wohlthätiges verwandelt, und uns neuer-

dings gebiert, nicht für die Erde, wohl aber für den Himmel. Hierüber hat sich also Johannes ohne Zweifel bei seiner Geburt erfreut; denn da er nach allgemeiner Annahme der heiligen Väter schon im Mutterschooße mit Vernunftgebrauch begabt war, so wußte er auch, daß er mit dem heiligen Geiste erfüllt und im Besitze der heiligmachenden Gnade gewesen.

Einer solchen Freude können auch wir theilhaft werden, wenn wir uns jenen Tag in's Gedächtniß zurückrufen wollen, an welchem wir in der heiligen Taufe von der Erbsünde gereinigt worden. Diese Gnade ist in der That eine überaus große, vielen Tausenden nicht zu Theil gewordene. Hätten wir dieselbe nicht erlangt, dann wäre es besser für uns, wir würden das Lebenslicht nie erblickt haben. Hieran wollten sich vielleicht unsere Voraltern gegenseitig erinnern, da sie einander zum Geburtstage kleine Kränze zuschickten.

b) Der zweite Grund, sich seines Geburtstages zu freuen, lag für Johannes darin, weil er nun, der Fesseln des Mutterschooßes entledigt, hingehen konnte, den Erlöser zu schauen, zu begrüßen, zu verehren und der Welt zu verkünden, was er sich im Mutterschooße aufs Innigste gewünscht hatte. Denn ob der Gegenwart des gleichfalls noch unter dem Herzen Mariens wohnenden Heilandes war Johannes vor Freude aufgehüpft, wie wenn es ihm zu lange währte, und es ihn drängte, den beengenden Mutterschooß zu zersprengen, um sein Amt als Vorläufer Christi anzutreten. Gleichwie der Jagdrüde, wenn er ein Wild von ferne sieht, der Bande entledigt zu werden sucht; losgelassen, dem Wilde im schnellsten Laufe nachsetzt, und, wenn er es im Forste sich entkommen sieht, durch häufiges Bellen auch die übrigen Hunde zur Erreichung der Beute herbeiruft: ebenso verlangte auch der heilige Johannes, nachdem er den Erlöser von Weitem im Schooße Mariens erblickt hatte, an das Tageslicht zu treten, um ihn gleichsam für sich zu erbeuten und durch sein Rufen kund zu geben, daß er von Anderen erkannt und gefunden werden möge. Sprach er deshalb doch: „Ich bin die Stimme des Rufenden in der Wüste: Bereitet den Weg des Herrn!" (Marc. 1, 3.) Und wieder: „Sehet das Lamm Gottes, welches die Sünden der Welt hinwegnimmt!" (Joh. 1, 29.)

2) Der Geburtstag des Johannes war ferner ein Freudentag für seine Aeltern; weil ihnen nämlich nun ein Sohn geboren worden, und zwar einer, der groß werden sollte vor dem Herrn. Diesen Grund gibt der Engel Gottes selber an, denn er fügt sogleich als Ursache der Freude hinzu: „Er wird groß sein vor dem Herrn; Wein und berauschendes Getränk wird er nicht trinken" (Luc. 1, 15.). — Reiche und vornehme Leute stellen ein Freudenfest an, wenn ihnen ein Sohn geboren ist, obgleich sie

noch nicht wissen, was aus ihm wird. Weil sie aber wünschen, es möge etwas Großes aus ihm werden, so geben sie ihm einen Hauslehrer und Erzieher, lassen ihn studiren und Reisen machen, damit er in allen schönen Künsten und Wissenschaften gehörig gebildet werde. Wenn sie sich nun um seinetwillen große Summen haben kosten lassen, so werden sie manchmal getäuscht; sie nehmen alsdann nur zu oft wahr, daß ihr Sohn nicht groß geworden ist vor Gott, sondern vielmehr ein großer Spieler, ein großer Trinker, ein großer Ringer, ein großer Tänzer u. dgl. Sehr oft arbeiten Aeltern auch dahin, daß ihre Söhne groß werden vor der Welt: im Kriegsdienste, an fürstlichen Höfen, auf fetten Kirchenpfründen u. s. w. Doch was soll das für ein Grund zur Freude sein, einen Sohn zu haben, der sich durch Lasterhaftigkeit hervorthut, oder der groß ist vor der Welt, jedoch wenig oder gar nichts gilt vor Gott? — In der Welt haben sich Mehrere durch kriegerische Tugenden den Beinamen „der Große" erworben, z. B. Pompejus, Alexander von Macedonien u. A. Allein sie waren eben nur groß vor der Welt; denn sie vermochten blos ihre Feinde, aber nicht sich selbst und ihre Laster zu besiegen. Johannes, der Heilige des heutigen Tages, dagegen war in Wahrheit und auch vor Gott groß, weil er — wie der heilige Ambrosius (in Luc. c. 1.) schreibt — „zwar nicht die Grenzen eines Weltreiches vergrößerte, nicht Triumphe in Schlachten durch Kriegsglück erfocht, sondern weil er, was weit mehr besagen will, als Prediger in der Wüste die Genüsse der Menschen und die Lockungen des Fleisches mit großer Seelenstärke unterdrückte." Die vorhin erwähnten Personen wurden von Menschen, welche getäuscht werden und selbst täuschen können, groß genannt; unser Heiliger aber ward nicht allein von dem Erzengel, sondern auch von Christus, welcher weder betrügen, noch betrogen werden konnte, ein großer Mann geheißen, indem der Heiland (Matth. 11, 11.) spricht: „Unter allen von Weibern Geborenen ist kein Größerer aufgestanden, als Johannes der Täufer."

Wollen darum Aeltern an ihren Kindern Freude erleben, so müssen sie dafür sorgen, dieselben vor Gott groß zu machen. Als der große Fürst Agesilaus einstmals gefragt wurde, auf welche Art man sich einen großen Namen erwerben könne, gab er zur Antwort: „Wenn man Gutes spricht und noch Besseres thut." Fast in derselben Weise äußerte sich unser göttlicher Heiland, indem er sagt: „Wer (nach dem Gesetze) thut und lehrt, der wird groß heißen im Himmelreiche" (Matth. 5, 19.). — So also sollen sich die Kinder benehmen, und sie werden wahrhaft groß und die Freude ihrer Aeltern sein.

II.

Die Geburt des Johannes verursachte Freude in den Häusern der Nachbarn.

Der Geburtstag des heiligen Johannes war aber auch ein Freudentag im Hause der Nachbarn und Anverwandten, wie dies der heilige Evangelist Lucas (1, 58.) beschreibt mit den Worten: „Es hörten die Nachbarn und Verwandten (der Elisabeth), daß der Herr große Barmherzigkeit an ihr gethan habe, und sie freuten sich mit ihr." — Die Nachbarn und Verwandten freuten sich, weil nunmehr den unfruchtbaren Aeltern von Gott ein Sohn geschenkt worden, und hauptsächlich einer, von dem man mit Recht glauben konnte, es werde etwas Großes aus ihm werden. Diese Wohlthat erachteten sie als ihnen selbst erzeigt, weil sie sich ob solcher Nachbarn und Verwandten, die bei Gott in so hohem Grade beliebt waren, Glück wünschten.

Denn ein guter Nachbar ist allerdings ein großes Gut. Gleichwie der Mond größeren Einfluß hat auf das unter ihm Befindliche, und dem Menschengeschlechte mehr Vortheile bringt, als die übrigen Himmelskörper mit Ausnahme der Sonne, nicht deshalb, weil er mächtiger, sondern weil er der Erde näher ist: ebenso tragen auch gute Nachbarn sehr viel zum Besten der anderen Bürger bei. Und umgekehrt, gleichwie die Felder, die nahe am Meere liegen, von diesem salzige Feuchtigkeit annehmen und gerne Schaden leiden: eben so haben auch die Mitbürger von bösen Nachbarn mancherlei Unannehmlichkeiten zu erfahren. Die Alten hatten deswegen das Sprüchwort: „Wer gute Nachbarn hat, der lebt glücklich; ein böser Nachbar bereitet bittere Tage"; desgleichen jenes: „Nicht leicht wird Jemanden ein Stück Vieh zu Grunde gehen, wenn er nicht einen bösen Nachbar neben sich hat." — Wenn in früherer Zeit Jemand ein Grundstück feilbieten ließ, so klärte er den Ausrufer darüber auf, was der Acker für empfehlenswerthe Eigenschaften besitze, wie gesund das Klima, wie günstig die Lage, wie fruchtbar der Boden, in wie gutem Stande die Gebäude seien. Als aber Themistokles, ein überaus scharfsinniger Mann, einst auch einmal ein Gut verkaufen wollte, ließ er den erwähnten Eigenschaften noch eine weitere beisetzen: daß das Grundstück an gute Nachbarn anstoße. Die Menge sah dieses anfänglich für einen Scherz an, und lachte darüber; aber bald gelangte man zur Einsicht, daß die derartige Empfehlung eines Ackers von großer Wichtigkeit sei. Gar mancher sieht sich veranlaßt, sein Haus oder sein Stück Feld zu veräußern — um sei-

nes bösen Nachbars willen, mit welchem er ohne Prozesse, Zänkereien und sonstige Unannehmlichkeiten unmöglich leben kann.

Zacharias und Elisabeth nun waren gute Nachbarn, ebendeshalb hatten sie auch wieder ähnliche Nachbarn, die ihnen wohl wollten. Der göttliche Text (Luc. 1, 6.) entwirft von den beiden Aeltern folgendes freundliche Bild: „Sie waren beide gerecht vor Gott, und wandelten in allen Geboten und Satzungen des Herrn tadellos." Jeder, der also wandelt, daß seine Nachbarschaft nicht über ihn klagen kann, der wird gewiß auch wieder gute Nachbarn finden.

III.

Die Geburt des heiligen Johannes verursachte Freude **in der Vorhölle.**

Des heiligen Johannes Geburtsfest war drittens auch ein Freudentag für die Altväter in der Vorhölle. — Ohne Zweifel hatten die in der Vorhölle befindlichen frommen und heiligen Seelen durch Jene, die damals vom Leben abgeschieden und zu ihnen hinabgewandert waren, Kunde von der Geburt des heiligen Johannes erhalten. Aus welchem Grunde aber sollen sich diese Seelen darüber gefreut haben? Auf diese Frage möge uns der heilige Erzengel Gabriel antworten, der dem Zacharias erschien, und unter Anderem bezüglich des Sohnes, der ihm geschenkt werden sollte, auch dieses sagte: „Er (Johannes) wird vor ihm (Christus) hergehen im Geiste und in der Kraft des Elias, um die Gesinnungen der Väter (Patriarchen) auf ihre Nachkommen, und die Ungläubigen zur Weisheit der Gerechten hinzulenken, und dem Herrn ein vollkommenes Volk zu erziehen" (Luc. 1, 17.). Damit wollte er sagen: Johannes wird es durch seine Predigten dahin bringen, daß die ungläubigen Juden die von den Propheten vorausbeschriebenen und von den Patriarchen längst angegebenen Zeichen der Ankunft des Messias sorgfältig beachten, und hieraus erkennen, daß er bereits erschienen sei; daß sie folglich nach dem Vorgange ihrer Väter, welche auf den kommenden Erlöser hofften, ihn auf das Innigste ersehnten und liebten, nun auch den Messias mit höchstem Verlangen aufnehmen, lieben und ehren sollen. In dieser Weise wird er die Herzen der Erzväter ihren Kindern, die zur Zeit Christi leben werden, zuwenden, so daß sie diese als ihre leiblichen Nachkommen ansehen und lieben, nachdem sie ihnen vorher ob ihres Unglaubens und sonstiger Frevel als entarteten Kindern abgeneigt gewesen waren. In der That stellte Christus den Juden ihren Stammvater als ein Muster von

Gläubigkeit vor Augen, indem er sprach: „Abraham, euer Vater, freute sich, meinen Tag zu schauen" (Joh. 8, 56.). Hiemit ermahnte er sie stillschweigend, ihren Stammvater nachzuahmen, welcher mit so hoher Sehnsucht den Messias zu schauen verlangt hatte. — Auf dieselbe Art sah auch der fromme Patriarch Jakob Christum im Geiste vorher, und rief deshalb aus: „Auf dein Heil will ich hoffen, o Herr!" (I. Mos. 49, 18.) An eben dieser Stelle schaute er auch mit Prophetenblick, daß einige von seinen Söhnen ausarten und den Messias in verrätherischer Weise tödten würden, nämlich die Schriftgelehrten und Pharisäer, welche Simeon's Nachkommen waren, und die Hohenpriester und Leviten, die von Levi abstammten; er sagt deshalb: „Simeon und Levi sind (einander gleich wie) Brüder, kriegerische Werkzeuge des Frevels; auf ihren Rath soll meine Seele nicht eingehen" (I. Mos. 49, 5. und 6.), — auf den Plan nämlich, wonach sie dem Heilande nach dem Leben strebten, wie die Heiligen Ambrosius, Isidor, Rupert und Andere erklären. Auf der anderen Seite erkennt er zum Voraus, daß aus seinem Sohn Benjamin der heilige Apostel Paulus hervorgehen würde, und freute sich im Geiste über dessen einstige Bekehrung zu Christus, entzückt darüber, daß er einen Nachkommen erhalten sollte, der aus einem „Wolf" (I. Mos. 49, 27.) in ein Lamm, aus einem Vorläufer Satan's in einen Herold Christi, aus einem Verfolger des christlichen Glaubens in einen Apostel und Lehrer der heidnischen Völker würde umgewandelt werden.

Bedenket, Andächtige: werden unsere Aeltern und Vorfahren, wenn sie bereits im Himmel sind, nicht mit Recht über ihre Nachkommen unwillig und ihnen abgeneigt sein, wenn sie sehen, wie diese ausgeartet, oder von der Religion der Väter zu Ketzereien übergegangen sind; oder wenn sie gewahren, wie dieselben im katholischen Glauben also sündhaft leben, der Welt, dem Fleische und der Hölle fröhnen, und sich durch Schandthaten beflecken? Meinet ihr nicht, sie würden, im Falle Gott es zuließe, so manche Zuchtruthe auf ihre ungerathenen Abkömmlinge aus dem Himmel herniederschleudern? — Im entgegengesetzten Falle aber, wenn unsere Ahnen wahrnähmen, daß ihre Nachkommen fromm lebten und Gott dieneten: welch' eine Freude würden sie hierüber empfinden? — Dies hat nun der heilige Johannes wenigstens großentheils zu Stande gebracht, indem er die Juden durch sein Predigtamt, durch das Muster seines Wandels, durch seine Taufe vorbereitete und unterwies, Christum zu erkennen, aufzunehmen und zu verehren. Und dieser Umstand war es, der die frommen Altväter in der Vorhölle mit ganz besonderer Freude erfüllte, und zwar schon an dem Tage, an welchem Johannes, als der einstige Lehrmeister der Juden, geboren ward.

IV.

Die Geburt des Johannes verursachte Freude im Himmel.

Der Geburtstag des Vorläufers Christi war ferner ein Freudenfest im Himmel. — Nach dem Zeugnisse unseres göttlichen Heilandes ist nämlich im Himmel bei den Engeln Gottes Freude über einen einzigen Sünder, welcher Buße thut, mehr als über neun und neunzig Gerechte. Nun sollte aber der heilige Johannes sehr viele Sünder zur Buße bekehren. Dies konnte den heiligen Engeln nicht unbekannt bleiben; hatte ja doch Gabriel, einer von ihnen, dies dem Zacharias vorher verkündet in den Worten: „Viele von Israels Kindern wird er zu dem Herrn ihrem Gott bekehren" (Luc. 1, 16.). Wenn nun schon die Bekehrung eines Sünders Freude im Himmel erweckt, was wird erst die Sinnesänderung vieler Verirrten dort bewirken? — Wenn ein heiliger Mann einen verstorbenen Jüngling, den einzigen Sohn, zum Leben erweckte und seinen Aeltern wieder schenkte: welch' große Freude würde er hiedurch diesen und der ganzen Familie bereiten? Denken wir nur an die Wittwe von Naim, deren einzigen, schon zu Grabe getragenen Sohn der Heiland vom Tode auferweckte: welch' ein freudiges Gefühl mochte sie durchströmt haben, da sie ihren Sohn zurückerhielt! (Luc. 7, 11. u. ff.) — Aber einen Sünder zu bekehren, ist etwas fast noch Größeres, als einen Todten erwecken; denn hier wird eine Seele von der Hölle und dem ewigen Tode befreit, und ihr die Gnade und das ewige Leben wieder geschenkt. Das sagt uns der heilige Apostel Jakobus (5, 20.), indem er schreibt: „Wer einen Sünder von seinem Irrwege zurückführt, der rettet dessen Seele von dem (ewigen) Tode." — Welch' eine Freude werden sonach die Seligen im Himmel empfinden, wenn sie sehen, wie ihre Kinder, Enkel und Geschwistrige der Hölle entrissen und auf die Bahn der ewigen Seligkeit gebracht werden! Der heilige Chrysostomus sagt deshalb: „Kein Ding, nicht einmal die ganze Welt, darf an Werth mit der Seele in Vergleich kommen. Würdest du sonach auch zahllose Schätze unter die Armen vertheilen, du würdest dennoch nicht so viel thun, wie jener, der eine Seele bekehrt." — Aber ich weiß, wir wissen den Werth einer einzigen Seele nicht so hoch anzuschlagen. Die Himmelsbürger jedoch schätzen und kennen ihn; denn einmal schauen sie die Schönheit der Seele, welche Alles, was die Welt Einnehmendes hat, weitaus überragt. Als Gott dem heiligen Ignatius von Lojola einstmals die Schönheit einer durch das Blut Christi gereinigten Seele hatte erschauen lassen, erglühte

der Heilige von einem solchen Eifer, Seelen zu gewinnen, daß er ihm sein ganzes Leben mittelst zahlloser Mühen und Leiden, und seine ganze geistliche Genossenschaft widmete.

Die Seligen erkennen ferner, was Großes der Heiland für die Bekehrung der Seelen gethan hat; da er zu diesem Zwecke von dem Himmel kam und den Kreuztod erlitt, — Er, der alle Dinge am richtigsten zu schätzen weiß.

Endlich erschauen die Auserwählten die den zu Gott bekehrten Seelen bereitete Herrlichkeit, ebenso die den Unbußfertigen bevorstehende Höllenqual; sie kennen das Jammern und Heulen der Verdammten, deren Klagen über ihre Aeltern, Lehrer, Dienstherren, Beichtväter, Seelsorger; sie wissen um der Verworfenen Qualen, um ihre Verzweiflung, ihre zu späte und vergebliche Buße. Daher rührt die Freude, das Frohlocken der Seligen, wenn sie gewahr werden, daß auch nur Einer diesen Flammen entrissen wird. Würden auch wir dies erwägen, — fürwahr! in's Feuer zu den Sündern sprängen wir, um sie der Sünde zu entreißen; und könnten nimmer froh werden, als bis sie bekehrt wären. Der heilige Hieronymus sagt deshalb: „Im hebräischen Evangelium lesen wir, der Heiland habe zu seinen Jüngern gesprochen: „„Ihr sollet nie froh sein, als wenn ihr eueren Mitbruder in der Liebe Gottes erblicket."" Daher diese Freude über Johannes, den erschütternden Bußprediger.

V.

Die Geburt des heiligen Johannes brachte **der ganzen Welt** Freude.

Das Geburtsfest des heiligen Johannes war endlich ein Freudentag für die ganze Welt. Die Welt hatte es schon damals aus dem Munde des Zacharias vernommen und nachmals in Wirklichkeit erfahren, daß Johannes der Vorläufer und Herold des Erlösers, sowie für die Welt der Morgenstern des Heiles, der Vorbote der Gnadensonne sei. Deutet hierauf ja doch schon sein Name hin, denn dieser heißt so viel als „Gnade"; und er verkündet das Kommen der Gnade und das Evangelium, wie die Stimme der Turteltaube das Nahen der Frühlingszeit. Jetzt konnte die Welt mit der Braut im hohen Liede (2, 12.) sagen: „Die Stimme der Turteltaube ward gehört in unserem Lande." In der That, der heilige Johannes war der Erste, der uns das Himmelreich verkündete, indem er an dem Ufer des Jordanflusses rief: „Thuet Buße, denn das Himmelreich ist nahe!" (Matth. 3, 2. — Luc. 3, 3. — Marc. 1, 4.) — Ebendarum sprach auch

Christus der Herr: „Seit den Tagen Johannes des Täufers leidet das Himmelreich Gewalt“ (Matth. 11, 12.), weil eben Johannes der Erste war, welcher lehrte, daß es nahe sei. Das Himmelreich nahte aber der Zeit, der Kenntniß, dem Verlangen und der Ankunft nach; — der Zeit nach, weil der Messias bereits da war; der Kenntniß nach, weil es damals den Menschen als sicher verheißen wurde, während es im alten Bunde kaum war genannt worden; dem Verlangen nach, weil die Menschen damals anfingen, eine Sehnsucht nach demselben zu empfinden; der Ankunft nach, weil die Eröffnung desselben nahe bevorstand. Wir haben sonach die Gaben der Gnade und Seligkeit nächst Christus in gewissem Sinne auch dem Johannes zu verdanken; denn er hat uns dieselben nicht nur angekündigt, sondern uns auch Christum als den Spender derselben mit Fingern gezeigt. Christus brachte eine kostbare Perle mit in die Welt; diese aber hat den himmlischen Kaufmann nicht gekannt. Johannes hat ihn uns nun gezeigt und gleichsam zum Plündern angewiesen, indem er sprach: „Sehet hier das Lamm Gottes, welches die Sünde der Welt auf sich nimmt!“ (Joh. 1, 29.) „Dieser ist der Sohn Gottes“ (ebend. V. 34.); und wieder: „Ich sah den Geist wie eine Taube vom Himmel herniedersteigen; und er blieb auf ihm“ (ebend. V. 32.); — gerade, wie wenn er mit diesen Worten sagen wollte: Sehet, er trägt das Himmelreich in seinem Busen; ergreift ihn und bereichert euch — nämlich mittelst des Glaubens an ihn! — Diese Ansprache des Johannes aber war von gutem Erfolge, so daß seine Jünger sich beschwerend also äußerten: „Meister! der bei dir jenseits des Jordan war, und dem du Zeugniß gabst, sieh, der tauft, und Alle kommen zu ihm“ (Joh. 3, 26.). Erkennet hierin die seit den Tagen des Johannes dem Heilande und seinem Reiche gewordene Gewalt! Hätte uns Johannes den Erlöser nicht gezeigt, wir hätten ihn entweder gar nicht gekannt, oder nur schwach an ihn geglaubt. Was nützt es dir aber, in deinem Garten ein Heilkraut zu haben, wenn du es nicht kennst? So hatten wir in der Welt den Erlöser, den Sündenvertilger; aber durch Johannes haben wir ihn erst kennen gelernt. Diesen wollen wir daher auch bitten, er möge uns Christum zeigen, wie er nun ewiglich im Himmelreiche herrscht. Amen.

Predigt auf das Fest der heiligen Apostel Petrus und Paulus.

Thema: Die Kirche muß ein sichtbares Oberhaupt haben.

Eintheilungs-Gründe:

Dies läßt sich beweisen
I. aus der in der Natur bestehenden Ordnung,
II. aus der heiligen Schrift,
III. aus der Vernunft,
IV. aus den Aussprüchen der heiligen Väter,
V. aus der Dauer des römischen Stuhles und
VI. aus der Uebereinstimmung aller Rechtgläubigen.

Text: Matth. XVI, 18. „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen."

Eingang.

Den Glaubensneuerern der letzten drei Jahrhunderte ergeht es fast wie einst den Bewohnern der Stadt Sodoma. Als nämlich nach dem Berichte der göttlichen Geschichtsurkunde zwei Engel zu Lot kamen und bei ihm einkehrten, verlangten die ruchlosen Sodomiten die Auslieferung dieser beiden Männer (von denen sie nicht wußten, daß sie Engel waren), um sie zu abscheulichem Laster zu mißbrauchen. Lot trat jedoch hervor und ermahnte sie, von ihrem frevlen und unsinnigen Begehren abzustehen. Allein um-

sonst. Die Engel zogen deshalb den Lot wieder in's Haus herein, schlossen die Thüren ab, und schlugen die Sodomiten mit Blindheit, so daß sie den Eingang zu Lot's Hause gar nicht finden konnten (I. Mos. 19, 1—11.).

Ganz so verfahren die Andersgläubigen. Sie suchen nach der katholischen Kirche, aber nicht, um ihr zu folgen und friedlich bei ihr einzutreten, sondern vielmehr um sie zu beleidigen, zu besudeln, zu versehren. Und obgleich Christus, der Hausvater der Kirche, mittelst der heiligen Schrift und in der Person seiner Lehrer vor sie tritt, und ihnen das Rechte, d. h. den Eingang zur Kirche zeigt, so geben sie sich doch immer nicht zufrieden: eben darum schlägt sie nun Gott mit geistiger Blindheit, so daß sie selbst beim hellen Mittagssonnenschein die Thüre zur katholischen Kirche zu finden außer Stande sind.

Ist es nicht so? Hat ihnen unser göttlicher Heiland im heutigen Evangelium die Pforte, die zu seiner Kirche führt, nicht ganz deutlich gezeigt, da er dem heiligen Petrus das allgemeine und oberste Hirtenamt über seine Kirche, und die päpstliche Würde verhieß? Ist es aus dem Evangelium (Joh. 21, 15. 16. 17.) nicht mehr als sonnenklar, daß Christus die heute verheißene oberste Leitung über seine Kirche, und die Würde eines Kirchenoberhauptes dem heiligen Petrus auch wirklich übertrug durch die Worte: „Weide meine Lämmer, weide meine Schafe?" Sprechen hiefür nicht noch andere sehr gewichtige Beweisgründe? Können wir ihnen diesen Fels, wie er in Rom bis auf den heutigen Tag noch steht, nicht ganz genau zeigen? —

Und dennoch wollen sie dies nicht einsehen; ja sie halten es für das Kennzeichen der falschen Kirche, und machen uns zum Vorwurfe gerade das, was ein Merkmal der wahren Kirche ist; sie legen uns den Spottnamen „Papisten" bei, wie wenn dieses Wort irgend eine neue Sekte und Irrlehre bezeichnete, und nicht vielmehr die Benennung der Kirche des heiligen Petrus wäre, in welcher dieser Apostel von Christus als der erste Papst ist aufgestellt worden.

Bei diesem Gegenstande, d. h. dem Oberhaupte unserer heiligen Kirche, welches seit Petrus durch alle Jahrhunderte fortbesteht, lasset uns in der heutigen Erbauungsstunde etwas länger verweilen, und den Beweis liefern, daß die wahre Kirche Christi einen Papst, d. h. ein sichtbares Oberhaupt haben muß.

Abhandlung.

Die Kirche muß ein sichtbares Oberhaupt haben.

Dies sagt uns:

I.

Die Natur.

Werfen wir, Andächtige, erstlich einen Blick auf die Natur, so liefert sie den Beweis der Nothwendigkeit eines Oberhauptes, und zwar an den Bienen, den Kranichen und anderen unvernünftigen Thieren, unter denen die schönste Ordnung herrscht, und bei denen eine Art von Verfassung wahrzunehmen ist, da sie ein Oberhaupt und einen einzigen Führer haben, welchem sie folgen. — Gleiches sehen wir auch an den Bäumen: Die Schosse laufen in dem Zweige, die Zweige in dem Aste, die Aeste in dem Stamme zusammen. Der Stamm aber haftet fest in der Wurzel; von da aus erhält Alles den nöthigen Saft, und hat, wie der Weltapostel (Röm. 11, 17.) schreibt, Antheil an der Wurzel und deren kräftigem Safte. — So richten sich ferner alle Himmelsgloben nach ihrem Fixsterne, und weichen nicht aus ihrem Systeme.

Dasselbe Verhältniß hat auch unter den Menschen statt: Ein jeglich Volk hat sein Oberhaupt und seinen Anführer, der die Untergebenen regiert und vertheidigt. — Und in der Kirche sollte nicht dasselbe am Platze sein?

Wende Niemand ein: Die Kirche hat ein Oberhaupt, aber nur ein unsichtbares, nämlich Christum. Da die Kirche eine sichtbare Anstalt ist, so muß sie auch ein sichtbares Oberhaupt haben; sie wäre sonst weiter nichts, als eine ungeheuerliche Mißgeburt.

II.

Die Nothwendigkeit eines einzigen sichtbaren Oberhauptes der Kirche lehrt ferner **die heilige Schrift**.

Eine schlagende Beweisstelle enthält zunächst

a) das heutige Festtagsevangelium, in welchem Christus dem Apostel Petrus mit ganz deutlichen Worten die

Vorstandschaft über seine Kirche verspricht, indem er zu ihm sagt: „Du bist Petrus, und auf diesen Fels will ich meine Kirche bauen“ (Math. 16, 18.). Wenn gleich einzelne heilige Väter — in Predigten, also zur Unterweisung — die vorliegende Stelle auch so auslegen, daß sie unter dem Worte „Fels“ den Glauben des Petrus, oder dessen Glaubensbekenntniß, oder auch Christum selbst verstehen: so deuten die nämlichen heiligen Väter wieder an anderen Orten, und die übrigen heiligen Väter alle das Wort „Fels“ im eigentlichen Sinne auf Petrus. Und wirklich läßt diese Stelle sonst gar keinen anderen Sinn zu: erstlich wegen der gleichen Bedeutung der Worte. Weil nämlich der Heiland (nach Joh. 1, 42.) dem Simon schon früher den Beinamen „Petrus“, im Syrischen „Cephas“, d. h. „Fels“ oder „Grundstein“ gegeben, und ihn heute wieder so genannt hatte, darum gibt er unmittelbar darnach den Grund dieses Beinamens an in den Worten: „Und auf diesen Fels will ich meine Kirche bauen“; d. h. deswegen habe ich dich „Cephas“ oder „Petrus“ oder „Fels“ beigenannt, weil ich auf diesen Cephas oder Petrus meine Kirche bauen will. Gerade so wie der Engel dem Joseph den Grund des Namens Jesus deutete: „Du sollst ihm den Namen Jesus (d. h. Erlöser) geben, denn er wird sein Volk erlösen von dessen Sünden“ (Matth. 1, 21.); und wie auch Gott der Herr im alten Testamente dem Patriarchen Abram die Bedeutung seines neuen Namens erklärte: „Abraham (d. h. Vater der Menge) sollst du (von nun an) heißen, denn ich habe dich zum Vater vieler Völker gemacht“ (I. Mos. 17, 5.). Hätte Christus seine Kirche nicht auf Petrus, sondern nur auf sich selbst erbauen wollen, dann hätte er diesen Apostel umsonst Petrus oder Fels genannt; und die ganze Rede wäre nur ein leeres Wortspiel gewesen.

Der angegebene Sinn dieser Stelle geht auch aus den darauffolgenden Worten hervor, welche sich alle auf den heiligen Petrus beziehen. Der Heiland fährt nämlich unmittelbar nach jener Aeußerung fort: „Ich will dir die Schlüssel des Himmelreiches geben. Was immer du binden wirst auf Erden, das soll auch im Himmel gebunden sein, und was immer du lösen wirst auf Erden, das soll auch im Himmel gelöset sein“ (Matth. 16, 19.). Die vorhergehenden Worte („du bist Petrus“) und die nachfolgenden („Ich will dir die Schlüssel des Himmelreiches geben ꝛc.“) beziehen sich auf Petrus; warum denn nicht auch die Worte in der Mitte („Und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen“)?

Für diesen Sinn spricht endlich der ganze Satzbau selbst. Dieser würde nicht übereinstimmen, wenn der Heiland nicht auch den Zwischensatz: „Und auf diesen Fels will ich meine

Kirche bauen", an Petrus richtete; es wäre vielmehr eine unstatthafte Aenderung in den Personen, die Einheit des Gedankens wäre aufgehoben, das Ganze verwirrt.

Doch hier stoße ich auf einen Einwand, welcher angeblich in den Worten des heiligen Apostels Paulus begründet sein soll, die da lauten: „Einen anderen Grund kann Niemand legen, als der gelegt ist, welcher ist Christus Jesus" (I. Kor. 3, 11.). Hierauf erwidere ich: Christus ist der erste und höchste Grundstein, oder wie der heilige Augustinus mit Bezug auf Psalm 86, 1. den Herrn nennt, „der Grund aller Grundvesten." Petrus dagegen ist der zweite Grund, welcher auf Christus ruht; oder der zweite Grundstein, der auf dem Herrn fußet, auf welchen Petrus und die Kirche im Verhältnisse der Unterordnung sich gründet. An den ersten Grundstein oder das Haupt glauben wir; dem zweiten gehorchen wir nur. Christus ist das erste und hauptsächlichste Fundament unseres Glaubens, weil wir Alles das für wahr halten, was er, als die erste und unfehlbare Wahrheit, uns als Glaubenslehre offenbart hat. Wir glauben nämlich an die Dreieinigkeit Gottes, an die Menschwerdung Christi u. dgl. m., nicht weil es Petrus oder Paulus oder Johannes, oder irgend ein Papst gesagt oder gelehrt, sondern weil es Gott, die Urwahrheit, behauptet oder offenbart hat. Dieser unser Glaube gründet sich allein auf Christus; ebenso wie auch die Andersgläubigen zu glauben behaupten. — Weil indessen nicht so klar vorliegt, welches die von Christus offenbarten Glaubenswahrheiten eigentlich sind, darum gab der Heiland an Petrus und dessen Nachfolgern, den Päpsten, noch ein zweites Fundament. Diese sollen uns sagen und vorstellen, was Christus uns offenbart hat, und dieses von dem nicht durch Ihn Offenbarten unterscheiden, damit wir vor Irrthümern gesichert bleiben. Auf diese Art gründet sich unser Glaube auf beide Fundamente; jedoch in verschiedener Weise. Und Christus wollte den Petrus unstreitig deshalb Petrus, „Felsenmann", nennen, weil er gewissermaßen der Statthalter und Stellvertreter von Ihm selbst — dem ersten und höchsten Felsen — sein sollte; indem er dem Petrus, der ihm in seinem Amte gleich sein sollte, seinen eigenen Beinamen beilegte, wenn auch nur gleichnißweise.

b) Nach dem heiligen Evangelisten Johannes (21, 15. 16. 17.) — und diese Stelle enthält einen weiteren Schriftbeweis — übertrug unser Herr und Heiland den dem heiligen Apostel Petrus im heutigen Evangelium zugesagten Vorrang in Wirklichkeit. Denn nachdem Christus den Petrus dreimal gefragt hatte: „Simon, liebst du mich mehr als diese?" setzte er hinzu: „Weide meine Schafe." Und dies bekräftigte er dreimal. Wer

ist aber darüber im Zweifel, daß Christus unter diesen „Schäflein" die Christen gemeint habe? Und zu welchem anderen Apostel hat der Herr jemals gesprochen: „Weide meine Heerde?"

Der göttliche Heiland erklärte ja auch: „Es wird ein Schafstall und ein Hirt werden" (Joh. 10, 16.); wie dies Gott schon im alten Bunde durch den Propheten Ezechiel (34, 23.) vorhergesagt hatte: „Ich will einen einzigen Hirten über sie setzen." — Wer ist aber dieser oberste Hirt, den der Herr über seine geistige Heerde, die Kirche, setzte, wer anders als Petrus? Aber auch den heiligen Petrus nicht allein, sondern zugleich dessen Nachfolger, oder was dasselbe ist: den Petrus sammt seinen Nachfolgern hat er zu Hirten der Kirche bestellt. Denn Christus erbaute keine Kirche, welche mit Petrus zusammenstürzen und untergehen, sondern eine solche, welche auch nach ihm fortbestehn und immerdar dauern sollte. — Ebenso wird auch in anderen Verhältnissen die einem Vorgesetzten übertragene Würde als seinen Nachfolgern verliehen erachtet.

c) In der heiligen Schrift wird endlich von vielen Thatsachen berichtet, bei welchen Petrus sich als Oberhaupt und Vorstand der Apostel benahm. So z. B. im heutigen Evangelium, wo Petrus im Namen aller Apostel das Wort ergriff und Antwort gab. So in der Apostelgeschichte (1, 15. u. ff.), da Petrus die Wahl des Matthias zum Apostelamte leitete; ferner (ebendas. 2, 14. u. ff.) da nach der Sendung des heiligen Geistes Petrus zu Jerusalem zuerst das Evangelium predigte, und zwar mit dem gesegnetsten Erfolge; eben so da er (ebend. 3, 1. u. ff.) hierauf das erste Wunder wirkte, und zwar den Lahmgeborenen heilte; was der heilige Ambrosius daher leitet, weil der Apostel Petrus das Fundament der Kirche gewesen sei; desgleichen da er (nach Apstg. 15.) in der ersten Kirchenversammlung zu Jerusalem zuerst seine Stimme erhob und den entscheidenden Ausspruch that, dem sofort die Uebrigen insgesammt beistimmten. — Ueberdies wird der heilige Petrus von den Evangelisten, mögen alle Apostel oder nur einige aufgezählt werden, immer an erster Stelle in der Rangordnung der Apostel genannt.

III.

Daß die Kirche ein sichtbares Oberhaupt haben muß, folgert auch **die Vernunft**.

Für die Nothwendigkeit eines einzigen sichtbaren Oberhauptes in der Kirche spricht auch die Vernunft; und zwar gibt sie Folgendes als Grund an:

a) Die Kirche ist nur eine einzige, und soll es auch sein; so muß sie denn zur Erhaltung ihrer Einheit und Einigkeit auch ein einziges sichtbares Oberhaupt haben; denn sonst wäre zu unzähligen Spaltungen Gelegenheit geboten, welche entstehen werden, wenn kein sichtbares Haupt da ist, welches die übrigen Glieder in Sachen des Glaubens leitet. Der heilige Hieronymus schreibt deshalb (c. Jov. l. 1.): „Die Kirche wird auf Petrus gegründet, obgleich dasselbe an einer anderen Stelle mit allen Aposteln geschieht, und sie sämmtlich die Schlüssel des Himmelreiches empfangen. Damit nun billiger Weise die Stärke der Kirche auf ihnen sich festige, darum wird unter den Zwölfen wiederum Einer auserwählt und als Oberhaupt aufgestellt. So wird den Glaubensspaltungen jede Veranlassung benommen.“

Wenn nun zur Zeit der Apostel, wo der Christen nur wenige waren, und die vortrefflichsten Hirten — die Apostel — sie weideten, sie, die im Glauben nicht irren konnten, wenn schon zu jener Zeit ein solches Oberhaupt Bedürfniß war, um Spaltungen zu begegnen: um wie weit nothwendiger war solches im Laufe der Zeiten? Die Kirche muß eben so gut und aus denselben Vernunftgründen ein Oberhaupt haben, als der Leib einen Kopf, das Heer einen Befehlshaber, die Heerde einen Hirten, der Staat einen Regenten, oder ein Schiff im Sturme einen erfahrenen Steuermann. Christus mußte somit auch, nachdem er der Kirche seine leibliche und sichtbare Gegenwart entzogen, einen Stellvertreter statt seiner bestimmen, und durch dessen Nachfolger seine Kirche regieren; gerade so wie bei jeder trefflichen und dauernden Regierung ein Einziger an der Spitze stehen muß: — im Heere der Feldherr, im Lande der Fürst, in der Stadt der Bürgermeister, am Leibe das Haupt, in der Familie der Hausvater. — Sagt, warum gibt es unter den von der katholischen Kirche getrennten Religionspartheien eine solche Menge von Sekten, warum anders, als weil ihnen das eine Oberhaupt fehlt?

Wenn es nun keinen anderen Fels und kein anderes Kirchenoberhaupt gibt, als Christus, dann wird die Weissagung des Heilandes in Erfüllung gehen (Matth. 24, 23.). Luther wird sagen: „Bei mir ist Christus“; Zwingli und Calvin werden sagen: „Hier ist Christus“; die Wiedertäufer, die Bilderstürmer, — doch wer kann die Sekten alle aufzählen? — sie alle werden sich Christum aneignen. Derselbe Fall wird eintreten, wenn wir unter dem Worte „Fels“ den Glauben verstehen wollten; denn auch die Getrennten werden diesen Glauben um die Wette an sich reißen wollen; jeder wird ihn für sich ansprechen. Könnte man demnach die Kirche aus Mangel eines sichtbaren Oberhauptes nicht deutlich erkennen, — fürwahr der Heiland hätte übel für seine Kirche gesorgt, ja sie müßte die falsche sein!

b) Bevor sich die katholische Religion durch die Verkündigung des Evangelium über die ganze Welt ausgebreitet hatte, war die Aufstellung eines einzigen allgemeinen Oberen nöthig, welcher für Prediger zu sorgen, welcher aus eigener Machtvollkommenheit Bischöfe aufzustellen, und diesen bestimmte Völkerschaften und Bisthümer anzuweisen hatte; denn sonst wäre das kirchliche Lehramt leicht vernachlässiget, oder wenigstens mit größter Verwirrung verwaltet worden; auch wäre die Gefahr nicht ferne gewesen, daß zum Nachtheile der Seelen Irrgläubige sich in dieses Amt eingedrängt hätten; auf diese Weise würde mancher Unberufene, statt zur Thüre herein, durch Seitenöffnungen zum Seelsorgeramte und zur Verkündigung des Evangelium sich eingeschlichen haben. Somit mußte ein einziger Oberhirte sein, von welchem alle Uebrigen ihre rechtmäßige Vollmacht erhielten. Mangelte ein solcher, dann könnte am Ende jeder Neuerer sagen, er habe die gesetzliche Sendung zum Predigen, Beichthören u. s. f.

c) Da Christus die zur Leitung seiner Kirche nothwendigen Anordnungen nicht alle selbst getroffen hatte, wie aus seinen eigenen Worten hervorgeht: „Ich habe euch noch Vieles zu sagen, aber ihr könnet es jetzt nicht tragen" (Joh. 16, 12.); so ist es eine vernunftgemäße Forderung, daß der Herr einen allgemeinen Hirten der ganzen Kirche aufstellte, diesen mit der Gewalt, Gesetze zu geben, ausrüstete; aber zugleich mit der Befugniß, eben diese Vorschriften auch wieder nach Verschiedenheit der örtlichen Verhältnisse und Zeitumstände entweder abzuändern, oder ganz aufzuheben, wie wir dies in allen wohlgeordneten Reichen und Staaten sich vollziehen sehen. — Wer sollte eine allgemeine Kirchenversammlung berufen, wenn der Papst nicht die Gewalt hiezu hätte? Wirklich haben es unsere getrennten Brüder bis jetzt noch nicht zu einer allgemeinen Kirchenversammlung und zu einer allseitigen Einigung auch nur über einen einzigen Artikel (Katechismus, Gesangbuch!) gebracht. Desgleichen haben die Griechen, welche seit dem Jahre 800 sich vom römischen Stuhle losgesagt haben, seit dieser langen Zeit nicht einmal eine einzige Synode zum Beweise ihrer Uebereinstimmung unter sich halten können; während die katholische Kirche von dort ab mehr als zehn allgemeine Kirchenversammlungen berufen hat.

d) Da die heiligen Schriften schwer verständlich sind, und jeder Ausleger bei Erklärung derselben auf Irrthümer gerathen, und seinen Irrthum hartnäckig vertheidigen kann; so läßt sich gegen diese Mißstände kein Mittel finden, wenn es Niemanden gibt, der durch den unfehlbaren Beistand des heiligen Geistes unterstützt in der Lage ist, den wahren Sinn der heiligen Schrift

zu ergründen, die Streitpunkte zu entscheiden, die Fragen zu lösen und die Irrlehren zu verdammen. Daß aber dem heiligen Petrus und seinen Nachfolgern ein solcher Beistand zu Theil geworden, erhellt aus den Worten des Heilandes: „Petrus, ich habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht gebreche" (Luc. 22, 32.). Der heilige Bernhard und noch andere Kirchenlehrer sagen gerade heraus, daß dieses nicht nur von Petrus, sondern auch von seinen Nachfolgern gelte. — Aber auch die Leitung des heiligen Geistes schlechtweg genügt nicht. Denn wenn sich auf einer Kirchenversammlung die Gläubigen nicht einigen ließen (wie dies bei solchen Arten von Versammlungen unter Andersgläubigen schon oft geschah und noch geschieht): was ist dann zu thun? Es mußte demgemäß ein einziger oberster Richter aufgestellt werden, welcher unter der untrüglichen Leitung des heiligen Geistes steht, um den Streit zu schlichten und abzuschneiden. Hiezu reichen die allgemeinen Kirchenversammlungen sammt und sonders nicht hin; denn diese können nicht zu jeder Zeit gehalten werden; (z. B. in den ersten drei Jahrhunderten — das Apostelconcil 44 n. Chr. ausgenommen — war keine solche Versammlung, obgleich es manche Irrlehren gab) ohne die Bestätigung und Gutheißung des Papstes sind dieselben auch nicht irrthumslos, wofür das Concil zu Ariminum und das zweite zu Ephesus den Beweis liefern. Und wie dann: wenn eine Kirchenversammlung in einer Irrlehre unter sich übereins käme, wer sollte dann die Wahrheit retten?

IV.

Auch **die heiligen Väter** sprechen sich für die Nothwendigkeit eines einzigen Kirchenoberhauptes aus.

Was die heiligen Väter anbelangt, so herrscht unter ihnen in allen Jahrhunderten nur eine Stimme darüber, daß die Kirche ein einziges sichtbares Oberhaupt haben müsse; und in ihren Schriften finden sich Belege hiefür in solcher Menge, daß wir unsere Gegner damit förmlich zudecken könnten. — Sage man dagegen nicht: Diese Väter haben dem Papst geschmeichelt. Denn ich frage: Warum? Etwa um Reichthümer zu erhaschen? Aber um jene Zeit waren die Bischöfe, wie auch der Papst, die ärmsten Männer. — Oder um zu hohen Würden erhoben zu werden? Allein damals war die bischöfliche Würde die Thüre zum Tode; denn vor allen Anderen waren es die Bischöfe, welche aufgesucht und zum Tode geschleppt wurden. — Vom Concilium zu Chalcedon (einem der vier ersten Concilien) wurde Papst Leo „das Oberhaupt der Kirche"; von der Kirchenversammlung zu

Lyon ward der Papst „Stellvertreter Christi" genannt; „oberster Bischof" heißt er seit den ältesten Zeiten. Hören wir, wie sich der Kaiser Justinian darüber ausspricht; er sagt: „Gleichwie das alte Rom den Ursprung der Gesetze besaß, eben so zweifelt auch Niemand daran, daß in ihm der Gipfel der höchsten Bischofswürde ist." — Doch wozu bedarf es weiterer Beweise aus den Vätern? Diese Wahrheit ist allgemein anerkannt.

V.

Das eine sichtbare Oberhaupt der Kirche findet seine Bestätigung in der **Dauer des römischen Stuhles.**

Daß die Kirche ein einziges sichtbares Oberhaupt haben müsse, findet seine Bestätigung im Fortbestande des römischen Stuhles selbst mittelst der ununterbrochenen Aufeinanderfolge der Päpste. Wir können nämlich hier dieselbe Schlußfolgerung ziehen, wie einst im hohen Rathe der Juden der Gesetzlehrer Gamaliel: „Wenn dieser Rathschluß oder dieses Werk (der päpstliche Stuhl) von Menschen ist, so wird es zerfallen; ist es aber von Gott, so könnet ihr es nicht zerstören" (Apstlg. 5, 38. 39.). Weil demnach die Aufeinanderfolge der Päpste auf Petri Stuhl nie mangelte, noch auch die Völker und Bischöfe, welche zu ihm hielten und als wahre Glieder an ihm hingen: darum muß das Papstthum nothwendiger Weise von Gott und nicht von Menschen sein. — Die Reihenfolge der römischen Kaiser ward unterbrochen, da die Gothen nach ihrem Einfalle in Rom die Herrschaft an sich rissen, zwar nicht als Kaiser, aber als arianische Könige. Andere Bischofssitze fielen ab, welche sich vom römischen Stuhle trennten, — die der vier Patriarchen von Alexandria, Jerusalem, Konstantinopel und Antiochien. Sehr viele von den Aposteln gegründete Bischofssitze gingen unter, z. B. die zu Korinth, Ephesus, Kolossä, Thessalonich, Philippi. Der römische Bischofssitz allein bleibt unerschüttert.

Aber vielleicht, sagt ihr, hatte dieser keine Feinde, die ihn bekämpften? Im Gegentheile, kein anderer Bischofssitz hatte deren mehrere und mächtigere. Denn zuerst waren die Juden, dann die Heiden, zuletzt die Irrlehrer seine geschworenen Feinde; er aber trug bis jetzt über sie all' die glänzendsten Triumphe davon.

VI.

Endlich liefert die allgemeine Einstimmigkeit unter den Gläubigen den Beweis für die Unentbehrlichkeit eines einzigen Oberhauptes der Kirche.

Für die Nothwendigkeit eines einzigen sichtbaren Kirchenoberhauptes spricht endlich die allseitige Einstimmigkeit, mit welcher zu allen Zeiten die christlichen Völker, Bischöfe, Heiligen, Könige und Kaiser dem römischen Stuhle Anhänglichkeit, Gehorsam, Schutz und Verehrung erwiesen haben. Mochte auch hie und da Einer oder der Andere von minder lobenswerthem Wandel den Stuhl des heiligen Petrus inne gehabt haben, oder durch unerlaubte Mittel zu dieser Würde gelangt sein: die Bischöfe und das gläubige Volk hielt sie deswegen doch für ihre wahren Oberhirten, und gehorchte ihnen; wie bei Baronius eines Näheren zu ersehen ist. — Unter Kaiser Valentinian ward von der Geistlichkeit diesem Fürsten die Befugniß eingeräumt, nach dem Tode des Kirchenoberhauptes dessen Nachfolger zu bestimmen. Der Kaiser aber weigerte sich dessen und sagte: „Eine solche Wahl geht über unsere Gewalt hinaus"; er verlangte vielmehr, die Geistlichkeit solle den neuen Papst wählen, er aber wolle selber vor dem Gewählten in aller Demuth sein Haupt beugen. — Als einst unter König Oswi von England sich ein Streit wegen der Feier des Osterfestes erhoben hatte, in welchem die Angeln verschiedener Ansicht gegen die Kirche von Rom waren; und der König zuletzt gehört hatte, dem heiligen Petrus seien die Schlüssel des Himmelreiches übergeben, was beide Partheien auch einstimmig zugaben, sagte er: „Und ich sage euch: Wenn dieser der Pförtner des Himmels ist, so will ich ihm nicht widersprechen. Im Gegentheile ist es mein Wunsch, so viel ich an Einsicht und Einfluß vermag, seinen Anordnungen in allweg zu gehorchen; es möchte mir sonst, wenn ich an der Himmelspforte ankomme, vielleicht Niemand aufthun, da derjenige mir abhold ist, der als der Inhaber der Himmelsschlüssel gilt." —

In früherer Zeit wurden Kaiser und Könige nach ihrer Wahl vom Papste nicht nur bestätigt, sondern auch gekrönt. Auch andere Fürsten, wenn sie nach Rom kamen, erzeigten sich nach altem Herkommen und freiwillig aus Demuth dem Papste dienstbar, hielten ihm den Steigbügel, führten sein Pferd einige Schritte fort u. dgl. Daß die Gläubigen alle dem heiligen Vater den Fußkuß leisten, ist eine alte, noch bis auf den heutigen Tag bestehende Gewohnheit.

Schluß.

Und nun frage ich: Ist es nicht weit sicherer, solchen vielen und angesehenen Vorgängern zu folgen, als einzelnen wenigen hoffärtigen Neuerern? Weil indessen Satan zum Voraus wußte, daß es keine Irrlehrer geben würde, wenn Alle das Oberhaupt der Kirche anerkenneten: so hat er es bei seinen Ausfällen hauptsächlich auf den Papst abgesehen, um die Menschen von diesem abzubringen. Allein, Geliebte! nie und nimmermehr soll es der Hölle und ihren Handlangern gelingen, uns vom römischen Stuhle zu trennen; nein, im Gegentheile, je heftiger die Stürme gegen Rom toben, desto mehr soll sich unser katholischer Sinn bethätigen, und desto mehr soll es unsere Angelegenheit sein, dem heiligen Vater durch Opfer an Gebet und Gaben unsere Treue und Anhänglichkeit zu erweisen. Mag uns auch die Welt „ultramontan" heißen; es liegt nichts Schimpfliches in einer Benennung, die den größten und frömmsten Männern unter den Katholiken zukam; im Gegentheile, wir wollen gerne „Ultramontane", d. h. treue, mit dem Mittelpunkte der Christenheit in lebendiger Verbindung stehende Glieder der katholischen Kirche sein, und mit dem heiligen Pacian sprechen: „Christ ist mein Zuname, Katholik mein Vorname!" Amen.

Predigt auf das Fest der Himmelfahrt der seligsten Jungfrau Maria.

Thema: Mariens herrliches Entschlafen.

Eintheilung.

Das Entschlafen der seligsten Jungfrau war süß und ruhmvoll; denn:

I. Maria starb im hohen Alter;
II. sie wußte ihren Todestag vorher;
III. ihr göttlicher Sohn stand ihr zur Seite;
IV. auch die Apostel umstanden Mariens Sterbebett;
V. die heilige Gottesmutter verschied schmerzlos;
VI. ihren Tod verherrlichten Wunder; und
VII. ihr Leib wurde wieder zum Leben erweckt.

Text: Luc. X, 39. „Sie (Martha) hatte eine Schwester, welche Maria hieß. Diese setzte sich zu den Füßen des Herrn, und horchte auf seine Worte".

Eingang.

Andächtige Zuhörer!

Es war für die heilige Maria Magdalena allerdings eine Uebung tiefer Demuth, daß sie sich zu den Füßen Jesu Christi niedersetzte und seinen Worten lauschte. Allein hiedurch erwarb sie sich so hohen Ruhm, wie er nicht einmal der Königin Kleopatra zu Theil geworden, die, von übermäßigem Hochmuthe getrieben, eine höchst kostbare Perle verschluckte. Denn der heilige

Evangelist Lucas rühmt diese That Magdalena's als eine ganz vortreffliche, und nach ihm die gesammte Kirche Christi.

Ich weiß indessen noch eine andere Maria, welche mit einer gleichen Demuth zu den Füßen des Herrn saß, und die Worte aus seinem Munde vernahm, und die eben dadurch gleichfalls zu höchster Herrlichkeit gelangte. Ich meine die seligste Jungfrau und Mutter Gottes, welche ebenso dem Herrn zu Füßen saß; da sie wie die übrigen Menschenkinder, ja auch wie ihr eigener Sohn, des Todes verblich und in's Grab gelegt ward, und auf diese Weise das Wort des Herrn vernahm, dem zufolge „es dem Menschen gesetzt ist, einmal zu sterben" (Hebr. 9, 27.). Dieser Hintritt indessen gereichte ihr zu höherem Ruhme, als wenn sie nicht gestorben wäre. So hat Christus den Tod besiegt, und ist der Tod für den Tod geworden, um durch die Verachtung des Todes den Tod kostbar zu machen.

Wie kostbar und herrlich aber **Marien's Entschlafen gewesen,** dieses lasset uns in unserer gegenwärtigen Betrachtung eingehender erörtern.

Abhandlung.

Das Entschlafen der seligsten Jungfrau war kostbar und herrlich; denn:

I.

Maria starb hochbetagt, in ehrwürdigem Greisenalter, obwol man nicht genau weiß, in welchem Lebensjahre; indem Einige angeben, sie habe das sechzigste; Andere, sie habe das dreiundsechzigste; wieder Andere, sie habe das zweiundsiebenzigste Jahr erreicht. Wie dem auch immer sein mag; so viel steht fest, daß die seligste Jungfrau Maria nach der Himmelfahrt ihres göttlichen Sohnes noch eine geraume Zeit gelebt hat. Desgleichen weiß man mit Bestimmtheit, sie sei zu hohem Alter gelangt, welches ihrem herrlichen Hintritt zu nicht geringer Zierde gereichte. Denn wenn nach dem Zeugnisse des weisen Mannes (Sprüchw. 16, 31.) „das Alter eine Ehrenkrone ist, die auf dem Wege der Gerechtigkeit gefunden wird"; warum sollte dies an der heiligen Gottesmutter nicht der Fall sein, welche auf dem Pfade der Gerechtigkeit immerdar wandelte, ihr ganzes Leben zubrachte, und bis in's hohe Greisenalter verharrte? — Wir haben deshalb recht, daß wir zu Ehren des Alters Mariens den Rosenkranz mit drei-

undsechzig Körnchen beten; denn alle Jahre ihres irdischen Lebens waren voll der Gerechtigkeit und Tugenden.

Doch hier könnte man die Frage aufwerfen: Aus welchem Grunde wollte denn Christus der Herr seine geliebteste Mutter noch so lange nach ihm auf Erden zurücklassen? Hiefür lassen sich mehrere Gründe angeben:

1) Damit die Ketzerei der später auftretenden Manichäischen Sekte zum Schweigen gebracht wurde, welche behauptete, Christus habe keinen wahren Leib, sondern nur einen Scheinleib gehabt. Eine den Heiland so lange überlebende Mutter, die ihn neun Monate unter ihrem Herzen getragen, zur Welt gebracht, an ihrer Brust genährt und groß gezogen hat, ist die sprechendste Widerlegung dieser ketzerischen Ansicht.

2) Maria verweilte noch so lange nach der Himmelfahrt Christi auf Erden zu Gunsten der Apostel und der damals noch kleinen christlichen Heerde, nämlich um sie zu leiten, zu belehren, zu Anfang der Verfolgungen zu trösten und zu ermuthigen. Denn Jedermann weiß, daß die ersten Christen, gleichsam als Kinder, des Schutzes einer Mutter bedurften, um in ihrem zarten Alter von ihr genährt, d. h. unterwiesen, regiert und gestärkt zu werden; so lange, bis die Kirche selbst an Weisheit und Kraft so herangewachsen war, daß sie gewissermaßen auf ihren eigenen Füßen stehen und den Kampf beginnen konnte. So folgt ja auch der scheidenden Sonne der Mond nach. — Es kann überhaupt keinem Zweifel unterliegen, daß die heiligen Apostel und Evangelisten hauptsächlich durch Maria in den Glaubensgeheimnissen unterrichtet worden. Daß dieses insbesondere beim heiligen Evangelisten Johannes der Fall gewesen, bezeugt der heilige Kirchenvater Ambrosius.

3) Der seligsten Jungfrau langes Erdenwallen sollte den rechtgläubigen Frommen zum Troste dienen, wenn sie hinieden lange zu leben hätten, und der Lohn der Himmelsglorie sich ihnen etwas verzögert. Denn wenn die geliebteste Mutter Christi so lange auf die himmlische Belohnung zu warten hatte; wer wird nicht ein gleiches Loos mit Geduld ertragen? — — Der heilige Ignatius von Lojola sagte einst: Wenn ihm die Wahl gelassen würde, entweder sogleich mit der Gewißheit des Himmels zu sterben, oder ohne diese völlige Sicherheit noch einige Zeit zu leben, so würde er das Letztere wählen, denn dann könnte er inzwischen ein vorzügliches, der Mühe werthes Werk für Gott thun, mit Geringachtung der Gefahr der Seligkeit ob seiner Dienstleistungen. Seine Worte waren: „Wo ist unter uns eine fürst-

liche Person, welche, wenn sie sähe, daß ein Soldat den ihm dargebotenen Gnadengehalt so lange hinausschöbe, bis er ihn aus noch mehreren Gründen verdiente, sich nicht verbunden erachtete, denselben dem Soldaten aufzubewahren und sogar zu verdoppeln? Dieses sollten unsere Fürsten thun, — Gott hingegen sollte es unterlassen? Oder wie? Der Herr sollte es geschehen lassen, daß die ihm zu Liebe verzögerte Seligkeit verloren gehe? So etwas von Gott anzunehmen, kann ich mich nicht entschließen" (Bidermann in d. Leben).

4) Christus wollte seine heilige Mutter noch auf Erden zurücklassen zu ihrem eigenen Troste; damit sie nämlich noch während ihrer irdischen Pilgerschaft den Anfang und das Wachsthum der neu erstehenden Kirche, und auf diese Art die geistigen Kinder, Enkel und Urenkel ihres Sohnes zu sehen Gelegenheit hätte. Denn der Weise spricht: „Der Alten Krone sind Kindeskinder" (Sprüchw. 17, 6.). — Gleichwie der Herr wollte, daß Moses dann erst stürbe, wenn er vom Berge Nebo aus das Land der Verheißung schon von Weitem erblickt hätte (V. Mos. 34, 1. u. ff.): ebenso wollte Christus seine geliebteste Mutter erst dann aus dieser Zeitlichkeit abrufen, wenn sie die Kirche ihres Sohnes auf der ganzen Erde verbreitet von ferne schauen konnte. Und wer vermöchte wol die Freude zu schildern, welche Maria empfand, da sie aus allen Theilen der Welt so viele Kinder mit Bitten bei ihr sich einfinden sah?

5) Ihr spätes Entschlummern sollte für Maria zu ihrer desto größeren Verherrlichung dienen; damit sie, welche die Königin aller Heiligen werden sollte, auf diese Art sich eine um so größere Menge, ja einen reichlichen Ueberfluß von Verdiensten erwerben möchte, und keiner ihrer Lästerer sagen könnte, sie sei ohne ihr eigenes Verdienst zu solchem Höhepunkt der Herrlichkeit erhoben worden. — O hätte doch der heilige Johannes, oder irgend ein anderer von den Aposteln schriftlich hinterlassen, was die seligste Jungfrau während ihrer ganzen Lebenszeit Rühmliches vollbracht hatte! Doch wozu war es nothwendig, dieses aufzuschreiben? Kann ja doch Niemand darüber in Zweifel sein, daß Maria gelebt, wie es sich für eine Mutter Gottes geziemte; daß sie mithin alle Arten von Tugenden geübt habe. Würdest du damals gelebt haben, du hättest die seligste Jungfrau gefunden, wie sie sowol als Martha im thätigen Leben sich mit Pflege der Armen, mit Belehrung der Unwissenden, mit Tröstung der Betrübten, mit Besserung der Verirrten, mit Liebe der Feinde beschäftigte. Du hättest sie aber auch als Maria im beschaulichen Leben gefunden, wie sie beständig dem Gebete und der

Betrachtung oblag, die heiligen Orte besuchte, wo einstens ihr Sohn verweilt hatte, wie sie voll innigster Rührung seine Fußstapfen küßte.

II.

Mariens Entschlummern war herrlich, weil sie ihren Todestag vorherwußte.

Wie Metaphrastes und Nicephorus bezeugen, hatte ein Engel der seligsten Jungfrau ihren Todestag zum Voraus verkündet, und ihr zugleich einen Palmzweig gereicht, gleichsam als Kampfpreis und zum Zeichen ihres Sieges über den Tod, so wie als Sinnbild des ewigen Lebens. — Durch diese Kunde ward Maria ungemein erfreut, und bereitete sich zu ihrem Tode, wie zu dem allergrößten Feste vor. Es wurden brennende Kerzen herbeigeschafft, das Haus gescheuert, die Verwandten eingeladen (wie die erwähnten Schriftsteller weiter angeben). — Konnte der heiligen Gottesmutter auch eine erfreulichere Nachricht gebracht werden, als diese war, daß ihr Sohn, welcher nun als Himmelskönig thronte, sie zu sich rief, um sie zu krönen? — Da dem Patriarchen Jakob gemeldet ward, Joseph, der liebste von seinen Söhnen, den er todt glaubte, lebe noch und herrsche über das ganze Aegyptenland, ja er rufe ihn zu sich, um an seiner Herrlichkeit Theil zu nehmen: da erwachte er auf diese Nachricht hin wie aus einem schweren Schlafe, sein Geist lebte wieder auf, und er sprach: „Es ist mir genug, daß mein Sohn Joseph noch lebt; ich will hinziehen, und ihn sehen, ehe denn ich sterbe" (I. Mos. 45, 28.). Erwäget nun, wie erfreulich Maria die ihr gebrachte Kunde ihres Todes gewesen, welchen sie so lange und so sehnlich verlangt hatte! — Für gewöhnlich wird zwar Niemanden seine Sterbestunde offenbart; doch ward sie einzelnen großen Freunden Gottes kund gethan, welche mit aller Sehnsucht nach Christus verlangten, und mit ihm vereint zu sein wünschten. Welcher unter allen Heiligen aber hatte mehr Grund, seine Auflösung und Vereinigung mit Christus zu begehren, als die heilige Gottesmutter? — Mit Recht ward ihr auch eine Palme, das Zeichen des Sieges, überbracht; denn ihr Tod war nicht so fast ein Abschied vom Leben, als vielmehr ein kurzer Schlummer von drei Tagen, und in so ferne ein Sieg über den Tod. Aus demselben Grund haben auch jene israelitischen Knaben Christus als dem Todesüberwinder bei dem Herannahen seines Todes Palmen vorangetragen (Matth. 21, 8.). Mit Recht

erhielt die seligste Jungfrau diese Botschaft, daß sie zu ihrem Sohne kommen sollte, durch einen Engel, da ihr einstens gleichfalls eine Himmelsbote verkündigt hatte, daß der Sohn Gottes durch die Menschwerdung zu ihr kommen würde.

III.

Der Tod Mariens war herrlich, weil Christus ihr im Sterben beistand.

Als für Maria das Ende ihrer irdischen Pilgerschaft herannahte, stand Christus, umgeben von einer Schaar heiliger Engel, seiner sterbenden Mutter zur Seite, ihre engelreine Seele in Empfang zu nehmen, wie Johannes von Damaskus und Nicephorus berichten. Gleichwie die seligste Jungfrau ihrem am Kreuze sterbenden Sohne getreulich zur Seite gestanden war; wie sie ihn, da er vom Kreuze abgenommen worden, in ihre Arme genommen und dem Erdenschooße übergeben hatte: ebenso vergalt ihr der Sohn, jedoch mit einem erfreulicheren Ausgange. Denn Christus nahm Mariens Seele in seine Arme, und trug sie zum Himmel empor, was die Gottesmutter ihrem sterbenden Sohne keineswegs zu thun vermochte. — Hieraus können wir deutlich ersehen, daß von dem, was wir Christus dem Herrn thun, nichts umsonst gethan ist; daß er vielmehr jeden ihm geleisteten Dienst getreulich vergilt, wie er es selbst verheißen hat (Luc. 12, 35—38.). Denn nachdem er gesprochen: „Euere Lenden seien umgürtet, und brennende Lampen in eueren Händen. Seid Menschen ähnlich, die auf ihren Herrn warten, wenn er von der Hochzeit heimkehren wird; damit, wenn er kommt und anpocht, sie ihm sogleich aufthun können"; setzte er unmittelbar darnach hinzu: „Selig die Knechte, die er bei seiner Ankunft wachend findet. Wahrlich, ich sage euch: er wird sich gürten, und sie zu Tische setzen, und umhergehen, sie zu bedienen". — Siehe hier, mein Christ, die Vergeltung: Du gürtest dich, dem Herrn zu dienen; so wird auch er sich aufschürzen, dich zu bedienen. Dienest du ihm, so wird auch er dir dienen.

IV.

Mariens Hinscheiden war herrlich, denn auch die Apostel umstanden ihr Sterbelager.

Aber nicht allein Christus, ihr göttlicher Sohn, fand sich an Mariens Todesbett ein, sondern auch die in der ganzen

Welt zerstreuten *Apostel sammelten sich* auf Gottes Befehl, der, wie Johannes Damascenus, Metaphrastes, Nicephorus und Juvenalis berichten, durch Donner und Wolke an sie ergangen war, *um die sterbende Gottesmutter.* — „Wo immer ein Leichnam ist, da versammeln sich die Adler", spricht der Herr (Matth. 24, 28., Luc. 17,37.). An obgenannter Stelle nun vergleicht zwar dem buchstäblichen Sinne nach Christus sich selbst, da er zum Gerichte kommen wird, mit einem Leichname, welcher durch seinen Geruch die Adler, d.h. alle Menschen aus den entferntesten Theilen der Welt, wird anziehen, daß sie schleunigst herzueilen werden, weil er selbst alsdann die Speise der Gerechten und ihr ewiges Leben sein wird. Auf gleiche Weise indessen kamen auch die Apostel aus den verschiedensten Erdtheilen in größter Eile zur Mutter Christi, theils um durch den Anblick Mariens, der sie mit Entzücken erfüllte, bis zum Ende erquickt zu werden; theils um ihrem Hintritt und Begräbnisse die gebührende Ehre zu erzeigen. Denn es ziemte sich für die geistigen Beherrscher der Erde, die Gebieterin und Königin des Weltalls durch ihre Unterthänigkeit zu ehren. Der heilige Johannes von Damaskus schreibt hierüber also: „Gleichwie König Salomon, um der Bundeslade im Tempel des Herrn ihre Ruhestätte anzuweisen, alle Aeltesten Jerusalem's auf Sion versammelte, um die Arche aus der Stadt David's überzutragen; wie die Priester ferner die Lade aufhoben und nebst den Leviten trugen; wie ferner der König und das ganze Volk vor ihr hergingen und zahllose Rinder und Schafe opferten; die Priester aber die heilige Lade an ihren Platz, wo Gott im Tempel zu ihnen sprach, in das Allerheiligste, unter die Flügel der Cherubinen versetzten: ebenso versammelte auch Christus, der neutestamentliche Salomon, um die geistige Bundeslade (Maria) an ihre Ruhestätte zu bringen, in eigener Person sowol die über die Welt erhabenen Rangordnungen der himmlischen Geister, als auch die Häupter des neuen Bundes (die Apostel) mit der ganzen Schaar der im himmlischen Jerusalem wohnenden Heiligen, und führte Mariens Seele durch Engel in das Heiligthum, wo das wahre und himmlische Wort Gottes thronte. Den Leib Mariens tragen die Apostel auf ihren Händen, während der König der Könige ihn mit dem Glanze seiner unsichtbaren Gottheit bedeckt, und die gesammte Menge der Heiligen unter dem Klange heiliger Lieder voranzieht" (Orat. 2.).

V.

Mariens Entschlummern war herrlich, denn sie starb schmerzlos.

Was den Hintritt Mariens ferner kostbar und herrlich machte, war der Umstand, daß die Gottesmutter schmerzlos verschied, von keiner Krankheit hinweggerafft, wie Johannes Damascenus behauptet, vielmehr einzig an der Gluth der Liebe, wie der heilige Albert der Große bezeugt. Die Worte des heiligen Johannes von Damaskus sind: „Gleichwie Maria ohne vorherige Wehen gebar; eben so war auch ihr Abschied vom Leben frei von Schmerzen". — Die seligste Jungfrau hatte die Todesschmerzen längst vorher erfahren, da sie nämlich unter dem Kreuze ihres geliebtesten Sohnes stand, wo ein Schmerzensschwert durch ihre Seele drang. Aus demselben Grunde starb auch (wie Cedrenus und Eusebius bemerken) der heilige Evangelist Johannes nicht nur ohne Martyrthum, sondern auch ohne Schmerzempfindung, ganz sanft und ruhig, weil er wie Maria schon längst vorher die Todesschmerzen gekostet hatte. — Didacus Osorius aus Sevilla soll (wie man sich erzählt), nachdem er von dem Könige von Spanien in's Gefängniß geworfen worden, in einer einzigen Nacht, die er im Kerker zubrachte, von übergroßer Seelenangst und peinlichen Gedanken gequält, wiewol noch sehr jung, ganz und gar grau geworden sein. Darauf hin ließ ihn der König frei, und schenkte ihm das Leben, weil er den Tod bereits vorempfunden hätte. — Warum sollte nun die heilige Gottesmutter nicht frei von Todesschmerzen bleiben, da sie dieselben bereits in ihrem Leben mehr als zu viel verkostet hatte? —

Als der Unschuldvollsten und Herrlichsten ziemte der Gottesmutter aber auch außerdem der sanfteste und glorreichste Tod. Ein solcher nun ist ein Hinscheiden, das die Größe der Liebe herbeiführt; denn im hohen Liede (8, 6) spricht Salomon: „Stark wie der Tod ist die Liebe". Und in der That berichtet der Kirchengeschichtschreiber Nicephorus über Mariens süßes Entschlummern, die seligste Jungfrau habe, nachdem sie ihrem Sohne gedankt hätte, mit größter Freude sich zum Tode angeschickt, und unter den Worten: „Mir geschehe nach deinem Worte", ihren Geist aufgegeben. Hiedurch gab sie zu erkennen, daß sie mit nicht minder großer Wonne und Freudigkeit zu ihrem Sohne gehe, als sie ihn einstens gastlich in ihren Schooß aufgenommen hatte. Und wie Maria früher durch diese Worte den Sohn Gottes gewissermaßen auf die Erde und in ihren Mutterschooß herniederzog, so ward jetzt mittelst der nämlichen Worte ihre Seele aus

dem Körper hinweg und gegen Himmel zu ihrem Sohne hinangezogen. — Diese ihre Todesart scheint im hohen Liede zum Voraus angedeutet, wo die Braut, d. h. im geheimnißvollen Sinne die Gottesmutter, aufseufzt: „Erquicket mich mit (duftenden) Blumen, stärket mich mit (wohlriechenden) Aepfeln, denn ich bin krank (und sterbe) vor Liebe" (2, 5.).

VI.

Der Tod Mariens war kostbar, denn viele Wunder verherrlichten ihn.

Den Hintritt der seligsten Jungfrau machten ferner die vielen herrlichen Wunder, die dabei geschahen, glorreich. Der mehrerwähnte Johannes von Damaskus (orat. 2.) und Nicephorus (l. 2. c. 22.) melden nämlich, einzig durch die Berührung der Gottesmutter hätten Blinde das Augenlicht, Taube das Gehör, Lahme ihre geraden Glieder, andere Kranke die Gesundheit wieder erhalten. Namentlich berichten sie folgenden Vorgang: Da Mariens heiliger Leichnam in den Garten zu Gethsemani getragen wurde, um dort bestattet zu werden, habe ein Jude, voll Haß und Neid, frevelnd Hand an die Bahre gelegt, bestrebt, sie auf die Erde niederzuwerfen und mit Füßen zu treten. Aber auf der Stelle hätten sich seine Hände vom Arme getrennt und seien an der Bahre hängen geblieben. Bei dem Anblicke so augenscheinlicher Strafe Gottes habe der Elende seinen Frevel bereut, und die reichlichsten Thränen vergossen. Da seien auf des heiligen Apostels Petrus Gebet hin die abgerissenen Hände wieder mit den Gelenken in Verbindung getreten und geworden, wie sie vorher waren. — Sehen wir hier nicht, wie jene Wunder, welche an der Lade des alten Bundes sich zutrugen, an Maria, der neutestamentlichen Bundeslade, sich erneuten? Jene hatte Oza ohne Ehrfurcht berührt, und auf der Stelle fiel er todt zur Erde nieder (2. Kön. 6, 6. 7.). Diese ergriff der in Rede stehende Jude mit feindseliger Hand, und sofort ward er derselben beraubt.

VII.

Mariens Entschlummern war herrlich, denn ihr Leib erhielt das Leben wieder.

Der letzte Glanzpunkt des Hinscheidens der seligsten Jungfrau liegt darin, daß ihr Leib der Verwesung nicht unterlag,

sondern drei Tage nach Mariens Tode dem Leben zurückgegeben und sammt der Seele in den Himmel aufgenommen ward. — So geben der heilige Johannes von Damaskus (orat. 1. 2.), Andreas von Kreta (orat. de assumpt.), desgleichen Juvenalis — bei Nicephorus (l. 15. c. 14.) — an. Sie sagen, Mariens Leib sei unter den Lobgesängen der Engel und Apostel zu Grabe getragen und in der Gegend von Gethsemani beigesetzt worden; an diesem Orte hätte man drei Tage lang ununterbrochen Engel heilige Lieder zum Lobe und Preise der Gottesmutter singen hören. Am dritten Tage endlich sei auch derjenige Apostel, welcher bei der Versammlung derselben nicht zugegen gewesen war, angekommen; und nachdem er die Apostelschaar auf das Dringendste gebeten, das Grab zu eröffnen, damit er doch der jungfräulichen Gottesmutter die schuldige letzte Ehre erweisen könnte, sei das Siegel abgenommen, die Gruft aufgethan, ihr heiliger Leib hingegen nicht mehr gefunden worden, nur die Grabtücher seien noch an ihrem Platze unberührt und unversehrt, wie von der Leiche vor Kurzem zurückgelassen, da gelegen; aus dem Grabe selbst habe sich ein unbeschreiblich lieblicher Wohlgeruch verbreitet; und die Apostel hätten sich, nachdem die Gruft wieder geschlossen und versiegelt worden, entfernt, mit dem Gedanken, daß es sich allerdings geziemte, daß Gott schon vor der allgemeinen Auferstehung den Leib Mariens mit Unsterblichkeit geschmückt hatte, — jenen Leib, der im Leben das unbefleckte Heiligthum des Sohnes Gottes gewesen, folglich der Verwesung nicht anheim fallen durfte.

Schluß.

Andächtige Zuhörer! Wir haben nun die Ereignisse betrachtet, welche Mariens Entschlummern so herrlich und glorreich gemacht haben; und kennen gelernt, daß die seligste Jungfrau zu hohem Alter gelangte, ihren Sterbetag voraus wußte, in ihren letzten Augenblicken sich des Beistandes ihres göttlichen Sohnes und der Gegenwart seiner Apostel erfreute, schmerzlos verschied, im Tode durch Wunder leuchtete, und mit wiederbelebtem Leibe in den Himmel aufgenommen ward. Fragen wir aber nach dem Grunde, warum Mariens Entschlummern nicht nur sanft und selig, sondern sogar herrlich und glorreich war: so werden wir finden, daß dieses nicht allein die Folge der besonderen Vorrechte und vorzüglichen Gnaden gewesen, welche Maria allzeit schmückten, sondern auch ein Lohn ihrer herrlichen Verdienste, die sie sich durch ihr an allen Tugenden so reiches Leben erworben.

Und hierin liegt für uns die Aufmunterung, wie Maria, fromm und heilig zu leben, um uns so auf ein seliges Ende vorzubereiten; damit wir einstens würdig werden, den besten Theil zu erlangen, der uns in Ewigkeit nicht wird genommen werden. Dies wenn wir thun, dann wird sich auch an uns jenes Wort bewahrheiten, das dem heiligen Augustinus in den Mund gelegt wird: „Ich erinnere mich nicht, daß ein Gerechter übel verstorben sei!“ Amen.

Predigt auf das Fest der heiligen Schutzengel.

Thema: Welche Menschen bei den heiligen Schutzengeln am meisten beliebt, und welche ihnen vorzüglich verhaßt seien.

Eintheilung.

I. Die heiligen Schutzengel lieben vorzugsweise:
1) keusche,
2) wohlthätige,
3) der Frömmigkeit ergebene und
4) Gott zu Lieb duldende Seelen.

II. Verhaßt dagegen sind ihnen:
1) die Unlauteren,
2) die Widerspenstigen,
3) die Hoffärtigen.

Text: Matth. XVIII, 10. „Ihre Engel schauen beständig das Angesicht meines Vaters".

Eingang.

Die heiligen Engel, als Schutzgeister der Menschen, sind zwar allen ihren Pfleglingen mit zärtlichster Liebe zugethan, und bewahren sie mit größter Sorgfalt. Doch kann keineswegs in Abrede gestellt werden, daß sie diese ihre Zuneigung und Achtsamkeit dem Einen mehr, dem Anderen dagegen weniger zuwenden; je nachdem es Jeglicher verdient und sich ihres Schutzes würdig

erweist. Wissen wir ja schon aus der heiligen Schrift, daß einzelnen Heiligen durch die Engel größere Wohlthaten zu Theile geworden, als Anderen.

Solcher Menschen aber, denen sich die heiligen Engel vorzugsweise zugethan zeigen, nehme ich vier Klassen wahr. Zur ersten gehören die jungfräulichen und der Keuschheit beflissenen Seelen; zur zweiten die Wohlthäter der Armen; zur dritten Klasse zählen die der Frömmigkeit Ergebenen; und zur vierten Jene, welche Leiden und Widerwärtigkeiten Gott zu Lieb' geduldig ertragen.

Ihr verlanget wol, Geliebte! den Grund zu wissen? — Er liegt darin: Weil diese vier Arten von Menschen vorzugsweise sich von der Befleckung der Welt rein erhalten, und sich in dieser Weise über die Welt — zu den Engeln erschwingen. Die der ersten Klasse Angehörigen entsagen den Genüssen des Fleisches, die Zweiten dem Reichthume, die Dritten ihren Aeltern, die Vierten sich selbst. Daher kommt es denn auch, daß diese, welche sich den Engeln vorzugsweise ähnlich machen, bei letzteren auch am meisten beliebt sind, und umgekehrt.

Abhandlung.

I.

Bei den heiligen Engeln sind hauptsächlich beliebt und mit ihnen vertraut:

1) Die jungfräulichen und die Reinigkeit liebenden Seelen.

Solche sind nämlich den Engeln ähnlich und gehören gewissermaßen schon jetzt zur Familie der Himmelsgeister. So lehrt es uns der heilige Hieronymus, welcher (32. Brf. an Eustochium) also schreibt: „Als der Sohn Gottes die Erde betrat, bildete er sich daselbst eine neue Familie, damit Er, der von Engeln im Himmel angebetet wird, auch auf Erden Engel besitze".

Zu dieser Familie gehörte vor Allem die heilige Jungfrau und Blutzeugin Cäcilia. Sie redete nämlich ihren Bräutigam Valerian also an: „Du sollst wissen, daß ich einen Engel zum Freunde habe, welcher meinen Leib mit größter Sorgfalt bewacht. Sollte dieser nur im Mindesten ahnen, daß du mich mit unlauterer Liebe berührest, so wird er sofort seinen Grimm gegen

dich entfachen und deine Jugendblüthe zerstören. Nimmt er aber wahr, daß dich eine reine und unbefleckte Zuneigung an mich fesselt, und du meine Jungfräulichkeit unversehrt erhalten willst, so wird er dich lieben, wie mich". Dies that er denn wirklich. (Im Leben der heiligen Cäcilia.)

Hieher gehört auch Theophila, eine vornehme Jungfrau, welcher unter Kaiser Maximian von den Henkern in ein öffentliches Sündenhaus geschleppt, mit zum Himmel erhobenen Händen und Blicken kläglich bittend also flehte! „O mein Jesus! meine Liebe, mein Licht, mein Odem! O du mein fleckenloser himmlischer Bräutigam, schaue herab auf deine Verlobte, und beeile dich, damit ich meinen Bund nicht breche; damit du mich nicht wilden Thieren preisgebest, damit nicht gierige Wölfe dein Lamm zerfleischen; bewahre, du mein Bräutigam! mich deine Braut; erhalte meine Keuschheit, du Quell der Reinheit! damit dein Name, wie er von den Engeln gepriesen wird, besonders auch jetzt verherrlicht werde". — Um was die fromme, reine Seele unter Thränen bat: es ward ihr von Gott gewährt. Nachdem sie in das Haus der Schande eingeschleppt war, zog sie das Buch der Evangelien aus ihrem Busen und las darin unausgesetzt. Der Erste aber von den Unenthaltsamen, der es wagte, sich ihr zu nahen, ward vor Schrecken so ergriffen, daß er todt zur Erde sank. Ein Zweiter, der nach einigen Stunden zu ihr ging, erblindete in Folge eines überaus hellen Lichtglanzes, so daß er die Thüre nicht mehr finden konnte. Dasselbe begegnete noch Mehreren. Keiner kam wieder aus Theophila's Aufenthalt zurück. Hierüber in Erstaunen versetzt, traten noch Mehrere ein, doch weniger um der Jungfrau willen, sondern aus Neugier wegen der dort vorgegangenen Ereignisse. Doch was sehen sie da? Wundervolle, schreckliche Dinge: eine Jungfrau auf ein Evangelienbuch gebückt, ihr zur Seite aber einen Jüngling, leuchtend von wundersamem Glanz und Schimmer. Vor Entsetzen fast erstarrt, riefen sie einstimmig: „Wer ist wie der Christen Gott?" Außer Stand, einen solchen Anblick zu ertragen, stürzten sie hinaus; kein Einziger dachte mehr an Befriedigung seiner Lust; Mehrere sogar schwuren ihren Unglauben ab. Maximian hievon in Kenntniß gesetzt, schrieb den Vorgang den Zauberkünsten zu. Jener Jüngling aber, welcher neben Theophila stand, — es war ein Engel Gottes — führte die Jungfrau aus dem Lasterhause heraus zum Vorhofe eines Bethauses und entließ sie im Frieden. (So die Nikomedischen Martyrer-Akten bei Surius am 26. Dezember.)

Ihnen ist beizuzählen die heilige Jungfrau Ermelinde. Denn von ihrem Diensthern mit Nachstellungen gegen ihre Reinheit bedroht, vernahm sie in der Nacht, in welcher sie beim Kir-

chengange entführt werden sollte, die mahnende Stimme eines Engels, welcher ihr zurief: „Weiche von hier, Jungfrau, gehe zurück, und bewahre deine Gott geweihte Jungfrauschaft unverletzt!" Der Mahnung folgend ging sie zurück, und der Engel geleitete sie an einen Ort auf einem Landgute, wo sie sicher untergebracht war und Gott dienen konnte. (So Surius am 19. Oktober.)

Ueberhaupt ist in dem Leben und dem Martyrthum der heiligen Jungfrauen der Umstand auffallend und merkwürdig, daß unter den vielen christlichen Jungfrauen von hoher Abkunft und ausnehmender Schönheit, welche von den heidnischen Tyrannen theils durch Schmeicheleien, theils durch Furcht oder Gewalt zur Unzucht zu verleiten gesucht, ja sogar in Schandhäuser gebracht wurden, auch nicht eine einzige ihrer Reinheit beraubt ward, sondern — den Berichten zufolge — alle von Gott und den heiligen Schutzengeln an ihrer Tugend wunderbar beschützt blieben.

Was wir bisher vom Frauengeschlechte vernommen, dasselbe läßt sich auch bei Männern, welche sich der Bewahrung der Keuschheit beflissen, darthun. So wissen wir, daß der heilige Thomas von Aquin wegen seiner Reinigkeit gar sehr bei den Engeln beliebt war, und von diesen den Gürtel der Enthaltsamkeit erhielt, nachdem er ein unzüchtiges Weib mit einem Feuerbrande in die Flucht getrieben hatte; so daß er fürder in seinem ganzen Leben nie eine sündige Regung mehr empfand. Desgleichen lesen wir bei Sokrates Scholastikus (Kirch.-Gesch. 4. B. 23. Kap.), ein Mann, mit Namen Ammun, welcher zur Bewahrung seiner Reinheit sich von seinem Weibe getrennt und das Mönchsleben erwählt hatte, sei einstmals, da er über einen Strom setzen mußte, und — was er vorher noch nie gethan — sich hatte entkleiden sollen, sich dessen aber weigerte, auf einmal von einem Engel an das jenseitige Ufer gebracht worden. Füglich ist den bisher genannten Personen jene durch Keuschheit hervorragende Heldin des alten Testamentes — die Judith anzureihen, welche die Bewahrung ihrer Reinigkeit unter den Klauen des Assyrischen Raubvogels (Holofernes) ihrem heiligen Schutzengel zuschreibt, indem sie selbst sagt: „So wahr der Herr lebt: sein Engel hat mich behütet, da ich von hier wegging, dort verweilte und von dort wieder hieher zurückkehrte. Der Herr ließ nicht zu, daß ich, seine Magd, befleckt würde (Jud. 13, 20.).

2) Mit den Engeln befreundet sind ferner die Mildthätigen gegen Arme; denn auch die himmlischen Geister sind den Werken der Barmherzigkeit, namentlich der geistigen, völlig ergeben. So wissen wir aus der heiligen Geschichte (I. Mos. 18. u. 19. Cap.), daß Abraham und Lot wegen

ihrer Freigebigkeit und Gastfreundschaft gewürdigt wurden, Engel bei sich zu beherbergen. Beide wußten nämlich anfangs nicht, daß die Männer Engel waren; sie hielten dieselben für Pilgrime. Wie hätte Abraham sonst zu ihnen sagen können: „Ich will euch einen Bissen Brod vorlegen, daß ihr euer Herz stärket" (I. Mos. 18, 5.); und Lot: „Waschet euere Füße" (ebend. 19, 2.)? Hatten Engel dies vonnöthen? — Etwas Aehnliches erzählt der Diakon Johannes vom heiligen Papste Gregorius (in dessen Leben). Als dieser Heilige einstmals für zwölf Arme ein Gastmahl hatte zubereiten lassen, sah er unter ihnen einen Engel an der Tafel sitzen, der den Papst also anredete: „Wisse: diese deine liebreiche Bereitwilligkeit gegen die Armen ist dem Herrn in so hohem Grade wohlgefällig, daß er dich in Anbetracht dessen zum allgemeinen Hirten der ganzen christlichen Kirche erwählt hat. Und siehe! ich bin dazu gesandt, deine Seele bis zum letzten Lebenshauche zu beschützen, und dir das Versprechen zu geben, daß Gott durch mich dir Alles, was dir gut dünkt, gewähren werde".

Für das Gesagte gibt auch ein glänzendes Zeugniß jene Jungfrau von Alexandrien, deren Sophronius erwähnt. Diese mildthätige Seele hatte nämlich einem Manne, welcher aus Verzweiflung über seine große Schuldenlast sich hatte erhängen wollen, ihr ganzes Vermögen zur Verfügung gestellt, und ihn so von Strang und Schuld zugleich befreit. Als sie nachmals deshalb in Armuth gerieth, und in Folge dessen Gefahren für ihren Wandel anheimfiel, ward sie von einer Krankheit ergriffen. In dieser verlangte sie nach der heiligen Taufe. Weil sie aber keine Pathinen hatte, siehe, da erschienen unverhofft zwei Engel und vertraten Pathenstelle bei ihr.

3) Beliebt bei den heiligen Engeln sind ferner die der Gottseligkeit und der Weltverachtung ergebenen Personen.

Dieses ist erstlich am Propheten Daniel ersichtlich, welcher einen Engel also zu ihm sprechen hörte: „Von dem ersten Tage an, da dein Herz nach Einsicht verlangte, und du dir wehe thatest vor dem Angesichte deines Gottes, wurden deine Worte erhört 2c." (Dan. 10, 12.).

Ebenso ist das am Patriarchen Jakob wahrzunehmen, welcher, nachdem er sein Vaterhaus verlassen, um dem Zorne seines Bruders zu entgehen, jene Himmelsleiter schaute, an welcher die Engel auf- und niederstiegen (I. Mos. 28, 12.).

Gleiches ist am heiligen Guthlack zu ersehen, der (wie der gelehrte Surius — 14. April — berichtet) während seines Einsiedlerlebens täglich frühe und Abends der Gegenwart eines

Engels sich zu erfreuen hatte, von dem er erquickt, und über zukünftige und abwesende Dinge belehrt wurde.

Nicht minder konnte man dies bei den Mönchen Aegyptens bemerken; denn nach Cassian's Zeugniß (Instit. l. 2. c. 5.) lehrte ein Engel diese gottseligen Wüstenbewohner zwölf Psalmen mit dazwischen eingeschalteten Gebeten absingen.

Endlich findet sich das Gesagte bestätigt an Laffard, einem Kölnischen Mönche, mit dem Beinamen: „Der Bekehrte", dessen Vincentius (spec. histor.) erwähnt. Dieser Mann hatte einige Zeit lang die Schlüssel zu dem Kloster, worin er wohnte, zu besorgen. Im hohen Alter versuchte ihn endlich Satan mit der Sünde der Hoffart, so daß er also bei sich sagte: „Ich bin nun hoch an Jahren, und obwol vornehmen Aeltern entstammend, reibe ich mich in diesem Kloster mit Mönchsarbeiten auf, und gebe Anderen einen Diener ab, während ich sonst der Bedienung von Seite Anderer nach Willkühr genießen dürfte. Ich will lieber gehen und mich für meine bisher noch im Alter ausgestandenen Beschwerden außerhalb des Klosters entschädigen". Als er nun einstmals in einer Nacht erwachte, und beschloß, mit anbrechendem Morgen das Kloster zu verlassen: da erblickte er einen Mann von ehrwürdigem Aussehen, der ihn durch Winken zu ermahnen schien, er möge aufstehen und ihm folgen. Der Mönch kleidete sich also an, und folgte ihm nach bis an das Thor einer Kirche, und von dort zum Eingang in einen Gottesacker. Beide öffneten sich ihnen von selbst. Laffard erschrack; sein Entsetzen aber steigerte sich immer mehr, als er, im Begräbnißplatze angekommen, wahrnahm, wie sich die Gräber aufthaten, und er neben einem solchen den ihn begleitenden Engel also sprechen hörte: „Laffard, siehst du diese Leiche? Ueber kurz oder lang wirst auch du ihr gleichen. Nun sage mir doch, was hast du denn vor, daß du die Ruhe des Klosterlebens verlassen willst?" Als ihn der Engel aber auch noch zur Beschauung anderer Leichen weiter führen wollte, zitterte der arme Mönch am ganzen Leibe, und rief in höchster Bestürzung aus: „Laß mich, ich bitte dich, Herr, laß mich los; ich bin zu schwach, um mit meinen Augen noch länger solch' einen Graus ansehen zu können". Als er hierauf Reue über seinen Plan des Austritts aus dem Kloster fühlte, sah er, wie die Thore der Kirche und des Friedhofes sich schlossen; der Engel brachte ihn in seine Schlafstätte zurück und verschwand.

4) Den Engeln lieb und werth sind endlich die Gott zu Liebe Leidenden.

Dies kann man an den drei israelitischen Jünglingen zu Babylon recht augenfällig sehen, welche wegen ihrer Verehr-

ung gegen den einzig wahren Gott und wegen Verabscheuung der Bildsäule Nabuchodonosor's in den Feuerofen geworfen worden waren. Denn durch die ihnen von einem Engel höchst wunderbar erzeigte Wohlthat kamen sie unverletzt aus dieser Gluth hervor. Denn nach dem Berichte des Propheten Daniel (3. Kap.) hatte das Feuer die Diener des Königs verzehrt, die in die Flammen geworfenen Jünglinge aber nicht versengt, ja sogar ihre Kleider unberührt gelassen, und nur ihrer Bande sie entledigt. Ueberdies hat ein Engel, der zu ihnen in den Ofen herniederstieg, einen kühlenden Windhauch angefacht, der die Hitze linderte; weshalb die Jünglinge mitten in der Flamme dem Herrn ein Loblied anstimmten.

Daraufhin faßte auch die heilige Agatha Vertrauen, indem sie, auf die Stärke des heiligen Schutzengels sich stützend, dem Tyrannen, der sie durch Feuer zu quälen beschlossen hatte, die höhnische Antwort in's Gesicht sagte: „Wende nur Flammen an; Engel werden mir schon vom Himmel herab einen rettenden Thau vermitteln". (So das römische Brevier.)

Der Diener Gottes Daniel in der Löwengrube wird von einem Engel beschützt, wie er selbst sagt (Dan. 6, 22.): „Gott sandte seinen Engel, welcher den Löwen den Rachen verschloß". Ja, der Prophet wird dort durch Vermittlung eines Engels gespeist, welcher ihm das von Habakuk seinen Schnittern bereitete Mahl zur Löwengrube bringt (ebendas. 14, 33. und ff.). — Der Apostelfürst Petrus ward durch die Dazwischenkunft eines Engels seiner Fesseln entledigt und aus dem Kerker herausgeführt (Apstlg. 12, 7. u. ff.).

Andere Martyrer in zahlreicher Menge wurden ebenfalls von Engeln gestärkt, geheilt und gelabt. — Hieher gehört unter Anderem folgender Vorgang. Unter Kaiser Julian dem Abtrünnigen war ein Jüngling, Namens Theodorus, gefoltert und mit spitzigen Scherben verwundet worden. Er benahm sich, wie wenn er gar keinen Schmerz empfände, und stimmte dem Tyrannen Julian zum Hohne den Psalm David's an, worin es heißt: „Mögen Alle zu Schanden werden, welche Bilder anbeten und sich ihrer Götzen rühmen!" (Ps. 96, 7.) Ob solcher Standhaftigkeit erstaunt, gibt der Präfekt dem Kaiser den Rath, von seinem Vorhaben abzustehen; er möchte sonst der Christen Ruhm und seine eigene Schmach nur erhöhen. Der Jüngling und die übrigen Gefangenen wurden sofort entfesselt; und Ersterer antwortete auf die Frage, wie er sich befunden habe, also: er könne zwar nicht sagen, daß er gar kein Schmerzgefühl empfunden, doch es sei ihm ein Jüngling zur Seite gestanden — und dies war ein Engel — welcher ihm mit einem überaus zarten Linnentuche den Schweiß abgetrocknet, seinen Leib mit frischem Wasser erquickt, die

Gluth gedämpft und seine Leiden gelindert habe. Ruffinus (2. B. 30. K.) bezeugt, er habe dies während seines Aufenthaltes zu Antiochien aus dem Munde dieses Jünglings selbst vernommen.

II.

Umgekehrt entziehen die heiligen Schutzengel einzelnen Personen ihren Beistand und sind ihnen abgeneigt.

Zu diesen gehören:

1) Die Unlauteren und Wollüstlinge.

Gleichwie — wenn anders Pierius (hierogl. 26.) Glauben verdient — die Unkeuschen bei den Bienen, als überaus keuschen Thierchen, welche ihr Dasein nicht der Begattung verdanken, verhaßt sind; so sind auch bei den Engeln, die keinen Leib haben und denen sinnliche Genüsse fremd bleiben, die Wollüstigen, weil ihnen unähnlich, ein Gegenstand des Abscheues, und dem Stachel ihrer Vorwürfe ausgesetzt. Ein geistreicher Schriftsteller erzählt (in spec. exempl., dist. X. 9.) ein hierauf bezügliches Beispiel, welches ich in Kürze wiedergeben will. Ein Jüngling, welcher gegen den heiligen Schutzengel eine zarte Andacht hegte, und überhaupt sehr eingezogen und rein lebte, war zur Zeit, da er sich der Studien halber in Utrecht aufhielt, durch irgend einen Zufall in Gesellschaft einiger lockeren, der Wollust fröhnenden Jünglinge gerathen. Diese wußten ihn mit Hilfe des bösen Beispiels und der List einer schamlosen Weibsperson, zu welcher sie den Jüngling ganz wider sein Vermuthen geführt hatten, so zu ködern, daß er nahe daran war, nicht nur seine Herzensreinheit einzubüßen, sondern auch die Blüthe seiner Jungfräulichkeit zu knicken, welche er durch Gottes Gnade und seines Engels Schutz seither unversehrt erhalten hatte. Nachdem er endlich bei einbrechender Nacht jene Gefährten verlassen hatte und nach Hause ging, dabei aber hin und wieder die Gefahr, in welche er den unersetzlichen Schatz seiner Unschuld gestürzt hatte, bei sich staunend erwog, siehe, da kam ihm ein Jüngling von nie gesehener Schönheit und Klarheit entgegen, ging auf ihn zu, versetzte ihm einen Schlag in's Gesicht mit solcher Kraft, daß er zu Boden fiel, und sagte: „Lerne einmal, schlechte Gesellschaft zu meiden!" Hierauf verschwand er. Der heimkehrende junge Mensch, über eine solch' ungewöhnliche Erscheinung höchlich betroffen, erhob sich kurz darauf wieder vom Boden, dachte darüber nach, was ihm begegnet war; und erkannte nun deutlich, daß jener Jüngling sein Schutzengel gewe-

sen, dem er es allein zu verdanken gehabt, daß er an jenem Tage der Gefahr für seine Reinheit entgangen war, und der ihn gelehrt, für die Zukunft der sündhaften Gelegenheit mit größerer Wachsamkeit auszuweichen. In unbeschreiblichem Freudengefühl über diese zweifache Gunstbezeigung dankt er Gott und seinem heiligen Schutzengel hiefür, und ward für die Folge behutsamer in seinem Wandel. — Diese Engelsbiene stach also unseren Jüngling in dem Augenblick, da er dem verführerischen Weibe sich unvorsichtig allzusehr näherte; ein Engel war es also, welcher, wie er einst Balaam's Eselin abhielt, ihren Herrn zu dem gottlosen Fluch über Israel zu tragen (IV. Mos. 22, 27. u. ff.), auch hier unseren jungen Mann zurecht wies, damit — wie der heilige Gregorius bei Erklärung dieser Schriftstelle (in pastor.) bemerkt — „das vom Engel gezüchtigte Fleisch den Geist unterweise".

2) Verhaßt sind den heiligen Schutzengeln ferner die Ungehorsamen und Widerspenstigen. Weil nämlich derlei Menschen den wohlgemeinten Mahnungen und dargebotenen Heilmitteln der heiligen Engel starrsinnig widerstreben: so werden sie auch mit Recht von diesen verlassen. Der gelehrte Origenes ist daher der Meinung, jene Worte beim Propheten Jeremias (51, 9.): „Wir wollten Babylon heilen, aber sie ward nicht heil. Darum wollen wir sie verlassen", seien von den trauernden Schutzengeln gesprochen.

Eine Engelsstimme ward auch später im Tempel zu Jerusalem am Pfingstfeste von den Priestern kurz vor dem Untergange der Stadt und des Tempels vernommen, lautend: „Lasset uns von hinnen ziehn!" wie Flavius Josephus schreibt (d. bell. jud. 7. l. 12. c.). Die Engel zogen aber von dannen ob der Hartnäckigkeit der Juden, welche, wiewol Augenzeugen so vieler Wunder, dennoch dem Heilande und seinen Aposteln den Glauben verweigerten; wie der Prophet Isaias (5, 5.) ihnen schon längst vorher verkündet hatte, wo er Gott der Synagoge unter dem Bilde des unfruchtbaren Weinbergs das Drohwort zurufen läßt: „Ich will seinen Zaun wegnehmen, und seine Mauer niederreißen ꝛc." Nach der Bemerkung des Origenes (hom. 19. in Joa.) ist aber unter dem „Zaune" des Weinbergs der Schutz Gottes zu verstehen.

Die heiligen Schutzengel treten endlich den Ungehorsamen entgegen, wie jener Himmelsgeist dem Balaam, indem er zu diesem sagte: „Ich bin gekommen, dir zu widerstehen; denn dein Pfad ist verkehrt und mir entgegen" (IV. Mos. 22, 32.).

3) Zuwider sind endlich den heiligen Schutzengeln die Hoffärtigen.

Dieses lehrt uns das Beispiel, welches uns der heilige Hieronymus (Brf. an Läta) in Folgendem erzählt: „Prätextata, eine vornehme Römerin, hatte einst auf Befehl ihres Gatten Hymetius, des Oheims der Jungfrau Eustochium, deren Tracht und Kleidung verändert, ihr vernachlässigtes Haupthaar nach weltlicher Manier frisirt, in der Absicht, den Entschluß der Jungfrau und den Wunsch der Mutter zu besiegen. Doch siehe! noch in derselben Nacht erscheint ihr ein Engel Gottes im Traume, droht ihr mit Schrecken einflößender Stimme mit Strafen, und bricht in folgende Worte aus: „„Wie? du konntest es wagen, der Anordnung deines Gemahls den Vorzug vor dem Befehle Christi einzuräumen? Das Haupt einer Gott geweihten Jungfrau mit deinen frevlen Händen zu berühren? diese werden sofort verdorren, damit du durch solche Pein zur Einsicht deiner That gelangest. Nach Ablauf von fünf Monaten wirst du zur Hölle fahren; woferne du in deinem Laster verharrest, wirst du deinen Gatten und deine Kinder zumal verlieren"". Alles ging genau in Erfüllung. Baldiger Untergang war bei der Unglücklichen die Folge ihrer verschobenen Buße".

So schwer rächt Christus die Entweihung seiner Heiligthümer; so sorglich nimmt er seine Perlen und Kleinodien in Schutz.

Wie endlich der heilige Basilius (Hom. 9. üb. Ps. 33.) bemerkt, wird der heilige Schutzengel gewissermaßen durch jede Sünde verscheucht. Seine Worte lauten: „Wie der Rauch die Bienen vertreibt, und der üble Geruch die Tauben: ebenso verscheucht die Thränen erpressende und üblen Geruch verbreitende Sünde den Schutzengel unseres Lebens". Dieses ist zwar nicht so zu verstehen, wie wenn der heilige Engel den Sünder ganz und gar verließe; sondern in dem Sinne: daß er dem Menschen in irgend einem Unternehmen seinen Beistand entzieht, und ihn auf einige Zeit sogar in ein Unglück gerathen läßt, von welchem er ihn bewahren oder befreien könnte. Hieran sind eben die Sünden schuld. Indem nämlich der Mensch, für die ihm allzeit zufließenden Wohlthaten Gottes undankbar, vom göttlichen Gebote und von der Vorschrift der geregelten Vernunft abweicht, wenn er, auf Gott vergessend, sich in jedes schändliche Laster stürzt: verdient er, dieser Wohlthat des Engelschutzes beraubt zu werden; wie der gelehrte Leonhard Lessius (d. perf. div. l. 13. c. 10.) darthut. — Dem Plane der göttlichen Gerechtigkeit gemäß wird darum dem Sünder allmälig dieser Engelsschutz entzogen; hingegen dem bösen Geiste, welcher vorher gleichsam angebunden war, die Gewalt eingeräumt, Rache zu nehmen; so zwar, daß

Satan durch seine Handlanger, d. h. durch gottlose Fürsten oder Andersgläubige Kriege gegen ein solches Reich anfacht, oder Aufruhr schürt, die Vertheidigungsmittel zerstört und überhaupt große Verwirrungen herbeiführt. In Folge dessen wird ein solches Land geschwächt, hat keinen Muth, ist rath- und kraftlos, entbehrt tüchtiger Heerführer, erlangt keinen glücklichen Erfolg, und wird sowol nach Außen, als nach Innen in Schwierigkeiten verwickelt, aus denen es sich kaum herauswinden kann. Weiß in dieser mißlichen Lage wirklich Jemand einen guten Rath zu ertheilen, so weiß ihn ein Anderer aus ehrgeizigen Beweggründen wieder zu entkräften. Jene aber, die an der Spitze stehen, besitzen zu wenig Einsicht uud Einfluß, um zwischen Nützlichem und Schädlichem ausscheiden zu können. Bietet sich etwa eine Gelegenheit dar, einen Vortheil zu erringen, so wird sie entweder gar nicht beachtet, oder um geringer Unkosten willen versäumt, oder man weiß sie nicht zu benützen. Drohende Gefahren sieht man nicht voraus, oder schätzt sie, in falsche Hoffnung oder trügerische Zuversicht eingewiegt, für geringe. Es schleichen sich Verräther ein, die dem Feinde den Stand der Dinge und die Geheimnisse mittheilen. Unter den Großen entspinnt sich Haß und Feindschaft; und um diese pflegen zu können, sucht immer Einer den Andern an seinen Unternehmungen und Erfolgen hinderlich zu sein, selbst zum Nachtheile des Gemeinwesens. Die Staatskasse wird durch unnöthige Auslagen entschöpft. Es entstehen Soldaten-Meutereien, welche, nachdem das Land verwüstet, und des Feindes Stärke gestiegen ist, ein entsetzliches Geld, womit man Krieg hätte führen können, in Anspruch nehmen. Weil dann am Ende Jeder nur auf seinen eigenen Nutzen bedacht ist, dagegen das allgemeine Beste Niemanden am Herzen liegt, so geht Alles seinem unausbleiblichen Untergang entgegen.

Schluß.

Geliebte Andächtige! Nachdem wir im heutigen Vortrage kennen lernten, an welchen Menschen die heiligen Schutzengel eine besondere Freude, an welchen sie aber ein Mißbehagen haben; nachdem wir weiter vernommen, daß zu den bei den himmlischen Geistern Befreundeten vor Allem unschuldsvolle, mildthätige, fromme und geduldige Seelen gehören; daß dagegen bei den Engeln verhaßt sind die Unkeuschen, Ungehorsamen und Hoffärtigen: so lasset uns denn auch jene schöne Tugenden der Reinigkeit, Wohlthätigkeit, Andachtspflege und Geduld lieben und uns aneignen;

es sind diese Tugenden den Engeln verwandt, machen uns ihnen ähnlich und befreunden uns mit den heiligen Schutzengeln. Meiden wir hingegen Alles, was Sünde heißt, besonders die Unlauterkeit, Unbotmäßigkeit und Hoffart; denn dieses Alles ist den Engeln zuwider, beleidigt sie, und zieht uns ihre Feindschaft zu. Dann werden wir die heiligen Engel nicht nur hienieden zu Freunden und Gönnern, sondern auch jenseits im Himmel zu Genossen und Miterben haben. Amen.

Predigt auf das Fest der Geburt der seligsten Jungfrau Maria.

Thema: Alles spricht für die Verehrung Mariens.

Eintheilung.

Und zwar

I. Gott,
II. die Engel,
III. die Kirche,
IV. die Heiligen,
V. die Andersgläubigen,
VI. die unvernünftigen Geschöpfe.

Text: Hohes Lied VI, 9. „Wer ist doch Jene, welche hervortritt gleich dem aufschwebenden Morgenroth und schön wie der Mond?"

Eingang.

Geliebte Zuhörer!

Wenn wir unser Auge zu dem sichtbaren Himmel über uns aufschlagen, so bemerken wir an ihm hauptsächlich dreierlei Lichtkörper: die Sonne, den Mond und die Sterne; diese drei aber sind unter sich gar sehr verschieden. — Die Sonne läßt ihr Licht sich selbst entströmen und theilt es den übrigen Gestirnen

mit; ebendeshalb überstrahlt sie diese bei Weitem, so zwar, daß sie mit ihrem Lichte alle anderen Sterne hinter sich läßt. — Nach der Sonne übertrifft der Glanz des Mondes die übrigen Himmelskörper ebenfalls in manchfacher Beziehung: an Schönheit, Einfluß, Schimmer u. s. f. Denn ihm, als verschwistertem oder bräutlichem Geschöpfe, theilt die Sonne eine bei Weitem größere Lichtfülle mit.

Etwas ganz Aehnliches werden wir wahrnehmen, wenn wir unseren Geistesblick zum unsichtbaren obersten Himmel emporrichten. Wir werden da Christum den Herrn gleich der majestätischen Sonne mit eigenthümlichem Lichtglanze, mit Kraft und Schönheit strahlen und den ganzen Himmel erleuchten sehen.

Nach ihm werden wir seine jungfräuliche Mutter Maria gleich dem freundlichen Monde vom Herrn mit Schimmer, Anmuth und Macht so reichlich begabt erschauen, daß sie alle übrigen Heiligen, die da gleich den funkelnden Sternen sich manchfach von einander unterscheiden, weitaus überstrahlt.

Gleichwie wir nun nach der Sonne am meisten den Mond bewundern, loben und lieben: ebenso geziemt es sich auch, daß wir nach Christus hauptsächlich auf Maria hinblicken, sie lieben und verehren. Nur die Hunde bellen den Mond an; eben so sind es allein die Irrgläubigen, welche Maria verunglimpfen. So ruft z. B. der Glaubensneuerer Deutschlands aus: „Wir Christen sammt und sonders sind eben so groß, als die Mutter Gottes, und eben so heilig wie sie.“ Ja, derselbe geht sogar so weit, sein ihm widerrechtlich zuhaltendes Weib Katharina Bora mit Maria auf gleiche Stufe zu stellen. Lassen wir ihn schmähen!

Wir dagegen wollen in unserer heutigen Betrachtung die allgemeine Stimme vernehmen, welche sich **zu Gunsten der Verehrung Mariens** so laut und mächtig erhebt. Damit sind dann deren Gegner von selber zum Schweigen gebracht.

Abhandlung.

Für die Verehrung der seligsten Jungfrau Maria spricht

I.

Gott selbst.

Dies können wir daraus abnehmen, daß

a) Gott die seligste Jungfrau zu seiner Mutter, und in gewissem Sinne zu seiner Tochter und Braut auserkoren hat, und zwar Gott Vater zu seiner Tochter, der Sohn zu seiner Mutter, und der heilige Geist zu seiner Braut. Mit dieser Benennung pflegte der heilige Franz von Assisi Marien zu bezeichnen und anzurufen; wie denn überhaupt diese Ehrennamen für Maria bei vielen geistreichen Schriftstellern häufig wiederkehren. So hat also der Dreieine Gott die seligste Jungfrau mit einer dreifachen Ehrenkrone geschmückt, — als seine Mutter, Tochter und Braut.

Der Herr hat ferner keinen anderen Heiligen mehr durch so viele Wunder verherrlicht, als eben Maria. Wie zahlreiche Kirchen, die auf Mariens Namen und zu ihrer Ehre erbaut worden, sind berühmt durch die dort geschehenen Wunder! Ich will hier nur an die namhaften erinnern, die zu Loretto in Italien, zu Montserrat in Spanien, zu Maria Zell in Oesterreich, zu Altötting in Bayern, zu Maria-Einsiedeln in der Schweiz und an noch vielen anderen Orten der katholischen Welt sich vorfinden.

b) Die zweite Person in der Gottheit, Jesus Christus selbst, hat sich, im Gewande der Menschheit auf Erden wandelnd, der Leitung Mariens als seiner Mutter unterstellt, und war ihr, wie das Evangelium (Luc. 2, 51.) berichtet, als Kind in Allem gehorsam. Auf Mariens Zureden wirkte er zu Kana in Galiläa sein erstes Wunder (Joh. 2. Cap.). Auf dem Sterbebette des Kreuzes befahl er seine geliebte Mutter seinem Lieblingsjünger Johannes (Joh. 19, 27.) zu getreuer Obsorge.

c) Gott der Herr hatte die allerseligste Jungfrau schon im alten Testamente in zahlreichen Weissagungen und Vorbildern vorbezeichnet und voraus verkündet; ein Sinnbild von ihr ist der brennende und doch nicht verbrennende Dornbusch des Moses, die Ruthe Aaron's, das Vließ Gedeon's, die Arche des Bundes, der Thurm David's, der Thron Salomon's, der verschlossene Garten, die versiegelte Quelle, die verschlossene Pforte, das Gewand des Hohenpriesters u. dgl. m.

II.

Für die Verehrung Mariens sprechen **die heiligen Engel.**

Daß man Marien zu verehren habe, dafür spricht ferner das Zeugniß der heiligen Engel; und zwar

a) das Wort des heiligen Erzengels Gabriel, welcher die seligste Jungfrau auf das Ehrenvollste begrüßte, indem er zu ihr sprach: „Sei gegrüßt, du Gnadenvolle! der Herr ist mit dir; hochgepriesen bist du unter den Frauen" (Luc. 1, 28.).

b) Ferner das Beispiel jener Engel, welche nach dem Zeugnisse der Heiligen Ambrosius, Hieronymus, Gregorius von Nikomedien, des Cedrenus und anderer bewährter Schriftsteller, die heilige Jungfrau in ihrem zarten Jugendalter, da sie sich zum Tempeldienste in Jerusalem aufhielt, täglich besuchten und speisten.

c) Ebenso jene Engel, welche Mariens Grab drei Tage lang unter den lieblichsten Gesängen bewachten, wie Juvenalis, Erzbischof von Jerusalem, auf Grund einer uralten Ueberlieferung bezeugt (bei Johannes von Damaskus orat. 2. d. dorm. Virg.).

d) Desgleichen jene heiligen Engel, welche das Wohnhaus der seligsten Jungfrau forttrugen, und zwar zuerst von Galiläa nach Dalmatien, und vier Jahre später (i. J. 1294) von dort nach Picenum und in den Wald der Landschaft Recinetum, welche nach der Matrone, in deren Besitzthum er lag, „Laureta" hieß. Weil jedoch diese Waldung durch ruchlose Menschen, deren Habgier, Beraubung und Ermordung der dahin strömenden Personen unsicher geworden, ward es acht Monate später von den Engeln auf einen Hügel versetzt, der ungefähr tausend Schritte entfernt lag. Aber auch da der Habsucht und Uneinigkeit der zwei Brüder, denen dieser Hügel gemeinschaftlich zugehörte, überdrüssig, ward es von dort einen Pfeilschuß weiter nach wenigen Monaten auf den nächstgelegenen Hügel gehoben, und erwählte sich daselbst seine bleibende und sichere Stätte, welche es noch bis auf den heutigen Tag inne hat, wo es durch Wunder ohne Zahl berühmt ist und durch den Zudrang von Besuchern aus allen Weltgegenden verehrt wird. (Cfr. Spinell. d. B. V.)

e) Daß Maria zu verehren ist, beweist endlich jener Engel, welchen man zur Zeit des heiligen Gregorius des Großen, da man bei einer Pest das Bild der heiligen Gottesmutter öffentlich in Prozession umhertrug, also singen hörte:

„Himmelskönigin! dich freue! Alleluja!
Den du trugst, o Vielgetreue! Alleluja!
Siegreich stand Er auf vom Tod. Alleluja!"

Der heilige Gregor setzte noch hinzu:

„Bitte mild für uns zu Gott! Alleluja!"

Dieser Gesang ertönt noch heute im Munde der katholischen Kirche als Marianische Antiphon in der österlichen Zeit.

Daß aber die Engel die seligste Jungfrau verehren, darf uns nicht Wunder nehmen; ist ja doch Maria die Mutter ihres Herrn, folglich ehren die Engel dieselbe auch als ihre Gebieterin. Dann ist durch Christus, den Sohn Mariens, demgemäß auch durch Maria in ihrer Weise der Fall der abtrünnigen Engel wieder ersetzt worden. Endlich haben die heiligen Engel durch Christus und mithin auch durch Maria, die ihn geboren, sehr viel Gutes, z. B. Erleuchtung, Vervollkommnung u. s. f. erhalten; Maria kann deshalb einigermassen die Mutter der Engel genannt werden.

III.

Zu Gunsten der Verehrung Mariens spricht ferner **die katholische Kirche**.

Auch die katholische Kirche verehrt die seligste Jungfrau ganz besonders und auf manchfache Art, und gebietet uns, sie zu verehren. Dies ergibt sich aus Folgendem:

a) Die Kirche hat zur Ehre Mariens mehrere Festtage eingesetzt. Desgleichen gilt in der katholischen Kirche der Samstag als ein vorzugsweise der Verehrung der heiligen Gottesmutter gewidmeter Tag; — einmal: weil, wie der heilige Bernardus bemerkt, an dem Sabbat, welcher dem bitteren Leiden und Sterben Jesu Christi zunächst folgte, in Maria allein der ausgeprägte Glaube an die Auferstehung des Herrn aufrecht erhalten blieb. Um dieses zu versinnbilden, wird nach der Lehre des heiligen Augustinus in der Matutin der drei dem Charsamstag vorhergehenden Tage nur eine einzige brennende Kerze bewahrt, die übrigen aber alle ausgelöscht.

Zweitens gehört der Samstag besonders Marien, weil, gleichwie Christus ihr Sohn am Freitage seinem Leibe nach litt, ebenso auch Maria ihrer Seele nach hauptsächlich an dem darauffolgenden Samstag wegen der Abwesenheit ihres geliebtesten Sohnes gelitten hat. Der Freitag ist deshalb dem Leiden unseres Herrn Jesu Christi, und der Samstag seiner jungfräulichen Mutter geweiht.

Drittens. Der Samstag steht in Mitte zwischen dem Leidenstage und dem Auferstehungstage Jesu Christi (zwischen Freitag und Sonntag); ebenso ist auch die heilige Gottesmutter die Mittlerin und gewissermassen die Pforte zwischen den Drangsalen dieser Welt und der einstigen Herrlichkeit.

Viertens. Gleichwie der Herr am Sabbate von seinem Schöpfungswerke, und wieder am Sabbate von seinem Leidenswerke im Grabe ausruhte: eben so ruhte er im jungfräulichen Schooße Mariens, und segnete sie, wie auch einst den Sabbatstag, auf manchfache Weise. Am Freitage vollendete der Herr das Schöpfungswerk, und am Freitage wieder rief er am Kreuze: „Es ist vollbracht." Am Samstag ruhte er. Mariens Mutterschooß war gewissermaßen das Grab Christi, — ein neues und unbeflecktes Grab, ein Lustgarten unweit der Stätte seines Leidens zum ewigen Andenken an letzteres, mit blendender Leinwand und duftigen Gewürzen, d. h. mit einem reinen Gewissen und Tugenden ausgestattet.

b) Die Kirche hat zur Verehrung Mariens unzählige Kirchen und Kapellen erbaut, welche der seligsten Jungfrau geweiht sind, — nicht nur der von der Erde in den Himmel aufgenommenen, sondern auch der noch lebenden, ja sogar der erst im Mutterschooße empfangenen, noch nicht einmal geborenen Gottesmutter; wie bei Osorius zu ersehen ist. Ein solcher Marientempel ward von einem der drei Weisen zu Kranganor, ein anderer zu Kalkutta, wieder ein anderer zu Saragossa in Spanien erbaut.

c) Die Kirche hat ferner zur Verehrung Mariens das Stundengebet oder die Tagzeiten, ferner die Litanei und andere Andachten angeordnet. Zu den letzteren gehört der englische Gruß, der des Tags dreimal gebetet wird, um uns an die dreifachen Geheimnisse des heiligen Rosenkranzes: die freudenreichen, schmerzhaften und glorreichen zu erinnern; oder damit wir durch den Engelsgruß am Morgen Gott unsere Handlungen anbefehlen, durch jenen am Mittag unseren Geist laben und erquicken, endlich durch den Gruß am Abende uns für die kommende Nacht sammeln mögen.

d) Die Kirche bewahrt endlich die Bildnisse der Gottesmutter, ihre Reliquien und sonstige theuere Erinnerungen an Mariens irdische Pilgerschaft mit der größten Ehrerbietigkeit und Andacht auf.

IV.

Daß man Maria verehren müsse, dafür sprechen auch **die Beispiele der Heiligen**.

Auch die Heiligen Gottes zeigen thatsächlich durch ihr Beispiel, daß der seligsten Jungfrau Verehrung gebührt. Hieher gehört:

a) Die heilige Elisabeth, des Vorläufers Johannes Mutter, welche auf Antrieb des heiligen Geistes Maria mit den Worten begrüßte: „Gepriesen bist du unter den Frauen, und gepriesen ist die Frucht deines Schooßes. Wie wird mir doch das hohe Glück, daß die Mutter meines Herrn zu mir kommt? Denn siehe, sobald die Stimme deines Grußes an meine Ohren erscholl, hüpfte das Kind unter meinem Herzen freudig auf. Selig bist du, daß du geglaubt hast! denn was dir vom Herrn verkündet worden, wird in Erfüllung gehen" (Luc. 1, 42—45.).

b) Ferner gehört hieher jenes Weib im Evangelium, welches ausrief: „Selig ist der Leib, der dich (Christus) getragen hat, und selig die Brüste, welche du gesogen hast!" (Luc. 11, 27.) Wenn der Heiland (V. 28.) hierauf zur Antwort gibt: „Ja freilich sind selig, die das Wort Gottes hören und es beobachten": so spricht er damit seiner Mutter die Seligkeit keineswegs ab, sondern er leitet jenes Weib von der besonderen Seligkeit Mariens zur allgemeinen über, welche durch Anhörung und Beobachtung des Wortes Gottes erworben wird. Auch diese Seligkeit besaß die seligste Jungfrau, und zwar im Grade der Vollendung.

c) Auch die Apostel haben Maria als Lehrerin und Meisterin für die erste christliche Kirche verehrt, sind gleich Adlern zu ihrem Sterbebett und Grabe herbeigeeilt, und haben sie unter heiligen Gesängen und Lobliedern, wie Johannes von Damaskus bezeugt (or. 2. d. dorm. B. V.), auf ihren eigenen Schultern zur Erde bestattet.

d) Endlich haben auch andere Heilige die seligste Jungfrau in wundersamen Lobpreisungen über alle Geschöpfe hoch erhoben. Dies thaten namentlich Chrysostomus, Epiphanius, Augustinus, Ambrosius, Hieronymus, Bernardus, Anselmus u. A. — Wieder andere Heilige hegten eine besondere Andacht gegen Maria und erzeigten ihr eine ganz vorzügliche Verehrung. So erstlich Fürsten und gekrönte Häupter. Der heilige Stephan, König von Ungarn, brachte der seligsten Jungfrau sein Reich zum Weihgeschenke; in Folge dessen erwählten die Ungarn Maria zu ihrer Schutzheiligen, und nannten das Fest der Himmelfahrt Mariens den Festtag ihrer Gebieterin. — Kaiser Constantin der Große weihte die nach ihm benannte Hauptstadt seines Kaiserthums der allerseligsten Jungfrau. — Ludwig der Fromme, deutscher Kaiser, begab sich nicht einmal auf die Jagd, ohne ein Marienbild bei sich zu tragen, um vor demselben in der Einsamkeit beten zu können. — Kaiser Heinrich pflegte, so oft er nach Rom, der Hauptstadt der Christenheit, kam, immer die erste Nacht in

der Kirche St. Maria Maggiore hinzubringen. Verehrer Mariens waren auch der Kaiser Johannes Comnenus, der Herzog Narses und viele Andere.

Hieher gehören ferner Bischöfe und mit Infel und Stab geschmückte Kirchenfürsten, wie z. B. der heilige Edmund von Kanterbury, der als Jüngling Maria sich zur Braut erkor, und ihrem Bildnisse einen Ring an den Finger steckte, worauf der englische Gruß geschrieben stand. Desgleichen die Heiligen Nikolaus, Martinus, Gerardus, Carolus Borromäus u. A. m.

Endlich sind zu erwähnen die heiligen Ordensstifter Franziskus von Assisi, Dominicus, Bernhard von Clairvaux, Bruno der Karthäuser, Ignatius von Lojola, Philippus Neri und Andere, sammt ihren religiösen Genossenschaften, die alle die größte Verehrung gegen Maria hegten.

V.

Selbst die **Ungläubigen und von uns Getrennten** sprechen der Marienverehrung hie und da das Wort.

Ferner erhebt sich auch im feindlichen Heerlager, ich meine unter den Ungläubigen und Andersgläubigen manche Stimme zu Gunsten der Marienverehrung; was um so mehr von Belang ist, da dieselben bei anderen Gelegenheiten und in der Leidenschaft so unbarmherzig über die allerseligste Jungfrau und deren Verehrung losziehen. Wer muß nicht staunen, wenn Luther, das Haupt der Glaubensneuerung in Deutschland, in seiner Erklärung des „Magnificat" folgenden Ausspruch schriftlich hinterließ: „Ebendeshalb, weil Maria die Mutter Gottes geworden, wurden ihr so ausnehmende Gaben verliehen, daß sie jeden Begriff übersteigt. Daher stammt all' die Seligkeit und Ehre, daß sie unter dem ganzen Menschengeschlechte einzig dasteht höher, denn Alle, und ihr Niemand mehr gleichkommt, weil sie mit dem himmlischen Vater einen und denselben Sohn hat."

Hören wir auch den Oekolampadius, welcher über die jungfräuliche Gottesmutter sich noch deutlicher folgendermaßen ausspricht: „Von mir soll man niemals hören, daß ich Maria anfeinde. Ich sehe es vielmehr als ein untrügliches Zeichen einer verworfenen Seele an, gegen sie die geringste Abneigung zu hegen. In der Verehrung Mariens wünschte ich keinerlei Schmälerung eintreten zu sehen. Wie dem Menschen die Würden aller Geschöpfe mitgetheilt werden, so wurden Marien alle menschlichen Vorzüge zu Theile" (Serm. d. laud. B. M. V.). — Bullinger (Antistes zu Zürich), unter den Glaubensneuerern der Schweiz

keine unwichtige Stimme, läßt sich (serm. d. B. Virg.) also vernehmen: „An Maria ist Alles im höchsten Grade ausgezeichnet; an ihr findet sich nichts Gewöhnliches, nichts Alltägliches; im Gegentheile ist an ihr Alles voll von Wundern der allmächtigen Hand Gottes." — Bucer, wenn gleich ein Mann von hartnäckigem und anmaßendem Charakter auf Seite der Neuerer, bricht denn doch (in seiner Erklärung über Matthäus), da er auf die seligste Jungfrau zu sprechen kommt, in folgende, unleugbar eine tiefe Verehrung gegen Maria bekundende, Worte aus: „Ein frommes Gemüth wird von Maria nur immer das Heiligste und das einer Gottesmutter Würdige denken." — Endlich Muhamed, wiewohl das Haupt der muselmännischen Irrlehre; auch er mußte, von der Kraft der Wahrheit überführt, der erhabenen Himmelskönigin folgendes herrliche Lob spenden: „O Maria, schöner, reiner und glücklicher, denn alle Männer und Frauen, die du Gott allein beharrlich anhängst! Außer Maria und ihrem Sohne kommt unter den Adamskindern keines zur Welt, das Satan nicht berührte. Glücklich darum die Kinder einer solchen Mutter, denen der Feind des Menschengeschlechtes keinen Schaden zufügen kann" (Azorara 1. u. 75.).

Gott wollte es nämlich so, daß die Andersgläubigen sich selber auf den Mund schlagen, und, ohne es zu wollen, Mariens Lob verkünden, damit auf diese Art ihre Weissagung sich bestätige: „Alle Völker werden mich selig preisen" (Luc. 1, 48.).

VI.

Für die Verehrung Mariens sprechen endlich selbst die vernunftlosen Wesen.

Endlich geben sogar die vernunftlosen Wesen Zeugniß, daß man Maria verehren solle. Denn als einstmals das Wohnhaus der seligsten Jungfrau durch Engel von Dalmatien an seinen dermaligen Aufenthaltsort, nach Loreto, getragen worden, verneigten sich die Bäume des zunächst gelegenen Waldes gegen dasselbe, wie wenn sie jenem Hause Ehrfurcht bezeigten, in welchem Gott, der Schöpfer aller Dinge, als Mensch von Maria empfangen ward. Und so gebeugt verblieben auch die Bäume, bis sie im Laufe der Zeit gefällt wurden. So erzählt Horatius Tursellinus in seiner Geschichte der Wallfahrt Loreto, 1. Buch.

Ein anderes hieher gehöriges, sehr merkwürdiges Beispiel berichtet Pelbartus (stellar. 1. l. 4. p. 2. art. 3. c.), auf Grund der Aussage eines höchst glaubwürdigen Zeugen, wie folgt: „In Ungarn lebte einst ein Franziskaner-Bruder, welcher die Gewohn-

heit hatte, jedesmal, so oft das Glockenzeichen zum englischen Gruße gegeben wurde, nach dem in jenem Lande herrschenden Brauche die seligste Jungfrau mit dem Engel durch dreimaliges Beten des „Ave Maria" unter dreimaliger Beugung auf den Knieen zu begrüßen. Als nun eines Tages am frühen Morgen die Ave-Glocke läutete, mochte er aus Lauigkeit und Trägheit nicht aufstehen, um das „der Engel des Herrn"-Gebet knieend zu verrichten. Doch, o Wunder! Er gewahrte auf einmal in einem wundersamen Gesichte, wie sich der Kirchenthurm so tief niederbeugte, daß das Kreuz auf der Spitze desselben den Boden berührte; und dies dreimal bei den drei Glockenzeichen; wie wenn er damit sagen wollte: Siehst du, armer Wicht! die unvernünftige Kreatur beugt gewissermassen ihre Kniee, indem sie sich beim Glockenzeichen zum „Ave-Maria" zur Erde neigt; — und du, ein vernünftiges Wesen, magst zum englischen Gruße nicht niederknieen? — Daraufhin fühlte der Mönch Reue, und die wunderbare Gotteshand in seiner Nähe erkennend, unterließ er es in seinem ganzen Leben nie mehr, beim Glockenzeichen zum „der Engel des Herrn"-Gebete ehrerbietig die Kniee zu biegen und die gebenedeite Jungfrau mit dreimaligem „Ave-Maria" zu begrüßen."

Aus der Kirchengeschichte ist bekannt, daß der griechische Kaiser Constantinus, mit dem Beinamen Copronymus, ein berüchtigter Bilderstürmer, mit eben so viel beschränktem als ruchlosem Sinne gegen die Verehrung Mariens eiferte, indem er sagte, die seligste Jungfrau sei zwar so lange der Verehrung würdig gewesen, als sie unseren göttlichen Heiland in ihrem Schooße trug; nachdem sie aber Christum geboren, habe sie nichts mehr vor den übrigen Frauen voraus gehabt; ungefähr so, wie ein Kästchen so lange Werth hat, als Gold darin ist; während man, wenn das Gold herausgenommen worden, es für nichts mehr achtet. Allein der ruchlose Frevler hätte wohl beachten sollen, daß der Erzengel Gabriel die seligste Jungfrau schon vorher als die „Gnadenvolle und als die Gesegnete unter den Frauen" pries, ehedenn sie Christum in ihrem Schooß empfangen hatte; ferner, daß der Vergleich mit dem Golde ganz unpassend sei, denn das Gold bekommt ja nichts von dem Kästchen, und theilt diesem ebendeshalb auch nichts mit. Würde das Kästchen das Gold hervorbringen, dann wäre es allerdings mehr werth, als andere Behältnisse. Nun aber hat Maria den Heiland aus ihrem Wesen geboren, und ist wahrhaft seine Mutter. Hat sie also von einem solchen Gaste, dem sie nicht nur den Aufenthalt, sondern zugleich das Leben mittheilte — selbstverständlich seiner Menschheit nach —, nicht einen solcher gastlichen Aufnahme entsprechenden Werth angenommen? Wenn schon das Geld der Kiste einen

gewissen Werth beilegt: wie sollte Christus, die Heiligkeit selbst, seine Mutter nicht gleichfalls geheiligt haben?

Für uns mag es indessen genug sein, zu wissen, daß jener dreiste Frevler Constantin Copronymus am Ende die verdiente Strafe seiner Ruchlosigkeit erntete; denn mit dem Tode ringend, rief er aus: „Noch bei Leben bin ich dem unauslöschlichen Feuer übergeben!" — nämlich wegen seiner hartnäckigen Anfeindung der heiligsten Gottesmutter. (Baronius z. J. 775.) Ja, sogar nach seinem Tode verfolgte ihn noch die Rache; denn sein Leichnam ward ausgegraben und wie der eines Verbrechers öffentlich auf dem Markte verbrannt. — Ein solch' klägliches Ende nahm dieser Elende, der, wie der Hund den Mond, so die Gottesmutter anbelferte. An ihm ist des heiligen Sängers Wort somit in Erfüllung gegangen: „Sie werden am Abende umkehren und Hunger leiden gleich Hunden" (Ps. 58, 7.). —

Schluß.

Nach so gewichtigen Stimmen, welche für die Verehrung der seligsten Jungfrau sprechen, wollen nun wir, Geliebteste, zu Maria, diesem lieblichen und wunderschönen Himmelsgestirne allzeit mit Hochachtung und Liebe aufblicken. Ist es ja Maria, welcher wir in Folge ihrer hohen Stellung im Reiche Gottes und wegen ihrer engen Verbindung mit dem Erlösungswerke nach Christus unsere ganze Glückseligkeit verdanken. Die von der Kirche zur Ehre Mariens eingesetzten Feiertage, die sonstigen Andachtsübungen, Gebete und Lobgesänge, welche uns die Kirche an die Hand gibt, mögen uns die erwünschte Gelegenheit bieten, öffentlich an den Tag zu legen, daß wir Christum zuerst und vor Allem, nach Ihm aber auch seine gebenedeite Mutter ehren, hochachten und lieben — so lange unser Puls schlägt! Amen.

Predigt auf das Fest der Auffindung oder Erhöhung des hl. Kreuzes.

Thema: Die vier Ausmessungen des hl. Kreuzes.

Eintheilung.

I. Die Länge des Kreuzes — die Geduld des Gekreuzigten.
II. Die Breite — dessen Gehorsam.
III. Die Höhe — dessen Armuth.
IV. Die Tiefe — dessen Demuth.

Text: Joh. III, 14. „Ebenso muß der Menschensohn erhöht werden.“

Eingang.

Andächtig Versammelte!

Der gütige Gott hat uns vor Allem zwei Bücher vorgelegt, aus welchen wir die Werke Gottes und unsere Pflichten lesen und kennen lernen können. Das erste von diesen ist das Buch der Schöpfung oder des Weltalls. — Weil wir übrigens in diesem nur das lesen, was auf die Größe und Herrlichkeit Gottes Bezug hat, und nicht auch zugleich dasjenige, was von Niedrigkeit und Schmach zeugt: darum hat uns Gott noch ein zweites Buch beigegeben, — nämlich das Kreuz, oder seinen gekreuzigten Sohn; in welchem wir nebst vielem Anderen haupt-

sächlich das erlernen sollen, was sonst die Menschen fliehen und verabscheuen, als da ist: die Armuth, die Demuth, die Geduld und der Gehorsam.

Weil es eben äußerst schwierig bleibt, ohne einen gewichtigen und unfehlbaren Führer und Lehrmeister diese Tugenden zu erfassen und sich anzueignen (dürften ja doch die Sterblichen alle nach Reichthümern, suchen Freiheit und Herrschaft, streben nach Ehrenstellen, lieben die Vergnügungen u. s. w.): deshalb mußte der Menschen- und Gottessohn am Kreuze erhöht werden, um für uns gewissermassen ein Buch, d. h. ein Lehrer und Führer zur Aneignung dieser Tugenden zu werden. Und weil uns dieses Buch höchst unentbehrlich ist, so schreibt der Weltapostel von diesem Kreuzesbuche (wie die hl. Väter fast einstimmig die Stelle erklären): „Um deßwillen beuge ich meine Kniee vor dem Vater unseres Herrn Jesu Christi, . . . damit ihr mit allen Heiligen begreifen möget, welches die Breite und Länge, die Höhe und Tiefe sei" (Ephes. 3, 14. u. 18.). Mit diesen vier Ausmessungen will der hl. Paulus wahrscheinlich auf die vier Haupttugenden anspielen, welche uns am Kreuze als Vorbild vorgestellt sind; und zwar:

1) An der Länge die Geduld;
2) an der Breite der Gehorsam;
3) an der Höhe die Armuth, und
4) an der Tiefe die Demuth.

Lasset uns, Andächtige, dies etwas genauer erörtern.

Abhandlung.

I.

Die Länge des Kreuzes bezeichnet die Geduld des Gekreuzigten.

Die erste Ausmessung des Kreuzes: die Länge, versinnbildet uns Christi Geduld; denn zur Geduld gehört Langmuth und Ausdauer. — Die Geduld des Erlösers war aber die weitgehendste und übertraf weitaus die Geduld aller Menschen aus folgenden Gründen:

1) Kein Mensch war so unschuldig, heilig und rein, als Christus; ja der Heiland war die Reinheit und Heiligkeit selbst. — Die Geduld heißt aber um so größer, je schuldloser der Duldende ist. Christi Unschuld fiel Allen in die Augen; selbst seine Feinde vermochten ihm nichts Sündhaftes vorzuwerfen, was nur irgend welchen Schein von Glaubwürdigkeit hatte.

2) Der Heiland erduldete die bittersten und unwürdigsten Leiden, gewissermassen an dem Einen Kreuz vielerlei Kreuze. Hiezu gehörte der heftigste Schmerz bei der Annagelung, dann bei der Aufrichtung des Kreuzes, und die Erschütterung des Körpers. Dann seine Entblößung unter freiem Himmel ohne Sonnenschein. Ebenso seine unglaubliche Ermattung, und in Folge dieser und des starken Blutverlustes sein unerträglicher Durst. Desgleichen seine Unfähigkeit, die Glieder gebrauchen zu können, die Anheftung des ganzen Körpers, der sich nicht zu bewegen im Stande war. Ferner der Anblick seiner in tiefstem Harme unter dem Kreuze stehenden geliebten Mutter. Und wie unsäglich war die Qual der Kreuzigung selbst! Mag auch die Strafe des Feuertodes heftiger scheinen, die Kreuzigung ist dennoch weit langwieriger, und darum vielen Feuern gleich zu achten. Die Alten haben deshalb den Kreuztod die äußerste und höchste Strafe genannt, und dem Scheiterhaufen vorgezogen, wie Lipsius (de cruce l. 2. c. 1.) bezeugt. Bei der Todesart der Kreuzigung stellt sich durch Ausdehnen und Zusammenpressen der Nerven ein entsetzlicher Schmerz ein, welcher bei der beständig abwärts ziehenden Last des Körpers allmählig heftiger wird, zumal an einem so gesunden und trefflich beschaffenen Leibe und bei so hoher Vollkommenheit und Schärfe der Sinneswerkzeuge. Hiezu kommt noch das Aufreißen und Erneuern der Wunden des ganz und gar zerfleischten Körpers, das Anstoßen mit der Dornenkrone an das Kreuz, die gewaltige Anspannung des ganzen Körpers wie einer Saite auf den Bogen, so daß nach dem Zeugnisse des königlichen Propheten David (Ps. 21, 18.) „alle Gebeine zu zählen waren." — Endlich duldete der Herr Schmähungen und Lästerungen, wie nie ein Sterblicher zu leiden hatte, — Lästerungen sage ich, nicht nur in Worten, sondern auch in der That. In Worten insoferne, als die Juden die von Christus empfangenen Wohlthaten verhöhnten, indem sie sagten: „Anderen hat er geholfen, (jetzt) helfe er sich selbst (Luc. 23, 35.); oder da sie Ihn wegen seiner mißverstandenen Aeußerungen verunglimpften, z. B. durch die Worte: „Dieser sprach: Ich kann den Tempel Gottes abbrechen und nach drei Tagen wieder aufbauen" (Matth. 26, 61.); desgleichen: „Er ruft den Elias" (ebend.

27, 47.). Oder sie warfen ihm Machtlosigkeit vor, wie wenn er nichts vermöchte: „Wenn er Gottes Sohn, . . . wenn er König von Israel ist, so steige er herab vom Kreuze" (ebend. V. 40 u. 42.). — Thatsächlich beschimpften sie den Herrn, da sie ihn an einem schmachvollen Ort und Holze zwischen zwei Straßenräubern aufhängten, da sie ihn verspotteten durch Schütteln ihrer Köpfe, da sie ihm Galle und Essig zum Tranke reichten. Läßt sich eine grausamere Pein denken, als diese war? — Zuletzt erlitt Christus den schmerzlichsten und schrecklichsten Tod.

3) Christi Geduld erscheint als die umfassendste, da er all' diese Peinen von ruchlosen Menschen, ja von seinen Dienern, von seinen eigenen Geschöpfen zu leiden hatte. — Und wer weiß es nicht, daß es überaus hart ist, Unwürdiges zu leiden von Menschen, welche selber als die größten Bösewichter alle nur möglichen grausamen Strafen verdienten? In wem regt sich nicht gerechter Unwille, wenn er sehen muß, wie der Unschuldige von einem Schuldigen bestraft wird? Aber, Andächtige, daß der Erschaffer von seinen Geschöpfen, der Herr von seinen Dienern so Unwürdiges erduldet, — das übersteigt alles Maß. Aus diesem Grunde wird, was der Prophet Jeremias klagend ausruft: „Knechte herrschen über uns!" (Klagel. 5, 8.) als eine der empfindlichsten Strafen angeführt.

Als deshalb der heidnische Kaiser Maximian seinem Geheimschreiber, dem hl. Sergius, welcher sich frei und offen als Christ bekannte, recht wehe thun wollte, übergab er diesen zur Verurtheilung und harten Bestrafung dem Antiochus, Statthalter im Morgenlande, welcher vorher des Sergius' Diener gewesen. Auf Befehl dieses Elenden wurde der hl. Sergius mit stacheligen Schuhen bekleidet, und mußte vor seinem Wagen herlaufen. (Dessen Martyrer-Akten, 7. Oktober.) — Weit größer aber war die Herrschaft und das Recht des Heilands über die Juden und seine Kreuziger; und dennoch ließ er sich von ihnen Leiden zufügen.

4) Endlich litt Jesus Christus dies Alles mit größter Geduld, — ohne Klagen, ohne Berufung, ohne Jammerlaut, ohne Verwünschung, ohne Rache (die er doch ganz leicht hätte nehmen können), ohne Drohung. Er sprach kein klagendes Wort, vergoß keine Thräne, blieb ungerührt bei seinen Beschwernissen, bat bei den Richtern nicht um Gnade oder Linderung der Strafe; er ward nicht zornig, wirkte kein Wunder, redete nichts von Bedeutung, was ihm zum Ruhme hätte dienen können; — nein, wie der Prophet Isaias (53, 7.) ihn schildert, „er verstummte wie ein Lamm vor dem, der es scheert"; und, wie der Apostelfürst

schreibt (1. Petr. 2, 23.), „er schalt nicht wieder, da er gescholten ward, und drohte nicht, da er litt."

Dies Alles that der Herr, um uns Geduld zu lehren. Der Kranke wollte die Werkzeuge zu seiner Heilung nicht vertragen, deshalb erduldete sie der Arzt, auf daß der Kranke leiden lerne.

II.

Die Breite des Kreuzes bezeichnet den Gehorsam des Gekreuzigten.

Des Kreuzes zweites Maß: die Breite, — sie bezeichnet den Gehorsam des daran hangenden Heilandes. — Schon der hl. Sänger sagt (Ps. 118, 96.): „Dein Gebot (o Herr!) geht sehr weit." Dieses aber durchläuft eben der Gehorsam. Inwieferne nun der Gehorsam Christi der ausgedehnteste und ausnehmendste gewesen, ist aus folgenden Punkten ersichtlich:

1) Seiner göttlichen Natur nach war Christus der Allerfreieste und über jedem Gesetze stehend, — ja der Gesetzgeber selbst; seiner menschlichen Natur nach war er von Gott gesalbt zum König über alle Menschen. Obgleich nun der Höchste, und wiewol einer Unterwerfung unter Menschen ganz und gar überhoben, unterstellte sich Christus dennoch und gehorsamte Jenen, unter deren Gewalt er gar nicht stand, welche vielmehr seiner Herrschaft untergeordnet waren. Der Höchste wollte den Niedrigsten und der Herr den Dienern gehorchen, damit wir lernen, was wir bisher nicht thun mochten als Niedere dem Höchsten, als Knechte unserem Herrn folgsam zu sein.

2) Nach den Worten des hl. Apostels Paulus (Philip. 2, 8.) „ward Christus gehorsam bis zum Tode, ja bis zum Tod am Kreuze." Der Heiland gehorchte sonach in dem schwierigsten Punkte, im Schrecklichsten von allem Schrecklichen, dergleichen der Tod ist, und noch dazu ein so grausamer und entehrender, — der Kreuztod; weil er wußte, daß wir den Tod überhaupt, oder wenigstens einzelne etwas grausamere Todesarten fürchten; und weil er erkannte, daß wir uns, namentlich in schwierigen Punkten, nur schwer zum Gehorsam gegen Obere bestimmen lassen. Möge darum ein Jeder die Gebote Gottes, der Kirche und seiner Vorgesetzten als das Kreuz seines Gehorsams ansehen, und sich freiwillig zum Kreuze des Gehorsams Christi erheben.

3) Der Heiland gehorchte nicht nur seinem ewigen Vater bis zum Tode durch getreue Erfüllung seiner Anordnungen und durch Ausharren am Kreuze, obwol die menschliche Natur vor dem Tode erbebte, wie Christi Worte im Oelgarten Gethsemani's bekunden; nein, Andächtige, er gehorchte auch dem ungerechten Richter, wie der hl. Apostel Petrus mit den Worten bezeugt: „Er überließ sich dem, der ihn ungerecht verurtheilte" (1. Petr. 2, 23.); — dem Nämlichen, welcher nach den Worten des hl. Leo (ser. 3. d. pass.) „Jesum mit denselben Lippen an das Kreuz verwies, mit welchen er ihn kurz vorher laut als unschuldig verkündet hatte." Er unterstellte sich, sage ich, einem Richter, der nicht nur gar keine Gewalt hatte über Christus sogar als Menschen, sondern der im Gegentheile dem Heiland selbst unterthan gewesen. Der Erlöser erwies sich sogar den niedersten Dienern des Pilatus und den Schergen gehorsam, indem er das Kreuz von ihnen annahm, ihrem Zuge folgte, auf ihr Geheiß seine Hände und Füße auf das Kreuzholz ausstreckte, um sie annageln zu lassen; indem er sich ihrem Muthwillen, ihrem Hohngelächter und noch Anderem überließ, was Henker gemeinlich den Hinzurichtenden zufügen. Wer muß hier nicht staunen? — Wenn vornehme Personen, selbst zur Bestrafung für ihre Verbrechen, hingerichtet werden, so läßt man ihnen gewöhnlich noch die Ehre angedeihen, daß die Henkersknechte sie am Leibe nicht berühren dürfen, außer da sie ihnen den tödtlichen Streich versetzen; ja sie weisen den Henker zurück, der sich an ihnen vergreifen will. Von alle Dem aber hat Christus nichts begehrt, noch erhalten; er überantwortete sich vielmehr seinen Mördern, ohne sich auch nur das geringste Recht vorzubehalten; damit wir hieraus erlernen möchten, vor Allem Gott zu gehorchen, dann den rechtmäßigen Herren, endlich auch — wenn es die Umstände nicht anders zulassen — den unwirschen und gottlosen Gebietern, im Falle sie nur nichts befehlen, was mit dem göttlichen Gesetze im Widerspruch steht.

4) Christus gab sich solchem Gehorsam ganz aus freiem Antriebe hin, dem Ausspruche des Propheten Isaias gemäß: „Er ward geopfert, weil er selbst gewollt hat" (Is. 53, 7.). Niemand zwang den Heiland, — nicht einmal sein himmlischer Vater, denn Christus nahm dessen Willen aus freien Stücken an; noch weniger nöthigte ihn der Juden bewaffnete Schaar. Einzig die Liebe war es, die ihn bewog, uns aus den Flammen der Hölle zu erretten, und uns zugleich Gehorsam, den sichersten Weg zum Himmel, zu lehren. — Wir nun, Geliebte, die wir durch so viele Titel Gott unterworfen und verpflichtet sind, — wir, sage ich, sollten ihm den Gehorsam verweigern? O welch' eine Schande! Der Mensch mochte Gott nicht gehorsamen, dem er doch

so sehr verpflichtet war; — Gott gehorchte also dem Menschen! Müssen wir uns nicht schämen? Der Mensch war erschaffen, seinem Schöpfer zu dienen. Was ist billiger, als Dem zu dienen, der dich ins Dasein rief und ohne den du gar nicht wärest? Was ist zugleich ruhmvoller, als Demjenigen Diener zu sein, welchem zu dienen so viel als herrschen heißt. — Der hochmüthige Mensch aber sagte: „Ich werde dem Schöpfer nicht dienen" (Jer. 2, 20.) Da sprach der Schöpfer: Nun denn, so will Ich dir dienen! Setze du dich zu Tische; ich werde dir aufwarten. Ruhe du aus; ich will arbeiten. Lebe du in Freiheit, und mich schlage in Fesseln. Nimm du mich als deinen Diener an, und verwende mich nach Gutdünken. — Beliebt es dir nun noch, mein Christ, das Joch des Gehorsams abzuschütteln?

III.

Die Höhe des Kreuzes bedeutet die Armuth des Gekreuzigten.

Die dritte Ausmessung des Kreuzes: — die Höhe, scheint auf die Armuth des Erlösers hinzuweisen; nennt ja doch der Weltapostel (2. Kor. 8, 2.) die Armuth der Kirchen Macedoniens „die höchste"; seine Worte sind: „Ihre höchste Armuth zeigte sich reich."

Die Armuth des Gekreuzigten war aber die höchste in der Erwägung:

1) daß Christus aus dem Reichsten der Aermste geworden. Darum schreibt der hl. Paulus (a. a. O., V. 9.): „Ihr kennet die Gnade unseres Herrn Jesu Christi, daß er euch zu Liebe arm geworden, da er reich war, um euch durch seine Armuth zu bereichern." Obgleich Christus im Himmel nicht aufgehört hat, reich zu sein, so war er doch auf Erden der Aermste. Bekanntlich aber fällt die Armuth Jenem doppelt hart, der mit Reichthum überhäuft und daran gewöhnt war. In Anbetracht seiner göttlichen Natur war Christus der Herr über Alles, der Urheber und Spender aller Güter; der menschlichen Natur nach gehörte ihm Alles nach dem Rechte eines hohen Gebieters, welches ihm in Folge der in ihm bestehenden Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur (der hypostatischen Union) zustand. Wer sollte nun die Armuth übel nehmen? Wissen wir denn nicht, daß wir nichts in diese Welt mitgebracht (1. Tim. 6, 7.),

ja als Nackte und Bettler den Mutterschooß verlassen haben? Auf welchen Grund hin will sonach der Diener sich so wenig mäßigen, daß er reicher zu sein wünscht, als sein Herr?

2) Die Armuth Christi war ferner die äußerste, und entbehrte fast Alles. — Der Heiland hing ja am Kreuze, aller seiner Kleider beraubt; das Kreuzholz diente ihm als Sterbebett; was Füchse und Vögel besitzen, das mangelte ihm: — ein Plätzchen, um sein Haupt darauf zu legen. Zuletzt beschloß Christus sein Leben in so hoher Armuth, daß er einen Trunk Wassers, den er sterbend begehrte, nicht erhielt, was ihm unerträgliche Qual verursachte. Und obgleich Alle seine äußerste Verlassenheit und Armuth mit Augen sahen, so fand sich dennoch Niemand, der dem Nothleidenden Hilfe leisten mochte. Andächtige! war wol jemalen eine härtere Armuth zu sehen oder zu hören? Welch' großen Trost finden also hier die Nothleidenden in ihren Bedrängnissen? Können sie nicht mit Recht sagen, sie seien reich im Vergleiche mit dem Gekreuzigten?

3) Der göttliche Heiland ward durch das schreiendste Unrecht seines Lebens und aller irdischen Güter beraubt — von Menschen, welche er im höchsten Grade gesegnet hatte. Seiner göttlichen Natur nach war es Christus, der Jene kleidete, die ihn entblößten; der Jene ernährte, die ihm keinen Tropfen Wasser reichten; der Jenen das Leben verliehen, die ihn tödteten. Der menschlichen Natur nach ging der Heiland umher und that Allen Gutes: er befreite die Besessenen, speiste die Hungernden, heilte die Kranken, richtete die Gefallenen auf, erweckte Todte wieder zum Leben. Zum Danke für so zahlreiche Wohlthaten nun wird er aller Güter beraubt und aus der Welt verstoßen. Saget selbst, Andächtige; Wo ist noch Jemand, der jemals solch' grausame Qualen erduldet hat?

4) Christus hat endlich diese hohe Armuth mit der zärtlichsten Liebe auf sich genommen, — um uns, wie der Apostel schreibt, „durch seine Dürftigkeit zu bereichern." Mittelst seiner Armuth hat uns der Heiland nämlich mit geistigen Schätzen bereichert, als da sind: die Unterweisung in der Gottseligkeit, die Vergebung der Sünden; er bekleidete uns mit dem Gewande der Gnade und der Tugenden; er nährte unsere Seele mit den heiligen Sakramenten u. s. w. Der ehrwürdige Beda zieht hieraus folgenden Schluß: „Jeder fromme Gläubige" — sagt er — „ist sonach reich; Niemand schätze sich gering; der Arme in der Zelle, der reich ist in seinem Gewissen — er schläft ruhiger auf dem Erdboden, als der mit Gold Begabte auf seinem Purpur." —

Wie einst der hl. Ignatius von Lojola seine kostbaren Gewande mit den elendesten Bettelkitteln vertauschte, ebenso verfuhr auch unser göttlicher Heiland.

IV.

Die Tiefe des Kreuzes bezeichnet die Demuth des Gekreuzigten.

Des Kreuzes vierte Ausmessung: die Tiefe, deutet ohne Zweifel auf die Demuth hin; ist es ja dieser Tugend eigen, nach der Tiefe zu streben und sich zur Erde zu beugen. — Daß aber Christus die tiefste Demuth innewohnte, dafür sprechen folgende Gründe:

1) Christus, wiewol der Höchste, ward der Niederste; — Er, das Alles, ward zum Nichts. Der hl. Paulus schreibt nämlich: „Christus hat, obgleich er göttlicher Natur war, sich selbst entäußert und Knechtsgestalt angenommen" (Phil. 2, 6. 7.). — Wenn demnach der Mensch sich verdemüthigt, so heißt dieses nur wenig; denn er ist aus Erde gebildet und wird zum Staube zurückkehren; gleichwie nichts Wunderbares darin liegt, wenn der Stein zur Erde niederfällt; ist er ja der Erde entnommen. Dies aber ist ein Wunder, daß sich der Himmel zur Erde niederläßt.

2) Der göttliche Heiland nahm — nach seiner eigenen Lehre — am niedersten Orte Platz; denn er litt an einer entehrenden, zu öffentlichen Hinrichtungen bestimmten Stätte; desgleichen erduldete er eine Todesart, wie es keine schmachvollere und verabscheuungswürdigere mehr gab. Denn bei den Juden war, wie die göttliche Urkunde selbst bezeugt (V. Mos. 21, 23.), „verflucht", d. h. verabscheut und verwünscht „von Gott ein Jeder, der am Holze hängt." Ebenso wurde bei den Römern die Strafe der Kreuzigung meistens nur über Menschen der niedersten Klasse, nämlich über Sklaven, und zwar über die verruchtesten, verhängt, und deshalb Strafgericht für Sklaven benannt (Justus Lipsius de cruce l. II. c. 12.).

3) Der Erlöser ließ sich zu den niedrigsten, ja unter die niedersten Menschen herab; denn er verabscheute es nicht, mit Mördern, und mitten unter ihnen, gleichsam als deren Oberhaupt, sich kreuzigen zu lassen. Ist noch ein niederer und verächtlicherer Ort auf der Welt zu finden, an welchem sich

Christus hätte niederlassen können? Ich glaube nicht. Ebendarum ist er aus dem Ersten der Letzte geworden, wie ihn der hl. Seher Johannes in seiner Offenbarung (2, 8.) benennt mit den Worten: „So spricht der Erste und der Letzte." — Gott hatte nämlich wahrgenommen, wie daß der Mensch nicht unterwürfig sein und den Menschen nicht nachgeben wollte. Deshalb unterwarf Er, der Allerhöchste, sich den niedrigsten Menschen.

4) Es war endlich bei dem Heilande nicht Nothwendigkeit oder Billigkeit, die ihn zu solcher Verdemüthigung bestimmte, wie dies gewöhnlich bei anderen Menschen der Fall ist, da sie sich zurückgesetzt, untergeben, fehlerhaft oder sündig wissen; — nein, Andächtige! nur sein freier Wille bewog ihn dazu: weil er uns liebte, deshalb erniedrigte er sich, um uns zu erhöhen und uns zur Nachahmung dieser Tugend der Demuth einzuladen. Der hl. Apostel Paulus sagt daher von ihm: „Er verdemüthigte sich selbst." — Darum, du eitler und hoffärtiger Mensch, wer du immer sein magst, blicke hin auf den Gekreuzigten! Er ist nicht in schöne Gewande gekleidet, sondern nackt und mit Blut überronnen. Seine Hände sind nicht mit goldenen Ringen und Edelsteinen geschmückt, sondern von spitzigen Nägeln durchfurcht. Sein Haupt ist nicht mit einem Blumenkranze geziert, sondern trägt eine Krone von scharfen Dörnern. Ihn umgeben nicht Hofbedienstete und Trabanten ringsum, sondern ihm zur Seite hangen zwei Schächer. Ihn erfreut keine liebliche Musik, sondern freche Reden aller Art, Schmähungen und Lästerungen schlagen an sein Ohr. — Was soll ich dir noch weiter vor Augen stellen, wenn das Gesagte keinen Eindruck auf dich macht? Härter bist du, als die Felsen, die bei diesem Anblicke zerborsten. In tieferen Tod bist du versunken, als die Verstorbenen, die bei diesen Vorgängen das Grab verließen. Unrührbarer bist du, als die Erde, welche damals erbebte. Verstockter bist du, als die Juden, welche, im Inneren erweicht, an ihre Brust schlugen und heimkehrten.

Schluß.

Andächtige Zuhörer! Wer sollte nun unter so bewandten Umständen nicht mit offenen Armen die Geduld, den Gehorsam, die Armuth und Demuth ergreifen? Wird uns von nun an das Beispiel Christi am Kreuze nicht statt aller Gegengründe dienen, welche die Welt vorbringen könnte? Wollen wir es vorziehen, mit der Welt hier auf Erden eine kurze Zeit Vergnügungen, Freiheit, Reichthümer, Ehren zu genießen, um nachmals auf ewig

alles dessen beraubt und mit ihr verdammt zu werden; — als hienieden mit dem Gekreuzigten eine Weile zu dulden, zu gehorchen, zu darben und gedrückt zu sein, um später mit ihm einer ewigen Glückseligkeit uns zu erfreuen? — Ferne sei von uns, Andächtige! ja ferne sei solch' eine Thorheit! Mag sein: bevor es einen gekreuzigten Gottmenschen gegeben, hätte uns vielleicht die Welt, das Fleisch und der Höllengeist in die Irre führen, und uns bestimmen können, die vergänglichen Güter der Erde mit Gier zu suchen, dagegen die Geduld und den Gehorsam, die Armuth und Demuth zu fliehen. Aber jetzt, nachdem wir dieses erhabene Vorbild des am Kreuze hängenden Heilandes gesehen haben, soll es den Seelenfeinden nicht mehr gelingen, uns zu täuschen. Denn wir wären wahrlich gar zu große Thoren, wollten wir fliehen, was Gott ergriff, und umgekehrt das erfassen, was Gott so sehr vermied. Nein, jene Haupttugenden der Geduld, des Gehorsams, der Armuth und Demuth, die uns vom Kreuze herab so deutlich entgegenstrahlen, wollen wir uns aneignen, und den gütigen Gott um die Eine Gnade bitten, daß er uns bei diesem Vorsatze erhalten und darin bestärken wolle. Amen.

Predigt auf das Fest Aller-Heiligen.

Thema: Die Freuden der Seligen im Himmelreiche.

Eintheilung.

Die Seligen des Himmels genießen:

I. Freuden der Erkenntniß,

II. des Herzens,

III. des Gedächtnisses,

IV. der Augen,

V. der Ohren,

VI. der übrigen Sinne.

Text: Matth. V, 12. „Freuet euch und frohlocket, denn euer Lohn ist groß im Himmel!"

Eingang.

Andächtige Zuhörer!

Wir Menschen sind alle von Natur aus so geeigenschaftet, daß uns die Freude mehr anlockt, als irgend ein anderes Gut. Darum sagen auch nach Isaias (30, 10.) jene Leute zu den Propheten: „Saget, was uns gefällt!" Wenn es euch nun Vergnügen macht, lieber Angenehmes, als Betrübendes, lieber Freudiges, als Kummervolles zu hören: sehet, die Worte meines Vorspruches enthalten die erfreulichste Nachricht vom Himmel aus dem Munde Jesu Christi selbst: „Freuet euch und frohlocket, denn

euer Lohn ist groß im Himmel!“ (Matth. 5, 12.) Wir alle sind am heutigen Tage von der ganzen Schaar der Seligen zum Paradiese der Wonne, zur Vermählungsfeier des Sohnes Gottes, zum ewigen Gastmahl des Lammes, zur Freude des Herrn eingeladen. Mit all' diesen Ehren-Titeln wird nämlich das Heimathland des Himmels bezeichnet. Es heißt „Paradies“ (Luc. 23, 43.), denn der sterbende Heiland spricht zu dem reuigen Schächer: „Heute noch wirst du bei mir im Paradiese sein“. Was ist aber das Paradies anders, als ein Garten der Freuden und Wonnen (I. Mos. 2, 8.—3, 24.)? — Es wird auch „Hochzeit“ genannt (Matth. 22, 2.—25, 10.). Was ist aber eine Hochzeit sonst, als ein Fest, welches der Freude und dem Vergnügen gewidmet ist? — Ferner heißt es „großes Abendmahl“ (Luc. 14, 16. — 22, 30.). Was ist aber bei einem großen Gastmahle zu finden, als kostbare Speisen und Genüsse, als Musik und Fröhlichkeit? — Es wird ferner „Freude des Herrn“ benannt, denn der Herr spricht zu seinem treuen Knechte: „Geh' ein in die Freuden deines Herrn!“ (Matth. 25, 21.) — Wo findet sich aber noch Raum für die Traurigkeit an einem Orte, wo wir von Freude ganz umgeben und ringsum eingeschlossen sind?

Wenn sich die Sache also verhält, so lasset uns, Geliebte! die schwachen und gewissermaßen kindischen Freuden, welche die Welt bietet, bei Seite setzen, und nach den höheren streben; — dorthin sollen (wie die Kirche in einem ihrer Gebete fleht, (am 4. Sonntage nach Ostern) „unsere Herzen unverwandt gerichtet sein, wo sich die wahren Freuden finden“.

Diese Freuden der Seligen im Himmel wollen wir nun in gegenwärtiger Erbauungsstunde, insoweit es uns möglich ist, betrachten. Ihr Heiligen Gottes alle! kommet uns hiezu mit euerer Fürbitte zu Hülfe.

Abhandlung.

Die Seligen des Himmels genießen

I.

die höchsten Freuden der **Erkenntniß.**

Denn sie schauen Gott, wie der Weltapostel (I. Kor. 13, 12.) schreibt, „von Angesicht zu Angesicht“, das will sagen: nicht in Bildern und Räthseln, nicht im Spiegel und in seinen Wer-

ken, nicht blos begriffsweise, etwa wie wir Gott hienieden erkennen; sondern in sich selbst ganz klar und deutlich sehen wir ihn vor Augen, oder nach dem Ausdrucke des heiligen Johannes (1. Brf. 3, 2.): „wie er ist".

Nach dem heiligen Thomas von Aquin (22. q. 31. a. 5.) wird aber zur Freude, die man in Folge der Erkenntniß empfindet, ein Dreifaches erfordert: Einmal die Erkenntnißfähigkeit; dann ein derselben entsprechender Gegenstand; endlich die Vereinigung dieses Gegenstandes mit der Erkenntnißkraft. Und je geeigneter das Vermögen zur Erkenntniß, je edler der Gegenstand, und je inniger die Vereinigung beider ist, desto größer ist auch die hieraus erwachsende Freude.

a) Die Einsicht der Seligen im Himmel anlangend, so ist sie die vortrefflichste und genaueste, weil durch das Licht der Seligkeit unterstützt, gestärkt und gehoben, gewissermassen durch ein Fernrohr, mit dessen Hülfe sie jene überaus hell leuchtende Sonne der Himmelsherrlichkeit betrachten kann; was ihr außerdem eben so wenig möglich wäre, als uns mit freiem Auge in den Mittagssonnenglanz hineinzusehen.

b) Der Gegenstand ihrer Erkenntniß ist der erhabenste und edelste; er übertrifft nicht nur Alles das, was wir mittelst unserer Sinne erfassen, er übersteigt auch das, was wir sonst mit der Vernunft begreifen oder uns doch wenigstens vorstellen können; denn er ist ein unendlicher, und umfaßt alle Güter in sich, die man nur immer denken und verlangen kann. — Mein Christ, wähle dir von allen Dingen auf der Welt und unter dem Monde immerhin aus, was deinen Augen gefällt: — du hast noch gar Nichts gesehen im Vergleiche mit jener Schönheit, die in Gott ist und von den Seligen geschaut wird. Du könntest dir fürwahr kein größeres Vergnügen auf der Welt bereiten, als wenn du Alles, was auf Erden ist, durchwandern und erforschen könntest, z. B. die Edelsteine und Metalle, die unter der Erde, verborgen liegen; die Fische und Meerungeheuer, die in den Wassern schwimmen; die Menschen und Völker mit ihren Sitten, Trachten, Staatsverfassungen, Künsten, Städten, Palästen, Gärten. Nimm hiezu die Lustbarkeit der Land- und Seereisen, Handel, Spiele und Sehenswürdigkeiten; die zahmen und wilden Thiere, die auf der weiten Erde verbreitet leben; die Vögel, welche die Luft durchkreuzen; die Himmels-Erscheinungen, die Einrichtung, den Bau, die Ordnung, die Bewegung der Himmel; den Lichtglanz, die Kraft und Größe der Gestirne u. s. f. Was wäre das für ein großes Vergnügen, dieses Alles zu sehen, besonders auf einmal und mit einem Blicke zu betrachten? — Gesetzt

z. B. wir hörten den Entdecker Amerika's, Christoph Columbus, der die weite Welt umsegelt hat, von fremden Völkern Merkwürdiges erzählen, nicht wahr, wir könnten kaum satt werden? Wir machen diese Erfahrung an uns selbst, wenn wir in Büchern Beschreibungen der Erde und derlei Geschichten lesen.

Größer noch ist unsere Freude, wenn wir Alles in Bildern lebhaft dargestellt sehen. Die größte Lust jedoch gewährt es uns, dies Alles mit eigenen Augen zu betrachten, es zu befühlen und selbst zu hören. Aber das heißt noch gar nichts im Vergleiche mit dem, was im Himmel ist, mit der Schönheit, in welcher der Feuerhimmel, die Engel, die Seligen, die Gottesmutter, Christus, Gott erstrahlen, in welchem nebst den Vollkommenheiten des Ewigen auch dessen staunenswerthen Werke, sowie alle in ihm und zum Voraus ruhenden Güter in unerschöpflicher Menge enthalten sind; so daß die Seligen in Gott, wie im unermeßlichen Weltraum, eine ganze Ewigkeit hindurch wohnen, immer neue und wieder neue Wunder und Herrlichkeiten schauend, wie dies der heilige Sänger zu verstehen gibt, indem er (Ps. 14, 1.) ausruft: „Herr, wer wird in deinem Zelte wohnen, wer auf deinem heiligen Berge ruhen?" (Er meint damit den Himmel.)

c) Endlich ist die Vereinigung der Erkenntniß mit der Gottheit, deren Anschauung dort genossen wird, die innigste; so zwar, daß die Seele ganz in Gott versinkt und von ihm durchdrungen wird, wie der Schwamm vom Meere. Auf diese Art geht die Seele gewissermaßen in Gott über und unter, — der Eine mehr, der Andere weniger, je nach der Größe des Lichtglanzes der Himmelsherrlichkeit, die dem Einen oder Anderen zu Theil wird. — Dies will der Ausdruck: „in die Freude des Herrn eingehen" besagen, dessen sich der Heiland im Gleichnisse von den Talenten (Matth. 25, 21.) bedient hat.

II.

Die Seligen des Himmels genießen die höchsten Freuden des **Herzens**.

Die Freude, welche die Seligen in der Anschauung Gottes genießen, strömt auch auf das Begehrungsvermögen über; und hier sind es vor Allem drei Dinge, welche dem Herzen der Seligen die höchsten Freuden gewähren; nämlich:

a) die Gottes- und Nächstenliebe. Der Liebende hält den geliebten Gegenstand für den schönsten und besten, er freut

sich seiner Nähe und seines Anblickes im höchsten Grade, und wird über dessen Abwesenheit überaus betrübt. Aeltern ziehen ihre eigenen Kinder allen fremden vor, wenn sie auch bei Weitem häßlicher, dümmer und unartiger sind, als die anderer Leute. Etwas Aehnliches findet sich auch bei einem, der von Liebe zu seinem Freunde eingenommen ist. —

Die Seligen des Himmels aber lieben Gott und alle Heiligen immerdar auf das Zärtlichste; sie halten diese nicht nur für die schönsten, besten, weisesten, vortrefflichsten, sondern sie erkennen auch, daß diese Eigenschaften sich wirklich an ihnen vorfinden; auch wissen sie, daß sie sich nimmermehr von ihnen zu trennen haben. Umgekehrt besteht die entsetzlichste Strafe der Verdammten darin, mit den bösen Geistern umgehen zu müssen, die überaus feindlich gegen sie gestimmt sind, die sie hassen, und von denen sie sich auf tausenderlei Art hintergangen wissen.

Andächtige! Wie groß muß doch das Entzücken und der Jubel der Seligen sein, die Freudenfeste und Triumphe mitanzusehen, welche täglich im Himmel gefeiert werden, wenn neue Brüder dort ankommen, welche die Welt überwunden, ihren Pilgerlauf vollendet haben, und nun zu den himmlischen Kronen gerufen werden? Welch' eine Freude muß es ihnen gewähren, zu sehen, wie die leeren Himmelssitze mit neuen Bewohnern besetzt, die durch Lucifer zerstörten Mauern Jerusalems immer von Neuem aufgebaut werden, wie die auf der ganzen Welt pilgernden Brüder, Aeltern, Kinder, Freunde, mit Beute beladen, täglich im Himmel anlangen?

b) Der zweite Umstand, der das Herz der Seligen mit Freude erfüllt, ist die unvergleichliche Ruhe, der allen Begriff übersteigende Friede (Philipp. 4, 7.), die vollkommene Befriedigung, welche die Seligen in jeder Beziehung zufriedenstellt, ersättigt und beruhigt. Solch' ein Friede, solch' eine Ruhe ist auf Erden nirgends anzutreffen; hier leben alle von Hunger, Durst und Unruhe gequält, denn sie finden jenes unendliche Gut nicht, dessen sie fähig sind, und welches allein sie ersättigen kann. Dieses ist nur im Himmel anzutreffen, wo die Seligen Gott in Liebe und Freudigkeit auf's Zärtlichste umfassen, und sich ihm soweit möglich anschmiegen und anschließen, um dieses große Gut recht heiß umfangen zu können.

c) Der dritte Grund für die Freuden des Herzens der Seligen ist der Stand der vollkommenen Gerechtigkeit, mit welchem sie sich rings umgeben und gewissermassen umkleidet sehen, wie mit einem von Gold und Silber strahlenden, bei Gott und und den Engeln wohlgefälligen Gewande. Die uranfängliche Gerechtigkeit hat zwar die niederen Seelenkräfte den höheren unterworfen, aber nur so lange, als diese letzteren Gott untergeben

waren. Sie glich hierin einem wollenen Kleide, welches so leicht von Motten zernagt wird, und wirklich zernagt wurde. Die Gerechtigkeit der Seligen dagegen unterwirft nicht nur die Sinne und Leidenschaften dem Geiste, sondern auch den Geist selber Gott dem Herrn, und zwar in unauflöslicher Weise. Die Himmelsbewohner wissen sonach, daß das Gewand ihrer Gerechtigkeit vor Motten, der Schatz ihrer Verdienste vor Dieben gesichert ist, und daß sie ihrer Seligkeit nimmermehr beraubt werden können. Dieses „ruhige Gemüth ist", — wie der weise Salomon (Sprichw. 15, 15.) bezeugt, — „wie ein beständiges Freudenmahl" für sie.

Auf diese Freude des Herzens bei den Seligen scheint der heilige Sänger David anzuspielen, da er an der vorhin angegebenen Stelle (Ps. 14, 1.) fragt: „Herr, wer wird in deinem Zelte wohnen, wer auf deinem heiligen Berge ruhen? Mit anderen Worten: Wer wird mit deinen Heiligen in jenem bleibenden Wohnsitze des himmlischen Gezeltes verweilen, wo Ruhe und Friede herrscht, und alle Mühe, dorthin zu gelangen, überstanden ist? Als Pilgrime finden wir hienieden nirgends einen festen Ruheplatz, und fühlen uns durch kein Gut befriedigt. Dieses bietet allein der Himmel.

III.

Die Seligen des Himmels empfinden die höchsten Freuden des **Gedächtnisses**.

Hauptsächlich sind es abermals drei Dinge, welche die Erinnerungsgabe der Seligen wunderbar erfreuen. Hierher gehört:

a) Die beständige Gegenwart und Nähe Gottes. Die Seligen können nämlich Gottes nie vergessen; ihr Gedächtniß kann sich von ihm nie abkehren. Sie hangen ihm vielmehr immerdar an, gehen sozusagen ganz in Gott auf, und verlieren alle Uebel aus dem Gedächtnisse, welche sonst Traurigkeit herbei zuführen pflegen; ja sie verlieren sogar sich selbst und alles Andere, weil sie dies im Vergleiche mit der Freude und mit dem Gute, das sich ihnen bietet, für Nichts erachten; wie der heilige Sänger betet: „Bücherweisheit" (der heilige Augustinus liest: „Geschäfte") „kenn ich nicht; so will ich eingehen in die Kraft des Herrn. Deiner Gerechtigkeit, o Herr, will ich allein gedenken" (Ps. 70, 15. 16.); d. h. um alle sonstigen Geschäfte kümmere ich mich nicht. — Welche Freude war es für die heilige Maria von Magdala, zu den Füßen Jesu Christi zu sitzen, ihn immerdar zu sehen und zu hören! Wie ungerne trennte sie sich von ihm! — Welch' ein Entzücken empfand ferner die heilige Scholastika, wenn sie

sich mit dem heiligen Benediktus, ihrem Bruder, von göttlichen Dingen unterhalten konnte! Erflehte sie doch von Gott einen Regen, der ihren Bruder von der Heimkehr zurückhielt, um das süße Gespräch mit ihm fortsetzen zu können. (So die Legende.) Welche Wonne muß es erst sein, Gott immerdar zu schauen, zu hören und liebend zu umfassen.

b) Das Gedächtniß der Himmlischen fühlt seliges Entzücken in dem Andenken an die Wunderwerke Gottes, welche wir Menschen auf der Welt theils nicht recht beachten, theils nicht verstehen, wie z. B. die Art und Weise der göttlichen Vorsehung, wonach Gott Alles mit wunderbarer Weisheit für seinen Zweck erschafft und ausführt. Das ist jener „strömende Fluß, der die Stadt Gottes erfreut", und von welchem der Psalmist (Ps. 45, 5.) redet. Denn was ist die Aufeinanderfolge und der Lauf so vieler Jahrhunderte anders, als ein Strom, welcher ununterbrochen in's Weltmeer fortfließt, bis er dort verschwindet? Es gibt Manche, die den Weltlauf, welcher bald voller Umwege, bald gerade; bald eng, bald breit; bald überfluthend, bald eingeschränkt erscheint, bewundern und nicht verstehen; und wieder Manche, welche darüber klagen, daß er oftmals den Frommen viele Nachtheile, den Sündern manche Vortheile bringe, indem er den guten Boden von den Feldern der Gerechten wegspühlt und den Aeckern der Gottlosen zuführt, u. dgl. m. Dort aber, im Himmel, sehen die Heiligen, da sie die Gründe dieses Weltlaufes im Buche der göttlichen Vorsehung lesen, klar ein, wie vortrefflich Gott Alles eingerichtet hat; sie schöpfen hieraus die höchste Freude und preisen Gott dafür; sie erkennen, wie gerecht und weise der Herr Einige fallen ließ, Andere rettete; warum er Einzelne erwählte und erhob, und Andere nicht; warum er gestattet, daß Fromme im Unglücke schmachten, Sünder im Glücke schwelgen u. s. f.

c) Der Seligen Gedächtniß empfindet Freude in der Erinnerung an die von Gott empfangenen Wohlthaten, z. B. daß Gott „ihnen auf so vielfache Art" mit lieblichen Segnungen zuvorgekommen ist (Ps. 20, 4.); daß sie so oft und so manchfach sowol leiblichen als geistigen Gefahren, besonders der Todsünde und der Hölle entrissen worden, daß sie durch so viele Gründe und Mittel zur Tugend ermuntert und angespornt worden. Welch' ein Entzücken muß sie durchströmen, wenn sie, mit Rettung ihres Schiffes und ohne Beschädigung ihrer Waaren glücklich im sicheren Hafen eingelaufen, ihre lange und gefahrvolle Schifffahrt überschauen, wenn sie sich die Stürme in's Andenken zurückrufen, von denen sie noch vor Kurzem hin und her geschleudert wurden, die Engpässe, die sie überwanden, die Gefahren, denen sie entgingen, in welchen unzählige Andere elend umkamen.

Dann werden sie in jenen Lobgesang einstimmen, der von des heiligen Sängers Harfe rauscht: „Des Herrn Erbarmungen will ich in Ewigkeit besingen" (Ps. 88, 1.), — in jenes Jubellied, welches, wie der heilige Augustin bezeugt, die seligen Himmelsbürger mit unbeschreiblicher Wonne, wie sonst kein anderes mehr, erfüllt.

IV.

Die Seligen des Himmels empfinden die höchsten Freuden der **Augen.**

Diese entspringen für sie

a) erstlich und vor Allem aus dem Anblicke Christi, dessen Anmuth und Schönheit allein weit größer ist, als alle Herrlichkeit der Heiligen insgesammt, gleichwie der Glanz der Sonne den Schein der Sterne übertrifft. Im Vergleiche mit Christi Herrlichkeit ist Salomon's Holdseligkeit soviel als Nichts, wenn auch die ganze Welt dessen Antlitz zu schauen gelüstete, und die Königin von Saba eine so weite Reise unternahm, ihn zu besuchen, und als sie ihn erblickte, vor Erstaunen „kaum zu athmen vermochte" (III. Kön. 10, 5.); denn „sehet, hier ist mehr als Salomon" (Matth. 11, 42.); Salomon ist der Diener, Christus ist der Herr. Dieses Entzücken der Seligen wird sich noch wundersam steigern aus dem Grunde, weil Christus, der alleinige und allgewaltige Beherrscher des Himmels, ihr Bruder, — ihr Fleisch und Blut ist. — Die Menschen sind hoch erfreut und feiern ein Fest, wenn sie hören, daß einer ihrer Anverwandten zum Kardinal oder Papst ausgerufen worden. Die Söhne Jakob's fanden sich mit der größten Freude erfüllt (einer Freude, der aber auch Schrecken beigemischt war), als sie sahen, ihr Bruder Joseph sei Mitherrscher von Aegypten, und als sie selbst von den Aegyptiern ausnehmend geehrt wurden. Schließet hieraus auf die Freude, welche die Seligen empfinden werden, da sie Christum, ihren Herrn und Bruder, über Himmel und Erde herrschen sehen. Wie gerne werden Menschen unter Engeln wohnen, wenn sie wahrnehmen, daß der Vater der ganzen Familie und der Fürst des himmlischen Hofes kein Engel, sondern ein Mensch sei, wie sie! Diese freudige Hoffnung tröstete einst den heiligen Job in seinen schweren Leiden, — die Zuversicht nämlich, seinen Erlöser in seinem Fleische zu erblicken (Job 19, 26.).

b) Für die Seligen erwachsen Freuden der Augen ferner aus dem Anblicke der Engel, der anderen Heiligen und ihrer selbst. —

Es ist nämlich sehr wahrscheinlich, daß die Engel im Himmel gewissermassen auch eine sichtbarliche Gestalt von ausnehmender ätherischer Schönheit annehmen werden, um hiemit die Augen der Seligen zu entzücken, und auch damit diese sie erkennen und mit ihnen reden können. So fordert es gewissermassen die Freundschaft, die Vereinigung und der Umgang der Himmelsgeister mit den Seligen; wie würden sonst die Engel sie erfreuen können, nachdem sie dieselben doch im Leben nachzuahmen und zu verehren sich bestrebt hatten. Dieser Ansicht huldigt wenigstens der heilige Anselmus und der gelehrte Johannes von Salas. Die Schönheit auch nur eines einzigen Engels aber übertrifft Alles, was die Welt Anmuthiges aufzuweisen hat. — Man erzählt sich, ein Baumeister von Erfurt, der den Bau der Karthause daselbst begonnen, habe einst einen Engel in Jünglingsgestalt von solch' ausnehmender Schönheit und Holdseligkeit erblickt, daß er sagte, er wolle gern ein Aug darum geben, wenn er ihn nochmals, ja nur ein einziges Mal sehen dürfte (Nic. Serarius). Was muß es erst für eine Wonne gewähren, Engel in zahlloser Menge zu schauen, die (wie der heilige Thomas von Aquin bemerkt) an Schönheit, Anmuth, ja sogar an Gestalt von einander verschieden sind!

Die übrigen Himmelsbewohner anlangend, so gilt von ihnen des Heilands Ausspruch: „Sie werden im Himmelreiche leuchten gleich der Sonne" (Matth. 13, 43.), — aber mit großer Manchfaltigkeit und Verschiedenheit, wie solche unter den Sternen wahrzunehmen ist. Und wenn gleich ihre Leiber ganz leuchtend und durchsichtig sind, so werden sie trotzdem bunt und in den schönsten Farben schimmern, etwa wie Glasmalereien, welche im Sonnenglanz in den herrlichsten Farben spielen, jeder nach seinen Verdiensten. Selbst der hellste blitzähnliche Lichtglanz wird hier dem Auge des Beschauers nicht schaden, denn die Heiligen sind unfähig, zu leiden.

Und was muß es erst Herrliches sein, sich selbst heller, als die Sonne, gleich Christus verklärt, an allen Gliedern, je nachdem man es verdient hat, in schönster Zier erstrahlen zu sehen! — Nach der Behauptung des heiligen Augustinus (civ. Dei l. 22. c. 20.) werden nämlich die heiligen Martyrer an jenen Körpertheilen, an welchen sie Martern erduldet haben, die schönsten und herrlichsten Zeichen ihrer heldenmüthigen Tugend tragen: der heilige Stephanus wird sonach mit Edelsteinen, der heilige Bartholomäus im Purpurmantel, der heilige Petrus mit goldenen Ketten und Ringen, die Heiligen Johannes der Täufer, Jakobus, Paulus und die übrigen Enthaupteten mit goldenem Halsschmucke, andere Heilige wieder mit anderen Zierden geschmückt schimmern.

c) Endlich finden die Seligen Freuden der Augen in dem Anblicke des höchsten Himmels, der mit Gold, Edelsteinen, Blumen und aller erdenklichen Schönheit ausgestattet ist. Denn daß dergleichen Ergötzlichkeiten der Sinne, wenn gleich von einer viel vortrefflicheren Ordnung, im Himmel vorhanden sind, das lehren hin und wieder die Lebensgeschichten der Heiligen. Ich will hier nur an die heilige Dorothea, Agatha, Digna, Agnes und Andere erinnern. Nichts zu reden von dem neuen Himmel und der neuen Erde, welche der Verheißung der heiligen Schrift zufolge (Offenb. 21, 1.) nach dem Gerichtstage sein werden, und welche die Augen der Seligen in dem Grade mit neuem und wundersamem Entzücken erfüllen werden, als sie uns zur Zeit unbekannt und undenkbar sind.

V.

Die Seligen des Himmels empfinden die höchsten Freuden der Ohren.

Solcher Genuß für den Gehörsinn wird ihnen bereitet

a) durch den wunderlieblichen Gesang und die Musik der heiligen Engel, die auf Tonwerkzeugen jeder erdenklichen Art ganz fertig spielen, und alle Kräfte anstrengen, um Gott auf's Herrlichste zu preisen. Dieser Lobgesänge der heiligen Engel erwähnt auch die heilige Schrift im Buche Tobias (13, 22.) und in der Offenbarung des heiligen Johannes (19, 1.), an welchen beiden Stellen das „Alleluja" der Himmelsgeister vernommen wird, das sie in Gesang und Musik dem Allerhöchsten anstimmen. — Der heilige Franziskus von Assisi hörte einst, wie der heilige Bonaventura in dessen Lebensbeschreibung erzählt, in einer Entzückung nur einen einzigen Engel auf der Harfe spielen, und er empfand hierüber eine solche süße Wonne, daß er diese Welt mit der anderen vertauscht zu haben glaubte, und nachmals selber sagte: „Fürwahr, hätte der Engel, der mir erschien, noch länger auf seiner Harfe gespielt, meine Seele wäre aus dem Leib entflohen". — Auch Cäsarius (12. B. 5. K.) erwähnt, Wilhelm, Herzog von Jülich, (ein Fürst, der sich eben nicht durch Frömmigkeit auszeichnete) habe einstmals am Weihnachtsfeste unter den drei heiligen Messen einen so lieblichen Gesang von Engeln gehört, daß er sich bereit erklärte, Alles zu verlassen, wenn er denselben nur noch einmal vernehmen könnte.

b) Die Ohren der Seligen werden ferner erfreut durch die rühmenden Lobeserhebungen, welche sie aus dem Munde

Jesu Christi, des heiligen Schutzengels und anderer Heiligen, besonders derjenigen, um welche sie sich verdient gemacht haben, vernehmen werden. Wir wissen ja, daß unser göttlicher Heiland einst gesprochen: „Wer mich vor dem Menschen bekennen wird, den will auch ich vor meinem Vater im Himmel bekennen" (Matth. 10, 32.), oder wie der heilige Lucas (12, 8.) sagt: „Vor den Engeln Gottes". — Welch' selige Freude wird die Himmelsbürger durchströmen, wenn der heilige Schutzengel oder auch Christus selbst sie vor Gott und allen Heiligen rühmen, wenn er ihre guten Werke, ihre Tugenden und Martern öffentlich bekannt machen wird. Der Evangelist Lucas erzählt in seiner Apostelgeschichte (9, 37. u. ff.), wie, nachdem die heilige Almosenspenderin Tabitha gestorben war, alle Wittwen und Armen den heiligen Petrus umstanden hätten, weinend und die Gewänder aufweisend, die ihnen Tabitha gefertigt hatte. Dieser Anblick habe den Apostelfürsten derart gerührt, daß er für sie zum Herrn gebetet, und ihr die Wiederkehr zum Leben erwirkt habe. Was werden erst die Seligen für ein Entzücken empfinden, wenn Christus und die Heiligen vor Gott und dem ganzen himmlischen Hofe ihre Werke preisen werden; wie unser Herr und Heiland beim heiligen Martinus gethan, da er sprach: „Mit diesem Mantel hat mich der Katechumene Martinus bekleidet"; dort werden sie alle den wahren Werth, die wahre Hoheit und Vortrefflichkeit der Tugend erkennen. — Wahrscheinlich werden auch die heiligen Engel die Triumphe der Seligen besingen, wie man dieselben öfter beim Tode der Heiligen hatte singen hören, was z. B. vom heiligen Martinus, vom heiligen Servulus und noch vielen Anderen erzählt wird.

c) Endlich gewähren den Ohren der Seligen unbeschreibliche Freude die lieblichen Gespräche und Unterhaltung, welche sie über Gott und die göttlichen Geheimnisse, über die Heldenthaten aller Zeiten, und darüber, was jedem von ihnen selbst Merkwürdiges begegnet ist, unter einander führen. Wenn es schon uns zu hohem Vergnügen gereicht, den Versammlungen, Besprechungen, Unterhaltungen und Ergötzungen mächtiger und weiser Männer anzuwohnen; was muß es erst Entzückendes sein, die Gespräche so vieler Tausende von Engeln, der Apostel, Martyrer, Bekenner, Jungfrauen und der Heiligen jeglicher Art mit anzuhören, von denen schon ein Einziger die Welt durch seine Unterhaltung erfreuen kann; — o was ist das für eine weise, reine, trauliche Unterredung!

VI.

Die Seligen des Himmels genießen die höchsten Freuden der **übrigen Sinne.**

Endlich empfinden die Seligen des Himmels Freuden der übrigen Sinne, des Geruches, Geschmacks und Gefühles. Wenn wir gleichwol hievon in der heiligen Schrift nichts lesen, so ist doch anzunehmen, daß auch diesen übrigen Sinnen ihre eigenen Wonnen bevorstehen.

Den Geruchsinn anlangend, so werden die Seligen ohne Zweifel mit den stärksten und lieblichsten Wohlgerüchen überströmt sein; denn schon hier haben die Leiber der Heiligen nach dem Tode und im Grabe die süßesten Wohldüfte ausgehaucht, so nach dem Berichte des heiligen Hieronymus der Leib des heiligen Hilarion noch im zehnten Monate nach der Beerdigung; nach dem Zeugnisse des heiligen Gregorius die Leiche des heiligen Servulus bis zum Begräbnisse. Wie derselbe heilige Kirchenvater angibt, brachte Christus einen überaus lieblichen Wohlgeruch vom Himmel zur Jungfrau Tarsilla. Wer kann darüber noch im Zweifel sein, daß — um mit den Worten des heiligen Sängers (Ps. 132, 2.) zu reden — daß solch' ein Salböl von Christus, dem Haupte, herabströmt nicht allein auf den Bart, d. h. auf die Apostel, sondern bis auf den Saum seines Gewandes, d. h. auf alle Heiligen selbst der niedersten Ordnung?

Im Himmel hat aber auch der Geschmackssinn gewissermassen seine Speise und Trank; zwar sind diese nicht so sinnlicher Natur, sondern bei Weitem vortrefflicher, wie es sich nämlich für jenen Zustand höchster Vollendung und Glückseligkeit geziemt. Es erwartet dort die Seligen jenes wunderbare und verborgene Manna (Offenb. 2, 17.), welches Alles in sich begreift, was man nur immer Wohlschmeckendes finden kann. Nicht umsonst singt der Psalmist von den Seligen: „Sie werden trunken werden von von dem Ueberflusse deines Hauses, und mit dem Strome deiner Wonne wirst die sie tränken" (Ps. 35, 9.). Auch unser Herr und Heiland spricht, und gewiß nicht grundlos, daß die Seligen mit ihm „in seinem Reiche an seinem Tische essen und trinken würden" (Luc. 22, 30.).

Endlich wird auch der Gefühlsinn der Seligen erfreut werden. Denken wir uns nämlich ihr stätes und ungetrübtes Wohlbehagen, und was sonst Bezug hat auf den Gefühlssinn, die Gabe der Behendigkeit und Feinheit, wonach die Seligen

schleunigst und ohne Ermüdung überall hin gelangen und keiner Pferde, Wägen, Stäbe, Trabanten u. dergl. mehr bedürfen, sondern wo erfüllt wird, was die heilige Schrift (Weish. 3, 7.) sagt: „Aufglänzen werden die Gerechten und gleich Funken über Stoppeln daher fliegen".

Schluß.

Dies also, Andächtige, sind jene wahren, reinen und bleibenden Freuden der Seligen im Himmel, — Freuden, von denen sie nicht eine einzige, nicht die geringste mit allen Freuden der Welt vertauschen möchten. Der heilige Augustinus, sicher ein richtiger Beurtheiler geistlicher Dinge, wie nicht leicht ein Anderer, schreibt deshalb: „Die Annehmlichkeit des ewigen Lichtes ist so groß, daß, wenn uns auch nicht länger als einen einzigen Tag in demselben zu verweilen vergönnt wäre, schon um des willen unzählige Jahre des irdischen Lebens, wenn gleich voll aller Genüsse und im Ueberfluß aller zeitlichen Güter, mit Fug und Recht gering zu achten wären; denn im richtigen und würdigen Gefühle ruft der heilige Sänger aus: „„Ein Tag in deinen Vorhöfen ist besser als tausend"" (Ps. 83, 11.). Und was werden wir dazu sagen? Bisher haben wir gesagt: Ja, das Irdische muß man gering achten, denn es ist nur vorübergehend; jedoch das Himmlische muß man lieben, denn es ist ewig. Allein jetzt hören wir den heiligen Augustinus, diesen weisen Lehrer, behaupten: Selbst wenn das Irdische ewig, und das Himmlische vorübergehend wäre, müßte man dennoch mit Recht das Himmlische dem Irdischen vorziehen. — Sind wir also nicht blind und taub, albern und thöricht, wenn wir um der irdischen Freuden willen, die nicht nur werthlos und Tand, sondern auch kurz und vergänglich sind, die himmlischen, — bleibenden und ewigen Freuden bei Seite setzen? —

O Gott und Herr heile doch unsere Blindheit, daß wir die Nichtigkeit der irdischen Freuden und Güter erkennen, und eine Sehnsucht nach den wahren reinen und bleibenden Wonnen des Himmels fühlen, und unsere irdische Pilgerschaft gewissenhaft dazu benützen, uns derselben würdig und theilhaftig zu machen. Ihr aber, verklärte Gottesfreunde, helfet uns dazu durch euere vielvermögende Fürbitte bei euerem und unserem Gott! Amen.

Predigt auf den Gedächtnisstag Aller-Seelen.

Thema: Was die Seelen im Reinigungsorte tröstet und erfreut.

Eintheilung.

Die armen Seelen finden Trost und Freude:
1) in dem Stande der Gnade, in welchem sie sich befinden;
2) in der Gewißheit der künftigen Seligkeit;
3) in ihrer Sündenlosigkeit;
4) in ihrer Geduld und Ergebenheit;
5) in dem Umgange mit den Seligen und Engeln.

Text: I. Kor. XV, 57. „Gott sei Dank, daß er uns durch unseren Herrn Jesus Christus den Sieg verliehen!"

Eingang.

Andächtig Versammelte!

Nachdem das Volk der Juden aus der babylonischen Gefangenschaft in sein Vaterland zurückgekehrt war, und bereits den Grundstein zu seinem neuen Tempel gelegt hatte, begann es theils in Freuden-, theils in Klagerufen, theils unter Jubel, theils unter Weinen Gott laut zu preisen mit den Worten des heiligen Sängers: „Der Herr ist gütig, und seine Erbarmung währet ewig" (Ps. 135, 1.). „Niemand vermochte den Ruf der Jubelnden und

das Jammern der Klagenden zu unterscheiden; denn das Volk schrie mit lautem Geschrei durcheinander, und weithin ward die Stimme gehört" (1. Esdr. 3, 13.).

Ganz dasselbe scheint unter den Seelen im Reinigungsorte zu geschehen; denn nach ihrem Abschied aus der Verbannung des Erdenlebens und nach ihrer Ankunft im ewigen Heimathlande sehen die Seelen den Tempel ihrer himmlischen Herrlichkeit, wenn gleichwol noch nicht vollendet, doch begründet, und besitzen denselben in der sicheren Hoffnung, wenn auch noch nicht in der That. Sie erheben daher im Aufenthalte der Läuterung ihre Stimme durcheinander bald in jubelnden, bald in weinenden Tönen; — in Wehklagen: weil sie noch Strafen zu erdulden haben; — in Freudelauten: weil mancherlei Tröstungen, die jede irdische Freude übertreffen, auf sie strömen. Die Kirche scheint vorzugsweise diese Stimme der Freude zu vernehmen, da sie in der Epistel der heutigen Messe den Seelen im Fegfeuer die Worte des heiligen Apostels Paulus (I. Kor. 15, 57.) in den Mund legt, die ich als Vorspruch vorausgesandt: „Dem Herrn sei es gedankt, daß er uns durch Jesus Christus den Sieg verliehen hat!"

Aber hier werdet ihr fragen, Andächtige: Was wird denn diesen Seelen im Reinigungsorte zum **Troste** und zur **Freude** dienen?

Hierauf will ich auch in gegenwärtiger Erbauungsstunde dienen. — Vernehmet mich!

Beantwortung.

Für die Seelen im Reinigungsorte ist **tröstlich und erfreulich**

I.

Der Stand der Gnade, in welchem sie sich befinden.

Die Seelen im Fegfeuer wünschen sich vor allem Glück, daß sie im Stande der göttlichen Gnade sind: — und dies mit Recht; denn was ist es doch für ein großes, ja das größte Gut, das Unterpfand der Himmelsherrlichkeit zu besitzen! Diesen Gnadenstand nennt der König David geradezu Freude und

Wonne, da er (Ps. 50, 10.) zum Herrn betet: „Meinem Gehör gibst du Freude und Wonne, und meine niedergebeugten Gebeine werden frohlocken." — Wie werden sich sonach die Seelen der abgestorbenen Christgläubigen freuen bei dem Gedanken, daß sie sicher im Stande der Gnade Gottes sind? Aber hier fragt es sich: Woher wissen sie dies? — Unstreitig nicht nur aus dem vorausgegangenen (besonderen) Gerichte; nicht blos aus dem Orte, wo sie sich befinden; nicht allein aus dem Umstande, daß keine Gewissensbisse sie beängstigen; nicht nur aus der Liebe, welche sie gegen Gott hegen; sondern auch aus dem Glanze der himmlischen Gnade, welchen sie an sich selbst wahrnehmen; denn „die Gnade ist," wie der gelehrte Petrus Lombardus (sentent. 3. q. 79.) bemerkt, „der Wiederschein des ewigen Lichtes; sie verschönt die Seele, vergöttlicht die Erkenntniß, entflammt den Willen." — Gleich dem Sonnenstrahle, welcher im Spiegel ein getreues Bild der Sonne wiedergibt, läßt auch die Gnade im Menschen eine gewisse Gottähnlichkeit zurück. — Wenn schon die heilige Katharina von Siena beim Anblicke einer Seele im Stande der Gnade ein solch' namenloses Entzücken empfand, daß sie keinen Anstand nahm, zu ihrem Beichtvater zu sprechen. „O Vater, wenn es dir vergönnt wäre, eine Menschenseele im Stande der Gnade Gottes zu erschauen: um der Liebe und des Heiles deiner Seele willen würdest du dich jeglicher Drangsal, allen Peinen und Qualen preisgeben, und dir nicht nur einen einmaligen, sondern einen tausendfachen Tod auserwählen:" — wie müssen sich erst jene Seelen im höchsten Grade erfreuen, da sie diese Schönheit des Gnadenstandes an sich selber wahrnehmen?

II.

Die Seelen im Fegfeuer finden Trost und Freude in der Gewißheit ihrer Seligkeit.

Die Seelen im Reinigungsorte danken ferner Gott freudigst für die Gabe der Beharrlichkeit. Wie weit vortrefflicher aber diese Gabe vor dem bisher besprochenen Gnadenstande sei, ergibt sich leicht daraus, daß man die Gnade wieder verlieren kann, die Beharrlichkeit dagegen nicht. Dies bedachte der heilige Büßer David wohl, darum betet er zu Gott: „Gib mir die Freude deines Heiles (der Gnade) wieder, und befestige mich in dem ersten Geiste" (Ps. 50, 14.); wie wenn er sagen wollte: Es hat mir nicht gar zu viel Gewinn gebracht, in der Gnade mich befunden zu haben, da ich sie durch den Ehebruch verloren habe. Ich bitte dich daher, o Gott: gib mir jene erste Freude wieder;

jedoch so, daß ich nicht wieder von deinem Angesichte verstoßen werde, vielmehr in dem ersten und mächtigen Geiste, daß ich in deiner Gnade auch befestiget bleibe. — Daß David erhört worden, unterliegt keinem Zweifel; denn es ist eine allgemein angenommene Ansicht, daß David nach der Sünde des Ehebruches und Todschlags fürder keine Todsünde mehr begangen habe. Der Beweis liegt in den Worten Davids selbst im 114 Ps. (V. 7. 8.), wo er sagt: „Kehre zurück, meine Seele, in deine Ruhe; . . . denn der Herr hat meine Seele vom Falle errettet.“ Dies ist ja die wahre Ruhe, die wahre Freude: der Möglichkeit des Falles überhoben zu sein.

Wir Menschen sind alle unbeständig; und wenn wir auch wüßten, daß wir im Besitze der Gnade Gottes sind, so wüßten wir doch nicht, ob wir darin verbleiben werden. Der Weltapostel sagt deshalb: „Wer steht, der sehe zu, daß er nicht falle“ (I. Kor. 10, 12.). Wenn die Landleute einen Wagen mit Getraide oder Heu beladen, so befestigen sie auch sogleich Stangen an dem Wagen und stützen ihn, bis sie zu Hause ankommen, damit derselbe nicht etwa in einen Bach oder Sumpf stürze. Auf gleiche Weise können auch wir, wenn gleich mit der göttlichen Gnade erfüllt, ja gewissermaßen beladen, dennoch fallen und den Wagen unserer Seele umwerfen. Wir müssen deshalb immerdar in Furcht schweben, und alle Mühe anwenden, damit uns die Gnade nicht verloren gehe. — Nicht so die Seelen im Reinigungsorte. Diese haben ihren Ernte-Wagen, wenn ich so sagen soll, wohlbehalten und unverletzt bereits bis an's Ziel gebracht, so zwar, daß sie die Gnade fortan nicht mehr einbüßen können. Nun antwortet selbst, Andächtige! wie groß muß nicht ihre Freude hierüber sein! — Als der heilige Franz von Assisi — wie der heilige Bonaventura in dessen Lebensbeschreibung berichtet, — einstmals in einer Offenbarung vernommen hatte, daß er zur Seligkeit bestimmt und in der göttlichen Gnade fest begründet sei, ergriff ihn eine solche Freude, daß er volle acht Tage lang weder an eine Speise, noch auch an Gebet dachte, sondern bewegungslos dalag, und nur von Zeit zu Zeit aus ganzem Herzen aufjauchzte, einzig die Worte aussprechend: „Gott sei gelobt!“ — Geliebteste, es unterliegt keinem Zweifel, dasselbe begegnet allen im Gnadenstande von hinnen geschiedenen Christgläubigen, da es ihnen zur Gewißheit geworden, daß sie, wenn gleichwol noch im Fegfeuer zurückgehalten, dennoch ihrer Seligkeit versichert sind.

III.

Die Seelen im Fegfeuer finden Trost und Freude in ihrer Sündenlosigkeit.

Die abgeschiedenen Seelen des Reinigungsortes beglückwünschen sich ferner und danken Gott um der Gabe der Schuldlosigkeit willen. — Der heilige Thomas von Aquin lehrt nämlich (d. pecc. ven. q. 7.): Sobald einer Seele nach ihrem Abscheiden offenbar wird, sie befinde sich im Stande der Gnade Gottes, so erweckt sie einen derart kräftigen Act der vollkommenen Liebe Gottes, daß dieser alle läßliche Schuld vollständig tilgt, zwar nicht aus Verdienst, aber darum, weil beides zugleich sich nicht verträgt; dies geschieht etwa in der Weise, wie einer, der in einem Kamin ein großes Feuer — etwa des Kochens willen — angezündet hat, hiedurch auch die Kälte verscheucht, obgleich er die Gluth nicht zu diesem Zwecke entfacht hat. Um diese Gabe flehte der heilige Sänger, da er (Ps. 50, 12.) zu Gott betet: „Ein reines Herz erschaff' in mir, o Gott; und den rechten (schuldlosen) Geist erneuere in meinem Innern." David hatte nämlich sein Herz verloren, indem er es der Bethsabee zugewandt; er wünscht daher nicht, daß ihm sein Herz — sein unreines, getheiltes Herz, zurückgegeben, sondern daß in ihm ein neues Herz erschaffen werden möge, welches nichts mehr von der Verkehrtheit des früheren Herzens besäße.

Es ist kaum möglich, ein gebrauchtes Geschirr so rein zu machen, daß es nicht etwas Weniges von Schmutz zurückbehält, und gesetzt auch, es würde vollkommen gesäubert, so wird es doch den Geruch, der es früher durchdrungen hat, noch lange bewahren. Ebenso ist es auch uns unmöglich, während unseres Lebens hienieden von aller Sünde gänzlich frei zu bleiben, und allen Geruch nach Vergänglichem abzulegen. Daher sagt schon Job: „Wer kann sagen: Mein Herz ist unbefleckt, und ich bin rein von Sünde?" (Job. 33, 9.) — Und der heilige Johannes schreibt (I. Brf. 1, 10.): „Wenn Jemand sagt, er habe keine Sünde auf sich, so ist er ein Lügner." Alle haben wir sonach in diesem Leben einen verkehrten, und zu einigen irdischen Dingen wenigstens geneigten Geist; und so viele dergleichen Neigungen in unserem Herzen vorhanden sind, ebenso viele läßliche Versündigungen und so viel Seelenschmutz findet sich daselbst. — Wenn demnach die Seelen im Fegfeuer wissen, daß sie von jeglicher Sündenmakel rein und in dieser Beziehung sogar den Engeln ähnlich sind: wie kann es anders sein, als daß mit einer solchen Erkenntniß sich

ein hohes Entzücken verbindet? Ludwig Blosius schreibt deshalb (mon. spir. c. 13): „Die Seele will lieber im Reinigungsorte Strafen erdulden mit der Gewißheit, zu Gott zu gelangen, als noch auf Erden leben mit der Gefahr gegen Gott zu sündigen."

IV.

Die Seelen im Reinigungsorte fühlen sich getröstet und erfreut **durch ihre Geduld und Ergebenheit im Leiden.**

Die Seelen des Fegfeuers wünschen sich ferner darum Glück, weil sie die ihnen gebührenden Strafen, als die ihnen vom himmlischen Vater und Arzt bereiteten Heilungsmittel, mit größter Gelassenheit erdulden. Denn wenn auch im Reinigungsorte ein Feuer lobert, welches an und für sich — nach der allgemein angenommenen Meinung der Kirchenlehrer — dem Höllenfeuer nicht nachsteht, so ist dasselbe dennoch aus anderen Gründen bei Weitem erträglicher. Das Feuer der Hölle ist ewig, das Feuer des Reinigungsortes zeitweilig; das Feuer der Hölle ist dunkel, das Feuer im Reinigungsorte hell; jenes verzehrt und verhärtet, dieses kocht gar und zeitigt; jenes macht Starkes schwach und Schönes häßlich, dieses fördert Stärkeres und Schöneres zu Tage. — Gott also sei es gedankt, daß er ein solches Feuer gab, welches nicht verschlingt, sondern läutert. Gleichwie ein gewinnsüchtiger Kaufmann, wenn er seine Waaren zu Schiffe hat, von den Wogen sich schaukeln, vom Sturmwinde sich hin und herwerfen läßt, die Mühsale der Seekrankheit und alles Unbequeme duldet, ja einzig und allein im Hinblicke auf den Gewinn dies Alles mit Gleichmuth erträgt: ebenso benehmen sich die Seelen, die im Reinigungsfeuer geprüft werden: — sie nehmen alle ihnen dort von Gott auferlegten Strafen mit der größten Gemüthsruhe hin. Schon der Heide Cicero schreibt (ep. ad. Messin. fam. 5.), außer Schuld und Sünde könne dem Menschen nichts Schreckliches und Fürchterliches widerfahren. — Von den spartanischen Knaben wird erzählt, daß sie gewöhnlich an ihren Altären mit Schlägen seien gezüchtigt worden, so daß Viele Blut vergossen, Manche sogar daran starben; aber nicht ein Einziger habe einen Schrei ausgestoßen, oder auch nur gejammert. — Als nach der heiligen Geschichte (IV. Kön. 4, 26.) der Prophet Elisäus jenes Weib von Sunam fragte: „Steht es wohl um dich und deinen Sohn?" antwortete sie: „Ja, es steht wohl;" obgleich sie wußte, daß dieser ihr Sohn erst vor Kurzem gestorben

war. — Wie nun, Andächtige? wenn Knaben und Frauen so etwas vermochten: was werden erst die Seelen im Reinigungsorte vermögen, die doch stärker und verständiger sind, als diese?

Der Herr sandte einstmals durch den Propheten Isaias einem in Drangsal sich befindlichen Gerechten einen Brief folgenden Inhaltes: „Saget dem Gerechten, es stehe wohl um ihn" (Is. 3, 10.). Aber um des Himmels willen: wie soll es denn um einen Bedrängten wohl stehen? — Wenn sich fürstliche Personen Briefe schreiben, bedienen sie sich geheimer Ziffern und Schriftzeichen, die sonst Niemand, als sie selber, versteht. Ebenso muß man annehmen, verfährt Gott mit seinen Getreuen: er gebraucht die Zeichen der Trübsal, welche diese allein verstehen. Die Seelen im Reinigungsorte sind nun gerecht, befinden sich aber zugleich in großer Bedrängniß. Sie geht also an, was der Herr spricht: „Saget den Gerechten, daß es ihnen gut geht" — sogar mitten in ihren Flammen! Sie erkennen nämlich deutlich, daß ihre traurige Lage von Gott kommt; und weil sie Gott bei Weitem mehr, als sich selbst lieben, eben darum lieben sie auch diese ihre Betrübniß, insoferne sie von Gott kommt, sogar noch mehr, als sie die Straflosigkeit lieben würden, wenn solche mit Gott im Widerstreite läge. Hierin scheinen dieselben eine Aehnlichkeit mit einem gewissen Vogel zu haben, welcher, wenn er an den Spieß befestiget wird, um gebraten zu werden, sich selber dem Feuer zudreht und sich so an demselben zubereitet; wie Albert der Große bezeugt (d. anim. l. 23.). In gewissem Sinne ist dies auch bei den Seelen im Reinigungsorte der Fall; denn sie schauen Gottes Gerechtigkeit auf's Genaueste; daher wenden sie sich, so zu sagen, selber dem Feuer zu, welches sie quält. Die heilige Gertrudis schaute einstmals in einem Gesichte, wie eine Ordensperson die Strafe des Fegfeuers mit Freudigkeit erduldete; und warum? weil es so der göttlichen Gerechtigkeit entsprechend war (nach dem Berichte des Ludwig Blosius mon. spir. c. 13.).

Doch hier mag es vielleicht Manchem dünken, als stellte ich die Strafen des Reinigungszustandes zu glimpflich dar; sie, die doch allgemein als überaus schrecklich geschildert werden; denn wenn man sich das Fegfeuer wünschen darf, braucht man es auch gewiß nicht mehr zu fürchten. Aber bemerket wohl, Geliebteste: die Freude, welche die Seelen im Reinigungsorte empfinden, schließt die Qual keineswegs aus. Denn wenn auch auf der einen Seite ihre Freude groß ist, so wird denn doch auf der anderen Seite auch ihre Pein sehr empfindlich sein. Betrachtet nur einmal unseren göttlichen Heiland am Kreuze! Was sehet ihr? Nicht wahr: die Aengsten des Todes, ein Meer

von Martern, seinen verwundeten Leib, hangend an groben Nägeln, seine durchbohrten Hände und Füße, seinen brennenden Durst, seine Vermattung, sein Mitleiden mit den Theueren unter dem Kreuze, sein Ertragen der manchfachsten Beschimpfungen u. dgl. Und dennoch schaute gerade zu derselben Zeit die Seele Christi, welche vom ersten Augenblicke ihrer ewigen Geburt an selig war, — seine Seele, sage ich, schaute in diesen Stunden körperlichen Leidens Gott den Vater, und freute sich dieser Anschauung Gottes und ihrer Seligkeit im höchsten Grade. — Ist es ferner bei den heiligen Martyrern nicht öfter vorgekommen, daß sie mitten in Flammen und Qualen Loblieder sangen und frohlockten? Seht, Geliebte! so können auch Schmerz und Freude nebeneinander bestehen. — Nach dem Zeugnisse des heiligen Bonaventura wird aber im Reinigungszustande die Freude nicht so groß sein, als die Trauer. Thöricht würde deshalb derjenige handeln, welcher sich bei Lebzeiten schon das Fegfeuer wünschen würde; gerade sowie einer ein vollständiger Thor wäre, welcher sich wünschte, man möge seinen Leib nach allen Seiten hin mit eisernen Pfeilen durchbohren, deshalb, damit er sich nachher über das Herausziehen derselben freuen könnte. —

Wenn wir demnach, Geliebte, eine Freude suchen, so wollen wir eine solche suchen, die keine Pein mit sich führt, eine reine Freude, welche alles Maaß übersteigt und himmlisch ist. Denn der heilige Augustinus bemerkt sehr bezeichnend: „Der weiß nicht, was er begehrt, der das Fegfeuer verlangt.“

V.

Die Seelen im Fegfeuer genießen die Freude und den Trost **des Umganges mit den Heiligen und Engeln.**

Den Seelen im Läuterungszustande erwächst endlich keine geringe Freude aus dem freundschaftlichen Umgange, den wol Niemand den Seelen im Fegfeuer wird absprechen wollen. — Denn erstlich und vor Allem untersteht es keinem Zweifel, daß alle dort befindlichen Seelen durch das Band gegenseitiger Liebe unter sich auf's Engste verbunden sind, und daß eine die andere tröstet. Denn der heilige Augustinus sagt, man müsse zugeben, daß die früher dort angelangten Seelen den später kommenden die für sie dargebrachten Fürbitten erzählen werden. Auch theilen sie ihre Freuden unter sich, indem sie sich untereinander weit inniger lieben, als je auf Erden; sind

sie doch ihres ewigen Erbes sicher. Ja gewiß, Andächtige, wüßten wir schon jetzt, mit wem wir in der Seligkeit werden umzugehen haben, — wir würden diese Personen einzig schon deshalb lieben. Die Seelen des Fegfeuers wissen aber, daß sie Miterben Christi sein und mit dem Herrn in der seligen Ewigkeit verbleiben werden. Wir auf Erden bringen es nicht zu einer so innigen Liebeszuneigung gegen einander, weil wir die Auserwählten nicht von den Verworfenen, die aufrichtigen Freunde nicht von den falschen unterscheiden können; und gar oft sind Jene, die wir für Freunde halten, unsere Feinde. Schon Job klagt deshalb: „Ich war ein Bruder von Drachen, und ein Genosse von Straußen" (Job 30, 29.), d. h. Freund von solchen, die mir sowol offen als tückisch Feinde gewesen.

Hiezu kommt ferner der Besuch der heiligen Engel. Denn wer wird in Abrede stellen wollen, daß die Seelen im Fegfeuer sich des Umganges mit den Engeln erfreuen, nachdem dieser ihnen ja auch schon während ihres Erdenlebens nicht vorenthalten war? Denn in dem bereits vorhin erwähnten Ausspruche des heiligen Augustinus ist angedeutet, daß die Engel den armen Seelen die beglückende Kunde der für sie geschehenen Fürbitten mittheilen. So sind es also die heiligen Engel, welche erstlich durch ihren einnehmenden Zuspruch und ihren lieblichen Anblick die Strafen der Armen erleichtern; und kann es denn etwas Annehmlicheres und Süßeres geben, als den Umgang und Anblick der Engel? — Dann melden ihnen die Engel auch, was durch Fürbitten zu ihren Gunsten bereits geschehen ist. — Endlich trösten sie dieselben mit der Hoffnung baldiger Erlösung. Ein geistreicher Schriftsteller berichtet folgendes hieher gehörige Beispiel: Ein Verstorbener, den ein Heiliger wieder zum Leben erweckt hatte, erzählte, er habe im Fegfeuer eine ihm von früher bekannte Seele getroffen, welche mitten in ihren empfindlichen Qualen auf einmal voll Freude ausgerufen: O du höchst barmherziger Gott, ich danke dir, daß du meiner nicht bis zuletzt vergessen hast! Als eine Leidensgenossin diese Seele fragte, warum sie denn so freudig gestimmt sei, gab sie zur Antwort, es sei ihr geoffenbart worden, daß an jenem Tage in ihrer Anverwandtschaft ein Knabe zur Welt gekommen sei, welcher einstens Priester werden und sie durch sein erstes heiliges Meßopfer erlösen würde. O betrübte Hoffnung, o traurige Freude! Die arme Seele mußte zum Mindesten noch vierundzwanzig Jahre warten, bis der eben geborene Knabe die heilige Priesterweihe empfangen konnte; und doch freute sie sich und dankte Gott!

Schluß.

Geliebte Zuhörer! Aus dem bisher Geschilderten wird euch klar geworden sein, daß die Seelen im Reinigungsorte nicht umsonst ausrufen: „Gott sei Dank, daß er uns durch unseren Herrn Jesus Christus den Sieg verliehen!“ Aber woher entnehmen sie den Stoff zu solcher Freude? Sie werden uns mit dem Weltapostel antworten: „Durch unseren Herrn Jesus Christus.“ Woher kommt es, ihr Seelen im Fegfeuer! daß ihr mit Ueberwindung des Todes in der Gnade verharrt? — „Durch unsern Herrn Jesus Christus.“ Woher kommt es, daß ihr mit Besiegung des Erbfeindes der Menschheit von keinem Falle fortan mehr etwas wisset? — „Durch unseren Herrn Jesus Christus.“ Woher kommt es, daß ihr mit Bekämpfung der Sünde das Panier der Unschuld emporhebet? — „Durch unseren Herrn Jesus Christus.“ Woher kommt es, daß ihr in den empfindlichsten Peinen, nach Besiegung der Hölle den höchsten Gleichmuth bewahret? — „Durch unseren Herrn Jesus Christus.“ Woher rührt euer Sieg über die Welt, euer Umgang mit den Engeln und Gerechten?“ — „Von unserem Herrn Jesus Christus.“ — Ihr habet sonach keinen Grund, selbst mitten in den Flammen von einem solchen Sieger, euerem Heerführer, zu schweigen. Fasset also Muth und seid stark, denn derselbe, der euch so viele Siege verlieh, wird euch dermaleinst auch zu jenem Siege verhelfen, daß ihr, eueres Kerkers entledigt, auch mit ihm triumphiren werdet. Nur noch kurze Zeit, — dann wird der Herr sich eueres Dienstes erinnern, und euch die himmlische Glückseligkeit geben.

Dieses ist es, was wir euch allen, ihr armen Seelen! einhellig wünschen. Aber auch um das Eine bitten wir euch schlüßlich: O gedenket unser, wenn es euch einst wohl ergeht; erzeiget uns dann die Barmherzigkeit, den Herrn zu bitten, daß er uns einstens aus jenem Kerker zur unverwelklichen Siegeskrone der himmlischen Herrlichkeit führen wolle! Amen.

Predigt auf das Fest der Kirchweihe.

Thema: Welchen Gewinn der häufige Kirchenbesuch einbringt.

Eintheilung.

Was der öftere und andächtige Kirchenbesuch für Vortheile gewährt, ist an Zachäus zu ersehen; denn
1) Zachäus sah den Herrn;
2) er ward auch von Christus gesehen;
3) er fand Erhörung;
4) er sammelte Früchte der Buße, und
5) erlangte das Heil.

Text: Luc. XIX, 4. „Zachäus stieg auf einen Maulbeerfeigenbaum, um Jesum zu sehen; denn da sollte er vorübergehen."

Eingang.

Geliebte in Andacht Versammelte!

Der Feigenbaum, den Zachäus nach dem heutigen Festevangelium bestieg, war für diesen ein überaus glückbringender, edler und heilsamer Baum; denn von ihm aus erblickte er den Herrn; von da ward er wieder von dem Heilande mit dem Blicke der Liebe angeschaut; auf ihm fand er die Erhörung seines Verlangens, Jesum genauer kennen zu lernen; auf ihm sammelte er sich die Früchte der Buße, der Reue und Sündenvergebung; durch ihn

endlich erlangte er die Seligkeit, und ward aus einem Sünder ein Heiliger; und so ist denn das Heil seinem Hause widerfahren. — Wir dürfen darum annehmen, Zachäus habe späterhin, so oft er an diesem Feigenbaum vorüberging und ihn ansah, jedesmal dankbaren Sinnes ausgerufen: O du glückbringender, du edler, du segensvoller Baum! Du hast mir den Heiland gezeigt, du hast den Herrn auf mich aufmerksam gemacht, du hast mein Verlangen gestillt, du hast meine Bekehrung zu Stande gebracht, hast mir die Früchte der Buße geboten, und das Heil geschenkt! O seliger, o herrlicher, o heilbringender Baum!

Meine Christen! Wer aus uns würde wol, wenn er einen solchen Baum wüßte, den er mit so großem Gewinn besteigen könnte, nicht mit allen Kräften demselben zueilen, und ihn, wie Zachäus, durch Voraneilen in Besitz nehmen? Ja, wenn im heiligen Lande, und sogar mitten in der Türkei noch ein derartiger oder ähnlicher Baum zu finden wäre, mit Recht müßten wir ihn alle aufsuchen und erklimmen.

Nun frage ich: Läßt sich denn heutzutage gar kein solcher Baum mehr antreffen? — O ja, Geliebte! und nicht nur Einer, sondern sogar viel tausend solcher Bäume sind auf der ganzen christlichen Welt zerstreut, und begegnen uns aller Orten. Doch wer sollten diese sein? — Es sind **die Gott geweihten Tempel,** in denen man täglich beim heiligen Meßopfer Christus den Herrn an uns vorübergehen sehen kann. Wollten wir diese Gotteshäuser mit einem ähnlichen Eifer nur häufig aufsuchen: — fürwahr, wir würden von dort aus ähnliche Früchte, wie Zachäus, empfangen.

Lasset uns daher, Andächtige! in gegenwärtiger Erbauungsstunde vernehmen, **welchen Gewinn der häufige Kirchenbesuch einbringt.**

Abhandlung.

An Zachäus im heutigen Evangelium läßt sich ersehen, was der öftere und andächtige Besuch der Gotteshäuser für Früchte bringt. Denn zu diesen gehörte:

I.

Zachäus sah seinen Heiland vom Feigenbaume aus. Ein Gleiches begegnet uns in unseren Kirchen.

Auf dem Feigenbaume sah Zachäus Jesum Christum, und mit Ihm noch manches Andere, was er vordem nie gesehen hatte. — Er erschaute nämlich die Eitelkeit der irdischen Güter, da er sie sobald nachher gering schätzen lernte und vertheilte; zugleich aber erkannte er auch die Vortrefflichkeit der himmlischen Güter, indem er sofort ein großes Verlangen nach diesen empfand; — ungefähr in der Weise, wie Jemand, der höher hinaufsteigt, das, was über ihm ist, für größer, und das, was am Boden ist, für kleiner ansieht.

Ganz ähnlich erschauen auch wir in der Kirche Gott den Herrn und das Himmlische viel deutlicher, denn anderswo. Vor Allem nämlich sehen wir

a) unseren Heiland — wenn gleichwol verschleiert — im heiligsten Altarssakramente; und es ist gewiß, durch diesen Anblick würden wir ebenso, wie einstmals die Israeliten in der Wüste beim Anschauen der ehernen Schlange (IV. Mos. 21.), von den Bissen unserer Sünden geheilt, wenn wir Ihn nur mit Andacht betrachten wollten.

b) Wir sehen in der Kirche Christus den Herrn aber auch in den Geheimnissen seines Lebens und Leidens; und zwar nicht nur bei dem heiligen Meßopfer, sondern auch, und vornehmlich in den Predigten und in den Lesestücken des Evangelium, denn hier erfahren wir, wer Christus ist, was er wirkte, was er litt u. s. f. Dergleichen Betrachtungen bringen uns aber einen unermeßlichen Vortheil ein, und erleuchten die Herzen der Menschen. Eine christliche Kirche ist, wenn ich so sagen soll, eine Hochschule für den Jünger Jesu; außerhalb einer solchen lernt man wenig oder gar nichts, gerade wie Einer, der, statt an einer öffentlichen Lehranstalt, für sich allein studirt. Darum sehen wir auch die seligste Jungfrau Maria und Samuel so hoch erleuchtet; waren sie ja doch im Tempel auferzogen worden. — Gewiß, so lange sich Zachäus unter der Volksschaar befand, bemerkte er den Heiland nicht; nachdem er aber sich über die Menge erhoben hatte, sah er Christum, wie der heilige Ambrosius (üb. Luc. 19.) bemerkt. Ebenso werden auch wir, so lange wir uns in dem Schwarme weltlicher Geschäfte und Gesell-

schaften befinden, Christum kaum oder gar nicht sehen, gesetzt auch, wir würden zu Hause allerlei gedruckte Predigten lesen. Viel deutlicher wird uns der Herr in seinem Hause und bei der Predigt unter die Augen treten. Ohne Zweifel hatte der heilige Einsiedlerabt Antonius schon mehrmals vorher in seinem Leben den Ausspruch Christi im Evangelium (Matth. 19, 21.): „Willst du vollkommen sein, so geh' hin, verkaufe Alles, was du hast u. s. f.", gehört oder gelesen; und war hiedurch dennoch nicht eher zur Ergreifung eines vollkommenen Lebens vermocht worden, als da er in der Kirche dieses Wort vernommen. So das röm. Brev. in s. Offic. (17. Januar), 4. Lect.

c) Wir erkennen endlich im Hause Gottes die Vortrefflichkeit der göttlichen Güter. Denn wenn wir die Pracht und den Schmuck der Tempel, die priesterlichen Kleidungen, die Aufeinanderfolge der kirchlichen Dienste, die Herrlichkeit der Ceremonien betrachten; wenn wir die lieblichen Töne der Kirchenmusik vernehmen; wenn wir die Wohlgerüche des Weihrauches einathmen: so werden wir hiedurch unfehlbar zur Erwägung der himmlischen Güter angeleitet, und fangen an, die irdischen zu verachten in dem Gedanken: Wenn das Haus Gottes hienieden schon mit so vieler Pracht ausgeschmückt wird; wie wird es erst dort oben im Himmelsdome Gottes sein? Deshalb wurden der Tempel Salomons und im neuen Bunde die christlichen Kirchen so prächtig erbaut: wir sollen dadurch zur Erkenntniß und Liebe des himmlischen Hauses Gottes hingerissen werden, und das Irdische mit Geringschätzung ansehen. — So betete David mit Hintansetzung seines Königsthrons und seiner fürstlichen Genüsse also zu Gott: „Eines verlange ich vom Herrn, wiederum begehr' ich's, daß ich weilen darf im Hause des Herrn alle Tage meines Lebens; daß ich schaue die Lieblichkeit Gottes, und seinen Tempel besuche" (Ps. 26, 4.). —

II.

Auf dem Feigenbaume **ward Zachäus auch von Christus gesehen,**

und zwar mit dem Blicke der Huld und Gnade. Wäre er unten in der Volksschaar geblieben; ein solcher Blick wäre ihm nicht zu Theil geworden; denn wir lesen nicht, daß ein Anderer aus der Volksmenge in gleicher Weise von Christus angeschaut wurde; Zachäus ist vielmehr der Einzige, von dem der heilige Evangelist

Lucas (19, 5.) berichtet: „Jesus schaute hinauf und sah ihn."

Auf gleiche Weise werden auch Jene, welche die Kirche gerne, häufig und andächtig besuchen, gewürdigt, von Gott auf besondere Art gesehen zu werden, nämlich mit dem Blick der Liebe und Beschützung, oder mit Vateraugen, mit denen der verlorene Sohn von seinem Vater, der gefallene Petrus von Christus, der unter die Räuber Gerathene von dem Samaritan angeschaut worden. — Wenn wir nämlich gerne und fleißig im Hause Gottes verweilen, geben wir zu erkennen, daß wir Hausgenossen, ja Kinder Gottes sind; und diese wird Gott gewiß auf eine besondere Weise lieben, beschirmen und für seine Kinder halteu; wie auch Booz, auf die Nachricht, die fromme Ruth halte sich immer auf seinem Acker auf und sammele dort Aehren, diese seine Tochter nannte, und seine Leute beauftragte, ihr dies nicht zu wehren, der Ruth aber gestattete, fortwährend auf seinem Felde Aehren aufzulesen (Ruth 2, 15.).

In keinem Falle werden nämlich bei Gott die christlichen Kirchen weniger gelten, als in der Vorzeit der Tempel Salomon's. Von letzterem aber erklärte Gott selbst: „Meine Augen und mein Herz werden dort sein allezeit" (III. Kön. 9, 3.). Hiemit soll sicherlich nicht gesagt sein, daß der Herr auf die Steine und das Gebälk, oder auf das Gold und Silber des Tempels, sondern auf die Besucher desselben, und Jene, die dort beten würden, blicken wolle. — Dies bewies denn auch Gott in der Vorzeit durch ein merkwürdiges Beispiel, welches uns Sigonius (d. regn. Ital. I. 1.) aus dem heiligen Gregorius anführt. Als einstmals die Etsch bei Verona austrat, und bis zu den zunächst am Dache befindlichen Fenstern der Kirche des heiligen Zeno emporstieg, begegnete den dort versammelten Christen nicht der geringste Unfall; denn die Fluth bespülte zwar die Kirche ringsum, drang aber nicht in dieselbe ein. Christus blickte nämlich seine dort gegenwärtigen Kinder mit schirmendem Auge an.

Wollen demnach auch wir, Andächtige! von Gott auf ähnliche Weise gesehen und beschützt sein, so müssen wir sein Haus mit Freuden und Eifer besuchen. Darum hatten die Christen früher die Gewohnheit, wenn sie in eine Stadt oder in einen Ort kamen, immer vor Allem in die Kirche zu gehen, wie der gelehrte Karthäuser Laurentius Surius vom heiligen Nilus, desgleichen vom heiligen Mauritius und seinen Gefährten bezeugt. Dies that ja auch unser göttlicher Heiland selbst, da er bei seinem feierlichen Einzuge in Jerusalem sogleich in den Tempel, als in seines Vaters Haus, ging (Matth. 21, 12.); wie der heilige Chrysostomus hierüber bemerkt: „Es war dies das erste Kennzeichen

eines guten Kindes, daß er bei seiner Ankunft dem Hause seines Vaters zueilte, und dem die Ehre gab, der ihn erzeugt hatte; damit auch du, mein Christ! den Heiland nachahmen, und bei deinem Eintritt in irgend eine Stadt zuvörderst vor jeder anderen Handlung der Kirche zueilen mögest."

Zachäus ward überdies auch von den Jüngern Christi gesehen und in ihre Gesellschaft aufgenommen. Gerade so pflegen auch die Engel und Schutzheiligen der Kirchen Jene, welche die Kirchen gerne und häufig besuchen, zu lieben, zu beschirmen und in ihre Gemeinschaft aufzunehmen. Da jene Sunamitin, deren die heilige Geschichte erwähnt (IV. Kön. 4.), die Wahrnehmung machte, daß der Prophet Elisäus öfter bei ihr einkehrte, sagte sie zu ihrem Manne: „Ich merke, daß dieser, der so oft bei uns durchzieht, ein heiliger Mann ist. Wir wollen ihm daher ein kleines Zimmer herrichten, ihm ein Ruhelager, einen Tisch, einen Stuhl und Leuchter hineinstellen, damit er, wenn er zu uns kommt, bei uns bleiben mag" (V. 9 u. 10.). Glaubet mir, Geliebteste! auch die Heiligen, besonders die Kirchenpatrone, gewähren dasselbe denen, welche ihre Kirchen oft und andächtig besuchen. Indem sie nämlich gewahr werden, daß dieselben fromm und Freunde Gottes sind, so erflehen sie ihnen durch ihre Fürbitte bei Gott ein Lager, d. h. Frieden und Ruhe; — einen Tisch, d. h. das zum Lebensunterhalt Nothwendige; — einen Stuhl, d. h. Ehre und guten Namen; — einen Leuchter, d. h. Erleuchtung des Gemüthes und Kenntniß göttlicher Dinge, sowie ihrer selbst.

Dieses Alles erfuhr an sich selber der heilige Hermann, von welchem P. Matth. Rader (Viridar. p. 2. c. 5.) Folgendes erzählt: „Hermann war zu Köln von angesehenen, aber beinahe ganz vermögenslosen Aeltern geboren, und wegen seines reinen Herzens und arglosen Gemüthes Joseph beigenannt. Als Knabe besuchte er eine seinem älterlichen Hause nahe gelegene Kirche sehr fleißig, und theilte sein Stückchen Brod oder die Aepfel und Birnen, welche er von seinen Aeltern bekommen hatte, mit dem Bilde des Jesukindes auf den Armen der göttlichen Mutter. Christus schien an der Freigebigkeit des guten Knaben Freude zu haben, und mit ihm zu essen, ja sogar mit ihm zu spielen; — so weit läßt sich die höchste Majestät zum menschlichen Wesen herab. Nachdem dies Hermann's Mutter mehrmals aus dessen Mund vernommen, sagte sie einmal zu ihm: „Nun, mein Kind, weil du den Sohn der seligsten Jungfrau öfters zu Gaste hattest, so bitte doch seine Mutter, sie möge auch uns, die wir jetzt Noth leiden und so ganz hilflos sind, ein Mahl bereiten und uns den Lebensunterhalt verschaffen. Hermann that es: er flehte zu Maria — und ward erhört; sie befahl ihm nämlich, seiner

Mutter zu bedeuten, es liege Gold in ihrem Hause vergraben. Wirklich fand die Mutter solches auf, ernährte damit ihre Familie; und nachdem sie Gott und seine Mutter mit gebührendem Danke verehrt hatte, übergab sie bald darauf ihren Sohn dem Kloster zu Steinfeld, wo dieser, bevor er noch das vorgeschriebene Alter hatte, wegen seiner hohen Frömmigkeit Aufnahme fand. Von da ward er zur weiteren Ausbildung nach Friesland geschickt. Als er aber hier wegen eines bösartigen Hautausschlages bei seinen Mitschülern in Mißachtung fiel, flüchtete er sich sofort zu seiner gewohnten Zufluchtsstätte — zum Altare der Gottesmutter, welche ihn denn auch nicht nur von seinem Uebel vollkommen heilte, sondern auch zur allgemeinen Verwunderung ganz unversehrt und, ohne äußere Spuren der Krankheit an sich zu tragen, herstellte. Seine Frömmigkeit war so groß, daß er nicht nur kein unartiges Wort seinen Lippen entschlüpfen ließ, sondern es auch seinen Lehrern übel nahm, wenn sie bisweilen nach Art der Heiden beim Unterrichte Götternamen, wie Jupiter, Herkules u. dgl. oder andere Höllenungeheuer aussprachen. Er starb in Friesland, und sandte seine engelreine Seele zum Himmel.

III.

Auf dem Feigenbaume **fand Zachäus die gewünschte Erhörung.**

Er wollte nämlich den Heiland sehen und kennen lernen; — und wirklich schaute er ihn und lernte ihn kennen, so zwar, daß der Herr in seinem Hause als Gast einkehrte. Des Zachäus Wunsch wäre sicher nicht in Erfüllung gegangen, Zachäus hätte Christum nicht kennen gelernt, wenn er unten in der Volksmenge geblieben wäre.

Ganz auf dieselbe Art werden auch Jene, welche in der Kirche zu beten gewohnt sind, von Gott leichter erhört; einmal aus dem Grunde, weil die Kirche gewissermassen der eigentliche Ort der Erhörung von Seite Gottes ist; denn bezüglich des Tempels hatte der Herr schon im alten Testamente die besondere Verheißung gegeben: „Meine Augen sollen offen und meine Ohren aufmerksam sein auf das Gebet desjenigen, der an diesem Orte betet.“ (II. Parab. 7, 15.) So schaute Moses außerhalb des Tempels Gott im Vorübergehen und nur rücklings (II. Mos. 34, 6.); während der Prophet Isaias den Herrn im Tempel deutlich auf seinem Throne sitzend erblickte. Dann aber auch deshalb, weil man aus

manchfachen Ursachen in der Kirche besser und aufmerksamer betet, als zu Hause oder außerhalb des Tempels. Wer nämlich zu Hause seine Andacht verrichtet, der betet, wenn ich so sagen soll, unter dem Schwarm und dem Gedränge zeitlicher Sorgen; dagegen der im Tempel Betende verrichtet seine Andacht gewissermassen abseits auf dem Baume, folglich viel andächtiger und nutzbringender.

Ja, ich getraue mir, zu behaupten: Wer gerne und mit frommer Absicht die Kirche besucht, wird, wenn er auch kein Gebet sprechen sollte, doch wie ein Betender von Gott erhört; denn der Herr blickt in sein Herz, da er ja in der Absicht, zu beten, zur Kirche zu kommen gewohnt ist. So ward jene alttestamentliche Anna im Tempel erhört, da sie „im Herzen betete, nur ihre Lippen bewegte, aber keine Worte aussprach" (I. Kön. 1, 13.). Auf dieselbe Art empfängt ein Armer, der vor der Thüre eines Reichen, wo er gewöhnlich sein Almosen erhält, seine Spende, auch wenn er nicht eigentlich darum bittet.

IV.

Zachäus **sammelt sich** vom Feigenbaume **die Frucht der Buße.**

Denn sobald er den Heiland erblickte und erkannte, ward er von Reue durchdrungen, und erhielt Vergebung seiner Sünden.

In gleicher Weise sammeln auch die andächtigen Besucher der Kirche in dieser die Früchte der Buße, und zwar die Herzenszerknirschung und die Sündenvergebung. Der heilige Chrysostomus vergleicht darum (Hom. 51. üb. Joh.) die Kirche mit einer Apotheke, wo Arzneien jeder Art aufbewahrt und verkauft werden. Eine Kirche ist nämlich in der That ein solcher Arzneiladen, denn allda werden die Heilmittel gegen die Sünden verordnet und angewandt. Aus dieser Apotheke nimmst du, christlicher Freund! schon einen Wohlgeruch mit, wenn du auch nichts daselbst kaufest. Vernimm, wie sich der heilige Chrysostomus (a. a. O.) hierüber ausdrückt: „Wenn Jemand neben einem Parfümerienhändler oder in einem ähnlichen Laden sitzt, so nimmt er, ohne es zu wollen, selbst den ihn umgebenden Wohlgeruch an. Um wie viel mehr wird dies der Fall sein bei dem, welcher oft in die Kirche geht!" —

So wirst darum auch du dir im Tempel immer eine heilbringende Wirkung zuwenden, du brauchst deshalb noch nicht

seelenkrank zu sein. Denn in der Kirche findet sich gar Vieles, was den Menschen zur Buße und zur Andacht stimmen kann. Der fromme Gerson (serm. d. vita cleric.) sagt daher: „Was rufen alle in der Kirche befindlichen Bilder vor uns, ringsum, ober und unter uns, an den Seitenwänden; desgleichen der Gesang und Glockenschall; auch Alles, was in der Kirche gelesen wird und überhaupt vorgeht, — was ruft dieses uns anders zu, als unsere Herzen himmelwärts zu richten, damit wir keine Unwahrheit sagen, wenn wir beim heiligen Meßopfer antworten: „„Wir haben sie zum Herrn gerichtet."" Ohne Buße können aber Sünder ihre Herzen fürwahr nicht himmelwärts erheben." Derselbe Geistesmann fährt fort: „Das Kreuz und der daran geheftete Heiland — rufen sie uns nicht zu, Buße zu thun, da sie uns Christus selbst vor Augen stellen, der schmerzlichere Peinen erduldete, als irgend Jemand, und zwar zur Genugthuung für unsere Sünden, nicht für seine eigenen. Dieselbe Mahnung geben uns ferner die Bilder der Heiligen, indem sie unserem Gedächtnisse einprägen, daß auch wir, wie diese Heiligen, nur durch viele Trübsale in's Himmelreich eingehen werden. Endlich sind es auch die Grabdenkmäler, welche uns unabläßig mit lauter Stimme und unter Wehklagen zur Buße aufmuntern, indem sie uns zu Gemüthe führen, wer die in denselben beigesetzten jetzt sind, was sie waren, welche Verdienste sie sich um uns erwarben, was wir ihnen schuldig sind 2c. 2c."

Als Beispiel hiefür mag uns der Zöllner im Evangelium dienen, der durch sein Gebet im Tempel gerechtfertigt worden (Luc. 18, 14.). — Ein anderes hieher einschlägiges Beispiel erzählt uns Rufinus (vit. P. P. l. 3. n. 167.) von dem heiligen Einsiedler Paulus, einem Schüler des heiligen Abtes Antonius. Dieser Heilige hatte nämlich einst einen Menschen zur Kirche gehen sehen — schwarz und unheimlich, wie ihn die bösen Geister an einem Zaum in seinem Munde fortzogen und führten; wie ihm dagegen sein guter Engel von Ferne trauernd folgte. Später erschaute er den Nämlichen, wie er mit hell leuchtendem Angesichte und schimmerndem Körper aus der Kirche trat, wie die bösen Geister ihm von Ferne folgten, sein heiliger Schutzengel aber voll Freude und Heiterkeit ihm zur Seite wandelte.

Daß überdies durch den Kirchenbesuch und den Gebrauch des Weihwassers hiebei auch die läßlichen Sünden erlassen werden, bezeugt der heilige Thomas von Aquin (p. 3. q. 83. art. 3.). Hiezu kommt noch ein Ablaß von vierzig Tagen oder die Vergebung der Sündenstrafen für den Tag des Kirchweihfestes. — Gesetzt, mein Freund, du würdest deinen Schuldnern vierzig Dukaten nachlassen, unter der Bedingung, sie sollten an einem bestimmten Tage in dein Haus kommen: gewiß keiner von ihnen

würde diese Wohlthat verabsäumen. Eben diese Gutthat bietet uns nun Gott an für die Kirchweihfeste. In früherer Zeit eilten die Leute unstreitig viele Meilen weit, um diesen Ablaß zu gewinnen. In unseren Tagen aber läuft man statt den Ablässen den mit den Kirchweihfesten verbundenen Tänzen, Spielen und Gastereien nach. Es darf uns sonach nicht Wunder nehmen, wenn diese Feste bei Gott verhaßt sind, wie der Herr schon im alten Bunde den Juden durch den Propheten Isaias verkünden ließ: „Die Neumonde, Sabbate und anderen Feste“ (wie ihr sie begehet) „kann ich nimmer dulden; euere Versammlungen sind sündhaft; .... waschet euch und seid rein!“ (Is. 1, 13. 16.)

V.

Durch den Feigenbaum erlangte Zachäus das Heil.

Dieses Heil wird auch Jenen zu Theil, welche das Haus Gottes gerne und andächtig besuchen. Gerne zur Kirche kommen scheint nämlich ein Kennzeichen der Auserwählung zu sein. Denn da uns die Kirche ein Sinnbild des Himmels ist, so liebt folgerichtig derjenige, der sich nach dem Himmel sehnt, auch das Gotteshaus. Auf der anderen Seite ist auch das Kind gerne in seines Vaters Hause. Darum sprach der zwölfjährige Jesus (nach Luc. 2, 49.) zu seinen Aeltern: „Wußtet ihr nicht, daß ich in dem sein muß, was meines Vaters ist?“ Mit anderen Worten: Ihr solltet darüber nicht den geringsten Zweifel hegen, daß mir es nur wohl ist im Hause meines himmlischen Vaters. —

Ebenso wende ich den Schluß auf dich an: Wenn du ein Kind Gottes bist, wirst du auch gerne in seinem Tempel weilen. Ein Beispiel mag das Gesagte beleuchten.

Es ist in der Chronik des Prämonstratenser-Ordens zu lesen und lautet: Ein schlichter Hirte hatte einstmals in einer Predigt vernommen, man müsse geraden Weges zum Himmelreiche gehen, ohne rechts oder links abzulenken. So ging er denn immer gerade fort, und kam in eine Prämonstratenser-Kirche. Da er nun hier die Klostergeistlichen in ihrem weißen Ordenskleide erblickte, meinte er, das Himmelreich gefunden zu haben, und hielt die dort hin- und wieder gehenden weiß gekleideten Männer für Engel. Niemand wollte ihn anreden. Doch als es Abend geworden, hießen ihn die Mönche die Kirche verlassen. Verwundert, wie ihm Engel so etwas heißen könn-

ten, weigerte er sich, hinaus zu gehen, mit der Erklärung, es sei ihm hier ganz wohl. Er brachte also die Nacht in der Kirche zu, — und siehe! es kamen wirklich Engel zu ihm, und brachten ihm Speise. Hiedurch in seiner Meinung nur noch mehr bestärkt, war er nun um so weniger aus der Kirche fort zu schaffen. Da nun die Geistlichen des Klosters endlich wissen wollten, was denn dieser Mann während der Nacht triebe, und wovon er lebte, so sahen sie alsbald, wie ihn die Engel speisten. Darnach ward er denn in den Orden aufgenommen, und starb nicht lange darauf eines heiligen Todes.

Schluß.

Geliebte Andächtige! Wir haben in unserer heutigen Betrachtung an Zachäus die herrlichen Früchte kennen gelernt, die ihm durch das Ersteigen des Feigenbaumes zu Theil geworden, und vernommen, daß er die Gnade hatte, seinen Heiland zu schauen, und von ihm gleichfalls in Huld angeblickt wurde; daß er die gewünschte Erhörung fand, die Früchte wahren Bußgeistes erntete und das Heil erlangte — gewiß sehr vortreffliche Früchte! — Ist uns nun daran gelegen — und bei wem sollte dieses nicht der Fall sein? — uns gleiche Früchte zuzuwenden, o so lasset uns denn mit Zachäus den Uebrigen, ihres Heils weniger Beflissenen, im Gedränge weltlicher Sorgen Befindlichen voraneilen, und den geheimnißvollen Feigenbaum besteigen, d. h. die Kirche gerne und fleißig besuchen! Es gibt fast kein Dorf in der katholischen Welt, das keine Kirche besäße; tagtäglich ruft uns der Klang der Glocken zum Gottesdienste; an jedem Morgen haben wir Gelegenheit, im heiligen Meßopfer Jesum vorüberwandeln zu sehen. Wohlan, Andächtige! benützen wir diese Gelegenheit zum Besuche des Gotteshauses, — der Kirchenbesuch ist ja so lohnend, so segensvoll, und macht uns würdig, dermaleinst nach unserem Hinscheiden in das ewige Haus des Herrn einzugehen. Amen.

Faber, Matthias

Predigten auf die Somi- und Festtage des Kirchenjahres (Opus tripartitum.)
Aus dem Lateinischen übersetzt und herausgegeben von Heinrich Hoffmann und Michael Schuler. Neue folge
Bd.: 1

Würzburg 1864